# Bettler und Fürstensohn.

## Roman aus unseren Tagen.



München.
Arenz'sche Verlagsbuchhandlung.

# Bettler und Fürstensohn.

Roman aus unseren Tagen.

Zweiter Band.

München.
Arenz'sche Verlagsbuchhandlung.

# Inhalts-Verzeichniß

zu Band II.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Der König und der Sänger | 1 |
| II. | Die geheimnißvolle Flamme | 11 |
| III. | Ein Blick in die Zukunft | 25 |
| IV. | Fortsetzung der Wundergeschichte von Marienruh | 31 |
| V. | Peter Kurz | 39 |
| VI. | Ein unerwarteter Besuch | 43 |
| VII. | Die Kinder des Herrn von Zamarowsky | 49 |
| VIII. | Der Weltenstürmer | 63 |
| IX. | Golgatha und Freudenberg | 95 |
| X. | Von England zurück | 130 |
| XI. | Die beiden Freunde | 162 |
| XII. | Eine geheime Mahnung | 176 |
| XIII. | Der Besuch im Meisterhaus | 195 |
| XIV. | Eine wichtige Stunde | 227 |
| XV. | Ein Abend bei den Brüdern des geheimen Bundes | 261 |
| XVI. | Die Wunder des schwarzen Herrn | 303 |
| XVII. | In der Gruft zu St. Cajetan | 411 |
| XVIII. | Des unsichtbaren Rath | 439 |
| XIX. | Die Geheimnisse der Residenz | 463 |
| XX. | Die weiße Frau | 485 |
| XXI. | Das Reich der Zukunft | 517 |
| XXII. | Schluß | 529 |

I.

# Der König und der Sänger.

Weit im Alpenland in der Nähe der mächtigen Schneeberge an der Grenze dreier Länder, am Ufer eines reizenden Sees liegt auf hohem Hügel ein uraltes Schloß. So uralt, daß seine Entstehung fast selbst zur Sage geworden ist.

Wie eine Märchenburg, gefüllt mit vielen kostbaren Schätzen, voll romantischer, geheimnißvoller Sagen und Geschichten ragt es aus dem Grün der Wälder hochauf, wie eine Warte, weithin schauend.

Dieß uralte Schloß blickt so schön, so neu dahin, als hätte in den Jahrtausenden, das es steht, niemals der Zahn der Zeit daran genagt. Wohl lag es schon in Schutt und Trümmern, aber ein guter Geist hauchte es an, ein göttlicher Frühling umwehte es und es erhob sich unter den Ruinen zum neuen, prunkenden Prachtbau.

Auf diesem Schloße lebt zuweilen ein edler sinniger Fürst, der, während Andere seines Standes sich eitler Kurzweil oder anderm Treiben hingeben, hier in stiller Zurückgezogenheit den Künsten und der Pflege mancher Wissenschaft sich überläßt.

Manche Nacht zwischen den Mauern der alten Burg wandelnd oder vor den Hallen, die er selbst erbaut, die Aussicht in die märchenhafte Landschaft genießend, den Liedern

alter Barden nachsinnend oder an den Werken neuer Kunst sich labend, führt er hier das Leben eines Weisen. Selbst wie ein König aus der schönen alten Zeit der Märchen und der Minnelieder schafft er sich mit jedem Fußtritt Wunder und auf dem Boden unserer Tage stehend, sieht er mit tiefem Geistesblick fernhin in eine ahnungsvolle Zukunft.

Es war ein so wundervoller Abend, wie er je in den Alpenbergen aufgetaucht ist, zitternd in dem flüssigen Himmel stand das Bergschloß und Stille, ungestörte Stille lag auf der ganzen Umgebung.

In der Halle saß der Fürst im Scheine eines künstlichen Mondlichtes, das das natürliche von außen überstrahlte. Ein Buch lag zu seinen Füssen, er blickte unbeweglich vor sich hin, als sähe er mit seinem schönen geisterhaften Auge in eine ferne Zeit, als erblickte er Dinge, die für Andere unsichtbar nur seiner schöpferischen Phantasie entsprangen.

Plötzlich aber erhob er sich, schritt durch die Halle auf und nieder und die Hand vor der Stirne, als wolle er einen Gedanken festhalten, blieb er vor einem kunstvollen Wandgemälde stehen.

„Habe ich nicht vor einiger Zeit eine Idee gefaßt", sprach er sinnend, eine eigene Gattung Lieder componiren zu lassen? Sie sollen dort, er zeigte auf eine andere Wand, die die Halle abschloß, gespielt werden und zu gleicher Zeit da unten; es müßte sein, als ob die Töne, die dorther erklingen, wie ein Echo aus der Kirche des Berges nachklängen; aber ich sehe den Meister nicht, der die Lieder schaffen soll. Schon harre ich wochenlange vergebens."

Unwillig schritt er wieder auf und ab.

„Freilich", fuhr er fort, wie den Meister selbst entschuldigend, „er hat viel Arbeit, die ihm Zeit und Geist in Anspruch nimmt. Ein Werk, wie er es führt, mag wohl alle Tage, alle Stunden für sich brauchen."

Er ging an einen Schrein, den er aufschloß und darin ein schön gearbeitetes Modell eines Opernhauses stand.

„Aber ich will die Lieder haben, ich muß sie haben!" rief er wieder aufbrausend dazwischen. „Ich möchte das Echospiel zu gerne hören, es paßt zu diesen Bildern hier und diesem Mondlicht gar zu gut. Muß man nicht glauben, in einer Feenwelt zu sein!"

Er setzte sich wieder und nahm das Buch auf. Zerstreut las er einige Seiten, dann ließ er es wieder sinken und blickte träumend vor sich hin.

Um diese Zeit bewegte sich eine Männer-Gestalt in eiligem Schritt durch das Thor des Schlosses, ein weiter Plaid hing wie ein flatternder Mantel über die Schultern des Mannes, dessen Haupt eine Art Barett bedeckte und dem Ankommenden das Ansehen eines Minnesängers aus der liederreichen Vorzeit gab. Unangehalten ging er vorwärts und ehrfurchtsvoll sich verbeugend grüßte ihn, wer ihm begegnete. So kam er bis vor die Halle, wo der Fürst in tiefem Sinnen saß und blieb an der Schwelle stehen, das tiefblickende ernste Auge, das den Geist verrieth, der aus den Zügen des Mannes sprach, auf den Fürsten gerichtet.

Plötzlich sah dieser um und gewahrte den Harrenden. Er stürzte auf ihn zu.

„Sie hier, heute noch?" rief er erstaunt.

„Wohl, ich bin hier!" entgegnete der Mann.

„Wie gehts? Wie fördert denn der Bau?"

Der Meister der Tonkunst sah finster zur Erde.

„Wenn Majestät nicht hilft, so scheitert mir das Werk!"

„Warum?"

„So groß die Spenden waren, das noch größere Werk hat Alles verschlungen."

„Das wäre schlimm!"

„Es ist so!"

„Was thun?"

„Ich selbst bin rathlos. Wenn ich das Werk, das meines Lebens Schaffen krönt, nicht zu vollenden im Stande bin, es ist mein Tod!" rief der Meister erregt.

Sinnend stand der Fürst auf und ging einige Schritte.

„Wie viel ist noch am Bau zu schaffen?“ fragte er.

Der Meister schwieg. Der Plan, den er sich für das Werk entworfen, gestaltete sich in der Ausführung zu einer riesigen Größe, die selbst den an Massen gewöhnten Geist des Schöpfers zu erdrücken drohte. Er hatte sich den kühnen Entwurf gemacht, daß die Schöpfung, die er der Nation widmen wollte, aus den Mitteln der Nation entstehen solle, aber er hatte sich in dem kühnen Entwurfe verrechnet. Große Geister sind selten gute Rechner. Gedrängt von seiner mächtigen Schaffungskunst, die sich in der Geldklemme gefangen sah, bedroht von dem Spotte der Gegner und von dem eigenen gedrückten Stolze aufgestachelt griff zu einem Mittel, das er nicht gewählt hätte, weil es in den Verhältnissen, die bestehen, zu kühn war, aber er wählte es vor der Gefahr des Erdrücktwerdens, es war ein Letztes. Er flüchtete zu der Huld des Monarchen, dessen grenzenlose Liebe für die Sache und großartige Freigebigkeit den Meister schon so viele goldene Brücken zum Nachruhme bauen halfen. Er mußte schweigen auf die Frage: „Wie viel ist am Bau noch zu schaffen?“ Denn war denn der Bau allein, der Kunsttempel das Werk? War dieser nicht vielmehr bloß der güld'ne Schrein, darin die eigentliche Schöpfung sich gestalten sollte und was erforderte dieß an Aufwand von Dekoration, Mechanismus und Darstellern.

„Viel, unendlich viel!“ antwortete er nach einer Pause, „ich kann es selbst noch kaum übersehen.“

„Es wird ein kostbares Werk, Meister — doch es muß geschaffen werden!“ sagte der Monarch mit einem prüfenden Blicke den Künstler ansehend.

„Es wird ein deutsches National-Werk, Majestät, das wir der deutschen Nation geben,“ antwortete dieser in einem Tone, der den entfesselten Stolz und die leuchtende Hoffnung ausdrückte. „Das wir der deutschen Nation geben“, sprach der Sängermeister und auf das „wir“ einen besonderen Nachdruck legend, sah er dem Protektor mit einem Blick an, der verstanden wurde und seine Wirkung nicht verfehlte.

„Wie ist es aber mit den Liedern, die ich für meine Mondnächte gewünscht?"

„Lieder für die Mondnächte?" fragte der Meister — „ich habe sie nicht vergessen" — — verlegen suchte er nach einer Ausflucht, denn er hatte sie zwar nicht vergessen, aber im Drange der Verhältnisse nicht liefern können.

Das war Veloccinos Rache, er wußte das und der Triumph, wenn er auch unbekannt für die Welt blieb, war ihm süß.

„Ich habe sie nicht vergessen, aber ich weiß nicht, ob ich" — — er ging wie nachsinnend etwas zurück um seine verlegene Miene zu verbergen, denn sein Stolz ertrug es nicht, dem Manne, der ihn eben wieder mit so hoher Gnade überhäufte, einen so kleinen Wunsch nicht erfüllen zu können. Während er sich so zurücktretend dem Ausgang näherte, flog ein zusammengerolltes Päckchen Noten vor seine Füße.

Der Monarch bemerkte zugleich mit ihm den Fall und sich umwendend griff er darnach, indem er glaubte sie wären dem Sänger entfallen. „Die sind es wohl?" fragte er.

Es war ein Moment, der den großen Mann wie ein vergifteter Dolch verletzte. Die Lieder waren nicht von ihm, das wußte er wohl und konnte vor dem Gönner, den er nicht enttäuschen durfte, es doch nicht sagen, wiewohl er keine Ahnung hatte, woher dieselben kamen.

„Es ist nichts!" rief er, nach den Noten greifend, es ist ein mißglückter Versuch, den ich gar nicht bei mir zu haben glaubte, ich werde die Blätter vertilgen."

Indeß hatte der Fürst in den Noten geblättert.

„Nicht doch," entgegnete er, es scheint mir, daß die Lieder sehr schön sind und ganz nach meinem Wunsche, ich werde sie spielen lassen. Meinen Dank dafür!"

Er legte die Noten zurück und da er den Grund von des Meisters Verlegenheit nicht kannte, so schob er dessen Schweigen auf die kleine Verwirrung, die ihm der Zwischenfall bereitet hatte.

Außen an der Halle stand Friedrich, und beobachtete den Meister.

Er hatte erfahren, daß derselbe, zu dem er in Veloccino's Auftrag geschickt war, auf der Reise nach dem Bergschloße des Monarchen sich befinde. Mit seiner teuflischen Scharfsinnigkeit hatte der Abbé die Lage des Künstlers ausspionirt und er setzte so das kecke Wagestück durch, seine Lieder dem Könige und dem Künstler zugleich unterzuschieben. Friedrich mit besonderer Geistesgegenwart und Gewandtheit in ähnlichen Fällen begabt, erkundete die Spur des Meisters und folgte ihm bis vor das Schloß, wo er ihn erreichte. Mit ungeheuerer Kühnheit schritt er, von diesem selbst nicht bemerkt, hinter dem im Schlosse bekannten Sängermeister drein. Wie diesen hielt auch ihn Niemand an, da man ihn in Begleitung des Ersteren glaubte.

Vor der Halle blieb er zurück, die Gelegenheit erspähend, wo er die Mission des „schwarzen Herrn" erfüllen konnte. Die Gelegenheit kam, da der Meister in seiner momentanen Verwirrung zurücktrat. Geschickt und rasch warf Friedrich das Notenpäckchen ihm vor die Füße und der Streich war gelungen.

Für sich selbst hätte Friedrich solches niemals unternommen; aber es war wie ein Bann, den der Abbé auf Alle übte, die er beeinflußen wollte, daß sie nach seinem Willen thaten.

Noch lauschte er, als der Sängermeister die späte Abendstunde vorschützend, sich Urlaub erbat.

Der Monarch entließ ihn gnädig und Friedrich folgte ihm wieder, sich hinter ihm haltend, bis vor das Schloß.

„Was war das? Was war das!" rief der Meister stehen bleibend und die geballte Faust vor die Stirne drückend.

„Wie kamen diese Blätter mir zu? Wer konnte sich erfrechen, diesen Streich zu spielen — mit mir den Spott zu treiben. Das konnte nur ein abgefeimter Schurke! Mein Name andern Liedern? Wer wagt das?"

Er blieb nach einigen Schritten wieder stehen, als wolle er in's Schloß zurückkehren, dann aber wandte er sich wieder. „Ich kann, ich darf ja jetzt die Wahrheit nicht mehr bekennen", murmelte er. „Verflucht, wer mir den Streich gespielt!"

Wie ein Rasender stürzte er den Berg hinab, fort. —

„Ist dieser Abbé Veloccino nicht ein Scheusal?" sagte Friedrich für sich, indem er dem, gleich einem Wahnsinnigen, Forteilenden nachsah!

„Und ich diene diesem Teufel? Mußte ich denn nicht? Konnte ich denn „Nein" sagen?"

Wie Schaudern erfaßte es ihn. „Niemehr will ich dem Menschen dienen, niemehr zu ihm gehen — Herr Gott schütze mich vor dem schwarzen Herrn," flüsterte er ängstlich um sich blickend. Es war ihm als rege sich's in dem Busche vor ihm. „Doch nein", rief er hinsehend, „es ist ein Stamm, den das Mondlicht und meine wirren Sinne so sonderbar formen."

Indeß war ihm als rufe Jemand seinen Namen.

„Friedrich — Friedrich!" scholl es von dort her.

Zitternd lauschte er und erst nach einigem Kampfe gewann er die Fassung zu antworten: „Hier bin ich!" Wer ruft mich!"

„Der Unsichtbare!" klang es dumpf, wie aus dem Innern des Baumes.

„Was willst du mir?" antwortete Friedrich zitternd, doch mit Gewalt sich fassend.

„Komm näher!" rief die Stimme wieder.

„Ich komme!" antwortete der junge Mann, mit Ueberwindung der Stelle zugehend.

„Steh!" sprach die Stimme wieder und Friedrich stand, wie von einem Zauber gefesselt.

„Glaubst Du, daß einer Deiner Schritte mir unbekannt ist, glaubst Du meinen Diener täuschen zu können? Was folgst Du dem „schwarzen Herrn," habe ich Dich nicht gewarnt vor Veloccino?"

Es war das erste Mal, daß Friedrich des geheimnißvollen Schützers Stimme hörte und seine Nähe fühlte. Ein Schauer überlief ihn und er wagte nicht sogleich zu antworten.

„Zürnst Du mir, unsichtbarer Freund, der sich mir seither so gütig erwies?“ fragte er nach einer Pause.

„Nein!“ scholl es aus dem Baume.

„Gieb mir ein Zeichen!“ rief Friedrich muthiger.

„Komme morgen wieder um diese Stunde,“ antwortete der Unsichtbare.

Der junge Mann lauschte noch einige Zeit, nichts regte sich mehr. Er versuchte es auf die Stelle zuzugehen und fand einen leeren hohlen Baum.

„War's Täuschung der Sinne oder war er mir wirklich nahe?“ fragte er sich.

„Komm morgen wieder!“ wiederholte er. Und wenn ich morgen um diese Stunde wiederkomme? Ich werde es thun, was geschehen mag, ich folge dem unsichtbaren räthselhaften Wesen!“

Es war schon tief in der Nacht, als er den Fuß des Berges verließ, wo er die Begegnung mit dem Unsichtbaren gehabt hatte.

In keinem der näherliegenden Orte konnte er mehr hoffen, eine Unterkunft zu finden, so entschloß er sich denn nach dem nächsten Städtchen zu wandern, glaubend, daß bis er dasselbe erreicht, der Tag anbrechen würde. Für alle Fälle machte er sich an dem Platze ein Nothzeichen, ähnlich wie die Indianer und Zigeuner thun, indem er an einem Baume ein nur ihm auffallendes Merkmal anbrachte, und ging, da er den Weg nicht kannte, aber wohl die Richtung wußte, querfeldein in der Voraussetzung, irgendwo auf die richtige Straße zu stoßen.

Er hatte eine hübsche Strecke zurückgelegt, als er vor sich einen Mann gehen sah, der wohl der Gegend kundig sein mußte, denn er wanderte mit der größten Sicherheit den kaum bemerkbaren Pfad dahin.

Friedrich rief ihn an:

„Heda, wo aus, guter Freund!“

Der Mann blieb stehen.

„Wo kommt der Mann her?“ fragte derselbe Friedrich.

„Ich habe mich vergangen und suche die Straße nach dem Städtchen.“

„Da habt Ihr Euch wohl vergangen, lachte der Mann, ist schon hübsch weit um.“

„Wozu geht Ihr denn?“ fragte Friedrich.

„Ich? Auf eine Einöd, bin dort zu Hause.“

„Könnte man da nicht mitkommen, ich bin müde und hungrig und würde schon gut bezahlen.“

„Ist auch recht“, entgegnete der Einödbauer, „gut Geld kann man immer brauchen. Der Herr findet halt nichts Rares.“

„Immer gut, wenn man müd und hungrig ist,“ entgegnete Friedrich und schritt rasch und schweigsam neben seinem Quartiergeber einher, bis sie vor der Einöde, einem morschen, alten Holzhause mit kleinem Gehöfte ankamen.

Trotz der lebhaften Eindrücke dieses Abends und der seltsamen Einladung für den nächsten Tag, die ihn mit allerlei Erwartungen quälten, schlief er bald und der helle Morgen erst weckte ihn.

## II.

# Die geheimnißvolle Flamme.

Nachdem Veloccino seinem Abgesandten die Instruktion in der Frauenkirche zugetheilt hatte, begab er sich in sein Hotèl, wo er dasselbe Zimmer bewohnte, das er an jenem Abend inne hatte, an dem er die ihm so werthvollen Dokumente der Fürstin rauben wollte und den Juden Levi tödtete.

Es mochten ähnliche trübe Erinnerungen in ihm aufsteigen, denn er suchte sich absichtlich zu zerstreuen, indem er allerlei vornahm; es schien ihm aber nichts zusagen zu wollen.

„Friedrich kommt nicht mehr“, sagte er für sich nach der Uhr sehend, „er wird die Tour riskiren. Ich kenne ihn. Er geht durchs Feuer mit seinem Ehrgeiz, wie mein Robert aus blinder Gewohnheit. — Wenn der Streich gelingt, dann bin ich an Einem gerächt, dem ich's längst schuldig war. Er soll es aber später noch erfahren, wenn er nicht mehr daran denkt, daß es Karl Reinold war. Haha — hat's doch noch weit gebracht, der Mensch — ich muß ihm alle Achtung zollen, obwohl ich ihn hasse. Er hat Kühnheit und Energie besessen von jeher, ist aber doch kein Abbé Veloccino geworden — kein so unglücklicher, elender — schlechter Mensch!“ Diese letzten Worte sprach der Doctor in leisem kaum hörbaren Seufzen. „Wer hat mich dazu gemacht? Sie! —“ rief er nach einer kleinen Pause, das Medaillon hervorziehend

und das Bild in demselben betrachtend. „Sie, o, wie ich sie hasse — wie ich sie —“ er berührte mit den Lippen das Medaillon, dann fuhr er mit der Hand über die Stirne, wie er das oft that in ähnlichen Fällen, als wolle er die Gedanken wegwischen, dann raffte er sich auf, es war ihm schwer aus dieser Reflexion herauszukommen.

Es schlug sechs Uhr.

„Jetzt kommt er nicht mehr!“ sprach er und läutete dem Kellner.

„Mein Gepäck auf den Bahnhof, ich gehe zu Fuß hin!“ befahl er und ging.

Als er auf dem Bahnhofe ankam, brauste eben ein Zug herein und aus bloßer Neugierde vielleicht drängte er sich an den Perron, um die Ankommenden zu sehen, kaum aber hatte er sich unter den Knäuel der Aussteigenden gemischt, als er wie vom Blitze gerührt, einen Schritt starr zurücktrat.

Eine ältliche Dame im einfachen Reiseanzuge stieg aus einem Waggon; auch ihr Blick traf sogleich den Abbé.

„Karl!“ flüsterte sie.

„Du bist's Louise?“ entgegnete der Angerufene kaum hörbar.

Sie trat auf ihn zu, einen Augenblick blieb sie regungslos vor ihm stehen, dann berührten wider ihren Willen ihre Fingerspitzen seine Hand.

„Woher des Weges?“ fragte Veloccino.

„War in Wien,“ entgegnete die Dame.

„In Wien?“ fragte der Doctor. „Was gibt es Neues dort?“

„War in Hietzing. Habe Isabella von Spanien gesehen und Eugenie,“ berichtete Louise.

„Was hat man dort verhandelt?“

„Weiß nicht! Wohin Du?“

„Nach Salzburg.“

„Warst hier?“

„Habe einen Freund besucht — bin erst gestern gekommen, gehe aber gerne wieder, eckelt mich Alles an. Du bleibst hier?“

„Weiß nicht — habe einige Besuche.“

„Adieu — wann sehen wir uns wieder?“

„Das weiß Gott — adieu!“

Wieder legte die Dame ihre kleine Hand in die des „schwarzen Herrn“ und verschwand bald unter der Menge der Dahinwandelnden vor Veloccino, der sich nach der Halle begab, wo sein Zug bereits stand.

Am Ausgange angekommen, winkte die Fürstin einem Droschkenkutscher, dem sie eine Straße angab und fuhr nach der Stadt. Der Wagen lenkte endlich in das Gäßchen ein, wo Frau Rose wohnte und hielt auch dort.

Die Dame stieg aus und erst nach längerer Zeit erschien sie wieder. Sie nannte eine andere Straße und dießmal erreichten sie das Haus, wo sie damals wohnte, als sie mit Milizius den Depeschendiebstahl verübte.

Sie bezahlte den Kutscher und verschwand in dem Hause.

Bald erschien ein zweiter Wagen vor demselben und Milizius stieg aus.

Die Dame hatte sich eben etwas bequem gemacht, als es schüchtern klopfte.

„Wer ist da!“ rief sie.

„Sind Hoheit schon angekommen?“ fragte er leise eintretend.

„Soeben, Doctor. Haben Sie mein Telegramm erhalten?“

„Gewiß, in Folge dessen bin ich hier.“

„Ich glaubte längeren Aufenthalt zu haben; aber ich erfuhr soeben, daß ich morgen schon wieder fort muß.“

„Schon wieder? Und wohin, wenn man so frei sein darf, zu fragen.“

Die Fürstin zuckte die Achseln. „Ich weiß es selbst nicht. Ein alter Bekannter hat mich rufen lassen, ich erfahre das Nähere erst morgen.“

„Keine Ruhe — wahrhaftig, Hoheit untergraben Ihre ganze Gesundheit noch mit dem fortwährenden Herumreisen und unstäten Leben," sagte der Doctor bedauernd.

„Was thut es, Keiner stirbt eher, als es ihm bestimmt ist," antwortete die Dame. „Was gibt es hier Neues?"

„Nichts besonderes. Hoheit wissen wohl schon, daß Mazzini und der Professor von der Reise zurück sind."

„Zurück?" fragte Louise. „Nun? —"

„Der Professor gibt an, daß er die Sage für wahr gefunden habe."

„Für wahr? Es wäre wirklich die Wahrheit?"

„So lautet sein schriftlicher Bericht und seine mündliche Erklärung."

„Und wo?"

Auf einer Insel des Mittelmeeres nicht weit der Küste."

„Und wenn es mir Gott selber sagte, ich glaube es nicht!" rief die Fürstin.

„Der Professor lügt nicht!" entgegnete Milizius.

„Und Sie Doctor? glauben Sie es denn, können Sie es glauben?"

„Es muß doch so sein."

„Es ist ja doch eine Unmöglichkeit!"

„Unmöglichkeit?" sagte der Doctor, es gibt keine Unmöglichkeit.

„Und was sagt Mazzini, er war ja auch dort?" fragte die Dame.

„Mazzini spricht gar nichts über die Sache — er ist seit der Zurückkunft gänzlich verändert — das führt mich auf den Gedanken, daß etwas an der Geschichte sein muß."

„Sonst nichts Neues?"

„Herr Friedrich hat von England geschrieben und dem Bunde Geld geschickt —"

„Friedrich? wer ist das?"

„Gérard. Jener Herr von Gérard, der uns einmal in Friedrichsdorf besuchte."

„Herr von Gérard? — Ach, der junge Mensch! Ist er so reich und gehört er zum Bunde?"

„Er ist Eines der thätigsten Mitglieder."

„Und er ist in England?"

„In Dublin eigentlich zur Zeit —"

„Haben Sie sonst noch Wichtiges, Doctor?" unterbrach die Dame Milizius — ich möchte Sie bitten, mich morgen zu besuchen, ich bin wohl sehr angegriffen, und möchte gerne ruhen. Morgen ist auch wieder ein schwerer Tag."

„Ich habe durchaus nichts Wichtiges, Madame," entgegnete der Rath „und wenn ich nicht telegraphisch beordert gewesen wäre —"

„Ich weiß, ich weiß!" unterbrach ihn die Fürstin mit herablassendem Lächeln. Die Abenteurerphysiognomie ihres ganzen Wesens, die sie seit einiger Zeit an sich trug, klärte sich in der Nähe Milizius zu jener gemessenen Vornehmheit auf, die der natürliche Grundton in dem Naturell der Dame war. Sie fühlte sich gewißermassen in der Nähe des alten Dieners in die frühere Situation hinein und auf kurze Zeit kam es ihr vor, als wären noch die Tage von Friedrichsdorf.

Sie machte eine nicht ungraziöse Handbewegung gegen den Rath, die dieser von ehedem her noch gar wohl verstand, sie hieß: „Sie sind entlassen."

Milizius grüßte ehrerbietig und entfernte sich.

---

Als Friedrich am andern Morgen in der Hütte des Einödlers erwachte, staunte er nicht wenig über die Umgebung, die er am späten Abend nicht mehr so beachtet hatte. Sie war nicht geeignet einen angenehmen Eindruck auf den Beschauer zu machen.

Schmutzig, ärmlich, trübselig war die Einrichtung des Innern, wie der Anblick der Bewohner, welche den Fremden scheu und unfreundlich betrachteten.

Es waren arme Leute, die wohl viel an ihrer Herabgekommenheit Schuld tragend, den besser gestellten Fremdling mit mißgünstigen Augen ansahen.

Dieser hatte für alle Fälle sein einfaches Gepäck auf der letzten Bahnstation zurückgelassen, was er jetzt um so weniger bereute.

Da es noch sehr früh am Tage schien, so wollte er noch nicht fortgehen, und dann war er unter jeder Bedingung Veloccino einen Bericht über das verlaufene Abenteuer schuldig. Jetzt hatte er Zeit dazu, wer wußte, was die Folge bringen würde, und ob sie ihm Zeit zum Schreiben ließ. Mit Papier und Schreibzeug immer versehen, suchte er sich den saubersten Winkel der Wohnung und faßte den Brief an Veloccino ab.

Diese Arbeit erregte nicht geringes Aufsehen und Durcheinanderflüstern der halbwilden Bewohner.

Indessen hatte Friedrich geendet und genoß von dem allerdings wenig einladenden Frühstücke.

Der Besitzer dieser Einöde war ein verwegener, rauher Mensch, der Alles lieber unternahm, als Arbeit. Er diente als Führer, Bote und dergleichen, während er als guter Schütze sich bei einiger Gelegenheit an der Wilddieberei nicht ungern betheiligte.

Einen alten Bergsack über der Schulter, einen Stock in der Hand, der einen Flintenlauf versteckt enthielt, während der andere Theil der Flinte abgeschraubt in der Seitentasche der Joppe getragen wurde, einen schlechten mit allerlei Federn geschmückten Jägerhut keck auf dem Ohre, machte sich derselbe zum Ausgang bereit.

„Könnt Ihr mir, wenn ich mit Euch gehe, jetzt den Weg zum Städtchen zeigen?“ fragte Friedrich.

„Ich geh' in die Berge hinauf,“ sprach der Mann, „aber wenn Ihr ein gutes Trinkgeld extra gebt, kommt's mir auf einen kleinen Umweg nicht an.“

„Wenn Ihr mich sicher führt, kommt mich's auf eine Kleinigkeit auch nicht an,“ entgegnete der Reisende, einen blanken Thaler hinlegend.

Die ganze Familie starrte das Geldstück an, ein ähnlich großes kam ihr wohl selten vor Gesicht und der Einödler sah sich doppelt über seine Rechnung bezahlt.

Keine Miene verzog sich zu einem freundlichen Grinsen, als er den Gast einlud, ihm zu folgen, und nicht ungern verließ dieser die nothdürftige Herberge.

Als sie eine Strecke lang gewandert waren, blieb der Führer stehen und zeigte mit dem Stock auf eine Stelle, von der sich wie ein grauer Faden von Weitem die Landstraße abhob.

„Dort geht's in's Städtel!" rief er.

„Dort unten?" fragte Friedrich.

„Ja dort unten, —" wiederholte der Einödler sich zum Gehen wendend. Plötzlich kehrte er aber wieder um, und nahe an Friedrich tretend, fragte er lauernd: „Was wollt Ihr denn in dem Städtel? Da ist doch nichts für so einen Herrn; ich denk' Ihr wollt lieber auf die Bahn zu und nach München fahren."

Friedrich sah den Mann, der die Frage in einem eigenthümlich höhnischen Tone gesprochen hatte, frappirt an.

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte er kurz.

„Ich denk' mir halt, es müßt' doch was Besonders sein, daß Ihr da in der Nähe bleiben wollt, vielleicht sucht Ihr was?"

Die Rede des Gebirgsbauern wurde immer anzüglicher, und es steckte hinter diesen Fragen jedenfalls eine Absicht.

„Wollt Ihr mir nicht sagen, was Ihr eigentlich mit Euren verfänglichen Fragen meint, die ich nicht verstehe," rief er sichtlich entrüstet.

„Wenn Ihr vielleicht einen Führer braucht an den Schloßberg hinüber heute Nacht, ich bin schon da," antwortete der Mann in demselben Tone, doch mit einer gewissen Zutraulichkeit. — „Ihr seid doch heut Nacht am Schloßberg gewesen?"

„Am Schloßberg?" Friedrich sah den Frager noch mehr befremdet an. „Ich war am Schloßberg — ja!"

„Habt Ihr das geheimnißvolle Flämmlein auch gefunden?"

„Was sprecht Ihr?"

„Lieber Freund, stellt Euch nicht so, Ihr seid doch da, um den Schatz im Schloßberg zu heben und sucht die geheimnißvolle Flamme, wo der Eingang ist in die Höhlung. Ich hab' das gleich errathen — Ihr seid um den Schatz hier," antwortete der Mann, indem er mit einer Art Vertraulichkeit die eine Hand auf die Schulter Friedrich's legte.

Dieser wurde über die Andeutung des Einödlers noch verwirrter. Er schwieg. Sollte er den Mann in seiner abenteuerlichen Voraussetzung noch bestärken? Er konnte kaum den Gedanken fassen, daß man ihn für einen abergläubischen Schätzesucher halte. War es aber anderntheils nicht gut, den beschränkten Menschen auf dem Glauben zu lassen, welcher ihn über den eigentlichen Zweck seiner nächtlichen Wanderung im Unklaren ließ, und er hatte dann bis zur Stelle einen kundigen Führer, den er unter einem Vorwande beseitigen konnte, wenn er ihm lästig wurde. Er wandte sich nun an den Mann mit folgenden Worten:

„Ich glaube, daß man Euch etwas vertrauen kann, Ihr seid nicht dumm und Ihr werdet auch zu schweigen verstehen. — Hört, mir ist der Schatz im Schloßberg verrathen worden; ich war gestern dort, aber es ließ sich nichts machen, es war die rechte Nacht nicht. Da möchte ich heut' den Tag über im Städtchen bleiben und dann Abends hinübergehen. Ihr wißt den Weg?"

„Bin schon oft dort gewesen zu allen Zeiten, aber ich seh' das Flämmelein nie," entgegnete der Mann.

„Wenn wir so vor Mitternacht dort sein wollen, wann müssen wir aufbrechen?"

„Wenn wir um so 'ne Zeit am Berg sein wollen, müssen wir schon nach Gebetläuten gehen. Seid bis dahin an der Martersäule vor dem Thore heraußen, da treffen wir zusammen," sprach der Mann — „gilt's?"

„Es gilt, wir treffen uns!“ rief Friedrich, in die dargebotene Hand des Führers einschlagend, und er stieg den Bergpfad hinab, der auf die Straße nach dem Städtchen führte.

Der Einödler that einige Schritte aufwärts, dann blieb er stehen und sah Friedrich nach.

„Du bist mir gerade recht,“ murmelte er. „Der hat die Wissenschaft, das hab' ich ihm gleich angesehen. Ich hätt' ihn nie gekriegt, den Schatz. Wenn er ihn aber hebt, so muß ich die Hälfte haben, sonst bring' ich ihn um, dann gehört er ganz mir!“

Er wandte sich und stieg mit hellem, lauten Jauchzen weiter.

---

Der Abend kam. Friedrich fand sich gewissenhaft an der Martersäule ein.

Eben läutete man zum Gebet im Städtlein, als der Führer zu ihm trat.

„Gehen wir jetzt, wenn wir fest auftreten, kommen wir zur guten Zeit noch hin,“ flüsterte er.

„Gehen wir,“ sagte Friedrich, dem Manne folgend.

Sie waren ein Stück weit gegangen, als der Letztere plötzlich stehen blieb.

„Ihr glaubt, Ihr hebt den Schatz?“ fragte er.

„Ich glaub' es,“ erwiderte Friedrich.

„Warum glaubt Ihr das?“

„Weil mir's Einer verrathen hat, der's gewiß weiß; ich habe die Zeichen.“

„Die Zeichen habt Ihr? dann wird's schon gewiß sein!“ —

Sie gingen wieder einige Schritte und der Mann blieb wieder stehen.

„Wenn Ihr den Schatz hebt, müßt Ihr mir die Hälfte geben,“ sagte er jetzt in ziemlich rauhem Tone.

„Die Hälfte?“ fragte Friedrich. „Das ist zu viel.“

„Keiner weiß, daß wir den Weg gehen und ich hab'

Euch jetzt in der Hand. Ihr kennt Euch nimmer aus und wenn ich will, so laß ich Euch da stehen, wo Ihr sobald nicht herausfindet."

Friedrich glaubte zwar allerdings, daß dies nur ein Schreckschuß des habgierigen Menschen sei, doch hielt er einige Vorsicht nicht für unnöthig.

„Die Hälfte?" erwiderte er. „Was würdet Ihr mit dem großen Reichthum machen, Ihr könntet ihn gar nicht verwerthen und man würde Euch höchstens, da Ihr als arm bekannt seid, eines Verbrechens zeihen. Ihr sollt soviel haben, daß Ihr zufrieden seid, und ferners kümmert Euch nicht."

„Der Teufel, das ist schon wahr!" rief der Mann, „da seid Ihr gescheidter, auf mich haben sie beim Gericht so scharfe Augen — also macht's halt recht!"

Schweigend gingen sie nun neben einander fort. Sie hatten die Fahrstraße längst verlassen und bergauf und bergab zog sich der Weg, den bald dichtes Gehölz überragte, bald verlor er sich in sumpfiger Wiese, bald hörte jede Spur auf und nur ein mit der Wildniß Vertrauter, wie der Einödler, konnte sich hier zurecht finden.

Nach einer mehrstündigen beschwerlichen Fußtour hielt der Führer an. „Jetzt sind wir am Schloßberg, das geheimnißvolle Flämmchen aber müßt Ihr suchen," flüsterte er.

„Das ist nicht der Schloßberg," rief Friedrich, sich umsehend. „Ihr habt mich irregeführt."

„Wohl ist's der Schloßberg, schaut auf!" entgegnete der Mann.

Eben trat der Mond hinter dem dicken Gewölke, das sich den Tag über gesammelt hatte, hervor und Friedrich erkannte im Mondlicht hochoben auf steiler Höhe die Zinnen der Burg, aber er sah auch zugleich, daß er sich auf der entgegengesetzten Seite befinden müsse.

„Wir müssen um den Berg herum," sagte er.

„Das glaub' ich nicht," stritt der Führer, „ich hab' immer sagen hören, auf dieser Seite spielt die geheimnißvolle Flamme, wo man in den Berg hinein kommt."

„Ich aber weiß gewiß, wo es ist, und es wird sich zeigen, daß ich recht habe," rief Friedrich bestimmt — „laßt uns hinüberkommen, sonst ist's zu spät und Alles ist umsonst."

Es war ihm darum zu thun, unter sicherer Leitung die andere Seite des Berges zu gewinnen, die nicht ohne Gefahr zu erreichen war.

Die Drohung wirkte. „So kommt," sagte der Führer, „es ist zwar kein guter Weg hinüber, aber wenn's sein muß, so gehen wir halt doch."

„Halt," rief Friedrich nach einiger Zeit des Wanderns — halt an!"

„Was ist's?" flüsterte der Einödler.

„Die Flamme, die geheimnißvolle Flamme!" flüsterte Jener ebenso.

Mit Staunen bemerkte Friedrich plötzlich aus der Erde eine leichte Flamme langsam sich erheben, die im Zickzack bald auf= bald abwärts sich bewegte.

Er wußte anfangs nicht, sollte er dem Aberglauben des Mannes trauen oder sollte es ein Zeichen des Unsichtbaren sein. Bald entschlossen jedoch hielt er den Führer mit der Hand zurück und sagte:

„Habt Ihr's gesehen? — Jetzt bleibt hier und geht nicht von der Stelle, bis ich wieder komme oder bis ich Euch rufe, näher zu treten." Schweigend gehorchte dieser, und Friedrich ging auf die Stelle der sonderbaren Erscheinung zu, die er sich nicht erklären konnte, denn sie schien durchaus kein Irrlicht zu sein, während sie auch keiner Fackel= oder ähnlichen Beleuchtung glich.

Auf und ab kletternd, immer die geheimnißvolle Flamme, die bald verschwand, dann wieder auftauchte, verfolgend, hielt er auf einmal inne, als dieselbe stehen blieb und sich auf die Erde zu senken schien. Zugleich zertheilte sie sich, gleichsam auseinander fließend und einen matten Schein verbreitend.

Es mußte die Gegend sein, wo er nach seiner Berechnung in der vorigen Nacht die Stimme des Unsichtbaren vernommen hatte, und er ging nun wieder vorwärts, aber

nach kaum einigen Minuten scholl es aus dem nächsten Busche: „Halt!"

Friedrich stand.

„Zurück da, wer keine Kunde hat. — Wen suchst und wer bist Du?" rief die Stimme wieder.

„Ich suche den Unsichtbaren und bin Friedrich!" antwortete dieser fest.

„So gehe!" erwiderte die Stimme.

Fast zagenden Schrittes trat er langsam vor, sich dem Scheine nähernd, den die geheimnißvolle Flamme verbreitete. Er orientirte sich und gewahrte an einem Baume das Nothzeichen, das er sich Nachts vorher gemacht. Nicht weit davon zeigte sich der hohle Baumstamm, aus welchem er die Stimme des Unsichtbaren vernommen hatte und von welchem die ihm räthselhafte Flamme ausging. Instinktmäßig blieb er bei dem Zeichen stehen.

„Bist Du da, Friedrich?" fragte die hohle Stimme des Unsichtbaren wieder, wie am vorigen Tage.

„Ich bin da," antwortete dieser.

„Tritt näher!" befahl die Stimme.

Friedrich folgte bis der Ruf: „Steh!" wie am vorigen Abend erscholl. Er war nun in den Bereich der geheimnißvollen Flamme gekommen, welche einen eigenthümlichen Schein auf die Umgegend warf und welche von mehreren Lichtern auszugehen schien, welche um den Baumstamm gruppirt waren. Es schien ihm, als wären es seltsam verkleidete Menschengestalten, die eigens konstruirte Lichter, deren grelle Wirkung durch gefärbte Glasblenden gebrochen wurde, hielten.

Von dem Innern des Baumstammes selbst ging ein ähnliches Licht aus, ohne daß der Träger desselben zu bemerken war. Waren die Lichterträger Diener, Verbündete oder sonst unter dem Einflusse des Unsichtbaren stehende Personen? Wer mochte das räthselhafte Wesen selbst sein, das sich in ein so unnahbares Geheimniß hüllte, was mochte diesen Mann, denn ein wirklich irdisch existirendes Wesen mußte es doch sein, bewegen, sich unsichtbar zu machen, und

als solches unsichtbares Wesen jene Gewalt, jene Schicksalslenkung, jene an Allwissenheit streifende Bekanntschaft mit den verschiedensten Dingen, Personen und Ereignissen zu entfalten, wie der Unsichtbare dieß Friedrich gegenüber so oft that? Diese Fragen, die Friedrich sich schon oft gestellt hatte, durchliefen in dieser Situation unter dem Eindruck der seltsamen Erscheinung wieder sein Hirn, und er war nahe daran zu fragen: „Wer bist Du, Unsichtbarer, und welchen Zweck verfolgst Du eigentlich?"

Diese Frage schnitt der Unsichtbare ab.

„Ich habe Dich hieher gerufen, zum Zeichen, daß ich Dir nicht zürne und Dir gewogen bleiben will, sofern Du mir folgst und ohne Zweifeln und ohne Forschen meinen Rathschlägen und Anordnungen nachkommst. Versprichst Du das?"

„Ich verspreche es!" erwiderte Friedrich.

„Du bist begabt und unter Tausenden bevorzugt von der Natur, dennoch fehlt Dir über Vieles Licht und Klarheit. Du stehst an einem ungeahnten Wendepunkte Deines Lebens; es wäre unnütz, Dir darüber etwas mitzutheilen, denn Du würdest meinen Worten doch nicht glauben. Zweifel, Verhängnisse sonderbarer Art werden sich jetzt Schritt für Schritt Dir aufthürmen, und nicht nur einmal wird Dein Muth wankend werden und die Kraft Deines Geistes an den Dingen, die sich Dir entgegenstellen, erlahmen. Ich sage Dir dieß voraus, daß Du gefaßt bist, aber ungefährdet wirst Du aus allen Beschwerlichkeiten hervorgehen, wenn Du auf meine Stimme achtest, auf meine Gegenwart merkst, die Dich Stufe für Stufe begleiten wird."

„Und was wird das Ziel sein, das ich erreiche, was hat das Schicksal mit mir vor?" fragte Friedrich.

„Die Grundbedingung, die ich Dir setze, ist die, daß Du Dich allen Zweifeln und Forschens enthältst," antwortete der Unsichtbare in verweisendem, fast zürnendem Tone.

„Mächtiger, wer Du immer seist, ich erkenne Dein wenn auch räthselhaftes, mir unerklärliches Wirken und verspreche

Dir zu folgen und mein Schicksal Dir ganz zu überlassen, wie man Gott folgt, Gott anerkennt, ohne ihn zu verstehen und zu begreifen," sprach der junge Mann, sich zerknirscht niederbeugend und die Arme über der Brust kreuzend.

„So will ich es!" entgegnete die Stimme aus dem Baume.

„Erlaube mir eine Frage, räthselhafter mächtiger Freund," sprach der Schützling wieder. „Was willst Du, daß ich für's Nächste beginne?"

„Du kehrst zu Deiner Genossin zurück, die Du löblicher Weise in Deinen Schutz nahmst, fährst fort in dem Wirken, das Du begonnen, und hältst Dich vor Allem von den Beeinflussungen des Abenteurers ferne, der sich „Doktor oder Abbé Veloccino" nennt und sich die Bezeichnung „der schwarze Herr" beilegt."

„Ich werde es!" antwortete Friedrich.

„So geh!" rief die Stimme, und der junge Mann trat aus dem Bereich der Lichtträger, wie aus einem Zauberkreis.

---

## III.

# Ein Blick in die Zukunft.

So sehr er sich erleichtert fühlte, als er die Nähe dieser sonderbaren Erscheinung verlassen hatte, so war es ihm doch, als müsse er einem gewissen inneren Drängen nachgeben, das ihn bestimmte, sich noch nicht zu entfernen und den Schluß des Abenteuers abzuwarten. Er schlich nochmals den Weg zurück, den er bereits angetreten hatte, und suchte, von den Wächtern der geheimnißvollen Flamme unbemerkt, so nahe als möglich in der Nähe des Scheines festen Fuß zu fassen. Es gelang ihm dieß, indem er, hinter einer niederen breitästigen Tanne stehend, den Mittelpunkt des Kreises, den hohlen Baum, im Auge hatte, während er von den Lichterträgern nicht beachtet werden konnte.

Kaum hatte er die Stellung eingenommen, als sich von der entgegengesetzten Seite eine andere nicht weniger seltsame Erscheinung herbewegte. Eine mehr als gewöhnlich große Frauengestalt im eigenthümlichen, weißlichen flatternden Gewande schwebte, eine Fackel in der Rechten haltend, herüber auf den Lichtkreis zu.

Friedrich sah, wie die Gestalt an den nächsten Lichtträger kam und die Fackel hoch schwang, der Wächter that mit dem Lichte ein Gleiches, und sie schritt vor, bis die

Stimme aus dem Baume rief: „Steh'!" Die Frau stand und stieß die Fackel in den Boden, daß sie erlosch.

„Bin ich beim Unsichtbaren?" hörte Friedrich sie fragen.

„Bist Du die nächtliche Wandlerin, die mit mir kreisend forscht und treibt?" entgegnete die Stimme aus dem Baume.

„Bin's!" antwortete die weiße Frau. „Was ließest Du mich rufen?"

„Möchte wissen, was Du über die Zukunft denkst, wie Dir die Dinge scheinen; man sagt, daß Du eine Wissende bist!"

„Eine Wissende, das sagt man falsch. Ich weiß nur, was mein menschliches Auge sieht und mein Ohr vernimmt, und wenn ich den Anschein habe, mehr zu wissen oder einen Blick in die Zukunft frei zu haben, so ist es, weil mein verhängnißvolles Geschick mich mit Begebenheiten und Personen in Beziehungen setzt, denen Andere ferner stehen."

„So meinte ich — was Du von der nächsten Zukunft hältst, wollte ich wissen; auch ich sehe und erfahre viel, ich möchte wissen, wie Dein Urtheil zu dem meinen stimmt."

„Es läuft das Rad nicht lange mehr, wie es jetzt im Rollen ist — gar manches wird sich, muß sich ändern im Umschwung kurzer Zeit. Alle die Reiche, wie sie jetzt bestehen, stehen nicht auf Füßen, die lange Zeit den Stürmen trotzen, aber weder die Wünsche der Einen noch die Hoffnungen der Andern können sich erfüllen, weil sie nicht im Bereiche der Natürlichkeit angelegt sind. Es wird ein allgemeines Auseinanderzerren, ein Brechen der auf die äußerste Spitze hingetriebenen Verhältnisse, ein Umschlag werden wie ein schwerer Sturm, und langsam klärt sich aus dem allgemeinen Wirrsal dann vielleicht die neue segensvollere Zeit, die ganz genau einer älteren vergangenen gleicht.

Eine neue Zeit gibt es ja nicht, es ist ja stets das Alte, nur in anderer Form. Man hört oft ungläubig über Phrophezeiungen lachen und spotten und sagt, es sei unmöglich und vermessen, in der Zukunft vorzusehen; — es ist nichts leichter, als den Menschen das, was sie Zukunft nennen, zu verkünden; man sieht ja, wie sie's treiben, wie sie rechnen und wie die

Gegentheile sich verhalten, aus diesem schließt ein etwas klarer Kopf, der die Vergangenheit auch etwas kennt, leicht, was aus dem Getriebe folgen kann, was die Zukunft eines Reiches, einer Dynastie oder eines einzigen Menschen ist.

Glaubst Du, die Republik Frankreich dauert noch sieben Jahre? So wenig, als Don Carlos König von Spanien wird, und über dem Reich der Deutschen wird der Scepter der Hohenzollern wohl auch nicht ewig glänzen — —

„Die Hohenzollern haben den Punkt des Weltenruhms erreicht, und nichts fällt in den vollen Sonnenball, das nicht zermalmt, zu Staub verbrannt, die Kühnheit büßen müßte," unterbrach die dumpfe Stimme aus dem hohlen Baume die Weissagung der weißen Frau.

„Wohl ist sie im Zenith, die Sonne Hohenzollerns, sie strahlt im Glanz, der auf die ganze Welt beleuchtend abfällt — und vom Zenith neigt sich die Sonne dann dem Abend zu, das ist ein ewiger Satz im Laufe der Gestirne des Himmels sowohl als wie der Erde. Ich kann nichts dafür, die Hohenzollern auch nicht, es ist das Fatum, das das thut — es muß so sein, es ist Naturgesetz. Blüht eine Blume länger, als bis sie ausgeblüht, lebt ein Mensch länger, als er zu leben hat?"

„Das deutsche Reich," warf der Unsichtbare ein, „würde es denn noch bestehen können, wenn keine feste Hand wie die der Hohenzollern es beschützte?" —

„Brach nicht die Macht der römischen Cäsaren, der römische Staat ging er nicht in Splitter, und doch sind die Römer heute noch die Nation, die das Königreich Italien bewohnen. — Die Macedonier sind heute noch in Griechenland die Griechen, und das deutsche Land bleibt stets das Land, darin die Deutschen wohnen, wenn auch das deutsche Reich vergeht, da es kein Hohenzoller und kein Fürst-Reichskanzler mehr beherrscht."

Das Weib schwieg, als erwarte sie Antwort.

„Du bist zu Ende?" fragte der Unsichtbare.

„Ich weiß nicht, ob Du noch mehr hören willst. Im

Voraus sag' ich Dir, daß Du nicht viel Erquickliches vernehmen wirst, grau steht die Zukunft da, die nächste Zukunft, wie die Wetterwolke, worin die Mittagssonne scheint. Sie tanzen auf den eignen Gräbern, diese Menschen von der heut'gen Zeit, und glücklich sind wohl die, die vor der Zeit noch aus dem Bund der Lebenden sich schleichen. — —"

„Wie wir!" rief der Unsichtbare rasch dazwischen.

„Glaubst Du? — Mir ahnt," sprach das geheimnißvolle Weib. „Dann aber müssen die Ereignisse sich drängen, denn ich weiß viel, das noch mein wartet. Nun aber laß mich eine Frage thun an Dich, Du seltsamer Geist, der sich „der Unsichtbare" nennt — Du weißt, ich kenn' Dich wohl, und mir gebührt's, dich zu schauen — warum verbirgst Du Dich vor mir? Laß uns zusammentreten!"

„Niemals, das wär' das Ende!" rief der Unsichtbare dumpf, nichts desto weniger schritt das Weib auf die Stelle zu, woher das geheimnißvolle Licht kam.

„Zurück!" tönte es mit fürchterlicher Stimme, und die Lichtträger schlossen einen engern Kreis.

„Was wollt Ihr?" rief die Frau, kennt Ihr das Bündniß, das zwischen mir und diesem unsichtbaren Schwärmer waltet?"

Immer schritt sie langsam vor und ebenso zogen sich die Lichterträger ihr zu; schon war sie dem Baum auf einige Schritte nahe — da schlug die Flamme hoch aus der Höhlung auf und wie Blitze peitschten sich die Schlangenwindungen derselben, ein langer dumpfer Donner rollte wie aus des Berges Schooß herauf, „zurück, Louise!" tönte die Stimme des Unsichtbaren dazwischen, und wie mit einem Schlage waren die Lichterträger und die geheimnißvolle Flamme verschwunden. Wie ausgebrannt starrte der hohle Stamm in die Nacht, und die weiße Frau stand allein davor mit der ausgelöschten Fackel, dann brach sie zusammen und schlug die Arme vor's Gesicht und blieb so einige Augenblicke wie vernichtet liegen; plötzlich aber stand sie auf und flog rasch fort, woher sie gekommen war.

Friedrich hörte und sah dies Alles von seinem Versteck aus, wo sich Niemand um ihn bekümmerte, an. Dies Schauspiel trug dazu bei, ihm die Verhältnisse des Unsichtbaren, die ihm so unerklärlich waren, noch unklarer zu machen, und wer war das geisterhafte Weib, das der Unsichtbare „Louise“ genannt hatte — es war ihm wie eine dunkle Erinnerung an ein Zusammentreffen mit derselben im Park und Schlosse zu Friedrichsdorf.

---

Wie betäubt verließ der junge Mann die Stelle. Das war also die geheimnißvolle Flamme. War dieß aber dieselbe der Gebirgs-Sage, die einen Schatz ahnen ließ. War es unmöglich, daß der Unsichtbare, der jedenfalls kein gewöhnlicher Mann war, hier wie an anderen Orten gewisse Haltestellen hatte, wo er seine Reichthümer aufgestapelt hielt; denn daß er im Besitze eines ungeheuren Vermögens sein mußte, davon hatte Friedrich selbst Beweise genug erhalten. Konnte er nicht als Zusammenkunftsstellen für sich und seine Verbündeten, deren er jedenfalls (ähnlich dem böhmischen Güterhändler und dem Milaner) viele haben mußte, solche Plätze öfter benützen, und hatte sich aus diesem Treiben nicht vielleicht der Volksglaube von einem verborgenen Schatze gebildet.

Friedrich kehrte zurück in der Voraussetzung, der Führer werde des langen Wartens — denn das Schauspiel hatte über eine Stunde gewährt — überdrüssig geworden sein. Aber er sah sich ebensobald in der Erwartung getäuscht, der Einödler kam ihm eine Strecke weit entgegen.

„Hat aber lange gedauert, Freund!“ rief er ihm zu, ihn am Arm fassend. „Ist's gelungen?“

„Noch nicht!“ antwortete Friedrich kopfschüttelnd. „Den Geist hab' ich gesprochen, den Schatz aber kann man noch nicht heben.“

„Wann denn?“ fragte der Einsiedler mißtrauisch.

„Ich muß nach einer Zeit wiederkommen,“ gab Jener trocken zur Antwort, indem er sich zum Gehen wenden wollte.

„Halt da", rief der Führer wieder, den Fremden auf's Neue am Arm fassend. „Du lügst mich an!"

„Ich habe den Schatz nicht" — rief dieser entrüstet, „laß mich!"

„Du kommst mir nicht durch, Du weißt den Schatz, und wenn Du mich nicht auf den Platz führst, — er faßte Friedrich mit beiden Armen und drohte ihn zu erdrücken — so erwürg' ich Dich da auf der Stell' und werfe Dich in die Schlucht, daß Dich sein Lebtag kein Mensch mehr findet!" kreischte der Einödler wüthend vor Habsucht und Angst des Betrogenseins.

„Laß los, ich will Dich an die Stelle führen!" preßte der junge Mann mühsam, sich in den Klammern der eisernen Arme des Gegners windend, hervor.

Dieser ließ los. „So geh' voran," rief er.

Friedrich führte ihn an den hohlen Baum.

„Dort unten liegt der Schatz," sagte er, „viel Klafter tief; wenn Ihr ihn heben könnt, so thut's, ich kann es nicht. —"

„Nicht?" rief der Einödler verzweifelnd, „so ist es nichts?

„Jetzt nicht!" antwortete Friedrich.

„Jetzt nicht und ein andermal auch nicht!" kreischte der Bauer. „Du hast mich betrogen, Du willst mich um mein Antheil bringen, aber das soll nicht sein. Ich laß Dich nicht mehr aus, bis der Schatz gehoben ist, jetzt trag' ich Dich in meine Hütte und schließe Dich ein wie einen Hund."

Mit rollenden Augen, die Zähne fletschend, den Schaum vor dem Munde reckte der Führer die gewaltigen Arme aus, um Friedrich zu fassen und aufzuheben; aber Letzterer ersah den Vortheil, sprang einige Schritte zurück und schlug zugleich mit beiden Fäusten nach dem Kopfe des Angreifers. Wie auf eine Eisenplatte dröhnten die Schläge nieder, der Getroffene taumelte, das Gleichgewicht verlierend und kollerte bergab. Friedrich zog sich auf den Fußweg zurück, den er raschen Schrittes verfolgte, und eilte noch in der Nacht nach der nächsten Bahnstation.

IV.

# Fortsetzung der Wundergeschichte von Marienruh'.

Es ist früher erzählt worden, wie in der Einöde Grünau, oder auch Marienruh' genannt, ein Mädchen durch ein Wunder der heiligen Jungfrau einen Schatz ihrer Mutter gehoben hat und mit ihrem Bruder aus dem Orte verschwunden ist. Bei dieser Wundergeschichte war ein junger Gelehrter betheiligt, der sich vielleicht mehr als sonst ein junger Mann für ein junges Mädchen, für die Verschwundene, interessirte. Als derselbe ein Jahr nach der Begebenheit wieder nach Marienruh' kam und ihm der alte Curatpriester, den man in der Gegend den „Herrn Pfarrer" nannte, die Mittheilung der wundersamen Begebenheit machte, war dieselbe noch nicht aufgeklärt. Niemand konnte mit Bestimmtheit sagen, war die Flüchtige eine Verbrecherin, die unter dem Vorwande höherer Eingebung einen Kirchenraub vollführt oder versucht hatte, oder war sie eine höher Begnadete, der wirklich ein Wunder begegnet war, das heißt eine seltsame Fügung des Himmels unter besonderen Umständen hatte ihr zu dem ihr gehörigen Rechtmäßigen verholfen. Die Welt ist immer geneigt, und leider oft nicht ohne Unrecht, bei allen auffallenden Gelegenheiten oder nicht so leicht erklärlichen Handlungen das

Schlimmere zu denken. So ging es auch hier. Die Meisten hielten Victor für eine lüderliche Dirne, die es jahrelang in dem Pfarrhause versteckt getrieben, und einmal, da sie es an der Zeit glaubte, ihren Streich ausgeführt habe und davonlief. Wer wußte übrigens, daß der Bursche in dem benachbarten Dorfe, den sie in dem Briefe an den „Herrn Pfarrer" als ihren Bruder angab, gewiß ihr Bruder war, es war ein verschlossener, tückischer, fauler Mensch, den der Bauer nicht um's Essen hätte haben mögen, wenn er ihn nicht wegen seiner kräftigen Arme doch hätte gut brauchen können, — er konnte ja mit der Dirne in der Nachbarschaft gerade so gut heimlich zu unerlaubten Handlungen zusammengekommen sein und mit dem ihm an Charakter ähnlichen Mädchen den Fluchtplan verabredet haben. —

Außer Peter Kurz, dem jungen Gelehrten nnd dem alten Priester hatte Victor jedenfalls wenige Vertheidiger, und diese selbst hüteten sich, die Sache näher aufklären zu wollen. Dann und wann sprachen Verschiedene von dem Wunder von Marienruh' und andere machten boshafte Glossen dazu, und so verging die Geschichte im Andenken der Menschen wie so manches Andere auch.

Hätte Peter Kurz reden wollen, er wäre am Ende der Einzige gewesen, der ein glaubwürdiges Zeugniß für das Mädchen hätte ablegen können, hätte er es nicht für eine Pflicht erachtet, über seine nächtliche Begegnung mit der Victor gegen Jedermann, sogar den alten Curatpriester, zu schweigen, und hätte er wirklich gesprochen, wer würde ihm geglaubt haben; man hielt ihn entweder für einen eingebildeten Mann, der sich von dem raffinirten Bauernmädchen habe dupiren lassen, oder für einen ebenso Nichtswürdigen, der die Geschichte zur Beschönigung der Weibsperson, zu der er ja am Ende auch selbst in nicht besonders edlen Verhältnissen gestanden haben konnte, erfunden hatte.

Peter Kurz war Jurist und kannte die Abwiegelung ähnlicher Fälle zur Genüge, deßhalb schwieg er umsomehr; sein Studium hatte ihn früh reif und überlegend gemacht

und seine Vernunft hatte ihn gelehrt, in Fällen, wo Schweigen besser ist als Reden, das Erstere zu wählen.

In seinem Innern aber glaubte er fest an Victor's Unschuld und ebenso an das Wunder. Die Historie des Frohnsdorfers, die der Curat-Priester ihm mitgetheilt hatte, und welcher das Kirchlein seine Entstehung und die Einöde den Namen „Marienruh'" verdankte, war ihm im Gedächtnisse geblieben, und so gut diese wahr sein konnte, konnte und mußte es die der Victor auch sein. In ihm lebte der fromme, sinnige Wunderglaube, der nicht an's Licht der Welt trat, der aber fest in ihm wucherte. Für ihn gab es zwei Wunder in Marienruh', die für ihn faktisch waren: das eine des Frohndorfers, das ihm der alte Priester mitgetheilt und das ihm deßhalb verbürgt war, und das andere der stillen Dirne im Priesterhause, das er zum Theile selbst miterlebt hatte; für dieses schwärmte er, wenn er auch mit Niemand darüber sprach, bei ihm galt es als unverbrüchliche Wahrheit, so wie er Victor für das reinste, unschuldigste Wesen hielt.

Daß er aber nicht ganz der Einzige war, der mit so hingebender Sicherheit sich von der Sache überzeugt hielt, bewies sich in kürzerer Zeit.

Seit dem geheimnißvollen Begegnen Peter's mit Victor in der Mondnacht, seit dem Ereignisse an der Kirche und der Flucht des Mädchens, seit der Wiederkehr und dem Abschied Peter's von dem alten Curatpriester waren einige Jahre vergangen. Peter hatte bald nach jenem Abend, an dem ihm der alte Freund die Mittheilung über die angebliche Wundergeschichte und das Verschwinden des Mädchens mit dem Burschen gemacht, die Einöde Grünau wieder verlassen. Seine Studien zogen ihn heimwärts. Es kam für ihn eine wichtige Zeit, in der er abschließen und sein Talent verrechnen sollte, wie er es verzinst hatte. Er mußte sich zum Staatsexamen vorbereiten und deßhalb die Ferienzeit abbrechen. Zwar ging die Geschichte, die er hier erfahren und theilweise miterlebt, wie ein stummer Schatten mit nach der Residenz, und überschritt selbst die Schwelle seiner Studierstube.

Sie lebte so mächtig in ihm, daß er sie überall hin begleitete, und manche Stunde rang er seinem Studium ab, um der sonderbaren Wundergeschichte nachzusinnen. Mit den Wochen drang natürlich das beste Studium der Brod-Wissenschaft durch; das persönliche Ehrgefühl und die bedungene Nothwendigkeit, das Examen zu bestehen, sowie der angeborene Eifer und das Talent ließen nichts Fremdartiges, nichts außer dem Bereiche des zur Sache gehörigen Liegendes aufkommen, aber dennoch drängten sie die Wundergeschichte von Marienruh' nur in den Hintergrund. Ganz hinaus aus dem Gedankengang des jungen Menschen und aus der Studirstube konnten sie nicht rücken und öfter lugte mitten unter den Pandekten, Codexen und Compendien ein lieblicher bleicher Mädchenkopf hervor und sah ihn so eigenthümlich wehmüthig und sanft lächelnd an, daß ihm ganz sonderbar zu Muthe ward, er schlug dann wohl den Band zu oder legte die Feder weg oder kritzelte den Namen „Victor“ auf den Tisch, stand auf und sah seufzend einen kleinen Augenblick durch's Fenster, manchmal war es ihm, als schleiche eine geheimnißvolle Gestalt durch's Zimmer, wie er das in den Mondnächten in dem Priesterhause zu Marienruh' gesehen und er meinte, er müsse sie anreden und fragen, wohin sie gehe — oder wenn er mitten aus dem eifrigsten Studium auffsah, so dünkte ihm, er stehe dort in dem romantischen Gebirgswinkel und er höre in dem Kirchlein zu Marienruh' läuten und er sähe den alten Curatpriester mit dem Evangelienbuche aus dem ehemaligen Frohndorfischen Jagdhause hinüberschleichen zum Kirchlein.

Wenn diese Bilder kamen, dann kostete es immer eine Stunde, sie ließen sich nicht so schnell bannen, wie sie kamen und mit heißer Angst scheuchte sie der Schüler fort, so lieb er sie auch hatte. Er faltete oft die Hände und betete still:

„Herrgott, gib mir Ruh' daß ich meine Studien vollende und scheuche mir sie so lange — dann mögen sie kommen, wenn ich fertig bin, und mich mit der süßen Qual erdrücken!“

Und das Gebet des frommen Rechtsgelehrten ward erhört: Die Bilder kamen seltener, der Mädchenkopf lächelte

fast gar nicht mehr zwischen Codex und Compendium und die geisterhafte Jungfrau schlich ihm nicht mehr über das Zimmer. Die Tage des Examens kamen heran, diese heißen bittern Tage und sie gingen vorüber und Peter Kurz bestand das Examen trotz Allem mit einer ausgezeichneten Note und fand bald eine, wenn auch bescheidene, doch für den Anfang befriedigende Stellung.

Nun kamen freilich die Gäste wieder aus der schönen Ferienzeit, die mit in die Stadt gezogen waren und er verscheuchte sie auch nicht mehr. Stundenlang unterhielt er sich mit den neckenden Phantomen, sie waren seine Zerstreuung seine Unterhaltung. Das bleiche Gesicht des Wundermädchens sah er gerne und wenn sie in seinen Träumereien ihm durch's Zimmer schlich, so hätte er sie so gerne angehalten und sie nimmer fortgelassen. Er hing mit warmer inniger Behaglichkeit an der Erinnerung und er hatte sich in dieselbe hineingelebt und geliebt. Er liebte das Mädchen von Marienruh ehe er es selber wußte.

Eines Abends, als er ermüdet von dem trockenen Kanzleigeschäft in seinem einsamen Zimmerchen saß — Vater und Mutter waren gestorben und er lebte allein — und er eben mit seinem Schattenbilde sich unterhielt, da trat der Briefbote in's Zimmer und reichte ihm mit der gewöhnlichen Alltagsmiene einen Brief mit einer veralteten, zitterigen Aufschrift, die der junge Herr Doctor sogleich erkannte.

„Vom Hochwürden in Grünau!“ rief er den Brief aufreißend und er las:

„Lieber Peter!

„Wenn es Dir anders mit Deinen Geschäften hinausgeht, so möchte ich Dich ersuchen, dem alten Freunde Deines seligen Herrn Papa's die Liebe anzuthun und inh zu besuchen, es ist zwar jetzt im Monat Hornung und nicht so angenehm bei uns heroben, wie wenn es Wonne- oder Heumonat wäre, aber mir scheint, unser Herrgott macht's bald aus mit mir, und ich hätte Dir so Mancherlei noch anzuvertrauen, was ich bei Dir am besten

besorgt wüßte, da ich Dich kenne vom alten Herrn. Wenn es Dir möglich ist zu kommen, so brauchst Du nicht zu schreiben, komme gleich, Dein Zimmer oben ist parat, und es erwartet Dich

„Dein
alter Vaters Freund
Markus Leobrunner, expos.
zu Grünau."

P. S. „Die alte Veroni, meine Haushälterin, Gott hab' sie selig, ist auch gestorben, und hab' ich jetzt gar Niemand recht Verlässigen im Haus. Komm' doch wenn Du kannst! D. O."

„Der gute alte Curat!" rief Peter. „Freilich komme ich unter jeder Bedingung und morgen fahre ich hinein und wenn dem Herrn Anwalt sechs Prozesse zu Schanden gehen, ich kann nicht helfen!" Er steckte den Brief in die Tasche, nahm den Hut und eilte sogleich zu seinem Anwalte, dem er den Fall so dringend machte, daß er in einen Verlaub auf einige Tage willigte. Den nächsten Abend um dieselbe Zeit stand er schon in der Erdgeschoßstube bei dem alten Curatpriester, der altersschwach und krankheitgebeugt im Sorgenstuhle saß.

Wie ein Sohn seinen Vater begrüßt, den er nach jahrelanger Trennung wieder sieht, so umarmte Peter den alten Geistlichen und dieser erwiderte den Gruß ebenso herzlich. Thränen der Freude perlten dem alten Manne über das Gesicht, thats ihm doch wohl, in seinen letzten Stunden, da ihm kein Weib, kein Kind, kein Verwandter beschieden war, eine treue, liebende Seele um sich zu sehen.

Nach den ersten Begrüßungen und Mittheilungen lud der Priester Peter ein, bei ihm zu bleiben und mit ihm seinen einfachen und geringen Nachlaß zu ordnen, der, da er weder Verwandte noch Angehörige hatte, ihm, als dem Sohne seines alten Jugendfreundes, zufallen sollte.

Dem jungen Juristen, der von Hausaus nicht viel mitbekommen hatte, da sein Studium sein Vermögenstheil war,

that die kleine Erbschaft wohl und dankend nahm er das Vermächtniß hin.

„Jetzt hab ich noch etwas, lieber Peter“, sprach der Alte, nachdem sie mit den Papieren und Schriften fertig waren. „Du erinnerst Dich noch, wie ich Dir einmal erzählt habe von dem Frohnsdorfer, der die Wundergeschichte erlebt und das Kirchlein erbaut hat. Damals berief ich mich auf die Chronika der Frohnsdorfer. Eine ähnliche Chronik ist seitdem von eben dem Frohnsdorfer angelegt und mit dem Kirchenbund hier verbunden worden und der derzeitige Curat-Priester hat mit dem Amte die Verpflichtung, diese Chronik fortzusetzen, ich habe das auch gethan und das Wunder darin verzeichnet, so geschehen ist unter meiner Amtsverwaltung. Du kennst sie ja die Geschichte von der Victor — —“

Peter berührte diese Bemerkung eigenthümlich — war ja dieser Name sein Einziges, sein stilles, süßes Sehnen die Viktor.

„Ich kenne Sie wohl, die Geschichte, die wundersame Geschichte, Hochwürden“ antwortete Kurz beklommen. „Ich kenne Sie vielleicht besser, als Jeder andere —“

„Warum, wieso?“ fragte der Curat-Priester.

„Weil ich —“ Peter stockte; doch der Anblick des Greises, von dem er nun überzeugt war, daß er so wie er selbst an das Wunder glaubte, der es selbst in's Chronikbuch der Kirche verzeichnet hatte — der feierliche Moment entfesselte ihm die Zunge und er erzählte zum ersten Male in seinem Leben der ersten der einzigen Person, das was er mit Victor erlebt hatte kurz vor sich das wundersame Ereigniß und ihre Flucht zutrug.

„So ist mir's doppelt lieb, sprach der alte Geistliche, habe ich doch irgend eine Art Zeugen für die Geschichte, die vielleicht später einmal doch einen oder den andern interessirt. Ich wollte Dich erst bitten, meine Aufzeichnung zu revidiren, nun aber möcht ich Dich bitten, nicht nur das zu thun, sondern Deine Mittheilung selbsthändig anzufügen und zu unterzeichnen gleichsam als Beleg.“

Konnte Peter ein angenehmerer Auftrag werden, als der, das was er so tief innen glaubte durch Aufzeichnung ins Kirchenbuch und Bestätigung gleichsam öffentlich zu bekennen. Er versprach dem alten Herrn gleich des andern Tages diesen Auftrag zu erfüllen und er that es auch.

Nur wenige Tage noch lebte der Curat-Priester und nach Erfüllung aller Anordnungen kehrte Peter Kurz heim.

Doch bevor die Erzählung weiter fortschreitet, ist es nöthig zu erfahren, wie die Verhältnisse des Helden der Wundergeschichte näher beschaffen waren.

V.

# Peter Kurz.

Es gibt Flüsse, die auf ihrem Grunde Goldsand führen, aber man achtet dessen nicht. Der Fluß wird ausgenützt, wie man einen Fluß ausnützen kann, er muß Flöße und Schiffe tragen, Mühlen und Fabrik-Maschinen treiben, er tränkt und erfrischt die Uferpflanzungen weit in's Land hinein, indem er die künstlichen Kanäle, die an ihm saugen, speist, er beherbergt die Fische mancherlei Art, die Vielen ein willkommener Fang sind, aber Niemand denkt daran den Sand tief unten auf dem Grunde herauf zu holen, zu schlemmen und zu klären und das helle glitzende Gold herauszuziehen. Warum? Das Gold ist wohl wahres, edles, gediegenes Gold aber es lohnt die Habsüchtigen, hastig nach dem Gewinn trachtenden Menschen die umständliche Arbeit zu wenig. Lieber lassen sie dem Flusse sein bischen edlen Goldstaub und halten sich an die mehr und schneller zu verwerthende Kraft des Wassers, das darüber hinwegströmt.

Herr Peter Kurz, der Vater des Helden der Wundergeschichte von Marienruh, der Studienfreund des alten Priesters Markus Leobrunner war ein solcher Fluß, dessen vielseitige Kraft auf alle Weise ausgebeutet wurde, dessen edler Goldsand tief im Grunde Niemand suchte.

Der Sohn eines armen Handwerkers, führte ihn der Wohlthätigkeitssinn „guter Leute“ zum Studiren. Das gewöhnliche Fach solcher Studenten ist Theologie, einmal weil mit dem Wohlthätigkeitssinn der Gönner meistens die landläufige Frömmigkeit verbunden ist, und weil aus diesem Fache am ehesten praktischer Nutzen gezogen werden kann. Ein Theologe kann selbst minderbegabt, schon lange predigen, Messe lesen, Beicht hören, beerdigen, taufen und copuliren, ehe ein Mediciner daran denkt eine Operation mitzumachen oder ein Jurist als unbesoldeter Praktikant in einer Kanzlei zu arbeiten; es ist also das billigste Brodstudium.

Dieses Studium führte Peter Kurz, den Vater auf dem Gymnasium, mit seinem Collegen Leobrunner zusammen, der ihm an Alter, Schicksal und Charakterbeschaffenheit ähnlich, ein Freund für's Leben wurde.

Aber schon auf dem Gymnasium sollte sich die Laufbahn der beiden Freunde theilen; Markus Leobrunner hatte mittelmäßige Talente und war in Bezug auf Wißbegierigkeit und Studirlust ziemlich genügsam. Er blieb in dem gewöhnlichen Fahrwasser, wanderte vom Gymnasium auf's Priesterseminar und von da in's Leben fort von einer Pfarrei in die andere als Cooperator, Benefiziat oder Expositus, bis er im reifen Alter als Curat-Priester auf dem wenig einträglichen, aber behäbigen Posten zu Grünau sitzen blieb.

Währenddem machte das glänzende Sprachtalent seines Freundes Kurz bei den Professoren solches Aufsehen, daß man ihm allgemein rieth, doch zur Philologie zu greifen, er würde unbedingt eine Größe werden.

Aber Peter Kurz hatte nicht bloß große Sprach-Anlagen, er war ein eben so geschickter Mathematiker, ein ausgezeichneter Historiker und was in seinem Innersten schlief, wenig bemerkt, was ihm selbst das Liebste war, die Religion des Geistes, das war eine feinfühlige, schöne Dichter-Ader, das war der Goldsand auf dem Grunde, den Niemand suchen mochte und er selbst verstand es nicht, ihn aufwärtts an das Licht zu streuen.

Seine Professoren selbst verwendeten sich für ihn bei seinen Gönnern ihn dem Studium einer andern Wissenschaft sich zuwenden zu lassen und man beschloß, ihn dem Sprach-Studium zu bestimmen. Kurz warf sich mit gewohntem regen Eifer und unversiegbarem Talente auf die Fach-Wissenschaften, während er die andern aus Liebhaberei trieb. So kam es, daß er schnell eine Carriere machte, in der sich ein Anderer bewundert hätte. Er sah sich bald als Professor angestellt zur Freude seiner Studien-Wohlthäter und nebenbei suchte man seine vielseitigen Kenntnisse als Mathematiker, Historiker, Archäologe in Bibliotheken, Sammlungen und Vereinen. Der Fluß wurde in seiner vielseitigen Kraft ausgenützt, aber auf den Goldstaub in dem Grundsand, auf die Dichternatur kam Niemand. Er selbst fand keine Zeit, die Gottesgabe zu pflegen und barg sie nur als einen schönen, werthvollen Schatzthaler, den er in einsamen Stunden wie an müssigen Sonntagsnachmittagen hervorzog, um sich daran zu erfreuen. Als Dichter wäre Peter Kurz vielleicht eine Größe, aber ein weniger glücklicher Mensch geworden; seine vielfachen anderen Kenntniße practisch verwerthet, gaben ihm reichliches Brod, aber er wurde keine Größe. Die sichere Lebensstellung, die er früh errungen, machte ihn früh selbstständig und ließ ihn noch in verhältnißmäßig jungen Jahren eine glückliche Ehe schließen.

Sein Sohn, Peter, erbte von seinem Vater den edlen Charakter, das sinnige Dichtergemüth und den Eifer zu den Büchern, wenn auch nicht das umfassende Genie. Doch hatte er, wie sich zeigte, genug, um ein brauchbarer Jurist zu werden.

Der alte Kurz besaß ein gutes geregeltes Auskommen, aber er war nicht von Jenem, die — nach der Bibel — Schätze sammeln, die die Motten fressen, und die Diebe bei Nacht davontragen, er hatte nur Sorge, seinen Sohn als tüchtiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zuzuführen, und ihm allenfalls zum Anfang einen kleinen Nothpfennig zu hinterlassen und so geschah es auch. Die Mutter Peters

war vorangegangen, nachdem sie in seinem glücklichen Doctor-Examen noch eine schöne Mutterfreude erlebt hatte. Bald folgte ihr der Gatte und der junge Mensch stand nun allein.

Er konnte sein Brod verdienen und zwar hinlänglich, wenn er wollte. Das Bischen Privatvermögen, und das Bewußtsein seiner Tüchtigkeit erlaubten ihm den Versuch auf eine Staats-Anstellung zu verzichten und sich zum Anwalts-Dienste auszubilden. Er fand sich in die Branche und hatte bald berechtigte Hoffnungen auf die Zukunft. So fanden ihn als Rechtsconzipient die Zeilen des Vaterfreundes, dem er in seinen Armen das Geleite ins ewige Leben gab. Der sogenannte „Herr Pfarrer" war gestorben und das kleine Erbtheil desselben mit der Hinterlassenschaft des Vaters summirt, gab ihm Aussicht auf eine selbstständige Stellung. Ein Jahr darauf saß Peter Kurz als Anwalt in einem Provinz-städtchen.

Das Ereigniß in Marienruh', das theilweise sein eigenes war, kam ihm trotz der anstrengenden Beschäftigung, die die neue Amtsstellung mit sich brachte, dennoch öfter in den Sinn, und wenn die Geschäftsthätigkeit und der Drang des täglichen Lebens es auch nur immer in größeren Zwischenräumen auftauchen ließen, so wäre es vielleicht wohl mit der Zeit noch mehr in den Hintergrund getreten, ganz jedoch hätte er das Bild des schmachtenden Wundermädchens nie vergessen, wie wohl er es wünschte, da sie ihm doch hoffnungslos verloren schien; im Gegentheile aber trug eine Begebenheit bei, ihm das Vergangene in seinem ganzen Umfange auf's Lebhafteste aufzufrischen.

VI.

# Ein unerwarteter Besuch.

Es war dies in jenen Tagen, da Friedrich in der Nähe des Gebirgsstädtchens an der bayerischen Grenze von dem flüchtigen räthselhaften Mädchen Abschied genommen und den verfolgenden Zamarowsky erschossen hatte.

Peter Kurz saß eines Morgens in seiner Amts-Kanzlei, als eine junge, vornehme Dame eintrat und sogleich wie eine Bekannte auf ihn zuging.

Der junge Anwalt war nicht wenig überrascht über den Besuch. Obwohl ihm die Züge der Eintretenden bekannt vorkamen, so konnte er sich im Augenblicke nicht Aufklärung über die Bekanntschaft geben; er stand indeß auf und bot ihr einen Platz, indem er sie um ihr Begehr fragte.

„Herr Doctor scheinen mich nicht mehr zu kennen," sagte die Fremde lächelnd. „Es ist freilich einige Jahre her, daß wir uns und da wenig gesehen haben. Ich habe auch Mühe gehabt, in der Hauptstadt Ihren jetzigen Aufenthalt zu erfahren, aber da ich nun weiß, daß Sie Anwalt sind, so bin ich doppelt an Sie gewiesen. Einmal als Anwalt und dann als alleiniger wirklicher Mitwisser meines Geheimnisses."

„Sie sind?—" fragte Peter erstaunt.

„Ja, ich bin Victor," entgegnete die Dame.

Peter wollte seinen Augen, seinen Sinnen nicht trauen, wie blöde stierte er der Gegenübersitzenden in's Gesicht. Das bleiche sanfte Mädchenbild, das ihn seitdem überallhin verfolgt, das ihm träumend und wachend vorschwebt, nach dem er sich so unendlich gesehnt — die Victor war jetzt da, wirklich. Welch' ein reiches Meer von Hoffnungen that sich ihm auf, was durchzuckte und durchschwirrte in wenig Sekunden nicht seinen Kopf.

Victor mußte die Befangenheit des jungen Advokaten merken, sie sah ihm lächelnd in die starren Augen und sprach:

„Herr Doctor können sich wohl nicht mehr an mich erinnern!"

„Gewiß!" rief Kurz. „Gewiß, ich habe Sie im Gegentheile niemals vergessen, aber das Wiedersehen ist ein so unerwartetes und ein so ganz anderes —"

„Nicht wahr?" erwiderte die Dame, aber ich hoffe doch kein schlimmeres."

„Das nicht" — sprach Kurz — „und es ist mir sehr erfreulich, daß Sie nach der Zeit, in welcher sich, wie es scheint, Ihre Verhältnisse sichtlich günstiger gestalteten, meiner nicht vergessen haben. —"

Wie sollte ich das, da Sie ein so edler Mensch, wie ich Sie habe kennen lernen und der Mitwisser meines Wundergeheimnisses, gewiß Ursache haben, mir unvergeßlich zu bleiben und eben deßhalb komme ich zu Ihnen, um Ihnen betreffende Eröffnungen zu machen, da ich durch Papiere im Stande bin, Nachweis über meine Herkunft und die Rechtmäßigkeit des mir dortmals zugeeigneten Schatzes zu erstatten."

„Wäre es möglich?" rief Kurz freudig betroffen. „Können Sie die Beweise liefern, daß —"

„Daß ich ehrlicher Leute Kind und keine Landstreicherin oder noch Schlimmeres bin?" unterbrach Victor. „Gewiß — aus diesen Papieren werden Sie es sehen und zu diesem Zwecke brachte ich sie Ihnen. Ich fand sie in der Heimath meiner Mutter bei einer alten Freundin derselben vor, eine Schrift, die bei dem vergrabenem Gelde unter der Stufe des

Kirchleins lag, zeigte mir den Geburtsort meiner Mutter an, welchem sie zufloh. Sie mußte, um ungekannt und vor den Nachstellungen ihres wahrhaft tyrannischen Mannes, meines Vaters — sicher zu sein, scheinbar als armes Weib, jeden Anschein, der auf ihre Spur führen konnte, meiden, und die unbeachtetsten, oft weit umführenden Wege einschlagen. Dabei war sie aber nicht ohne Hülfsmittel, denn sie hatte einen bedeutenden Theil ihres Vermögens gerettet, und da ihre Flucht wohl vorbereitet war, Alles in Papier und leicht tragbare Münze umgesetzt. Es blieb ihr zu einer Zeit, als sie sich der Entdeckung nahe glaubte, um schneller fliehen zu können, nichts übrig, als ihre entbehrliche Habe auf gut Glück zu vergraben und mich und meinen Bruder ebenfalls dem Schicksale preiszugeben.

Sie kam erst nach mehreren Irrfahrten und Umwegen in ihre Heimath im südlichen Ungarn, von wo aus sie leider keine Gelegenheit fand, um noch ihren vergrabenen Schatz wieder zu erlangen.

Bei der einzigen vertrauten Freundin ereilte sie nach dem vielen Kummer und den schweren Leiden der Tod, und es läßt sich denken, daß es kein Kleines für eine Mutter ist, zwei eigene Kinder, die sich noch nicht einmal allein forthelfen konnten, ihrem Schicksale überlassen zu müssen, sowie den Betrag eines halben Vermögens vergraben zu haben, der die Kinder reichlich ausstatten konnte und von dem Niemand etwas wußte — wissen durfte.

Dieser Kummer, diese Angst konnte den Geist der todten Mutter nicht ruhen lassen, unstät wandelnd suchte er mich auf und hieß mich handeln, wie ich dortmals bei der nächtlichen Begegnung Ihnen mitgetheilt habe.

Mit der Hülfe der heiligen Jungfrau ist es mir gelungen, nach langem Bitten und Beten den Schatz zu finden und mit meinem Bruder, der in einem benachbarten Dorfe untergekommen war, zu entfliehen. Es würde zu lange dauern, wollte ich Ihnen Alles erzählen, was wir erlebt haben vorher und nach unserer Flucht nach Ungarn, wo wir

uns aus Furcht vor dem tyrannischen Vater bis vor einigen Monaten ruhig und verborgen hielten. Jetzt ist unsere Verfolgung jedenfalls doch zu Ende, denn wie ich gestern aus einem Briefe, der mir nach München folgte, erfahren habe, ist Herr von Zamarowsky, einst Herr auf Grüneborn in Sachsen, todt, und nun können wir uns erst des rechtmäßigen Erbes unserer Mutter erfreuen und öffentlich auftreten.

Es entstand nach dieser Mittheilung der Dame eine kleine Pause, sie ruhte von der Erzählung, die sie sichtlich angegriffen hatte, aus, und sah sich dabei mit neugieriger Theilnahme in der Kanzlei des jungen Doktors um.

„Bei Ihnen hat sich auch, so scheint es, Manches verändert?“ fragte sie naiv. „Sind jetzt selbstständig geworden, nicht wahr? Wie wird's denn in Grünau gegangen sein?“

„In Grünau?“ antwortete Peter — „eine Zeit lang sprach man über die Geschichte, dann wurde sie eben vergessen, wie manches Andere. Sie ist übrigens im Chronikbuche von Grünau gewissenhaft eingetragen und auch ich habe, was ich wußte, bestätigend hinzugesetzt.“

Victor sah auf diese Mittheilung Kurz groß an. Sie schien etwas darauf zu halten, daß die Wundergeschichte verewigt worden war.

„Der ‚Herr Pfarrer‘ ist gestorben,“ fuhr Peter fort.

„Der gute Mann, um ihn that es mir wehe, daß ich ihn nicht überzeugen konnte; er wird manches wegen mir ausgestanden haben!“ warf Victor mit aufrichtiger Betrübniß ein. „Aber die alte Vroni wird wohl über mich gelästert haben?“ fügte sie bei.

Kurz wich dieser Frage verlegen aus, denn es war ihm schwer, der, die ihm so lieb war, etwas Unangenehmes, wie die Auslassung Vroni's gewesen, zu sagen. „Sie war eben überhaupt eine alte wunderliche Person,“ sagte er, die Frage umgehend.

„O, ich kann mir es denken, Herr Doktor,“ ich habe ihr und Allen längst verziehen, die mir Uebles nachgesagt haben, deßwegen ist's ja doch, wie es ist und hat mich nicht

besser und nicht schlechter gemacht. Aber ich danke Gott und der heiligen Muttergottes alle Tage, daß sie Alles so gut und glücklich gefügt haben — es ist ja Alles gut jetzt!" entgegnete Victor.

„Es ist ja Alles gut jetzt — jawohl!" rief Peter mit einem unterdrückten Seufzer. Er sah der Dame in das liebe, innige Gesicht, das noch so blaß, so unschuldig ihn anblickte, als wie es ihm ja zwischen seinen Büchern erschienen war. Was hielt ihn jetzt zurück, daß er dem tiefen, schmerzlichen Sehnen, das die ganze lange Zeit sein Herz befangen hielt, nun Ausdruck gab und frei um des Mädchens Hand anhielt? Nun war sie da, selbst war sie gekommen, hatte ihn aufgesucht, trieb nicht sie jedenfalls ein gleiches Verlangen zu ihm und war der Geschäftsbesuch nicht vielleicht nur ein schicklicher Vorwand? Durfte er nicht eher nur fragen: „Victor, ich habe Dich lieb gehabt die ganze lange Zeit, und wird's nicht Dir wohl mit mir auch so ergangen sein — wollen wir die bangen Sehnsuchtsstunden in einen Strom verrauscht sein lassen — wollen wir uns nicht angehören?" Es schwebte ihm die Frage wohl auf der Zunge, aber war es Schüchternheit oder was immer, was ihn abhielt, sie auszusprechen.

Wortarm saß er dem jungen Frauenzimmer gegenüber, mit einigem stillen Lächeln betrachtete er die Geliebte. Sie kam ihm vor, wie eine goldene Schale voll Glückseligkeit, aber er wagte es nicht, an der Schale zu rühren, denn es ahnte ihm, sie würde umstürzen und die ganze Glückseligkeit verschütten.

Längere Zeit sprachen die jungen Leute nicht, es schien ihnen wohl zu thun, sich gegenseitig anzusehen und im Anblick sich in der Rückerinnerung zu ergehen. Endlich fühlte Peter, daß es doch am Ende unschicklich und für einen Mann seines Standes wenig empfehlend sei, eine junge Dame, und noch dazu eine Klientin so wortkarg zu behandeln. Freilich wäre mit der einen Frage: „Liebst Du mich?" der Strom der rauschendsten Beredsamkeit entfesselt gewesen, wenn er ihr „Ja" darauf vernommen hätte, aber er fürchtete die

Frage zu thun, weil er Angst hatte, das „Ja" nicht zu hören, und doch schien es ihm so sicher.

Um nur etwas zu sprechen, begann er nach einiger Zeit: „Da ich so weit in Ihre Geschichte eingeweiht bin und Sie so gütig sind, mich zu ihrem Anwalte mit aller Vollmacht zu bestellen, so entschuldigen Sie mir wohl die Freiheit, daß ich Sie um nähere Mittheilung ihrer Lebensschicksale, sowie die ihrer Familie ersuche. Sie können wohl denken, daß ich mich dafür interessire, und es wird mir diese Darlegung manche Erläuterung bei dem Studium Ihrer Papiere und der Handhabung manchen möglicherweise vorkommenden Rechtsfalles geben."

„Ich theile Ihnen sehr gerne mit, was ich über meine Familie und deren Schicksal theils aus meiner frühen Jugend, theils aus einem Tagebuche meiner guten seligen Mutter und meinen späteren eigenen Erfahrungen weiß. „Ich bin keine gute Erzählerin," sprach Victor mit liebevollem Lächeln, „und der Herr Doktor müssen schon mit dem schlechten Vortrage vorlieb nehmen!"

„Ich bitte Sie darum!" entgegnete Peter, und Victor erzählte ihre und ihres Bruders Jugendgeschichte.

Diese Mittheilungen aber werfen ein zu charakteristisches Streiflicht auf einen Mann, der mit dieser Erzählung ziemlich eng verflochten ist, als daß sie übergangen werden könnten.

---

VII.

# Die Kinder des Herrn von Zamarowsky.

„In meiner frühesten Jugend," begann die Dame, „da ich zu denken weiß, erinnere ich mich, auf einem schönen Schlosse an der sächsischen Grenze gelebt zu haben. Das Schloß war der Mittelpunkt eines ausgedehnten Besitzes, man nannte es das Rittergut „Grüneborn", und der Besitzer war mein Vater, „Herr von Zamarowsky".

Wir lebten in äußerst vornehmen, glänzenden Verhältnissen, und ich erinnere mich, daß im Hause meines Vaters eine verschwenderische Pracht herrschte.

Anscheinend war das Familienleben auf Grüneborn ein glückliches, es war aber nicht so, wie es schien, und die prachtvolle Außenseite barg ein sehr unglückliches, trauriges Dasein.

Wir hatten eine sehr gute Mutter, die uns zärtlich liebte, mich und meinen jüngeren Bruder, aber der Vater liebte weder uns noch die Mutter, gegen welche er rauh und abstoßend war, ja, ich glaube sogar, daß er sie manchmal thätlich mißhandelte.

Mein Vater war kein geborener Sachse, ich habe schriftliche Mittheilungen gefunden, die darauf schließen lassen, daß er einer russisch-polnischen Familie entsprossen ist und als politischer Flüchtling, nachdem er in seiner Sache einen Verräther gespielt haben mußte, mit einem bedeutenden Vermögen nach Preußen kam. Er soll in manchen Dingen sehr geschickt

gewesen sein, und sich in die Gunst der höheren Kreise zu setzen verstanden haben. Aus dem Tagebuch meiner Mutter entnahm ich auch, daß Zamarowsky, von Geburt der russisch-griechischen Kirche angehörig, in Preußen aus Vortheils-Rücksichten seinen Glauben änderte und einträgliche Dienste nahm.

Um die Zeit, als er meine Mutter heirathete, war er aus jenen Diensten in Preußen bereits ausgetreten und hatte sich in Sachsen auf Grüneborn angekauft.

Meine Mutter war die Tochter eines reichen Kaufmanns bei Temeswar und lernte Zamarowsky, der damals noch ein im mittleren Alter stehender, hübscher und wohlerhaltener Mann gewesen sein soll, auf einer Geschäftsreise, die sie mit ihrem Vater machte, in Wien kennen.

Dem Vater meiner Mutter gefiel der noble Cavalier, der es verstand, sehr liebenswürdig zu sein, wenn er wollte, und auch meine Mutter glaubte als ein kaum sechzehnjähriges unerfahrenes Mädchen, den Worten des „Barons".

Ein achttägiger Verkehr führte soweit, daß sich der Vater meiner Mutter bewegen ließ, mit seiner Tochter in Begleitung Zamarowsky's nach Grüneborn zu reisen und das Rittergut zu sehen. Der Baron hatte wie es schien vielseitige Kenntnisse und der ganze Stand der Dinge erweckte in meinem mütterlichen Großvater die günstigste Zuneigung für den Rittergutsbesitzer, der bereits in Wien um die Hand meiner Mutter angehalten hatte und es fehlte nur der Wille der Letzteren, welche sich auf Zureden meines Vaters, theils, theils durch eigene Neigung bestimmt, entschloß, Zamarowsky zu heirathen.

Sofort wurde auf Grüneborn unter den glänzendsten Zubereitungen förmlich Verlobung gehalten.

Nach derselben begleitete mein Vater seine Braut und seinen zukünftigen Schwiegervater in ihre Heimath.

Das Auftreten des Barons und die Erzählung des Vaters und der Tochter von dem fabelhaften Reichthum desselben stimmten meine Großmutter und die Verwandten meiner Mutter selbst auf das günstigste und in der möglichst kürzesten

Zeit wurde die Trauung vollzogen. Meine Mutter folgte ihrem Manne aus dem Vaterhause auf das ferne Rittergut.

Es dauerte aber nicht lange, so überzeugte sich meine Mutter, daß Manches nicht so war, wie der Baron gesagt hatte; sein Vermögen, das großentheils in dem Gute steckte, war durch große Schulden, die bereits auf dem Gute lasteten, sehr gefährdet und um in dem Maaße fortleben zu können, wie es der Gutsherr gewohnt war, machte er stets neue Schulden, die die reichlichen Erträgniße der Besitzung aufzehrten, meine Mutter brachte ein schönes Vermögen mit, welches sogleich wie ein Tropfen im Meere verschwand. Dabei aber drohte Zamarowsky der jungen Frau in den ersten Wochen mit allem Schrecklichen, wenn sie etwa heimlich eine Zeile von dem wahren Stande der Dinge nach Hause berichten würde.

So mochte es stehen, als ich nach einem Jahre dieser traurigen Ehe das Licht der Welt erblickte und die Zustände verschlimmerten sich zusehends von Zeit zu Zeit, als nach zwei Jahren mein Brüderchen nachkam. Während nach Außen Alles prunkte und glänzte, war im Innern das bitterste Elend.

Zerrüttete Vermögensverhältnisse, zerrissenes Familienleben, kurz Alles, was eine Ehe unerträglich und eine so junge Frau aus so gutem Hause, wie meine Mutter war, zur Verzweiflung bringen konnte, herrschte jetzt.

Zamarowsky war nicht blos ein leichtsinniger Schlemmer, Spieler und Schuldenmacher, er war ein außerordentlicher Wohllüstling und ein raffinirter Bösewicht.

Während er meine arme Mutter auf jede Weise zu kränken und zu beleidigen sich erdreistete und eine geringe Einsprache ihrerseits mit den rohesten Worten und später sogar mit thätlicher Mißhandlung rügte, schrieb er an den Großvater die niederträchtigsten Schmeichelbriefe über seine Frau, die günstigsten Berichte über seine ausgezeichneten Vermögens-Verhältnisse und hatte dem bethörten Manne angeblich

zu vortheilhaften Spekulationszwecken mehrmals hübsche Summen abgelockt.

Nicht nur tagelang, wochenlange trieb sich der Baron mit Gleichgesinnten auswärts herum und verpraßte Tausende in Spiel, Trinkgelagen und auf die entehrendste Weise mit den berüchtigtsten Frauens-Personen. Meine Mutter hatte öfter den Vorsatz gefaßt, zu entfliehen, denn an eine Besserung der Verhältnisse war nicht zu denken, auch konnte sie kein wahres Bild den Ihren entwerfen, weil jeder Brief unbedingt von der dem Baron ganz ergebenen Dienerschaft und Umgegend aufgefangen worden wäre; allein den Gedanken, die Flucht auszuführen, hinderte sie eben auch Manches. Für's Erste die Schwierigkeit des Entkommens selbst, zweitens die große Beschwerlichkeit, mit uns noch kleinen Kindern so weit zu reisen und endlich die Scham vor dem Nachhausekommen selbst.

Nichtsdestoweniger hatte die Frau mit einer angebornen Klugheit heimlich immer was sie an Werthvollem und kleineren Geldsummen bei Seite bringen konnte, angesammelt, was bei der Verschwendung und Unordnung des Barons nicht eben besonders schwer war. Sie that dieß in einer Art Voraussicht, daß der Fall einer schleunigen Flucht dennoch einmal nothwendig werden müsse.

Indeß war mein Bruder etwa vier und ich sechs Jahre alt geworden. Gott segne die Mutter, die uns an Erziehung und Lernen das möglichst reichlich angedeihen ließ, was der verwilderte Vater, von dem wir nie ein freundliches Wort hörten, uns gänzlich versagte. Ich entwickelte mich körperlich wie geistig auffallend schnell, während mein Bruder leiblich schwächlicher und geistig sehr wenig Anlagen zeigte. Ich erinnere mich mit sechs Jahren schon sehr gut gelesen und fast ziemlich ordentlich schreiben gekonnt zu haben.

Während ich mit der möglichsten Theilnahme und Besorgniß soweit es einem Kinde, wie ich war, nur zuzumuthen ist, die Lage meiner Mutter erfaßte und begriff, zeigte mein

Bruder, wohl zwei Jahre jünger, fast gar keine Fassungsfähigkeit und ließ eher Stumpfsinnigkeit vermuthen.

In diese Zeit fielen eine der schwersten Prüfungstage für meine gute Mutter.

Mein Vater, — der Unmensch! — traurig, daß ein Kind so von seinem Vater sprechen muß — begnügte sich endlich nicht mehr, seinen wilden Ausschweifungen auswärts nachzugehen; das Haus selbst wurde jetzt der Schauplatz der üppigsten Gelage und verwegensten Spielgesellschaften, die er mit ebengesinnten Genossen aushielt; ja selbst Damen der zweideutigsten Art gewannen auf dem Schlosse unter allerlei Vorwänden Zutritt und empörten meine zartfühlende Mutter auf's Aeußerste.

Eines Abends im tiefen Winter, als dieselbe eben von einer schweren Krankheit zu genesen anfing und ihr Zimmer noch ängstlich hüten mußte, veranlaßte sie ein ungewöhnlicher Lärm im ersten Stock — wir waren mit der Mutter im Erdgeschosse — hinaufzugehen und nachzusehen.

Während die arme Frau noch leidend und todtschwach kaum dem Grabe entronnen, im einsamen Zimmer, einer Wittwe gleich saß, hielt der rohe Wüstling im obern Stockwerke mit einigen lüderlichen Dirnen und landesbekannten Wüstlingen einen Abendzirkel der frivolsten Art.

Als meine Mutter hinaufkam und leise die Salonthüre öffnete, ward sie Zeugin einer Scene, die ich nicht wieder zu geben vermag, wie ich sie in dem Tagebuche der Verstorbenen fand.

Einer Ohnmacht nahe, wankte sie, von einem Diener geführt, herab. Der entmenschte Gatte hatte sie in der Wuth der Ausschweifung nicht bemerkt.

Ich weiß noch, wie sie an mein Bettchen stürzte und bitter weinend zusammenbrach. Erst als ich erwachte und sie ängstlich anrief, schien sie zu sich zu kommen. Aber in dem Augenblicke erfaßte sie auch ein heiliger Zorn. Mit allen Kräften, die ihr noch zu Gebote standen, raffte sie sich auf und bestieg noch einmal den ersten Stock, trat mitten unter

die Gesellschaft und forderte sie, die wollust- und weintrunken umherlagen, als Hausfrau auf, das Haus auf der Stelle zu verlassen.

Natürlich war Zamarowsky, wie die Uebrigen im Momente auf's Aeußerste überrascht und die Gäste machten wirklich sofort Miene, sich zu entfernen; aber der Baron flammte in wüthenden Worten und Gebährden auf, gebot den Anwesenden zu bleiben und wies meiner Mutter auf eine unerhörte Art die Thüre.

Diese kam zum zweiten Male zum Tode erschöpft herab, aber nicht mehr um weinend hinzusinken, sondern sie kleidete sich rasch an, riß mich und meinen Bruder aus den Betten, kleidete auch uns an, schrieb dann ein paar Zeilen auf einen Zettel, den sie auf den Tisch legte und verließ mit uns das Schloß.

„Geht Kinder“, höre ich sie noch heute sprechen. „Was wollen wir noch da, Ihr habt keinen Vater, ich keinen Mann und wenn wir länger bleiben, haben wir vielleicht auch bald keinen Platz mehr, wo wir unser Haupt hinlegen.“

Wir waren aber kaum von einer einzigen alten Dienerin begleitet aus dem Bereiche des Schlosses gekommen, als Pferdegetrampel hinter uns hörbar wurde und eine rauhe Stimme uns zurief, zu halten.

Widersetzen hätte nicht geholfen, meine Mutter, uns Kinder an der Hand, wandte sich um und fragte, was man wolle.

Es war Zamarowsky selbst, der nachgesehen, den Zettel gefunden hatte und uns nachgeritten war.

Er gab der Mutter schöne Worte, beredete sie, die Sache nicht so zu nehmen und entschuldigte sich mit Weinaufregung.

Ohne ein Wort zu sprechen, kehrte sie mit uns um; indeß als wir das Schloß und das Zimmer meiner Mutter betreten hatten, änderte der Vater sofort den Ton.

Mit derselben rauhen Miene, wie wir es immer an ihm gewohnt waren, forderte er die Gattin auf, sich über den Schritt, den sie eben unternommen, zu rechtfertigen.

Die Gattin glaubte in dem Benehmen ihres Mannes genügenden Grund zu haben, das Haus zu verlassen.

Der Baron aber fuhr sie mit den brutalsten Worten und Ausdrücken an, und sagte ihr, daß sie von nun an streng bewacht sein würde und das Schloß nicht mehr verlassen werde, ein einziger Versuch, aus dem Bereiche desselben zu treten, würde ihn vermögen, sie auf einem Zimmer einzusperren.

Meine Mutter schwieg vollkommen, denn irgend eine Widerrede hätte ihre Lage augenscheinlich nur noch schlimmer gemacht und so blieb es bei der Drohung.

Der ebenso liederliche als schlaue Mensch aber hoffte von dem Vater meiner Mutter immer noch fernere Summen zu erpressen, oder bei ihrem jedenfalls bald eintretendem Tode noch einen anständigen Betrag herauszuschwindeln, welche Hoffnung natürlich abgeschnitten war, sobald dieselbe heimkehrte, und die wahre Sachlage aufgeklärt würde.

Wie durch ein Wunder erhob sich aber jetzt die Frau von da an zusehends und sie schien sich mit einer gewissen Gleichmüthigkeit über selbst die größten Ausschreitungen Zamarowsky's hinwegzusetzen.

Wieder waren beinahe zwei Jahre vergangen und in unserer Lage hatte sich wesentlich nichts geändert, ich war für ein Mädchen von acht Jahren ziemlich entwickelt und hatte in dem nothwendigsten Wissen mehr als gewöhnliche Fortschritte gemacht, mein Bruder mit beinahe sechs Jahren war kaum so weit, als ich es mit vier Jahren war. Er blieb, trotzdem keine Krankheit an ihm wahrgenommen wurde, schwächlich und zeigte weder Lust am Lernen noch am Spiel.

Wir kannten außer dem Schloße und dem Schloßgarten buchstäblich keinen Fußbreit von der Welt, und außer dem eisernen Gitter-Thor hörte für uns Alles auf.

Meine Mutter hatte eine ältliche Person auf der Seite, dieselbe, welche damals mit uns geflohen wäre — es war die Einzige, welcher man vertrauen konnte und die zu uns hielt.

Diese kam eines Tages mit allen Anzeichen des höchsten Schreckens zu uns herab und zog die Mutter in den hintersten Winkel des Zimmers, indem sie flüsterte:

„Wissen Sie, was jetzt ist, Frau Baronin — jetzt sind Sie verkauft.“

Die Mutter begriff nicht gleich die Bedeutung der Worte und fragte: „Was?“

„Verkauft um, ich weiß nicht wie viel tausend Rubel an einen Russen. Ich kenne den Menschen, er steht im Gerüchte, mehr solche Geschäfte zu machen, er handelt Mädchen und junge Frauen nach der Türkei. Ich war eben zufällig oben und hörte im Zimmer des Barons eifrig sprechen, ich horchte und habe so den ganzen Handel mit angehört.“

„Wann wollen Sie sie haben?“ fragte der Herr.

„In vier Wochen“, antwortete der Russe. „Sehen Sie bis dahin zu, daß ich sie haben kann!“

„Verkauft?!“ rief meine Mutter, als begriffe sie den Sinn dieses Wortes noch nicht, und sie zeigte, uns auffallend, nicht einmal einen tieferen Eindruck.

„Trin’“, sagte sie nach einigem Nachdenken zu der Frau — „jetzt muß es sein und wenn es das Leben kostet. Wir müssen fort. Du weißt das hintere Gartenhaus, das vernachlässigte; dort unter dem Fußboden“, sprach sie leise, „habe ich Geld und Werthsachen, die ich in den Jahren zurückgesammelt habe, aufbewahrt, es muß ziemlich so viel ausmachen, als ich Vermögen hereingebracht habe. Nimm Alles, gehe nach der Stadt damit und mache die Werthsachen, so viel Du kannst, zu Geld, Metallgeld setze in Papier um, soweit es geht, ohne auffällig zu werden, so daß man Alles leicht packen und nicht zu beschwerlich tragen kann. Wenn Du damit fertig bist, so komme wieder und schaffe mir und den Kindern irgend Verkleidungen und dann wagen wir’s in Gottes Namen noch einmal.“

Der bestimmte Tag kam und noch sehe ich uns, wie ich es nie vergessen werde, an einem kalten regnerischen Morgen, da es noch dämmerig war, am Gitterthore stehen. Die

Frau hatte nach einem Wachsabdrucke meiner Mutter in der Stadt einen Schlüssel zu dem Schlosse machen lassen. Sie betete ein kurzes kräftiges Gebet und mit einem schweren: „Heiliger Gott, jetzt hilf uns!“ schloß sie auf, trat mit uns hinaus und schloß wieder zu. Den Schlüssel warf sie in den kleinen Weiher außerhalb des Schlosses und ohne umzusehen zog sie uns auf einem holperigen Sträßchen fast laufend fort, bis uns der Wald barg; da wartete Trin' mit einem Wägelchen und händigte der Mutter ein Körbchen ein, worin Geld, Papier und übrig gebliebene Werthsachen verpackt waren. Wir, in Bauernkleider versteckt, stiegen auf das Wägelchen und fort gings.

Soll ich die lange mühevolle Reise auf ungeheuren Umwegen, oft mit beschwerlichen Fußtouren verbunden, da wir Postverkehr, Eisenbahnen und alle offenen Straßen, wo der Baron uns hätte erforschen können, meiden mußten, beschreiben? Wenn ich wollte, ich könnte es nicht.

Nur ein Abend ist mir vor Allen noch unvergeßlich.

Trotz den Tausenden in dem Körbchen armselig, elend, herabgekommen, da die ängstliche Frau nie viel Geld auszugeben wagte, um ja nicht Aufsehen zu erregen, kamen wir eines Abends nach Grünau. Wir hatten in dem Dorfe zuvor im Wirthshause Nachtherberge nehmen wollen, aber rechtzeitig bemerkte die Mutter einen Gensdarmen, der uns wohl ankommen gesehen hatte und der ein Papier hervorzog und prüfend in dasselbe sah, als er merkte, daß wir auf das Wirthshaus zugingen.

„Ein Steckbrief!“ hörte ich meine Mutter rufen, Kinder wir sind entdeckt — jetzt gilt es Alles!“

Mit diesen Worten nahm sie uns zu beiden Seiten und schlug, während der Gensdarm ins Wirthshaus trat, einen Fußweg durch die Felder ein, ich weiß heute nicht, wie es zuging, mit Windseile zog uns die Frau fort, bald durch Busch und Wald, bald über Stein und Hügel, bis wir mit angebrochener Nacht vor dem Kirchlein in Grünau standen. Ermattet fiel sie auf die Stufen der Kirche zugleich mit uns.

Kaum mächtig, einige Bissen Brod zu genießen, schliefen wir auf dem harten Steine ein und hier war es, wo die Frau in der Angst, sie möchte entdeckt werden, den größten Theil ihres Geldes und des Geldwerthes unter den Stufen vergrub; hier verließ sie uns, um schneller fliehen und im äußersten Falle uns nicht mit in die neue Gefangenschaft ziehen zu können. Wir verriethen sie nicht, denn mir hatte sie auf der ganzen Reise eingeschärft, niemals, in keinem Falle, meine Heimath und meinen Familiennamen zu nennen und mein Bruder wußte so beides nicht.

Uebrigens hatte sie noch die Vorsicht gebraucht, um ja etwaige Verfolger zu täuschen, daß sie meinen Bruder einige Stunden weiter in ein Dorf schleppte, wo sie ihn unter einer Thüre absetzte, so daß Niemand vermuthete, daß wir zusammen gehörten und daß wir uns selbst nicht im Beisammensein durch ein Gespräch verriethen. Kurz, als ich am Morgen erwachte, war ich allein; ich hatte keine Mutter, keinen Bruder mehr!

Was dann geschah, ist zu errathen, Sie sehen mich in dem Hause des „Herrn Pfarrers“, Sie wissen die Wundergeschichte und ihren Ausgang.

Mein Bruder war, wenn auch körperlich unter der schweren Arbeit erstarkt, schwachsinnig und unbeholfen. Als wir zusammen den Schatz gehoben und eingepackt hatten, verließen wir sogleich den Ort nach dem Gebot der Mutter und kamen glücklich in ihrer Heimath an. Die Großeltern waren todt, aber die Freundin, bei der die Mutter bald nach ihrer Ankunft gestorben war, lebte noch und nahm uns auf. Aber auch Zamarowsky lebte noch und das wußte man wohl, denn er hatte das Rittergut verloren und abenteuerte in Böhmen, Wien und selbst in Pest herum. Wir wußten auch, daß er uns nachstellte, um uns zu tödten und so vermittelst unserer Todtenscheine die Kindserbtheile, welche einst für uns angelegt worden waren, von der Mutter herauszubekommen oder uns vielleicht sonst an sich zu locken und uns zu bethören, daß wir mit unserem Vermögen zu ihm gingen.

In der Heimath der Mutter waren wir geschützt und wir hätten sie auch vor Zamarowsky's Tod nie verlassen, wenn nicht eines Tages ein Bekannter gekommen wäre, der uns mittheilte, er habe einen Spion des Barons entdeckt, der uns auflauern und uns sicher in die Hände desselben liefern werde. Man rieth uns zu schleuniger Abreise, packte uns ein Kofferchen mit dem Nöthigsten, behielt, was nicht mitzunehmen rathsam war, zurück, bis wir in Sicherheit darum schrieben und zeichnete uns Wegrouten bis Wien vor, indem wir von Ort zu Ort zu sicheren Bekannten gewiesen wurden. Allein der Spion eilte uns voraus und ehe wir Wien erreichten, waren wir an Zamarowsky verrathen.

Sein Agent lockte uns Abends aus unserem Versteck bei einem Juden fort an die Donau, wo uns der Vater erwartete und, da wir seiner Aufforderung, mit ihm zu kommen, nicht Folge leisten wollten, so stieß uns sein Helfershelfer in den Fluß, wo wir ohne eine uns vom Himmel zugeführte rettende Hand sicher ertrunken wären. Noch dieselbe Nacht wechselten wir das Quartier und bewogen den Hebräer durch schweres Geld, uns ein anderes Asyl bei einem Wirthe zu verschaffen. Auch hier fand uns ein Spürhund Zamarowsky's. — Wieder entkamen wir, indem uns der Wirth in ein Mönchskloster bei Wien brachte.

Hier ließ ich den Bruder zurück und floh unter Begleitung eines edelmüthigen Fremden auf einem mir heute noch unerklärlichen Wege nach Salzburg.

Auch hier entdeckte mich der Rabenvater und es gelang ihm sogar, mich einzufangen. Indeß kamen unsere in Ungarn noch befindlichen Habseligkeiten an die Adresse meines edelmüthigen Führers, dem es gelang, mich aus der Haft Zamarowsky's zu befreien und an die bayerische Grenze zu bringen. In derselben Nacht fand Zamarowsky bei meiner Verfolgung durch einen Schuß meines Erretters sein Ende, wie ich gestern erfuhr. Nun bin ich frei!" schloß Victor ihre Erzählung.

„Victor!" rief Kurz bewegt aus, als dieselbe geendet

hatte, und faßte ihre Hand, die er fest und innig drückte. „Victor", wiederholte er und ein unbeschreiblicher Blick grub sich in die Augen der Dame.

„Und was beginnen Sie jetzt?" fragte er mit fieberhafter Spannung.

„Ich begebe mich jetzt nach England, wohin der brave Mann, der mich und meinen Bruder aus der Donau gerettet und der sich in dem Mönchskloster heimlich mit mir verbunden hat, der mich glücklich von Zamorowsky befreite — mir in Kurzem folgen wird", entgegnete die Gefragte.

Kurz sank bei diesen Worten wie leblos in den Stuhl zurück. Seine ganze schöne Hoffnung, sein jahrelanger Traum war mit einem Worte zernichtet.

„Der sich mit ihr verbunden hat", hauchte er kaum hörbar.

Victor erhob sich und händigte dem Anwalte die besprochenen Papiere ein.

„Ihnen, Herr Kurz, den ich als einen verläßigen und verständigen Mann gefunden, zu dem ich alles Vertrauen habe, hinterlege ich die nöthigen Familien-Papiere und gebe Ihnen Vollmacht, in Allem, was bezüglich des Wunders von Grünau oder Marienruh', oder von den Nachstellungen der etwaigen Nachfolger meines Vaters sich noch ereignen möge, in meines Bruders und meinem Namen zu handeln.

Ich schwöre Ihnen hier feierlich, so wie ich es jeden Augenblick vor jedem Gerichte in jeder verlangten Eidesformel thun würde, daß Alles so ist und die heilige Jungfrau mich ihrer allergnädigsten Erscheinung in jener Nacht gewürdigt hat."

Peter hörte von dem Allen kein Wort mehr. Wie sinnlos stand er da und ließ die Papiere aus der Hand auf den Tisch gleiten.

„Nun leben Sie wohl, Herr Doktor!" rief die Dame.

Da riß der Strang und vor ihr in die Kniee stürzend faßte Kurz ihre beiden Hände, Thränen, schwere heiße Thränen quollen auf die zarten Finger der Dame nieder und schluchzend rief er:

„Victor, Sie haben mich getödtet! So wie ich Sie jahrelang geliebt, kann Sie kein Mann auf der Welt lieben — Sie haben mir das Herz gebrochen — wären Sie nie wieder gekommen, leben Sie wohl!"

„Konnt' ich denn, o armer Mann, hab' ich's gewußt?" — rief die Dame, schmerzlich ihre Hand auf den Kopf Peters legend. „Trost mein Freund!" fuhr sie weich fort und ihre Stimme klang wie die des Friedensengels, „Trost, es gibt ja noch ein Leben und eine Liebe über dem Grabe!" Leben Sie wohl!"

Damit wandte sie sich rasch um und verließ eilig das Zimmer.

Als Victor die Kanzlei des jungen Anwaltes verlassen hatte, sah dieser wie der Welt entrückt vor sich hin. Lange Zeit brauchte er, bis er sich aufraffte, dann steckte er die Papiere in ein Fach, legte die Akten weg und schloß seine Bücher.

„Ich muß hinaus jetzt!" keuchte er. „Hinaus ins Freie!"

Als er das Zimmer verließ und hinaustrat, erschracken seine Leute an dem verstörten Aussehen des Doktors. In der That, es war ein schwerer Tag für ihn, ihm war wie an den zwei Tagen, da man seine Mutter und seinen Vater begrub. Heute sollte er seine Liebe begraben. Er that es. Er blieb den ganzen Tag außen in dem Wäldchen vor der Stadt und als es dunkelte, kehrte er zurück. „Es hat wehe gethan", rief er, aber ich habe sie verschmerzt. Sie ist begraben. Es gibt ja aber noch ein Leben und eine Liebe über dem Grabe!" flüsterte er und sank mit geschlossenen Augen wachend auf das Lager.

## VIII.

# Der Westenstürmer.

Seit diesem Zusammentreffen mit Peter Kurz waren einige Monate vergangen. Victor war Friedrich voraus nach England gereist und ihm überall hingefolgt, wohin seine Missionen ihn riefen. Ohne genauer in das Wirken des ihr verbundenen Mannes zu sehen, hegte sie eine Art heilige Achtung für ihn. Sein Ausspruch in irgend welcher Sache galt ihr als entscheidendes Orakel — sein Wille, sein Wunsch war ihr unumstößliches Gesetz. Sie betrachtete Friedrich als den ihr von Gott in den Weg gestellten, als den gegebenen Mann und wenn ihre Verbindung auch nicht die bürgerliche und kirchliche Kraft einer vollgültig abgeschlossenen Ehe hatte, so betrachtete sie ihrerseits das Bündniß als unlöslich — eine Trennung von ihm, einen Gedanken nur an ein Verlassen dachte sie sich als einen Frevel, der jedenfalls in einer grenzenlosen Undankbarkeit bestanden hätte.

Zu der Zeit, als Friedrich nach dem Continent gereist war, einestheils auch hauptsächlich in der Absicht, Doctor Veloccino wegen Victors Kränklichkeit zu befragen — denn er hielt in dieser Richtung große Stücke auf den Abbé, — befand sie sich in der dermaligen Station, die der junge Apostel des geheimen Bundes zu Dublin hielt.

Es war ein schöner, heller, warmer Morgen des Frühsommers, der eigentlichen Wonnezeit, wie sie vor dem Pfingstfeste ist, wo die Natur noch jung und die Vegetation noch

frisch, die Atmosphäre noch nicht von der heißeren Sonne durchglüht, das Wohlbehagen spenden, das uns auf den herben Winter so ansehnt.

Die Wohnung Friedrichs befand sich von der Stadt eine Strecke entfernt hart am Meere und fast in Mitte des kleinen Beckens, den die „Irische See“ bildet. Ein kleines Landhaus war es, in der blühenden Gegend Irlands, wieder mitten in einem blühenden Garten.

Der Landsitz gehörte einer irischen Familie, die in Dublin wohnte, und der Friedrich, der sich auch hier beliebt zu machen gewußt hatte, für die Zeit seines Aufenthaltes abgetreten worden war.

Das Klima ist hier, ausgenommen die Krimm und Südrußland, das beste und mildeste von ganz Europa und die Seeluft, die über die würzige Landschaft hinstreicht, ist einer der herrlichsten Genüsse. Trotzdem behauptete Friedrich, das Klima behage der „Lady“ nicht und sie fand an den Schönheiten der „grünen Insel“ kein Wohlgefallen und doch war's hier so schön als in Ungarn und so gesund als in der Heimath.

„Es ist das Heimweh“, hatte Veloccino gesagt — das Heimweh, für das es kein Heilmittel gibt, als die Heimath.

Victor hatte nie über ein Leiden geklagt, nie ein Sehnen nach der Heimath geäußert und doch war sie leidend, doch kränkelte sie — wo aber das Uebel saß, wer konnte das errathen.

Es war wie das verborgene Gift, das in einen Körper gekommen ist, wie das Würmchen, das irgendwo nagt und das man nicht entdecken kann.

Victor hätte es wohl gewußt, aber sie wußte auch, daß es für den Wurm keine Tödtung, für den Gifttropfen kein Gegengift geben könne.

Als ihr Peter Kurz unter Thränen zu Füßen fiel und rief: „Sie haben mich getödtet — ich habe Sie geliebt die ganze lange Zeit — da fing der Gifttropfen in ihr zu wirken an und der Wurm zu nagen.

Sie liebte Friedrich nicht, sie verehrte ihn, sie betete ihn an wie ein höheres Wesen, wie einen von Gott Ausgezeichneten — Peter aber liebte sie — sie hatte für die Empfindung, für das, was sie für ihn fühlte, keinen Ausdruck gehabt. Erst als ihr der Mann sagte, daß sie ihn namenlos elend gemacht, wurde ihr klar, daß auch sie gleich elend werden würde. Aber sie hatte den Muth, den Gifttropfen aufzunehmen und zu sagen: „Trost, mein Freund, es gibt noch ein Leben und noch eine Liebe über dem Grabe.“

Victor liebte Peter und wagte nicht Friedrich zu verlassen, dem sie sich mit dem Leben verpflichtet fühlte, obwohl sie wußte, daß sie den, den sie liebte, namenlos unglücklich gemacht hatte und daß sie selbst in dem Verluste untergehen würde; dieses Bewußtsein und der Vorwurf nagten an ihr, und das war ihre Krankheit.

An jenem Morgen saß die „Lady“, wie sie hier allgemein genannt wurde und Friedrich „Lord“ hieß, in einem weißen weiten Gewande in dem grünen Divan mit aufgelöstem Haare und blaßem, mattem Gesichte. Die Finger zart und fast so durchsichtig, daß man das Blut in den Adern kreisen sah, spielten beständig am Gewande, der Mund mit den farblosen Lippen war zu einem fortwährenden Lächeln geöffnet und das matte, trübe Auge blitzte manchmal wie eine erlöschende Flamme unheimlich hell auf.

Ein Mann, der sich offenbar als Arzt selbst rathlos vorkam, stand bei der Patientin und eine Dienerin zu Füßen des Divans lauschte auf jeden Wink des Arztes und der Herrin.

„Ich habe keine bessere Arznei, Mylady, als die frische sonnige Seeluft — die gesegnete Luft Irlands,“ sagte der Mann.

Victor sah ihn lächelnd an und schwieg.

„Sie sollten die Jalousien öffnen lassen und die Fenster. Die dumpfe Luft des Zimmers übt einen nachtheiligen Druck auf Körper und Gemüth aus,“ rieth der Arzt.

Victor antwortete ihm mit demselben stumpfen Lächeln und Schweigen.

„Es ist ein wunderschöner Morgen heute, die See so ruhig und hell, wie die Küste frisch und sonnenwarm, Sie fröstеln — Sie sollten in den warmen Sonnenschein in den Garten hinausgehen und die sanfte Seeluft genießen," fuhr der Mann fort.

„Sie glauben, daß mir das gut thun würde?" fragte endlich Victor immer lächelnd mit schwacher Stimme.

„Gewiß!" entgegnete der Arzt freudig, in der Hoffnung, daß die Kranke zu dem Mittel greifen würde.

„Ich werde es versuchen, werde mich ankleiden lassen," sagte die „Lady" tonlos, wie vorher, unterdessen, Doctor, versäumen Sie Ihre kostbare Zeit nicht, gehet Sie zu andern Patienten, wo Sie vielleicht mehr wirken können."

„Ich werde wiederkommen, Mylady, und sehen, wie Ihnen die Promenade anschlägt," sprach der Arzt und schärfte der Dienerin alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt ein, indem er freundlich grüßend das Zimmer verließ.

„Gratia!" rief Victor kaum hörbar.

Die Dienerin sprang von ihrem Sitze auf und eilte zum Haupte der Herrin.

„Gießen Sie die Arznei dort weg und bringen Sie mir frisches Wasser!" befahl die Kranke, auf eine feine Krystall-Karaffe deutend, die auf dem Mahagoni-Pfeilertischchen stand.

„Es ist Kapwein, Mylady," antwortete die Dienerin entsetzt.

„Kapwein, meinetwegen" — sagte Victor — „ich kann ihn nicht sehen, bringen Sie ihn weg — behalten Sie ihn für sich — ich will frisches Wasser."

„Aber der Arzt hat Mylady Wasser zu trinken verboten" — entgegnete die Dienerin zögernd.

„Ich will Wasser haben und entfernen Sie mir den abscheulichen Wein!" wiederholte die Kranke in demselben apatischen Tone.

Die Dienerin nahm die Krystallflasche und trug sie weg, um bald darauf mit einem Glase frischen Wassers auf einem silbernen Plateau zurückzukehren.

Victor griff wie ein Kind mit beiden Händen nach dem Wasserglase.

„Mylady werden langsam trinken!" bat die Dienerin.

„Lassen Sie mich, Gratia", flüsterte Victor, das Wasser in langen wohllüstigen Zügen hinunterschlürfend.

„Das ist kühl, das löscht das Feuer!" sagte sie hoch aufathmend und das leere Glas zurückgebend.

„Wenn es Mylady nur nicht schadet!" entgegnete Gratia besorgt.

„Mir schadet nichts", flüsterte die Kranke, den Kopf matt zurückfallen lassend.

„Werde ich die Jalousieen öffnen und die Fenster?" fragte die Dienerin, „wie Herr Doktor Gray befahl oder soll ich Mylady den Schlafrock bringen? —

Victor sah mit dem stereotypen Lächeln schweigend nach dem Fußende hinab, wo die Dienerin stand.

„Mylady werden ein wenig hinausgehen in den Garten — es ist so schön außen!" bat die Dienerin.

„Ich will, daß Sie mich und Alles lassen, wie es ist", antwortete Victor monoton. — „Gratia!" rief sie leise nach einer Weile.

Gratia trat wieder zur Gebieterin.

„Bringen Sie Ihren Sitz daher, ich kann nicht so laut sprechen", sagte die Lady.

Die Dienerin that das und setzte sich zu Haupten der Herrin.

„Gratia, was glauben Sie, was ich für eine Krankheit habe?"

„Ich weiß es nicht", antwortete die Gefragte, „ich glaube Mylady, daß der Herr Doktor Gary doch wohl recht haben wird."

„Ich glaube das nicht — Gratia — der Arzt hat nicht recht — er sagt, ich hätte ein Lungenleiden; ich habe kein Lungenleiden, Gratia!"

„Mylady glauben, daß Sie ein anderes Uebel haben?"

— Wohl, meine Liebe — ein Uebel, wo kein Arzt helfen kann!" —

„Wo kein Arzt helfen kann?" wiederholte die Dienerin, Victor bedenklich ansehend."

„Sie meinen das auch? Nicht wahr?"

Die Dienerin sah schweigend vor sich hin.

„Sie sagen nicht „Nein" — Sie sind auch meiner Ansicht."

„Ich habe mir das schon gedacht, Mylady — es muß so sein."

„Kennen Sie das Uebel."

„Wohl, ich kenne es schon, meine Schwester litt daran."

„Wie nennt man es?"

„Ich getraue mir nicht, es zu sagen —"

„Warum?"

„Mylady könnten erschrecken."

„Ich erschrecke nicht, Kind, — sagen Sie es, ich bitte darum."

„Es ist ein Ghoul, Mylady!"

„Ein Ghoul? Was ist das?"

„Das sind Geister, die in den irischen und schottischen Bergen hausen und in Menschen fahren — sie können den Leuten angewunschen werden. Der Geist macht die Person, von der er Besitz nimmt, entweder rasend oder zehrt sie auf, wenn nicht geholfen wird."

„Und Ihre Schwester litt von einem Ghoul?"

„Sie war wie Mylady und wußte Niemand, was ihr fehlte, bis es herauskam, daß ein junger Matrose sie einmal sah und ihr den Ghoul anwünschte, aber es war schon so weit, daß der Geist sie ganz aufgezehrt hatte. Der Matrose hatte aber auch keine Ruhe vor dem Ghoul, weil er abwechselnd zwischen den beiden Leuten hin- und herzog. Einmal kam Mac Tuff, so hieß der junge Mensch, von einer Ostindien-Reise heim und am nächsten Morgen lag er todt vor unserm Hause, der Ghoul hatte ihm das Herz abgedrückt, die Schwester aber hatte Ruhe, der böse Geist zog fort.

Wer nämlich von den Beiden, die der Ghoul quält, stärker ist, der ist gerettet, wenn das andere stirbt, denn der Geist geht, wenn er ein Opfer hat, manchmal sterben wohl Beide zugleich."

„Sie haben recht, Gratia — es ist der Ghoul — es ist so" — sagte Victor tonlos für sich hin.

Einige Zeit schwiegen beide Frauen, sie suchten es zu vermeiden, daß sich ihre Blicke trafen und dennoch lauschte Eine auf das Herzklopfen der Anderen.

„Und was kann man gegen diesen bösen Geist thun? Wissen Sie das? fragte endlich die Kranke forschend.

„Beten, Mylady — beten. Man kann den Ghoul wegbeten."

Victor sah die Dienerin mit ihrem gewöhnlichen stummen Lächeln an.

„Wie sagten Sie? Wenn die eine Person schwächer ist und zuerst unterliegt — so ist die andere gerettet?" —

„So ist es!"

„Er wird gewiß stärker sein und ich werde unterliegen", murmelte die Leidende für sich. „O, wenn ich für ihn sterben könnte, dürfte, es wäre für mich eine Sühne!"

„Mylady scheinen keinen Glauben an das Wegbeten des Geistes zu haben?" —

„O, gewiß — es leuchtet mir ein; aber ich glaube, daß es bei mir umsonst ist, der Ghoul hat schon zu viele Macht über mich gewonnen."

Wieder trat eine Pause ein.

„Sie sind katholisch, nicht wahr?" fragte Victor nach dieser Pause.

„Gewiß, Mylady, und Sie ebenfalls?"

„Mein Vater war Protestant, aber meine Mutter war eine gute Katholikin und wir Kinder sind es auch."

„Mylady verzeihen meine unschickliche Frage", fing Gratia wieder an, nachdem sie sichtlich längere Zeit mit sich selbst gekämpft hatte.

„Was denn, Gratia?" fragte Victor.

„Welcher Religion ist denn unser Lord?"

„Lord Frederik?" erwiderte die Gefragte. Offen gestanden, ich weiß es nicht — bei den Männern i das auch nicht so genau zu nehmen, wenn sie nur sonst gut und edel sind."

„Wissen Mylady, was ich glaube?"

„Nun?"

„Der Lord hat eine eigene Gewalt, daß er die Leute bezaubern kann."

Victor sah die Dienerin lächelnd an.

„Gewiß, Mylady — wissen Sie, wir haben hier Leute, die eigene Bündnisse und Gesellschaften schließen und heimlich zusammenkommen. Alle diese haben sich um den Lord gesammelt und hören seine Vorträge und sie heißen ihn den „Weltenstürmer" — das ist der zweite Messias, sagen sie, der wird eines Tages auftreten und das ersehnte Weltreich gründen. Er wird die Welt im Sturm erobern und daraus machen, was er will."

„Woher wissen Sie das?" fragte Victor.

„Ich kenne solche Männer und ich habe gehört, wie sie mitsammen darüber sprachen."

„Der Weltenstürmer!" murmelte die Lady wieder für sich. „Ja, ja, das glaube ich, den Geist dazu hat er. — „Wenn ich jetzt todt wäre, so wäre er ganz frei und nicht mehr an ein krankes Weib gefesselt, das er zu edel ist, um es zu verlassen, dann könnte er wirken, wie es sein großer Geist ihm vorschreibt — ich glaube, daß kühne Pläne in ihm schlummern, ich wünsche ihm Glück — ihm und dem Anderen, daß ich zuerst und bald sterbe, dann sind sie Beide frei!" —

„Mylady befinden sich?" fragte die Wärterin ängstlich, da sie das Mitsichselbstsprechen der Kranken für einen Fieberausbruch hielt.

„Ich befinde mich jetzt ganz leidlich, Gratia, und ich denke, ich werde mich ein wenig ankleiden und hinausgehen."

„Das thun Sie, Mylady", rief die Dienerin erfreut, „ich werde gleich die Toilette beginnen."

Schnell kleidete sie Victor in einen feinen türkischen Schlafrock und führte sie am Arme die niedere Terrasse hinab, die in den Garten ging.

---

Während seines Aufenthaltes auf der britischen Halbinsel hatte sich in Friedrichs politischen Ansichten Manches geändert. Wie er selbst seit dem Jahre, da er dem namenlosen Bunde angehörte, zehn Jahre eines gewöhnlichen Lebens an Erfahrungen und Erlebnissen gelebt hatte, so hatte er körperlich und geistig um so viel an Bildung zugenommen. Die Eindrücke so vielerlei Art, die er seitdem genossen, die verschiedenartig gestalteten Verhältnisse, in die er geworfen worden war, hatten ihn zum Ueberlegen, zum Sondiren und zur Urtheilsbildung gedrängt.

Er hatte im Anfang mit Andacht Mazzini, Ambros, dem Professor ihre Anschauungen nachgebetet, ohne zu denken, ohne nur zu glauben, daß an ihrem Systeme zu rütteln sei. Er lernte Veloccino kennen und bewunderte dessen scharfe Logik, dessen schlagende Ueberzeugung, wiewohl er hinter der Lehre dieses Meisters schon mehr Sophistik vermuthete und ihm der hinter einer lockeren Toleranz leicht versteckte Fanatismus wohl einleuchtete.

Er hatte in dem Jahre viel gelernt und war, was Ambros wollte, politisch reif geworden. Das heißt: Er bildete sich nun ein System aus den verschiedenen Systemen.

Das Problem des geheimen Bundes schien ihm nicht mehr so ganz erhaben, und was die Mittel zum Zwecke betraf, so hielt er doch manche für sehr gewagt, wenn nicht gar für unerlaubt.

Lag in der Wirkungsmethode des Abbé bei vieler unläugbarer Großartigkeit immer als Grundsatz der berechnende, eigennützige starre Parteihaß — so war die Grundlinie des Systemes der Geheimbündler am Ende auch nichts anders als Fanatismus in anderer Beziehung. Unbedingtes Herrschen war der Grundzug der Einen wie der Andern. „Die Welt

muß unser sein", war die Grundidee des Kämpfers für Rom. „Die Welt muß ein Reich sein ohne irgend einen Herrscher, und wir Alle wollen Herren sein in dem Reiche", sagte Mazzini und das war die Ansicht der geheimen Gesellschaft.

Friedrich sah ein, daß das Eine wie das Andere haltlos sein würde und indem er auf seiner Mission im Sinne des Bundes die Ansichten desselben verbreitete, bildete er aus diesen heraus — sich selber unbewußt — eine neue Anschauung, ohne mit dem Bunde zu brechen, es war gleichsam die vervollkommnete Idee des Bundes und er der Reformator. Wie sein Wollen ein edles, seine Anschauung eine richtigere war, so fielen seiner Lehre die Anhänger bereitwillig zu und er hatte sich in der kurzen Zeit eine staunenswerth große Partei gesammelt. Seine Prinzipien ähnelten am meisten der Christus-Idee, sie trugen den Stempel des wahren Liberalismus — nicht des Partei-Liberalismus, der fanatischer wirkt als der Ultramontanismus. Es war eine eigene Theorie, in der sich alle Schattirungen der Parteien vereinigt fanden, in der Jeder sein Bestes erkannte und darum so Viele anzog.

Friedrich hatte gewiß Anfangs nicht die Absicht, selbst Partei zu machen, er wollte nur dem Bunde Freunde gewinnen und die Broschüre Veloccino's vertreiben, aber es machte sich das so von selbst und er war ein geborener Missionär. Ohne daß er wußte wie es kam, lud man ihn in Gesellschaften, wollte seine Meinungen und Ansichten hören, schrieb Briefe an ihn und bat ihn, da und dort zu erscheinen. Ueberall kam man ihm freudig und liebevoll entgegen, trug ihm alle Hülfsmittel und Geldsummen an, über die er zum Besten der Zwecke, die er verfolgte, verfügen sollte. Ohne es zu wissen, ging ein Ruf über ihn durch die ganze Halbinsel: „es ist ein neuer Prophet erstanden, ein Weltenstürmer, der die Menschheit zum Ziele führen wird."

Mehr mit Bangigkeit als mit stolzem Selbstgefühl sah der junge Missionär dieß über sich ergehen. Er dachte an die Prophezeiung seiner alten Freundin, der Rose, und fühlte nur zu gut, daß dieser Weg ihn, wie Alle, die ihn je ge-

wandelt, zu keinem Glücke führen würde. Ein Weltmissionär, wie er im Begriffe war, zu werden, ist immer eine erhaben gefährliche Stellung, denn er wird an einen Punkt getrieben, wo er zwischen der Menschheit und sich selber steht, wo er beweisen soll: „Bist Du Gottes Sohn?“ und er kann es nicht, wie es der Nazarener that.

Entweder drohte ihm der Untergang seiner Partei, wenn er wirklich den Muth hatte, mit derselben hervorzutreten, indem die öffentliche Meinung ihn und seine Offenbarung geradezu niederschlug oder, was noch schlimmer war, er griff durch und es kam zum Kampfe, dann war sein Loos entschieden, er war ein Martyrer seiner Lehre und ein Held der Geschichte, dessen Ruhm das persönliche Unglück, dessen Lohn ein zerrissenes, zerstücktes, freudenloses Leben sein mußte.

Das Alles wußte Friedrich, aber er konnte an dem Gesetze des Fatums nichts ändern, es war sein ihm vorgezeichneter Weg, den er gehen mußte.

An jenem Morgen um die Zeit, da Victor mit ihrer Wärterin in dem Garten die frische wohlthuende Seeluft genoß, standen an dem Eingang eines großen Hauses in Dublin zwei Männer, die sich angelegentlich unterhielten. Es waren zwei Deutsche und schienen, dem Aeußern nach zu urtheilen, entweder dem besseren Arbeiterstande oder den Kreisen der niederen Beamten anzugehören. Während der Eine seine Reden mit heftigen Gestikulationen begleitete, sprach der Andere ruhig und ohne mit einer Miene oder Handbewegung zu verrathen, was er sprach.

„Du glaubst, Allerich, daß der Meister heute noch ankommen kann?“ fragte der Letztere.

„Glauben? Ich habe ja die sichere Nachricht, er muß heute Abend um fünf Uhr hier sein“, entgegnete der Andere mit einer wichtigen Miene. „Scherenke, wir werden gut thun, eine Art Cirkulär herumgehen zu lassen, das die Leute etwa für acht Uhr Abends nach Bretton-House einladet. Jedenfalls wird es der Meister nicht ungern sehen, wenn er eine Versammlung findet, die ihn begrüßt und er wird einige

Worte sprechen und uns vielleicht mit Manchem bekannt machen, was zu wissen noth thut.“ —

„Was glaubst Du, was er auf dem Continent zu thun hatte?“ fragte der „Scherenke“ genannte, ruhig dastehend.

„Was er auf dem Continent zu thun hatte? Sonderbare Frage, Freund, was kann ein Mann von der Stellung wie Lord Frederik zu thun haben? Soviel ich weiß, war er in der Heimath bei den Brüdern des Bundes, ich glaube, daß nächste Zeit etwas Großes ins Werk geht, denn der Meister war die letzten Tage sehr unruhig und fragte mich über verschiedene Persönlichkeiten aus und wollte wissen, auf wie stark wir uns im Ganzen schätzen dürften“, antwortete Allerich.

„Das deutet allerdings auf Etwas, aber ich kann mir nicht denken, was eigentlich geschehen soll“, sagte Scherenke.

„Was geschehen soll?“ — gab Allerich zurück. „Ich glaube, es ist an der Zeit, daß etwas geschieht, denn zu was wäre denn die ganze Sache. Mit Reden und Ansichten aufstellen allein ist nichts gethan, und wenn auch eine Katastrophe hereinbricht — etwas muß werden, die verdammte Lage der Dinge, die zum Ersticken faul ist, muß aufgehoben werden. Ist es nicht herüben so schlecht wie drüben. Dort Erwerbslosigkeit, Druck unter den bestehenden Gesetzen und unter der Firma Freiheit des Geistes und Lichtverbreitung Knechtung und Berückung der Gemüther. Was ich drüben verließ, fand ich hier wieder. Hier grassirt der Schwindel, daß ein ehrlicher Mann nimmer existiren kann, überall ist man als Ausländer scheel angesehen und die Geldklemme ist dieselbe. Wo Du verkehren möchtest, ist kein Geld und die etlichen Nabobs, die das Vermögen der ganzen Halbinsel an sich gezogen haben, sind so ordinäre Subjekte, daß mit ihnen nicht zu verkehren ist.“

„Das ist wahr“, stimmte Scherenke bei. „Das Erste, was geschehen muß, ist eine Gleichberechtigung der Stände, eine möglichst annähernde Ausgleichung der Besitzthümer, eine Freiheit, die wirklich den Menschen frei macht, das heißt den

Druck aufhebt, den die Macht, die Gewalt auf den Macht- und Gewaltlosen ausübt."

„Das ist recht hübsch gesprochen, aber wie soll das gemacht werden?" rief Allerich unter heftiger Gestikulation.

„Deßwegen, denk' ich, vertrauen wir ja dem Meister, dem Lord Frederik, der im Vereine mit dem großen Bunde Jenseits das große Werk ausführen soll", erwiderte Scherenke.

„So ist es und es ist weit genug im Tage, daß wir etwas wirken", sagte Allerich. „Ich denke, wir gehen in Bretton-House und sprechen mit den Herren, daß wir auf dem Bureau das Cirkulär in Stand setzen.

Bretton-House, das Gebäude, vor welchem die beiden Männer standen, war das Haus eines Millionen reichen Irländers, nach dem das Haus benannt war. Er gehörte, obwohl selbst von ungeheurem Vermögen, seiner Abstammung nach der unteren Volksklasse an und hatte als Matrose von der Picke auf dienend, sich durch verschiedene Glücksfälle den Reichthum gesammelt. Er war aber Einer von den Wenigen, die im Glanz des Reichthums das Elend nicht vergessen, dem sie selbst entsprossen sind.

Mister Bretton hatte mit aller Bereitwilligkeit, als er von Friedrich und dessen Mission erfuhr, diesen nicht nur selbst eingeladen, nach Dublin zu kommen, sondern ihm zum Zwecke von Versammlungen ein großes Hintergebäude in seinem Garten zur Verfügung gestellt und ein eigenes Bureau für etwaige schriftliche Arbeiten einrichten lassen. Das Landhaus, in welchem Friedrich mit Victor wohnte, war ebenfalls Eigenthum Brettons und ihm zur persönlichen Benützung edelmüthigst angeboten.

Die beiden Männer, die in Bretton-House traten, waren Gehilfen Friedrichs, die, seit er in Brittanien war, mit ihm reisten und als Sekretäre und Dollmetscher dienten, denn da Friedrich selbst nicht so fertig englisch sprechen und schreiben konnte, um unmittelbar in seiner Sache mit der Nation zu verkehren, so hatte er diese beiden Männer, an die er von Frankreich aus gewiesen war, engagirt, daß sie seine Corre-

spondenz besorgten und den Sinn seiner Reden den Versammelten, insoweit es nöthig war, verständlich machten.

Da Friedrich immer vorzog, im Kreise von Deutschen zu erscheinen und diese sich überall schnell an ihn anschlossen, so trugen diese so sehr viel zur Verbreitung bei, indem sie das Gehörte ihren Freunden mittheilten und so schnelle Verständlichung herbeiführten. Oft aber kam es eben vor, daß die Inländer selbst sich zu den Versammlungen drängten und dann waren es die Uebersetzer, welche nach beendigtem Vortrage den sich sammelnden Gruppen in kurzen Zügen den Inhalt englisch wiederholten.

Diese beiden Männer waren ziemlich harmlose Naturen, welche persönliche Verhältnisse aus ihrer Heimath vertrieben hatten.

Allerich, der Heißblütigere, war ein geborener Lübecker und seines Standes Kaufmann. Verschiedene Unglücksfälle und falsche Freunde, die ihn zur guten Zeit ausbeuteten, hatten sein Geschäft ruinirt und weil er zuviel Ehrgeiz besaß, sich da, wo er selbst als Herr gestanden, auf andere Weise fortzufristen, so verließ er mit dem kleinen Reste seiner Habe die Heimath, erst um nach Amerika zu gehen, da aber seine Mittel nicht so weit reichten, so setzte er sich mit seiner Familie in England fest, wo er sich auf allerlei Weise als Commissionär, Geschäftsreisender und Aehnliches recht und schlecht fortbrachte.

Scherenke, der Ruhigere, war von Haus aus ein holsteinischer Schullehrer und eigentlich, was sein Unglück war, zum Schullehrer viel zu gescheidt. Mancherlei, was er in seinem guten Bewußtsein auf eigene Faust unternahm, zog ihm von der Regierung Rüge auf Rüge und schließlich harte Maßregelung zu. Scherenke aber war bei aller Ruhe der Mann nicht, der sich maßregeln ließ, er quittirte den undankbaren Schullehrerposten in Rendsburg und segelte mit den Seinen über die Nordsee nach Alt-England, wo es ihm mit Hülfe einiger guter Freunde gelang, in London sich als Sprachlehrer und Uebersetzer wenigstens eine minder chikanöse Existenz zu gründen, als er sie daheim gehabt.

Beide Männer waren zu der Zeit, als Friedrich über den Kanal nach England kam, bei internationalen Gesellschaften als Geschäftsführer thätig und ihm daher von den Vereinen, bei denen er in Frankreich gewirkt hatte, empfohlen worden.

Allerich und Scherenke hatten sich bald innig und fest an Friedrich, als ihren Landsmann, angeschlossen und gaben sich seinem Wirken mit aller Theilnahme hin, sie waren hauptsächlich Ursache der schnellen Verbreitung seines Rufes und hatten viel dazu beigetragen, daß er, ehe er es ahnte, als Weltenstürmer in ganz Brittanien bekannt war.

---

Abends gegen acht Uhr desselben Tages war Bretton-House im vorderen Theile hell erleuchtet, der Eingang und das Vestibul war in einen Blumengarten umgewandelt, die Zimmer des Erdgeschosses waren alle, soweit sie in einander gingen, zu Conversations-Sälen und Plauder-Kabinetten, wie bei großer Gesellschaft zugerichtet, überall Lichter, überall Blumen, überall feine Weine und Thee, Backwerk, Punsch, wie das in Alt-England und auch in Irland Sitte ist, wenn man Abend-Gesellschaft gibt.

Aehnlich dem Vorderhause war das im Garten stehende Rückgebäude, ein langes Haus, welches nur ein Stockwerk über dem Erdgeschosse trug, erleuchtet. Zu diesem Rückgebäude führten zwei Zugänge. Einer von dem Vorderhause durch den Garten und der zweite von einer anderen Straße direkt in dasselbe.

Ab und zu fuhren Equipagen vor das Vorderhaus und reich nach der neuesten Mode gekleidete Herren und Damen stiegen aus, welche in dem Empfangs-Salon von Mister und Mistreß Bretton empfangen wurden. Zu gleicher Zeit bewegten sich auffallend häufig einander ziemlich ähnliche Gestalten durch jene Straße, in welcher die zweite Front des Rückgebäudes lag, welche zwei Eingangsthüren hatte. Die Meisten der durch die Straße Kommenden verschwanden in

einer der beiden Thüren, die Façade aber, welche nach der Gasse ging, war nicht beleuchtet, wie jene, welche nach dem Garten sah und, von dem Vorderhause verdeckt, nicht bemerkt werden konnte.

Das Ankommen der Vorübergehenden in dem Rückgebäude im Gäßchen war aber kluger Weise so eingetheilt, daß nur Jemand, der genau Acht hatte, merken konnte, wie sich hier eine ungewöhnlich große Gesellschaft ansammelte, denn es kamen nur immer eine oder zwei Personen in Zwischenräumen von Minuten an die eine oder andere Thüre. Die Beleuchtung geschah durch Gas und der Gasometer, der sich in der Portier-Loge befand, schloß mit einem Druck auf einen Hahn, so daß jeden Augenblick alle Flammen gelöscht werden konnten. In dieser Portier-Loge war ferner eine Metallglocke mit einer telegraphischen Vorrichtung angebracht, wodurch dieselbe mit einem ähnlichen Apparate in der Loge des Vorderhauses in Verbindung stand.

Zwei weitere Ausgänge, die von den Schmalseiten des Hinterhauses durch den Garten nach zwei entgegengesetzten Richtungen auf andere Straßen führten, ließen dasselbe schnell, unbemerkt und geräuschlos entleeren.

„Es wird besser sein, Allerich, wir nehmen durch das Conversationhouse Eingang und mischen uns unter die Gesellschaft, um die Menge, bis Lord Frederik nach hinten kommt, zu unterhalten und zu leiten", sprach Scherenke in halblautem, gedämpftem Tone, indem er in der Seitengasse mit dem Freunde an der Façade des Rückgebäudes hinstrich.

„Es wird so besser sein", gab Allerich zu, denn erstens bewege ich mich nicht so gerne in vornehmer Gesellschaft und dann muß doch bei den Leuten auch Jemand Anständiger sein, der ihnen das und jenes erzählt, sie unterhält und unter uns gesagt: Lord Frederik hat mich ersucht, daß wir gleichsam die Mittelspersonen vorstellen möchten, es solle bei uns nicht so sein, daß man einen Unterschied mache zwischen Denen, die in Frack und Brillanten kommen und Denen, die im einfachen Rocke erscheinen, das würde unsere Lehre Lügen strafen

und unseren Ansichten ins Gesicht schlag.n. Da aber nicht Alle in den Conversationszimmern des Vorderhauses sein können und der Meister, nachdem er im Vorderhause bei den Lords und Lady's sich gezeigt und gesprochen, dann in der eigentlichen Gesellschaft im Rückgebäude sprechen wird, so sollen wir die Harrenden darauf vorbereiten."

Unter dieser Auseinandersetzung kamen die Dollmetscher an einer Thüre des Hauses an und auf einen Zug an der Klingel sprang die Thüre auf, um sie einzulassen.

Zu gleicher Zeit fuhr an dem Portale des Vorderhauses eine elegante Equipage des Lord Bretton vor; ein hübscher junger Mann mit kastanienbraunem Vollbart und eben solchem Haare, ein klug und intelligent aussehendes Gesicht umrahmend, stieg aus und reichte einer schönen, bleichen, jungen Frau, ganz in Schwarz gekleidet und mit einfachem Schmucke geziert, den Arm.

„Lord und Lady Frederik!" rief der Diener, der im Vestibule stand, in den Empfangssalon.

„Lord Frederik, der Meister, der Weltenstürmer!" summten die Stimmen durcheinander.

Indeß betrat Friedrich mit Victor am Arme den Salon.

Grüße da und dort — Händedrücken, Complimente — die Männer umringten den „Meister", die Damen drängten sich um die bleiche, junge Frau.

Friedrich ging das Herz auf, einen Augenblick war ihm, als sei er berechtigt, stolz auf sich selbst zu sein. „Wer hat Dich in diese Stellung, zu dieser Bedeutendheit gebracht? Du selbst und Dein Schicksal!" antwortete er sich. „Kein Mazzini und kein Ambros." Er verlor sich in den Gruppen und von Zeit zu Zeit lief sein flinkes, immer bewegliches Auge die Reihen der Damen durch, um Victor zu suchen, die er wie ein Kind hütete.

„Meister," sprach ein feiner ältlicher Herr, „seien Sie willkommen, was bringen Sie uns Neues vom Continent?

„Nicht viel, mein Herr," erwiderte der Gefragte — „Alles dreht sich um das Alte und eben die ameisenartige

Rührigkeit an allen Ecken, scheint mir ein Zeichen des Sich-gehenlassens; würde man auf Großes und Ernstes bedacht sein, so glaube ich, hätte man keine Zeit zu Gesetzes-Spielereien, wie in Deutschland und Oesterreich.

„Man spricht vom ewigen Frieden und rüstet immer fort, indeß Millione um Millione aus dem Volke in die Staatskassen wandert und von den Staatskassen in — in andere Hände; man predigt Toleranz und Versöhnlichkeit und stachelt allerorten die Menge gegen die Priester auf, und spricht wie von Heldenthaten, wenn man einen eigensinnigen Bischof, der noch glaubt, er sei Bischof, wie früher, zu Gefängniß und Confiskation des Eigenthums verurtheilt hat, man verspricht dem Volke Freiheit und bewacht jeden einzelnen Mann, daß er nicht spreche, was er denkt — man sagt dem Volke, es soll aus seiner pekuniär und politisch gedrückten Lage aufgerissen werden, indeß hält man den Hungernden täglich neue Steuerbogen hin.

„Aber das ist kein Unglück, weil es als solches nicht gefühlt wird. Der, dem eine brennende Wunde geschlagen wird, heult wohl auf, aber er wird übertönt von dem Geschrei der Sorglosen und Verblendeten, die sich in jeder Lage glücklich fühlen, wenn sie nur noch zu essen haben. „Der Zeitgeist, der Fortschritt lebe!" rufen sie und der Zeitgeist mit der zündenden Fackel, der Fortschritt, sie leben, sie schreiten vor wie der Sensenmann mit der geschwungenen Hippe und mähen Alles nieder, was ihnen in den Weg kommt.

„Bald wird ein einziges großes Leichentuch über dem ganzen Kulturlande liegen, aber unter dem Leichentuche wird es fortzappeln und wimmeln und über demselben werden die neuen Generationen forttanzen und singen und den Geist preisen mit gebundenen Händen, der ihnen die Feiheit, die goldene gebracht hat."

„Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen", wandte Friedrich, sich unterbrechend, an die Gruppe, die sich um ihn gebildet hatte. „Ich spreche eben, wie der Gedanke der Erinnerung mir die Bilder eingab. Es läßt sich das Ganze

in wenig Worte zusammenfassen — „goldener Jammer, glänzendes Elend, prunkende Knechtschaft!" —

„Sie glauben vielleicht, ich spreche aus Haß gegen Deutschlands oder Oesterreichs Führer? — Gott bewahre, ich hege nicht Haß gegen die Größen, die da sein müssen. Sie müssen so und nicht anders handeln, das Volk will's ja selbst — aber es ist ja nicht in Deutschland, in Oesterreich alleine so. Es ist so in Frankreich, in Italien, so in Spanien und fast überall. Mit einem Male ist der berückende Geist aufgefahren, der die Aufgabe hat, die Welt bankerott zu machen. Frankreich hat sich wie voraussichtlich an den blutigen Milliarden ruinirt und wimmert in den Banden der Republik einem Kaiserreich, einem Königreich entgegen, das ihm, wenn auch keinen besonderen Segen, aber doch weniger allgemeine Misère bereiten möchte.

„Italien ist frei, frei vom römischen Joche, das singen sie auf den Straßen und rufen: „es lebe der König, nieder mit dem Papste!" während sie unter dem Königreiche Hungers sterben, da sie unter dem Papste reichlich zu leben hatten.

„Und so in Spanien und überall — überall!"

Ein Gemurmel ging durch den Salon, man drängte sich an den Mann, der sprach wie ein Prophet, man verstand ihn nicht ganz, denn wenn auch sein reines Deutsch die meisten Engländer verstanden, die deutsch sprachen, waren das doch nicht Alle und da liefen denn Fragen und Gegenfragen durcheinander, bis schließlich die Verständigung hergestellt war.

„Was aber sollen wir thun, um dem abzuhelfen?" „werden Sie fragen? . Ich bitte, eine kurze Zeit noch gedulden Sie sich, Thränen werden noch fließen und Klagen werden laut werden, es geht nicht anders, aber wir werden Alles regeln, Alles richten. Wir werden die wahre Freiheit sehen, die wahre Gleichheit und Brüderlichkeit. Ich habe, wie Sie wissen, dem Bunde (zum Theil aus Ihren Mitteln) eine Million zur Verfügung gestellt, nicht geliehen, geschenkt

— diese Million wird Milliarden Zinsen tragen, wenn sie nur Eines bezweckt, was ich meine.

„Und dann, hier sind reiche Männer, die sich dennoch unter der gegenwärtigen Situation mißgestimmt fühlen. Eine Frage an diese Männer. Wenn wir erreicht haben, was wir wünschen und sehnen: Eine einzige große Gesammt-Nation — sehen Sie: da drüben in dem Hinterhause harren einige Hunderte auf mich — es sind Repräsentanten von Tausenden — wenn ich ihnen gesagt habe, was ich Ihnen jetzt sagte, darf ich ihnen noch mehr sagen, darf ich ihnen den Trost bringen, den sie am meisten bedürfen, haben wir noch eine Million oder einige für die armen Teufel, die unser Reichthum sind, die arbeiten mit Blut und Schweiß, daß wir üppig leben können? — Wollen wir sie Alle zu kleinen Kapitalisten machen? Geben wir Jedem ein kleines Vermögen oder ein kleines Eigenthum, daß sie nicht mehr scheel nach unseren Geldschränken zu sehen brauchen?“ —

Wieder ging das Gemurmel durch die Reihen, aber dießmal war's der kaufmännische Geschäftsgeist, der Revolte schlug. Es entstand schnell eine kleine Börse.

„Wieviel bedürfen Sie, Meister?“ fragte Mister Bretton, der das Wort übernommen hatte — wir haben schnell fünf Millionen ausgeworfen.“

„Ich bedarf jetzt gar nichts, Mylords, als Ihr Wort, daß ich es den Brüdern bringe und das habe ich und darum danke ich Ihnen“, antwortete Friedrich und trat zurück.

Mister Bretton umarmte ihn und küßte ihn auf die Stirne. „Wir danken Ihnen, Meister, Sie sind der Mann, der uns längst fehlte, viel Blut wäre nicht vergossen worden und manches Unglück nicht, wenn wir einen Mann gehabt hätten, der es verstand, die Sache so in die Hand zu nehmen, so zu revoltiren, zum Frieden zu revoltiren.“

Friedrich floh unter den Glückwünschungen und Fragen der Gesellschaft immer retirirend bis vor die Portière eines kleinen Kabinets. Dort hatte er mit den immer schweifenden Augen Victor von den Damen unbemerkt verschwinden sehen.

Er trat ein. Victor lehnte in einem rothen Damast=Fauteuil und sah beim Schein des gedämpften Astral=Lampenlichtes wie eine Leiche aus.

Friedrich faßte ihre schlaff herabhängende kleine Hand zwischen die seinen. „Was ist Dir?" fragte er. „Bist Du nicht wohl?"

„O ja, ich bin wohl", sagte sie lächelnd und Thräne um Thräne perlte dabei ihre Wangen herab.

„Du weinst?" fragte er. „Warum weinst Du?"

Victor richtete den thränenumflorten Blick auf den Mann und er wiederholte die Frage: „Warum weinst Du, Victor?"

Da brach sie in ein leises krampfhaftes Schluchzen aus und von dem Fauteil herabgleitend sank sie in beide Kniee, die Hände Friedrichs erfassend und sie stürmisch küssend.

„O, mein Herr, mein Herr — mein Schirmer, mein Schutzgeist!" rief sie. „Wie schön war diese Stunde, wie stolz könnte ein Weib sein auf diesen Mann!"

Friedrich faßte diese Worte als einen leisen Vorwurf auf und erwiderte: „Bist Du denn nicht mein Weib vor Gott?"

Victor antwortete etwas leise, das Friedrich nicht verstehen konnte, aber er fragte nicht mehr, sondern hob sie sanft auf und legte sie auf den Divan zurück.

„Wirst Du warten, Victor, bis ich wieder komme oder willst Du nach Hause fahren, wenn Du zu schwach bist?"

„O, ich werde warten, bis Du wieder kommst — ich möchte Alles sehen, Alles Herrliche, was Dir hier geschieht, mein Herr!" sagte sie, wieder lächelnd und fromm wie zu einem Heiligen zu ihm aufblickend.

„So warte — gehe zu den Damen!" sagte Friedrich, ihre Wangen streichelnd und ging dann hinaus.

Als die Portière hinter ihm zufiel, lauschte sie einige Augenblicke, dann brach sie wieder in heftiges Weinen aus.

„O Gott, o Gott, vergib mir!" rief sie, leise die Hände ringend. „Wie verehre ich diesen Mann, wie bete ich ihn an — warum kann ich ihn nicht lieben, warum

darf ich es nicht? — Er hat mir's angethan, dort, das bleiche Gesicht mit den dunklen Augen, mit den dunklen Haaren, ihn muß ich lieben und darüber sterben. Er hat mir den Geist angewunschen, wie Gratia sagt — und der wird mich verzehren."

Dumpf brütend sank sie in den Armstuhl zurück, da hob sich die Portière und Mistreß Bretton trat auf sie zu.

„Was ist Ihnen?" rief sie entsetzt, „Sie sind hier ganz alleine? Sind Sie krank?" —

„O nein, Mylady", antwortete Victor so heiter als möglich, ich bin nicht krank, ich wollte eben zur Gesellschaft zurückgehen."

„Kommen Sie, meine Liebe!" sagte die Dame und stützte Victors Arm auf den ihren, indem sie die Wankende in den Salon führte.

Währenddem murmelte und wogte es in dem Hinterhause wie die Brandung einer hohlen See. Ein Wort, ein Ruf lief wie ein elektrischer Funke durch die Reihen. Allerich hatte die Botschaft gebracht: „Lord Frederik kommt durch den Garten herüber."

„Der Meister kommt, der Weltenstürmer, der Weltenstürmer!" summte es von Mund zu Munde.

Friedrich trat mit einigen Lords in den großen Saal. Es war vorher strenge befohlen worden, wegen des verrathenden Geräusches nach Außen keinerlei Acclamation zu erheben, sondern die möglichste Ruhe zu halten.

Als er über die Schwelle trat, herrschte eine tiefe Stille und Mann an Mann drängte sich vor.

„Kinder, Freunde, Brüder!" rief Friedrich, ich bringe Euch den Frieden! Was wollt Ihr mehr, als den Frieden! Ich habe mit den Lords von meiner Reise nach dem Continent gesprochen und ihnen geschildert, wie Alles steht. Noch schlimmer fast, wie hier bei Euch und dennoch schmachtet Ihr nach anderen, freieren, glücklicheren Verhältnissen. Ich verarge es Euch nicht, seht, die Verhältnisse, wie sie dermalen bestehen, haben sich im Lauf der Zeiten aus sich selbst heraus

so entwickelt und es ist keine Bosheit, keine Falschheit Derer, die jetzt regieren, wenn sie die bestehenden Verhältnisse nicht ändern, es ist eine Täuschung, indem sie glauben, auf die Weise, wie sie eben handeln, das Ziel der allgemeinen Wohlfahrt zu erreichen. In der That ist es freilich nicht so und Denen, die vom Gegentheile überzeugen wollen, fehlt theils die Macht, theils die rechte Art der Ueberzeugung.

„Aber es muß dennoch geschehen, die Völker und ihre Führer müssen von dem wahren Heile überzeugt werden und das bald, — ehe es zu spät ist. Um jedoch eine nachhaltige Aenderung in den allgemeinen Weltverhältnissen herbeizuführen, genügt nicht, wie es in den einzelnen Staaten geschieht, da und dort ein Gesetz auszubessern, zu mäkeln und zu flicken; die ganze Ordnung, die ganze bestehende Einrichtung muß umgestürzt werden.

„Sie haben mir selbst den Namen „Weltenstürmer" beigelegt, vielleicht in einer mißverstandenen Auffassung meiner Absicht. Ich bin nicht gekommen, um Sie zum Widerstand, zum Kampf mit den Regierenden aufzustacheln — o nein! Gewaltsame Auflehnung wäre Rebellion und Rebellion ist eine häßliche Sünde. Das eben muß unser Wirken ehren und segnen, daß wir mit dem milden friedlichen Geiste der Liebe unser Evangelium predigen.

„Nicht mit der zündenden Fackel, mit dem blutenden Schwerte werde ich Ihnen als Würgengel voranziehen. Feuer und Schwert sind veraltete Dinge und wie könnten wir sagen: „Wir wollen keinen Krieg mehr", wenn wir selbst Krieg führten. Wie könnten wir den allgemeinen, ewigen Völkerfrieden predigen wollen, wenn wir selbst mit der Revolution vorangehen würden.

„Wer mich in dem Sinne verstanden hat, wer mich als den Weltenstürmer mit Feuer und Schwert gedacht hat, der hat mich mißverstanden!

„Wie der große Prophet aus Nazareth sein Evangelium verkündete ohne Gewalt, ohne Blutvergießen, ohne rohe Ueberstürzung und dennoch den Grund der Weltordnung erschütterte,

so will ich das andere Evangelium der sittlichen, der politischen Weltordnung vortragen, und es muß in dem Sinne gehen.

„Von dem Grundsatze ausgehend, daß alle Menschen Brüder sind, alle gleichberechtigt, aus einem gemeinsamen Stamme entsprungen, müssen alle Schranken fallen, die Schranken der Nationalität, der persönlichen Vortheile, der eingebildeten Rechte überhaupt. Wir müssen uns als Brüder erkennen.

„In diesem Sinne werden wir Gemeinden bilden, ohne uns um die politischen Gesetze zu kümmern, wir werden sie nicht angreifen, nicht bekämpfen, nur ignoriren. Gesetze, wie sie dermalen bestehen, sind nur für Solche gemacht, die sie übertreten; wer nicht stiehlt, für den existirt kein Gesetz über Aneignung fremden Eigenthums, wer nicht falsch schwört, für den ist das Gesetz für Meineid nicht da — wer keinen Mord, keine derartigen Dinge begeht, für den ist das Gesetzbuch ein leerer Einband.

„Wie aber werden wir uns politisch absondern können? werden Sie fragen. Das ist allerdings die Klippe, die umfahren werden muß, das wird der Weltsturm. Darum müssen wir fest zusammenstehen und kräftig, einheitlich wirken. Wir müssen darauf rechnen, daß unsere Partei immer wächst und zuletzt die Oberhand gewinnt.

„Wir werden uns wohl anfangs nicht weigern können, z. B. die aufgebürdeten Steuern zu bezahlen, wir werden uns nicht zurückziehen können, wenn man uns selbst oder unsere Söhne zum Militärdienste, selbst auf unseren unersetzlichen Schaden hin, zwingt, wenn wir aber beharrlich fortfahren, unseren Staat im Staate zu vervollkommnen und zu stärken, so muß einmal die Zeit kommen und es wird ziemlich schnell gehen, wo wir sagen können: „Wir verhalten uns Euch gegenüber neutral, wir Alle wollen keinen Krieg und brauchen kein Militär, wir Alle haben diese großartige Bürokratie und ähnliche Institute nicht nöthig und zahlen in Folge dessen die Summen nicht, die man uns aufbürdet, ohne einen wesentlichen Nutzen davon zu haben.

„Glauben Sie nicht, wenn z. B. Tausende von Engländern, Franzosen, Spaniern, Deutschen, Italienern u. s. w. so handeln, daß das einen Sturm gibt, der die ganze corrupte Ordnung einstürzt?“

Ein einstimmiges leises: „Well, well?“ durchzog die Versammlung und schien zu lautem Jubelrufe anschwellen zu wollen, bis Friedrich die Rechte erhob und auf dieses Zeichen die tiefste Stille wieder eintrat.

„In diesem Sinne will ich Weltenstürmer sein und auf diese Art will ich die große Mission erfüllen, das Weltreich zu gründen, unsere und unserer Nachkommen Wohlfahrt herzustellen. Das Wollen, das redliche Wollen ist bei uns — das Vollbringen steht bei Gott, um dessen Gnade und Segen wir bitten“, fuhr der Redner fort.

Eine entstehende Unruhe unterbrach ihn.

Einige heißblütige Irländer hatten sich an Allerich gedrängt, um den Sinn des letzten Satzes, den sie nicht erfaßt hatten, zu erfahren. Dieser vertröstete sie auf den Schluß und die Gemeinde selbst stellte die entstandene Störung wieder ein.

„Noch Eines habe ich Euch zu verkünden, Brüder!“ rief Friedrich. „Ich habe mich mit einer Bitte an die Herren gewendet, an die reichen Leute unserer Gesellschaft, ich fragte an und es wurde mir ein günstiger Bescheid. Jedem von den Unbemittelten wird ein kleines Kapital oder ein Eigenthum je nach Verhältnissen oder Umständen zu Theil, damit dieser lästige Unterschied zwischen Arm und Reich, dieser Kampf zwischen Kapital und Arbeit aufhört. Ich werde das in jeder Gemeinde beantragen und Keiner wird sich der Kapitals-Theilung, diesem redlichen Communismus, widersetzen. Jetzt geht — geht nach Hause, zu guten Freunden, theilt ihnen mit, was Ihr gehört habt und verbreitet die Botschaft weiter; aber seid klug und verrathet nichts an Solche, die unserem Beginnen ferne stehen!“

Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, als ein

Schlag an die telegraphische Glocke in der Portier-Loge geschah. Ein Augenblick und das ganze Haus war dunkel.

„Wir sind verrathen!“ riefen Allerich und Scherenke. Nur ruhig, der Portier wird die Seitenpforten öffnen, zerstreut Euch im Garten und gewinnt so das Freie, Ihr kommt Alle hinaus.“

Friedrich eilte nach vorne, um zu sehen, was es gäbe; er kam eben dazu, wie Mister Bretton den Commissär und seine Begleiter im Vorhause empfing.

„Mister Bretton, entschuldigen Sie unseren Besuch, aber wir müssen ihn im Namen des Gesetzes thun!“ sprach der Commissär.

„So? Warum?“

„Weil wir eine geheime Gesellschaft in Ihrem Hause vermuthen.“

„Gesellschaft habe ich allerdings, Sie sehen das, ich feiere die Ankunft eines Freundes, der vom Continent zurückkehrte.“

„Ich meine nicht diese Gesellschaft“, entgegnete der Commissär lächelnd.

„Eine andere kenne ich nicht und ich muß den Herren bedeuten, daß sie sich jedenfalls geirrt haben.“

„Doch nicht“, fuhr der Beamte fort, wir hörten selbst im Hinterhause eine Stimme sprechen und obwohl wir die Glocke zogen, hat uns Niemand Einlaß gewährt. Ich werde also auf Ihre Gefahr Untersuchung anstellen. Es wird Niemand entwischen können, denn das Gäßchen ist von Constablern bewacht.“

„Ich bedaure, daß Sie sich vergebliche Mühe machen, mein Herr, indeß wenn Sie durchaus darauf dringen, da sie vom Namen des Gesetzes sprechen“, entgegnete Mister Bretton ironisch, „so gehen Sie. Es wird Ihnen aber mehr Ehre sein, wenn Sie sich zurückziehen, denn ich werde gegen dieses nächtliche Eindringen der Polizei bei einem friedliebenden und anständigen Bürger an betreffender Stelle Beschwerde einlegen.“

Der Commissär gab seinen Begleitern einen Wink und sie traten durch den Garten in das Hintergebäude, wo Alles finster und still war.

Die Mitglieder der Versammlung waren bereits durch die unbewachten Seitenthüren in zwei entlegene Seitengassen fortgekommen.

Stumm und übler Laune kehrte der Diener des Gesetzes zurück, um Bretton-House zu verlassen.

„Halt, mein Herr!“ rief ihm Mister Bretton nach.

Der Commissär wollte erst nicht halten, aber ein Diener eilte ihm nach und bedeutete ihm ziemlich klar und verständlich, daß der Lord ihn zu sprechen wünsche.

Ohne sich zu blamiren, mußte der junge, jedenfalls im Amte noch sehr grüne Mann nun anhalten und umwenden.

„Sie erlauben eine Frage, Mylord“, sprach ihn der Herr des Hauses an. „Haben Sie in dem Hinterhause gefunden, was Sie suchten?“

„Nein, Sir!“ entgegnete der Beamte kurz.

Indessen waren viele der im Salon versammelt gewesenen Herrschaften auf das Vestibule herausgetreten.

„Sie haben sich also Ihrer Pflicht, wie Sie glaubten thun zu müssen — entledigt und ich bin vor dem Gesetze, in dessen Namen Sie mein Haus und diese ehrenwerthe Gesellschaft bei nächtlicher Zeit überfallen und belästigt haben, gerechtfertigt — —“

Der Commissär wollte etwas erwidern, aber der Lord fiel ihm ins Wort, fortfahrend: „Jetzt stehe ich als Gentleman und als freier Bürger von Großbrittanien und Irland vor Ihnen und sage Ihnen, daß Sie, gelinde gesagt, ein ungezogener Mensch sind.“

„Sir!“ rief der Beamte.

„Schweigen Sie, das sind Sie. Es hätte sich gebührt, daß Sie nach Verrichtung Ihres leidigen Geschäftes sich bei mir hätten melden lassen und mich und die Gesellschaft um Entschuldigung wegen der verursachten Störung gebeten hätten. So hätte ein gebildeter Mann gehandelt, als welchen ich

Sie nicht anerkennen kann. Denn ein gebildeter Mann schleicht sich nicht aus einem Hause, in das er eingetreten und ohne gegründete Ursache kam, wie ein Dieb davon. Es thut mir leid, einem königlich großbrittanischen Beamten eine solche Rüge ertheilen zu müssen, aber ich bin dieß meiner Gesellschaft schuldig!"

„Sie wissen, Sir, was auf die Beschimpfung eines öffentlichen Beamten steht" — keuchte der Commissär, roth vor Zorn und Beschämung.

„Machen Sie sich keine Mühe, mir entgegenzutreten, übrigens bin ich Herr von Bretton-House und werde Ihnen beweisen, wer Sie sind. Gehen Sie jetzt mit Ihren Constablern, ich werde Sie morgen als sehr passend im Dienste gegen Straßenräuber und Trunkenbolde empfehlen — gehen Sie!" —

Der Commissär stammelte etwas von dem Rechte, das er habe und von Festnehmen; aber Mister Bretton rief: „Jack!"

Ein kolossaler Portier erschien und sah den Herrn mit rollenden Augen an, indem er fragte: „Was belieben Sir?"

„Dieser Herr hier kann den Ausgang nicht finden, zeigen Sie ihm die Thüre!" antwortete der Lord und wandte sich nach dem Salon zurück, während der Portier dem Commissär und den Constablern hart auf der Ferse folgte, bis sie außer dem Portale waren, das diese brummend und murrend verließen.

„Mister Bretton", konnte sich Friedrich nicht enthalten, zu bemerken, „ich glaube, daß Sie durch diese Zwischenhandlung nichts besser gemacht haben. Wiewohl der Commissär ein ungebildeter Mensch ist und diese Rüge verdient hat, so war er im Dienste und bei uns dürfte sich das Niemand gegen einen Beamten erlauben."

„Sie sind ein Deutscher, Mylord", entgegnete Mister Bretton, und es mag wohl sein, daß Sie dort noch mehr edmaßregelt sind. Ich werde aber morgen bei der Behörde gen Fall selbst zur Anzeige bringen und mir die Strafe

dictiren lassen, ich verlange es, dann aber wehe dem jungen Menschen, ich wette ein Paar Pferde mit Ihnen, Sir, der Grünspecht ist keine acht Tage mehr in Dublin. So stark ist unsere Gesellschaft jetzt schon, die Sie gegründet haben."

„Er kann sich nicht mehr halten", riefen mehrere Stimmen, „er wird verhöhnt und verachtet, wo er sich sehen läßt."

„Was würde aber geschehen sein, wenn der Commissär unsere Versammlung getroffen hätte?"

„Sie wäre eben einfach geschlossen worden, die Versammelten wären frei ausgegangen, denn ich und die Lords wären für sie eingestanden, wäre es aber zu einem Prozesse gekommen, so hätten wir sämmtliche, ein Vermögen von zusammen an hundert Millionen Pfund Sterling repräsentirenden Lords, die unserem Vereine angehören, die brittische Halbinsel mit einem Male verlassen, glauben Sie, daß dieß empfindlich für Dublin und überhaupt England gewesen wäre?"

„Es wäre das Wenigste gewesen", rief ein anderer Herr, „wir haben noch andere Mittel, die noch empfindlicher wirken. Lord Friedrich hatte ganz recht in seiner Rede, daß Feuer und Schwert veraltete Hülfsmittel sind. Kluge Leute wissen andere, die gerade dahin treffen, wohin sie treffen sollen, und das gewichtig."

Die Gesellschaft zerstreute sich allmälig und die Equipagen fuhren nach und nach ab.

Friedrich nahm Victor, die anscheinend ruhig und heiter geworden war, an den Arm und bestieg den von Mister Bretton bereit gehaltenen Wagen, der sie nach dem Landhause brachte.

Dort angekommen, geleitete er die junge Frau in ihre Zimmer, um ebenfalls zur Ruhe zu gehen. Aber wie eine innere Stimme mahnte es an ihm, bis er nochmal den Hut nahm und von Niemand bemerkt das Haus verließ.

Er ging langsam, als müsse er auf Jemanden lauern, Bretton-House zu. Auf Schußnähe von demselben sah er quer über den Platz, den hier die Straße bildete, einen Mann

kommen, den er sogleich als einen bei der Versammlnng gewesenen Deutschen erkannte. Mit seiner Geistesgegenwart faßte er sofort eine ganze Combination auf. Er schritt dem Manne entgegen, indem er ihm den Weg abschnitt und zum Stehenbleiben bewog.

„Ah, Meister!“ rief der Mann betroffen.

„Ihr seid es, Aster? Wohin so spät?“ fragte Friedrich scharf.

Der Gefragte gab eine ausweichende Antwort.

„Was habt Ihr da verborgen, als ich zu Euch trat — zeigt!“

„Ich habe nichts, Meister!“ rief der Mann, Friedrich abwehrend.

Dieser aber riß demselben den Rock auseinander und zog einen Brief hervor, den er schnell versteckt hatte.

„Ihr wolltet wohl nach dem Postamte mit dem Briefe? Steht, bis ich die Adresse gelesen habe“, sagte Friedrich, mit einer Hand den Mann an der Binde haltend, mit der andern den aufgerissenen Brief in der Nähe der Gaslaterne überfliegend.

„Heute Abend — Versammlung von Geheimbündlern — ein Deutscher — Friedrich — der Vorsitzende —“ las er abgebrochen und zitternd.

„Sie bedienen Ihre Leute in Berlin gut, Aster“, sagte er wüthend, „Schuft Du, weißt Du, was das Gesetz der Namenlosen ist, und Ihr steht so gut unter dem Gesetze wie die Mitglieder des Bundes, Tod dem Verräther!“ zischte er; der Todtschläger fuhr Aster über den Kopf und der Streich war gut gezielt, der Getroffene stürzte lautlos zusammen und Friedrich entfernte sich rasch mit der Adresse und dem Briefe, Beides wohl verwahrend.

„Gottes Engel hat mich geleitet!“ flüsterte er, als er die Schwelle des Landhauses überschritt. Ich werde morgen früh Mister Bretton besuchen und Allerich und Scherenke dahin rufen lassen. Vielleicht haben wir mehr solche Bursche unter uns, die wir unschädlich machen müssen — — —“

„— Einen Menschen erschlagen!“ rief er sich selber vorwurfsvoll zu. — „Hätte er nicht Tausende unglücklich gemacht?“ antwortete er sich. „Es mußte so sein, ich kann jetzt nicht mehr anhalten auf der Bahn, die ich beschritten habe, beschreiten mußte. Voran, Weltenstürmer!“

Dabei legte er den Todtschläger und die Papierstücke in einen Schrank, den er verschloß und kleidete sich aus, um zur Ruhe zu gehen.

Es war ein langer, ereignißvoller, schwerer Tag im Leben des jungen Mannes gewesen, den man jetzt Weltenstürmer nannte.

---

IX.

## Golgatha und Freudenberg.

Acht Tage nach diesem ereignißvollen Abende lehnte Victor wieder in ihrem Fauteuil in dem weiten weichen Morgenkleide. Das dichte tiefschwarze Haar lag in langen Strähnen auf dem Pfühl und hing über diesen herab. Das matte bleiche Gesicht war noch matter, blasser und die Haut so durchsichtig geworden, daß man das rosenfarbene Blut wie feine Schlängelchen in den Adern erkennen konnte.

Noch hastiger wie früher nnd fast krampfhaft fuhren die mageren Finger an dem Kleide auf und nieder und faßten und zerpflückten, was sie erreichen konnten, während die halbgeöffneten Lippen beständig wie flüsternd bebten und die wogende Brust kaum den nöthigen Athem einsog.

Es war noch ziemlich früher Morgen. Die Nachtlampe brannte noch auf dem Consol, auf dem Tabouret am Fußende des Divans kauerte Gratia schlaftrunken, einen langen Rosenkranz zwischen den Fingern und auf einem Tischchen neben Victor lag ein elegantes Gebetbuch neben der Kristall-Caraffe, die den stärkenden Trank für die Kranke enthielt.

Eben schlug es auf einer kleinen Pendüle im Nebenkabinette die Stunde aus.

Victor fuhr wie aus einem Traume auf, schüttelte die Haare aus der schweißbedeckten Stirne und rief fast lautlos: „Gratia!"

„Mylady!" antwortete diese aus dem Schlummer emporgeschreckt und eilte zur Gebieterin.

„Gratia, wie viel Uhr ist es?“ fragte die Leidende matt.

Die Dienerin hob den Vorhang vom Eingang des Kabinettes und sah hinaus. „Sieben Uhr hat es eben geschlagen“, antwortete sie.

„Sieben Uhr“, wiederholte die Kranke. Zwei Stunden noch, zwei Stunden — dann sind wir Alle erlöst — Ihr und ich — — es wird uns wohl thun und ich bin recht — recht froh“ — fuhr sie abgebrochen und mit kaum vernehmbarer Stimme fort.

Gratia schien den Sinn dieser Worte nicht begriffen zu haben oder nicht begriffen haben zu wollen. „Heute, meint Herr Doktor Gray, daß das Uebel sich bessern müsse, Krisis, glaube ich, nannte er das.

„Der Doktor hat ganz recht, das Uebel wird sich heute brechen, die Krisis ist überstanden“, antwortete Victor kaum bemerkbar lächelnd; — — „Sie werden sehr müde sein, Gratia, armes Kind, Sie haben viel Plage mit mir gehabt — ich werde Sie dem Lord empfehlen, er wird Sie entschädigen“, sprach sie nach einer Pause weiter, aber Gratia gab keine Antwort, sondern ging wieder still und traurig zu ihrem Sitze und nahm den Rosenkranz auf.

Victor sank wieder in die Kissen zurück und lispelte leise für sich hin, während die Finger unaufhörlich an dem Gewande zupften und zerrten.

Wieder rief sie die Dienerin, welche auf den Wink aufsprang. Victor deutete ihr, näher zu kommen und diese beugte sich ganz zum Haupte der Herrin nieder.

„Ich möchte den Lord sprechen, lassen Sie ihn ersuchen, zu kommen“, flüsterte sie.

Gratia ging hinaus und gab den Auftrag.

Bald darauf trat Friedrich mit einem jungen Mönche ein.

„Du hast nach mir verlangt, Victor“, sagte er, „ich wäre ohnedem gekommen, eben kam dieser junge Ordensmann an, der mich bat, ihn zu Dir zu führen. Kennst Du ihn?“

„Es ist mein Bruder, freilich“ — flüsterte die Leidende,

die Hand ausstreckend, ich habe an den Prior des Klosters bei Wien geschrieben, daß er mir ihn schicken möge, weil ich fühlte, daß ich nicht mehr lange leben werde."

„Was sprichst Du, Victor?" rief Friedrich.

„Daß ich nicht mehr lange leben werde", wiederholte sie — „bis neun Uhr, in zwei Stunden ist's vorbei. Du bist zur guten Zeit gekommen, Bruder", wandte sie sich an den jungen Mönch, der ziemlich theilnahmslos dastand.

„Wie gefällt es dir im Kloster? und was bringst du mir Neues?" fragte sie wieder.

„Ganz gut und ich werde dasselbe niemehr verlassen", antwortete der junge Mann, „ich habe dort Alles, was ich brauche und Ruhe vor den bösen Menschen. Als du unser Vermögen auseinanderschiedest, bat ich den Prior, meinen Theil dem Kloster zuzuwenden, er nahm es an und wie er es verwendet, ist seine Sache. Als du ihm vor vier Wochen schriebst, ich möchte kommen, hatte ich wohl bange vor der weiten Reise, aber er befahl es mir und im Kloster muß man gehorsam sein, so folgte ich denn und reiste auch ab. Er gab mir diesen Brief mit an dich und Herrn Friedrich."

Der Bruder Viktor reichte ihr den Brief hin.

„Ich bitte, lies ihn mir vor!" bat diese Friedrich, meine Augen sind so schwach."

Friedrich öffnete den Brief und las:

„Meine Lieben!"

„Der Brief vom vorigen Monat, den ich erhielt, war mir so angenehm, als ich darüber traurig gestimmt wurde. So sehr ich mich freute, über Ihren Aufenthalt und Ihre Verhältnisse einiges zu erfahren, so leid that es mir zu gleicher Zeit vernehmen zu müssen, daß Madame sehr leidend sei.

„Ich setzte sogleich Ihren Bruder Florian, der das Kloster nicht mehr zu verlassen wünscht, davon in Kenntniß und befahl ihm, da er anfangs keine Lust dazu zeigte, die Reise anzutreten und Sie zu besuchen.

„Ich hoffe zwar, daß Sie recht bald wieder genesen mögen, aber ich habe für alle Fälle über das Vermögen Ihres

Bruders eine Urkunde aufgenommen. Er wollte das Geld dem Kloster schenken, ich aber hielt es für besser, es zu verschiedene dermalen nöthigeren Zwecken zu verwenden, und lege hiemit die Urkunde, welche auch die Verwendung angibt, in Ihre und Herrn Friedrich's Hände.

„Sie werden so gütig sein und mir Florian zurücksenden; da er etwas wenig weltläufig ist und mit Vorliebe den Aufenthalt im Kloster selbst gewählt hat, so wäre es meiner Ansicht nach Unrecht, ihn in die Welt zurückzustossen. Auch werden Sie ihm wohl einige Zeilen über den Empfang der Urkunde und über Ihr beiderseitiges Wohlbefinden mitgeben.

„Wie sehr wir unter den dermaligen Verhältnissen im Drange sind, wissen Sie selbst, und ich bitte Sie für die Kirche zu beten, wie ich es nicht unterlasse, Sie in mein Gebet einzuschließen und für Sie beten zu lassen. Ich schließe mit dem christlichen Gruße und bin wie immer"

Ihr

Pater Augustin."

„P. S. Pater Felix, der alte Mönch, der Sie durch die unterirdischen Räume des Klosters geleitete, läßt Sie herzlich grüßen."

Friedrich hatte geendet und faltete den Brief.

„Du hast recht verstanden?" fragte der Viktor.

„Ja" nickte sie, dann winkte sie ihm, er möge Ihren Bruder und Gratia hinausgehen lassen, da sie mit ihm allein zu reden habe.

Friedrich bedeutete dieß Florian und der Dienerin und ließ sie in den Vorsaal hinaustreten.

Als diese das Gemach verlassen hatten, erhob sie sich, wiewohl sehr schwach, doch schien für Augenblicke das Leben nochmal in ihr aufzuflammen.

„Mein Freund", sprach sie, ich habe dir vorhin schon gesagt, daß ich nur mehr ganz kurze Zeit zu leben habe, bis neun Uhr ist es vorbei. Ich möchte vorher noch Manches

mit Dir besprechen, was ich früher nicht konnte und wollte.

Für's Erste danke ich Dir für alle Liebe und Güte, die Du mir gezeigt, für alle Geduld und Nachsicht, die Du mit mir gehabt und bitte Dich um Verzeihung, wenn ich vielleicht Dir etwas Unrechtes oder eine Beleidigung unwissentlich zugefügt habe.

Für's Zweite will ich Dir jetzt am Rande des Grabes die eigentliche Ursache meines frühen Todes mittheilen.

Es ist ein junger Mann in der Nähe deiner Heimath, den ich viel früher kennen lernte als dich und den ich liebgewonnen hatte, ehe das Schicksal mir Dich in den Weg stellte. Ich hätte nie gedacht, ihn wieder zu treffen; aber damals auf meiner Reise von Salzburg weg durch Bayern kam ich auf den Gedanken ihn in München aufzusuchen und ich fand ihn wirklich als Anwalt in einem Städtchen nicht weit von der Hauptstadt. „Hier" — sie nahm aus dem Gebetbuche am Tischchen einen Zettel — „hier ist seine Adresse." Ich erfuhr von ihm in der bittern Stunde des Wiedersehens, daß er mich unendlich lieb hatte und daß er auf mich wartete die ganze lange Zeit und — auch mir ging das Herz auf und was ich vor Jahren nur flüchtig empfunden, das fühlte ich nur tiefer sitzen, als ich es selbst geglaubt hätte. Ich habe ihn namenlos elend gemacht und mir brach das Herz — das ist meine Krankheit und mein Tod." —

„Und das hast Du mir nicht eher mitgetheilt und du wußtest, daß wir nicht ehelich verbunden waren, daß es jedem Theile frei stand, aus gegründeten Ursachen zurückzutreten, du warst gerettet und jeder Gefahr entronnen, glaubst Du um das Glück zweier Menschen hätte ich Dich eine Stunde gehalten?"

„Und weil ich gerettet, weil ich durch Deine Aufopferung vielleicht dem Tode und noch schlimmeren entronnen war, sollte ich Dich undankbar und selbstsüchtig verlassen haben?

Niemals! — Es ist jetzt so, er wird sich trösten und ich sterbe und mache Euch Beide frei, so stand's in dem

Willen Gottes und so ist's gut.

Du bist meiner Last entfesselt und wirst viel leichter Deinem hohen Berufe nachkommen. Er wird sich trösten mit dem Gedanken: „Es gibt ja noch ein Leben und eine Liebe über dem Grabe" — — — „darf ich Dich um etwas bitten, Friedrich?" fragte sie nach einer Pause.

„Was wünschest Du?" entgegnete der Mann.

„Wenn Du wieder heimkommst, würdest Du den Verlassenen aufsuchen, ihm meinen Sterbegruß und hier dies Päckchen bringen, es enthält eine kleine Flechte meines Haares, ein Paar Zeilen von meiner Hand und ein Amulet, das ich getragen habe. Ich weiß, daß er große Freude darüber haben würde."

„Ich werde das besorgen," entgegnete Friedrich auf's tiefste erschüttert.

„So danke ich Dir tausendmal dafür und bitte Dich nur noch, an den Prior zu schreiben und meinen Bruder zurückzusenden — mein Vermögen ist natürlich dein Eigenthum, ich habe während Deiner Abwesenheit eine notarielle Urkunde darüber ausstellen lassen — meine Familien-Papiere sind im Besitze jenes Anwaltes, wenn Du etwas davon brauchen solltest — — — "

Immer schwächer werdend lehnte sie sich zurück und sagte nur noch kaum hörbar: Jetzt geh' mein Freund — leb wohl, diese Stunde meines Lebens gehörte noch Dir — die nächste, letzte meinem Gotte, der es so wunderbar mit mir gefügt. Laß mir jetzt meinen Bruder und Gratia herein und dann den Priester.

So geschah es. Nachdem sie von Florian und ihrer Dienerin kurz Abschied genommen hatte, ließ man den Geistlichen ein, den sie am Abend zuvor bestellt hatte.

Längere Zeit blieb sie mit diesem allein und als er die Portiere öffnete, um den Lord und die Versammelten zu rufen, schloß Viktor die Augen für immer. Lächelnd, wie sie in letzter Zeit immer gethan, war sie auch verschieden

und in dem Augenblicke schlug die Pendüle im Nebenkabinete neun Uhr.

---

Veloccino stand um diese Zeit eines Abends in dem bekannten Arbeitszimmer und studirte eben emsig an einer Schrift; es war eine andere Zeit, als die, in welcher er den jungen Abenteurer Friedrich beherbergte. Statt Schnee und Eis blühte und rankte Blume und Strauch in dem wunderschönen Garten, die Abendsonne, die hinter dem nahen Untersberge hinabschwebte, warf den ganzen glutrothen Feuerschein, den Rest des Tageslichtes herüber auf die Stadt und auf Veloccino's Haus. Jasmin und Flieder duftete herauf und Vögel sangen in den Aesten.

Im Innern aber war Alles so, wie damals im tiefen Winter.

Wohl waren die Fenster geöffnet und die würzige Luft strich herein, aber die Gardinen waren dicht geschlossen, so daß nur ein matter, dämmriger Strahl in's Zimmer drang, der an der Decke flimmernd spielte.

Sonst herrschte dieselbe düstere Stimmung, dieselbe unheimliche Stille, wie immer, „dem schwarzen Herrn schien es in dem Halbdunkel am behaglichsten zu sein."

Er erhob sich eben und trat vor das kleine versteckte Fensterchen, um hinauszusehen, als der alte Diener eintrat und zwei Briefe überreichte.

„Die Abendpost Herr!" sagte der Diener.

Veloccino öffnete einen der Briefe und setzte sich damit an den Tisch. Es war eine ihm bekannte Schrift und er durchlas ihn halblaut. Friedrich zeigte ihm darin den Tod Viktors an und schilderte die letzten Stunden der Kranken.

„Was das andere betrifft", hieß es in dem Briefe, „worauf Sie bei meinen letzten Zusammenkommen mit Ihnen anspielten, so kann ich Ihnen mittheilen, daß ich sehr zufrieden bin. Gewisse Verbindlichkeiten verbieten mir, ein näheres mitzutheilen, aber ich bin überzeugt, daß Sie eines Tages mit

Staunen und Vergnügen mein Wirken begrüßen werden."

„Schwärmer!" unterbrach der Doctor die Lektüre, und legte den Brief weg, um ihn nach einiger Zeit, des Nachdenkens wieder aufzunehmen, und zu Ende zu lesen.

„Geahnt hab' ich es immer," murmelte er, daß in dem Kopf des Burschen etwas Revolutionäres steckt. Wenn er es wirklich zu etwas Bedeutendem bringt, so habe ich die Schlange am Busen genährt, er hat mein Ei ausgebrütet, ich gab ihm den Gedanken nnd er wird ihn jedenfalls gegen unsere Sache kehren. Er hat Geist, der Wildfang, aber bändigen läßt er sich, glaube ich nicht — ein Robert, wie ich haben möchte ist er nicht."

„Robert mein wundersamer Automat," fuhr er fort, „weilt lange auf seiner Orientreise — wenigstens sollte ich Bericht von ihm haben. — Eine Idee von mir, auf die Niemand so leicht kommen wird. Es darf auch nicht sein — — — — — "

„Sie ist also nicht an Heimweh gestorben, die junge Frau des Friedrich," lenkte er in einen andern Gedanken über, „an gebrochenen Herzen, schreibt er — hm, es muß ein schwaches Geschöpf gewesen sein. Louise starb nicht und hat gewiß gelitten und leidet noch — — —" aber es schien, daß sie gut lebten, und daß sie ihm aus freier Wahl zugethan war und starb doch an gebrochenem Herzen. Es muß ein eigener Fall gewesen sein. Gibt es denn nicht sonderbare Fälle im Menschenleben!"

Er saß eine Zeitlang sinnend, den Kopf in die beiden Händen gestützt, dann raffte er sich gewaltsam auf.

„Es ist ja eine Zamarowsky gewesen!" rief er, als erinnere er sich erst jetzt der vorgegangenen Geschichte mit Friedrich. „Eine Zamarowsky! Die Arme! Sie hat wohl für den Alten büßen müssen. War ein böser Wüstling und ein schlechter Mensch. Für diesen Mord verdiente Friedrich Verzeihung aller Sünden, die er vielleicht an der Menschheit begeht und begangen hat."

Die Hand vor der Stirne, den Kopf zurückgelegt, gleichsam das überangestrengte Gehirn zu neuer Arbeit sammelnd

und antreibend, lehnte er kurze Zeit ruhend in dem Armstuhl, dann griff er bedächtig nach dem zweiten Briefe und öffnete ihn langsam, indem er flüsterte: „Von Milizius."

Es war bereits dunkel in dem Zimmer geworden und er versuchte am Fensterchen die kleinen gedrängten Schriftzüge zu lesen.

„Es geht nicht mehr," rief er unwillig. „Der Mensch bringt mich mit seiner verwünschten Gelehrtenschrift immer in Aerger. Wären seine Briefe nicht so wichtig, ich ließe sie alle ungelesen.„ Er hält sich doch immer wacker der alte Herr Rath von Friedrichsdorf. Wenn ich nur hinter Geheimnisse kommen könnte; aber ich mag ihn packen, wie ich will, ich kann ihn nicht fassen, er entschlüpft mir, wie ein Aal; er ist klug der alte Junge! Er hat auch viel von mir gelernt. Aber so machen es meine Schüler alle — ich habe den Undank davon.

Indeß es kommt wohl noch ein Tag, wo ich alles entdecke, ich habe Louise in meiner Gewalt und ich kann mit Bestimmtheit auf den Tag rechnen. Wenn Louise nicht Wort hält und meine Tochter mir nicht bringt — ich habe sie in meiner Gewalt!"

Während er so in dem Gedankengange verloren den Brief in der Hand mit dem Rücken gegen das Fensterchen stand, öffnete sich leise die Thüre und der Diener brachte den Armleuchter, den er auf den Tisch mit dem Globus setzte.

„Nichts zu befehlen?" fragte der Diener.

Jetzt nicht — nichts Neues?"

„Nichts Neues, Herr!"

Gut denn gehen Sie!" sagte der Abbé und wandte sich zum Tische während der Diener ging.

Sich weit in den Tisch lehnend, hielt er den Brief an die Kerzen und las:

„Lieber Herr Doctor!"

„Ihr ehrendes Vertrauen mit dem Sie mich bedachten, erwidernd, gebe ich folgendes zu Bericht:

Die Stellung, in der ich mich dermalen befinde, ist allerdings sehr geeignet, Freunde über verschiedene Vorkommnisse zu unterrichten und aus Thatsachen und Vermuthungen verwendbare Combinationen herzustellen.

Was Sie bezüglich des Ganges der bewußten Sache im Norden befürchteten, ist grundlos. Es sieht sich die ganze Manipulation gefährlicher an, als sie in der That ist. Sie wissen ja, daß bei großem Lärm selten viel Gefahr ist. Wie ich Ihnen genau mittheilen kann, ist der Muth im Lager der Aufgeklärten lange nicht so stark, als er ausgeschrieen wird; gerade die fieberhafte Kraft-Entwicklung deutet auf eine gewisse Angst vor den Schwarzen.

Die Parteien sind durchaus nicht so einig, wie sie es sein müßten, und liegen einander immer selbst im Wege.

Der Reichskanzler ist leidender, als er sich zeigt, und wenn das Fußübel sich weiter erstreckt, kann das harmlose Podagra noch eine Staats-Affaire werden. Das Leiden macht den Diplomaten verstimmt und reizbar und das spielt ihm und der Umgebung manchen bösen Streich. Es ist nicht lange, daß er mit dem Kaiser eine sehr unangenehme Diskussion hatte, die natürlich nicht unter die Telegramme der Journale gesetzt wurde, aber sie hätte bald zu ernstlichen Folgen geführt.

Schließlich ist der Grund von Allem doch immer, daß der Fürst-Reichskanzler eben der Bismark ist und Bismark ist das deutsche Reich. Er allein weiß, wie er mit Rom und Pius steht und ist klug genug, das nicht auseinander zu setzen.

Die fernere Zukunft wird übrigens Manches lehren und es läßt sich in nicht zu langer Frist nicht gerade das Schlimmste erwarten. Ueber ein Verhalten des angegebenen Herrn Friedrich Gérard zu den fließenden politisch-socialen Verhältnißen kam mir wenig zu Ohren, er soll allerdings in England agitiren, aber wie Sie glauben, Partei machen wird er nicht — er ist nicht stark genug

dazu und hat auch von seinen Leuten hier weder Instruktionen noch Auftrag,

Die Fürstin reiste am andern Tage, an welchem Sie, wie Sie mir mittheilen, sie auf der Bahn getroffen hatten, auf kurze Zeit weg, kehrte aber wieder zurück und ist zur Stunde noch hier, wiewohl ich sie seit mehreren Tagen nicht mehr gesehen habe.

Außer der Beantwortung Ihrer Fragen wüßte ich nichts Erhebliches mitzutheilen und bin erfreut, wenn Sie von dem vorliegendem Berichte befriedigt sind.

In Erwartung baldigst weiterer Correspondenz bin ich in Hochachtung

„Ihr"

„ergebenster Dr. Milizius."

„NB. Adresse bleibt wie die letzte."

„Er ist ewig der Doctor Milizius, der unüberwindliche Geheimrath der Fürstin kurz und gemessen in Vortrag und Styl. Kein Wort mehr oder weniger, als verlangt wurde; aber deutlich und klar, das ist wahr," sprach der Abbé, sich erhebend und an den Schreibtisch tretend, wo er den Brief unter den Briefstein so legte, daß er ganz verdeckt war. Dann ging er einigemale auf und ab, die gefalteten Hände schlaff herabhängend und die Augen halb geschlossen, wie er oft that, wenn er sich auf kurze Zeit erholen wollte.

Plötzlich blieb er stehen, trat an den Tisch am Sopha und legte die Hand auf den Globus, den er langsam drehte und dann darauf verschiedene Punkte suchte, die er selbst mit rother Tinte aufgetragen hatte.

„Das ist möglich!" sagte er dann anscheinend befriedigt für sich und stand wieder sinnend mitten im Zimmer. „Ich habe heute doch noch Manches thun wollen — ja — den Brief nach Rom unter der Adresse „Aurelia Munstara". Es scheint, man findet im Vatican wieder viel Gefallen an Veloccino, aber ich bleibe dabei; ich gehe nicht nach Rom, bis ich Genugthuung habe. Den Brief, ja — sagte er fast seufzend.

Es ist mir nur um das langweilige Schreiben. Früher hatte ich eben Robert, dem ich dictiren konnte — er geht mir recht ab, der Mensch. Daß er mir auch die sonderbare Idee eingab, mit seinen Träumen und Gesichten. Ob diese Visionen des jungen Mannes wirkliche oder doch manchmal blos mit etwas viel Phantasie erfundene Erzählungen sind. Der Bursche ist schlau und am Ende — aber wie prüfte ich ihn dortmals auf den Klostertraum und wie wahr war er?"

Er schien wieder in einen Ideengang zu gerathen, den er nicht zu verfolgen liebte und unterbrach sich selbst, indem er sich auf das Sopha warf, das hinter dem Tische mit dem Globus stand und die Glasglocke rührte. „Ich will eine Stunde ruhen", sprach er für sich.

Der Diener erschien und der Abbé befahl ihm, wie fast jeden Abend, Wein und einige Früchte zu bringen.

---

Weit, sehr weit von da, ging an diesem Abend dieselbe Sonne noch prächtiger glühend unter und warf, als sie hinter einem Hügel verschwand, den ganzen Rest der Gluthstrahlen auf eine Stadt und ein entfernt stehendes Gebäude, das in der Abendbeleuchtung wie in lichten Flammen dastand.

Es war im fernen Orient, der Hügel, hinter dem die Sonne unterging, war der Oelberg, die Stadt, auf welche die scheidende Sonne des Ostens ihr ganzes volles Licht noch warf, war die heilige Stadt Jerusalem und das Gebäude, das seitwärts wie ein weggeworfener Stein am Wege lag, war ein kleines Kloster, in welchem einige besonders fromme Mönche lebten.

So lag sie da die wunderbare Stadt Davids, der Trümmerhaufen von dem Prachtsitz der Judenkönige. Keine Stadt hat eine Geschichte und eine Vergangenheit wie Jerusalem.

Rom ist groß, erhaben, in seinem Ruine eine ehrfurchtgebietende Größe. Jerusalem in seinem verarmten, verschmutzten Bettlerkleide ist noch viel größer, viel erhabener,

denn die Vergangenheit Rom's verliert sich in die fabelhafte Mythe der Götter, in Jerusalem trifft jeder Stein aber auf ein Blatt der Bibel und um wie viel erhabener, großartiger — selbst wenn die Bibel eine Sagengeschichte sein sollte, wie Viele behaupten — ist die Bibel, als irgend eine Mythologie!

Was sah dieses Jerusalem Herrliches, Großes, Erfreuendes, Schreckliches, von der höchsten Pracht unter Salomo bis zur babylonischen Gefangenschaft bis zum Erscheinen Jesu — bis zum Kreuzestode des Nazaräners — bis zur erschütternden Zerstörung.

Was ist, seit König David den Grundstein legte, in diesen Mauern erlebt, gebetet, gesegnet, errichtet; zerstört, verflucht, gewirkt und gesündigt worden!

An jenem Morgen, als Christus zum letzten Male den Tempel betrat, und von den Stufen des Vorhofes die im Frühlichte prangende Stadt in der ganzen morgenländischen Pracht und Größe vor sich liegen sah, als sein und der heiligen Stadt Schicksal an seinem prophetischen Auge vorüberzog, da weinte er über Jerusalem. Bald darauf erscholl das „Kreuziget ihn!" durch die Straßen und nicht mehr lange, dann kam die große Katastrophe, die das namenlose Elend in die Mauern warf. Seitdem ist's aus! Hohläugig wandelt der Gottesfluch durch die Gassen und läßt keinen Stein auf den andern und wie zur Zeit der Zerstörung selbst liegen die schlechten Häuser um die Trümmerhaufen und ächzen die Geschichte der Vergangenheit, stumm beugt sich die Ruine unter dem Fluche, den kein Patriarch, kein Heiliger — Keiner, Keiner, hinweg betet und segnet.

So liegt sie heute noch die heilige Stadt, die verfluchte Stadt, die ewig unglücklichste Stadt, größer in ihrem Schicksale als Rom, denn Jerusalem ist die Mutter Rom's, des neuen christlichen Rom's.

An diesem bezeichneten Abend nun, als der letzte Strahl der Sonne verglommen, das letzte Fünkchen rothe Licht, das an den Mauern spielte, vor der eintretenden Nacht weggeleckt war, schlich ein Mann aus dem seitwärts stehenden Kloster

hinweg und wand sich scheu, als habe er einen Mord oder einen Gottesraub begangen, durch die krummen winkligen Gassen hinaus vor die Trümmer eines Thores und stieg einen Hügel hinan, der schaurig wie ein Schaffot in den wolkigen, schwarzblauen Nachthimmel emporragte.

Es war ein Schaffot; es war die Schädelstätte, der Richtplatz, das Golgatha der Juden.

Und der Mann in einem schwarzen Talare und einem dunkeln, flatternden Mantel, das Haupt von fliegenden Haaren umweht und unbedeckt wandelte in der dunklen Nacht nach dem Golgatha hinauf. Er mußte gewiß ein großes Verbrechen begangen haben, das er dort oben sühnen wollte, wo sie den Unschuldigsten ans Kreuz geheftet hatten.

Oft blieb er stehen und sah zurück, ob ihm wohl Niemand folge, dann nahm er wieder, wie von der Angst getrieben, einen Anlauf und schritt hastig vorwärts.

Endlich war er oben. Er fiel auf das Angesicht und blieb wie leblos liegen lange Zeit. Erschöpft erhob er sich und sah ringsum.

„Wirst Du mich immer verfolgen, schreckliches, schönes, verderbliches Bild — wirst Du mich nicht ruhen lassen!“ jammerte er händeringend.

Da erhob sich ein Sturm, der Mantel, die Haare flatterten wild umher und der Mann suchte Schutz unter einem Stein. Ein langer schwerer Donner grollte über die Stadt hin und ein Blitz züngelte herab und schlug krachend in den Stein. Jetzt legte sich der Wind und ein schwerer, dichter Regen strömte nieder.

Bald aber hörte der Regen zu fließen auf, und eine laue, milde Luft, wie sie nach Gewittern die Gegend umzieht, strich über den Hügel Golgatha hin,

Der Beter schlüpfte unter dem Stein hervor und hielt die Hand vor die Augen. Von der andern Seite, der, von welcher er den Hügel erstiegen hatte, entgegengesetzt, nahte ein Licht, das auf ihn zukam.

Es war ein Mann in einer härenen Kutte mit langem,

wirrem grauen Barte und blosem Haupte, eine Kinnfackel in der Hand.

„Kommst Du Bruder — Bruder Onorio kommst Du?" rief der Wartende.

„Ich bin da Freund" antwotete Jener.

Als der Alte dem Jüngeren so nahe gekommen war, daß er ihm die Hand reichen konnte, faßte er ihn an der Rechten und sprach:

„Ich habe Dir versprochen, zu kommen, Fremder, weil Du mich gestern, als ich in finsterer Nacht Dich hier betend fand, jammertest. Welche auch die Last sein mag, die auf Deiner armen Seele ruht, sage sie mir und Gottes Gnade wird Rath und Trost und Vergebung haben."

„Noch ruht keine Last der Sünde auf mir, aber die Angst vor derselben läßt mich nicht ruhen!" antwortete der Andere.

„Wie sprichst Du?" fragte der Greis. „Verfolgt von der Sünde?

Du bist, so scheint mir nach Deinem Kleide, ein abendländischer Priester und Du kamst auf Befehl Deines Obern hieher, um hier die Meinung und die Haltung der Diener der Kirche kennen zu lernen, so sagtest Du mir gestern."

„Ich konnte gestern im Drang des ersten Augenblickes nicht Alles sagen, was seit Monden mein Herz preßt und mir die Sinne noch verwirrt," antwortete Jener. „Ich bat Dich darum, mich heute wieder zu besuchen. Den ganzen Tag suchte ich Deinen Aufenthalt, aber ich konnte ihn nicht finden. Wollen wir nach Deiner Wohnung gehen, daß ich Dir Alles sage, denn Du scheinst mir der Mann zu sein, den Gott mir schickt, zu dem ich Vertrauen habe!"

„Wenn es so ist, so folge mir, denn ich bin bereit, wie ich Dir sagte, mit Rath und Trost Dir beizustehen," sprach der Greis und faßte den Fremden an der Hand, indem er die Fackel erhebend sich zum Gehen wandte.

Sie nahmen den Weg zurück, den der Greis gekommen

war und stiegen ein Stück abwärts. Dort hob er einen Stein weg, der wie zufällig hier zu liegen schien und leuchtete mit der Fackel in eine Ritze des Berges.

„Tritt ein, Freund!" sprach er zu dem jüngeren Manne und dieser drängte sich durch die Spalte, welche sich zu einer geräumigen Höhle erweiterte. Der Alte folgte ihm und steckte im Innern angekommen die Fackel in eine Oeffnung der Felswand.

Staunend schaute der Fremde in der Runde sich um. Ueber ihm bildeten Steine und Gestrüppe ein natürliches Dach, durch welches die blinkenden Sterne am nun heiter gewordenen Himmel herniedersahen, feuchte, schlüpfrige Erdwände umschlossen ihn. Ein Stein als Sitz, ein Kreuz und in einer Ecke ein Lager aus Laub und Moos waren der Inhalt der Höhle.

„Setze Dich auf den Stein und erzähle mir," sagte der Greis, den der jüngere Mann Onorio hieß.

„Ich bin kein Priester, Freund," begann der Fremde seine Erzählung. Ich kam als armer Waisenknabe in das Haus eines hohen, gottesgelehrten und weisen Mannes, der mich erzog und ausbildete. Ihm danke ich Alles, was ich bin und daß ich bin, ist allein durch Abbé Veloccino. Mein Name ist Robert. Ob es mein Familien- oder mein Taufname ist, weiß ich nicht, das kümmert mich auch nicht.

Ich diente und unterwarf mich diesem Mann, mit allen Fähigkeiten, allen Kräften des Körpers und Geistes, die mir zu Gebote standen und mit meiner ganzen Person.

Ich selber hatte keinen Willen — des Meisters Gedanke war mein Gesetz, wie er befahl so handelte ich. Ich glaube immer Recht gethan zu haben.

So gingen Jahre hin und ich war des Abbé treuer, ergebener Diener — nicht etwa blos aus Dankbarkeit, weil ich als Schuldner mich ihm verpflichtet fühlte — ich folgte ihm aus reiner unbedingter Anhänglichkeit, aus Verehrung, und es war wie ein Naturgesetz, das mich unverbrüchlich an den Mann band.

Allmälig ging ich in seine Ideen ein, fand mich in seine Gesinnungen und Anschauungen und wurde dabei fromm und tugendhaft. Weil es der Abbé haben wollte, trug ich das Kleid eines Priesters, obwohl ich, trotzdem ich dazu vorbereitet wurde, nicht Priester bin, weil es der Herr nicht wollte.

Zu Manchem, womit Gott mich gesegnet hat, zähle ich die Gabe, wunderbare Träume und seltsame Gesichte zu haben.

Du wirst mir nicht zürnen Bruder Onorio", unterbrach sich Robert, „wenn ich meine Schicksalsschilderung so weitläufig anhebe, aber es dient dazu, daß Dir später Manches, was nicht so klar, deutlicher und verständlicher wird.

Es war um die Mitte des zweiten Monates in diesem Jahre, als ich eines Nachts eine sonderbare Erscheinung hatte, welche ich kaum Traum nennen kann.

Das Gesicht betraf eine Nonne, welche in einem Kloster nicht sehr entfernt von unserem Aufenthaltsorte lebte, und ich erzählte am Morgen meinem Herrn, der mich dazu aufgefordert hatte, wie er oft that, was ich gesehen, nicht wissend, daß der Abbé zu diesem Kloster und zu dieser Nonne in einer näheren Beziehung stand.

Die Folge war eine Reise, die der Abbé unternahm und auf welcher ich ihn begleiten mußte.

Ich muß Dir Alles erzählen, Freund Onorio, denn ich kann in dieser Sache keinen Umstand verschweigen.

Die Nonne war die Aebtissin jenes Klosters und die Tochter meines Meisters. Eigenthümliche Verhältnisse mußten hier walten, die ich mir heute noch nicht enträthseln kann. Daß die Nonne die Tochter Abbé Veloccino's ist, habe ich erst später aus einem Selbstgespräche desselben, das ich ohne meinen Willen anhörte, erfahren. Genug, mein Meister wollte mit Gewalt seine Tochter entführen; ganz so wie das schreckliche Traumgesicht es mir gezeigt, geschah es, und die ganze Angst, all den Schreck, den ich im Traume gehabt, mußt' ich in Wirklichkeit erleben.

Wir drangen in das Kloster, es gelang, die Aebtissin

zu fassen und wir hatten sie vor die Pforte gebracht, wir schleppten sie eine Strecke weit mit fort, bis wir erschöpft an einem Felsenriffe mit ihr zusammenbrachen. So viel weiß ich. Daß da am Felsen eine geheimnißvolle Gestalt erschien, die den Abbé zu sich rief und ihn zur Flucht bewog, die Beute zurücklassend, ist mir wie in einem Delirium vorgekommen. Erst als wir wieder in die Straße und unseren Wagen erreichten, kehrte mir die volle Besinnung wieder.

Was aus der Aebtissin wurde und ob es sündige Handlung war, was der Meister unternommen hatte, weiß ich nicht zu sagen. Wenn auch, so halte ich mich frei von Schuld. Ich war das Werkzeug, das Geschöpf des Meisters und mußte seinem Worte folgen.

Nur Eines weiß ich, daß seit dem Tage ein Unheil über mich gekommen ist, das ich mit aller Gewalt und allem Gebote nicht von mir bannen kann.

Ueberall verfolgt mich das Bild der Nonne und immer muß ich an sie denken und wie sehr ich es schon abzuwenden suchte, erfaßt mich stets ein brennendes Verlangen nach dem Weibe. Im Traume, im Wachen, bei der Arbeit, im Gebete — immer, immer verfolgt mich diese unheilvolle Erscheinung.

Einige Zeit bracht' ich in tiefem Schmerze hin, doch wie ich betete und flehte, den Leib kasteite und noch mehr arbeitete und fastete, als sonst, stets ärger wurde die Versuchung, wie ein Werk des Bösen.

In meiner größten Angst und Trübniß faßte ich eines Tags ein Herz und entdeckte Alles meinem Herrn und Meister. Dieser sah mich seltsam an, und als ich ihn um Rath bat, sagte er, ich solle nur getrost sein, dergleichen Versuchungen überwinden sich mit der Zeit. Aber mein Uebel wurde nur schlimmer mit der Zeit und muthlos gab ich mich der Verzweiflung hin.

Da hatte ich eines Nachts nach einem schweren Tage, als ich unter brünstigem Gebete vor Ermattung eingeschlafen war, einen Traum, der mir eine schwache Hoffnung gab.

Die Abtissin sah ich wieder wie so oft mit blassem,

wehmüthigem Gesicht, die Augen voll Innigkeit auf mich gerichtet, am Ufer jenes See's stehen, wo wir sie verlassen hatten; ich wandte mich ängstlich von ihr, sie aber folgte mir, wie bittend, flehend.

Da erschien eine zweite Frauengestalt, mir war's, als wäre es die heilige Gottesmutter. Sie stellte sich zwischen uns, indem sie meine Hand faßte und mich hinwegführte; doch die Nonne folgte uns von weitem und nach einem langen Wege standen wir hier auf Golgatha.

„Hier enden alle Leiden", sprach meine Führerin, „hier wirst Du Ruhe haben!"

Sie sprach's und war verschwunden. Da ich aber zurückblickte, sah ich, wie die Verführerin auch hieher mir nacheilte. Ich warf mich im Traume krampfhaft auf die Erde nieder und — erwachte.

Am Morgen erzählte ich dem Abbé meinen Traum.

„Sie bringen mich mit Ihrem Traume auf einen guten Gedanken, sprach Veloccino, ich möchte Jemand Vertrauten in verschiedenen Angelegenheiten nach dem Orient, und besonders auch nach Jerusalem schicken. Sie eignen sich dazu und vielleicht", setzte er lächelnd bei, „trägt die Entfernung und die Zerstreuung zu Ihrer Heilung von der Seelenkrankheit bei."

Er fertigte mir Botschaften und Schreiben an verschiedene Orte aus, die mich in Klöster und zu frommen gottesgelehrten Männern führten, bis ich nach Jerusalem kam. Hier hatte ich ein Schreiben an die Väter des Klosters abzugeben, das ich Dir gestern nannte.

Man nahm mich freundlich und liebreich auf und ging mir mit edlem Brudersinn in Allem liebreich an die Hand. Aber nicht am Grabe des Erlösers, nicht im stillen Kloster der frommen Väter fand ich, was mir fehlte; heimlich schlich ich nach Golgatha hinauf. Es war die letzte Nacht, als Alles schlief und stille war. Da in dem brünstigen Gebete erschienst Du mir, als ob ein Mahnruf Gottes Dich zu mir geführt."

„Ich gehe öfter Nachts auf den Berg, um zu beten

und zu betrachten und gestern war es ebenso", erwiderte der Greis.

„Jetzt hab' ich Alles Dir bekannt, mein Herz und meinen Kummer Dir dargelegt, ich glaube, daß Du, ein frommer, vielerfahrener Mann, mir Rath und Hülfe weißt", fuhr Robert fort.

Onorio sah ihn lange forschend an, dann sagte er: „Mein Sohn, hier ist der Rath der Menschen schwer und hat dergleichen Anfechtungen ein Jeder zu bestehen — das Ende dieser Prüfung steht in Gottes Hand. Da Du hieher nach Jerusalem kamst, verspürst Du keine Aenderung?" —

„Ich habe noch dieselbe Qual, nur als ich gestern den Hügel Golgatha bestiegen hatte und auch heute, da war mir's wunderbar zu Muthe. Mir war, als müßte hier Erlösung sein. Deßhalb kam mir der Gedanke, ich möchte nicht mehr heimkehren, den Abbé und die Umgebung, die mich so viel erinnert, nicht mehr sehen und hier mit Dir ein gleich beschauliches Leben führen."

„Das geht nicht, das darfst Du nicht, mein Sohn!" entgegnete der Alte ernst, „Du bist Deinem Herrn und Meister, wer er sei und wie es immer sei, Gehorsam schuldig. Das ist Deine erste Pflicht. Befahl er Dir zurückzukehren, so mußt Du es, entstehe daraus für Dich, was immer will — erlaubt er Dir auf Deine Bitte, hier zu bleiben, so ist's an Dir, wenn Du wie ich, der Welt entrückt, Dein Leben als abgeschlossen betrachten und nur dem Ewigen leben willst. Geh' in das Kloster zurück und berichte Deinem Meister, das ist mein Rath!" —

„Du stoßest mich zurück — wieder hinaus, wo ich nimmer Ruhe und Frieden finden werde. Ich kann nicht mehr. Mir ist die ganze Welt, der Gedanke an dieselbe so verhaßt, daß es mich anekelt. Laß' mich hier, Vater, laß' mich bei Dir bleiben!" bat Robert.

„Es kann nicht sein, jetzt nicht, bevor Dir Dein Herr die Erlaubniß gab", war die Antwort des Einsiedlers auf alle Bitten, Vorstellungen und Bedrängungen Roberts.

„Geh' jetzt zurück in's Kloster, heimlich, wie Du fortgingst und überlege Alles nochmal mit Dir alleine, dann wirst Du meine Antwort billig finden."

Er erhob sich von dem Lager, auf dem er bis jetzt gesessen und mahnte Robert nochmal, zu gehen. Dieser stand langsam auf und mit aller Gewalt nur konnte er sich entschließen, die Höhle und die Lebensweise des Alten, die seinem überspannten Geiste so einladend schienen, zu verlassen. Traurig und trostloser, als er gekommen war, entfernte er sich endlich. Langsam stieg er wieder den Berg hinan. Er hatte wohl einen Eingang in das Kloster entdeckt, durch welchen es nicht schwer war, ungesehen aus- und einzugehen; aber er fühlte keine Lust, zurückzukehren. Die Nacht war schön und auf Golgatha oben war's so still und friedlich, ganz wie geschaffen für sein schwärmerisches ascethisches Beschauen.

Er kehrte zu dem Steine zurück, unter dem er sich vor dem Gewitter geborgen hatte und kauerte in sich selbst versunken nieder.

Wenn man eine Hoffnung gepflegt, ein Ziel angestrebt hat, das man als so viel wie errungen sich gedacht und diese Hoffnung, dieses Ziel wird uns plötzlich entrückt, vernichtet, so befinden wir uns gewöhnlich in einem förmlich gleichgiltigen, stumpfsinnigen Zustande — das früher bestandene Verhältniß hat aufgehört, wir haben es vor der neuen Hoffnung weggeworfen, die Zukunft aber, in die wir uns hineingeträumt haben, ist mit der vernichteten Hoffnung abgeschnitten und so befinden wir uns in einer Lage, die uns für Alles unempfänglich und ungeschickt macht, bis der Mechanismus des Denkvermögens wieder naturgemäß zu wirken anfängt.

Robert hatte vor der Hoffnung, mit dem sonderbaren Bruder Onorio die Einsamkeit theilen zu können, jeden Gedanken an die Rückkehr zu Veloccino weggeworfen, es war ihm gewesen, als sei dieß eine abgethanene Sache. Da ihm aber der alte Freund, der trotz seiner Schwärmerei doch sehr vernünftig zu sein schien, möglichst klar und überzeugend beigebracht hatte, daß er dieß nicht thun dürfe, so waren seine

Hoffnungen und sein ersehntes Lebensziel so ziemlich aus seinem Gesichtskreise entrückt, denn das wußte er, daß Veloccino auf sein Anfragen die Erlaubniß nie ertheilen würde.

Er befand sich eben in einem Augenblick der Unschlüssigkeit und Abgestumpftheit, wo ihm Alles gleich war. Er hatte kein Auge, kein Ohr für die Umgebung, kein Gefühl und selbst keinen Drang zum Beten. Er saß regungslos und sah mit stieren Augen auf die Stadt zu seinen Füßen hinab — wenn jetzt der Blitzstrahl gekommen wäre, der vorhin den Stein zerschlug, er hätte sich nicht unter denselben verkrochen.

Wie lange er so gesessen, konnte er wohl selbst nicht denken, erst als eine Hand sich auf seine Schulter legte und eine Stimme ihn anrief, kam er zur Besinnung.

Er fuhr auf und wandte sein Gesicht nach der Seite, woher die Stimme kam.

Eine hohe Frauengestalt in einem weißlichen, einem Ordenshabit ähnlichen Gewande stand vor ihm.

Mit halb offenem sprachlosen Munde starrte er die Erscheinung an.

Seinen Sinnen nicht trauend, mußte er längere Zeit sich das Bild mit der Erinnerung vergleichen und er kam zum Schlusse: „Es ist die Aebtissin, das unselige Weib, das ihn in der Einbildung so lange schon verfolgte. Sie ist es wirklich.“

„Was thust Du hier, Mann?“ fragte sie mit einer schneidenden Stimme.

„Wer bist Du?“ fragte Robert endlich gefaßt.

„Eine Unglückliche, ein von der Menschheit aus der Welt hinausgestoßenes elendes Weib.“

„Was hast Du verbrochen, daß Du so elend wurdest?“

„Was ich verbrach?“ Das Weib brach in ein bitteres, schneidendes Lachen aus, das dem jungen Manne durch die Adern rieselte. — „Was ich verbrach? Daß ich geboren wurde, das ist meine Schuld, die ich büßen muß.“

„Du bist die Aebtissin des Klosters von St. Ursula zu —“

„Bin's, ja", entgegnete das Weib, „bin's gewesen, jetzt nicht mehr, jetzt bin ich nur ein Schemen, ein Phantom, das wie gestorben auf der Erde wandelt und Sühnung sucht, Vergeltung, Rache."

„Rache? wiederholte Robert, an wem willst Du Rache nehmen?"

„An dem Weibe, das sich nicht entblödet, sich meine Mutter zu nennen, an dem Manne, der zu feige war, um mich zu entführen."

„Ich weiß das," flüsterte der Gehülfe Veloccino's, ich schaudere noch, wenn ich jener Nacht gedenke."

„Du warst dabei! Du warst der junge Mensch, der mit uns floh, ich kannte Dich sogleich. — O hättest Du mir an dem Felsenriff einen Dolch in's Herz gestoßen, mein Geist würde Dich dankend durch's ganze Leben umschwebt haben."

„Die Flucht vereitelte an der Erscheinung an dem Felsen" — wollte Robert sagen, die Aebtissin aber unterbrach ihn, indem sie weiter fuhr: „An der Erscheinung? An dem Dazwischenkommen meiner Mutter, die mit dämonischer Gewalt begabt sein muß. Leblos ward ich in das Kloster zurückgebracht und tagelang lag ich ohne Bewußtsein wie im Fieber-Delirium. Eines Tages, als mir die Erinnerung erwachte, stand wieder meine Mutter vor mir mit einigen Herren, die Kleider trugen wie Du und sie sprachen davon, daß ich wahnsinnig sei und daß man mich in eine Heilanstalt bringen müsse. Ich war so schwach, daß ich weder sprechen noch ein Glied rühren konnte; das erleichterte Jenen, die um mich standen, das Werk. Man hob mich auf und trug mich hinab an die Pforte, wo ein Wagen harrte.

„Mir flimmerte vor den Augen als ich das Licht der Sonne sah, die frische Luft an meinen Körper streifen fühlte. Man hob mich in den Wagen, Einer der Herren stieg mit mir ein, die Thüre schloß sich und mein Bewußtsein ging in einer Ohnmacht unter.

„Als ich wieder erwachte, befand ich mich in einem dü-

steren Gebäude unter einsilbigen, traurigen, ebenso düsteren Menschen. Man behandelte mich wie eine Schwachsinnige und wich der Frage, wo ich mich eigentlich befinde, sorgsam aus.

„Diese Gefangenschaft dauerte nicht sehr lange, man schien mir hier nur Erholung gönnen zu wollen. Eines Tages kam der Mann im schwarzen Kleide wieder und theilte mir mit, daß wir nun weiterreisen müßten. Theilnahmslos, abgelebt, folgte ich ihm, ohne nur einmal zu fragen, wohin es ginge, auf ein Dampfschiff. Die Frage war auch überflüssig, denn bald erfuhr ich von den Reisegenossen, daß wir uns auf einem Schiffe befanden, welches fromme Pilgrime zu dem Osterfeste nach Jerusalem brachte. So kam ich hieher. Mein Führer lieferte mich in einem Nonnenkloster ab, wie eine Waare, deren Fracht bezahlt ist. Man nahm mich auf, gab mir einen neuen Klosternamen und wies mir eine Zelle an. In einem ähnlichen Kloster, dem ich selbst drei Jahre als Aebtissin vorgestanden, sollte ich die letzte Schwester unter einer Oberin sein, deren Laune und Herrschsucht ich den ersten Tag zu fühlen bekam. Ich glaube, daß mir das Schicksal einer Barbara Ubrik bevorstand, aber nur wenige Tage; noch während der Festlichkeiten der Osterzeit gelang es mir, wie ich war, ohne alle Hülfsmittel, ohne alles Geld zu entkommen. Ich war so arm und elend, wie nur ein Menschenkind sein kann; aber ich war frei, — frei von Zwang und Druck, frei von meinen Verfolgern, von den Nachstellungen meiner Mutter.

„Ich schlich mich fort in den Straßen und Winkeln, bis ich den Berg erreichte. Dort an jenem Ende das einsame halbverfallene Gebäude, das einer armenischen Judenfamilie gehört, nahm mich auf. Ich erzählte den Leuten eine Geschichte, daß ich die Tochter einer reichen Familie sei, die mich gezwungen, in das Kloster zu gehen und daß ich dort entflohen sei. Nach dem Tode meiner Eltern erwarte ich von reichen Verwandten, die mir geneigt seien, Hülfe und Versorgung, so lange aber möchten sie mich verbergen, wofür ich sie reichlich lohnen würde. Das leuchtete den Hebräern

ein und ich arbeite ihnen bei Tag versteckt, nur in stiller Nacht komme ich hier herauf, um frische Luft zu schöpfen."

Robert verfolgte die Erzählung der Nonne mit großem Eifer und mit einem Male schien es ihm, als wäre die Versuchung von ihm gewichen. Der sinnliche Drang, der ihn um das Weib gequält hatte, war in ihrer Nähe von ihm genommen. Er sah in ihr ein armes, leidendes Geschöpf, ein von herben Schicksalsschlägen niedergedrücktes, zerrissenes Gemüth und Mitleid war das, was er für das Wesen fühlte.

„Wenn ich gekommen wäre, Dich zu retten!" rief er, wie von einem jähen Gedanken erfaßt.

„Du mich retten? Wie?" fragte die Nonne.

„Bist Du nicht Veloccino's Tochter, bin ich nicht von Veloccino, meinem Herrn und Meister, hieher gesandt, um in seinem Dienste zu wirken?" erwiderte Robert. „Wenn ich ihm Alles berichte, so ist sein höchstes Ziel erreicht, er läßt Dich zu ihm kommen und —"

„Nein, nicht, keine Silbe erfahre mein Vater jetzt von meinem Aufenthalte. Komme ich jetzt in seine Nähe, so komme ich wieder in die Gewalt der Mutter, die ihn mit derselben dämonischen Macht beeinflußt, wie mich. Sie hat jetzt meine Spur verloren und ich bin glücklich, entronnen zu sein. Für jetzt unterlasse es, meinem Vater eine Mittheilung zu machen, bis ich selbst" — „wann kehrst Du in die Heimath zurück?" unterbrach sich die Aebtissin.

„Wenn der Abbé mich zurückruft — ich sollte lange schon an ihn schreiben, heute werde ich es thun und hören, welche Antwort ich erhalte. Wann treffe ich Dich wieder?" entgegnete Robert.

„Jede Nacht hier auf Golgatha und dort in jener zerfallenen Lehmhütte weile ich bei Tage, wenn Du mir etwas Außerordentliches zu berichten hast, triffst Du mich auch dort, wir können uns gefahrlos sprechen, aber die Vorsicht räth, daß Du mich dort nur im äußersten Falle aufsuchst, weil ich nicht weiß, ob ich nicht von Spähern umgeben bin, die durch Dich meinen Schlupfwinkel entdecken könnten."

„Es ist genug!“ rief der junge Mann. „Ich werde Alles für Deine Rettung, Deine Zukunft thun.“

„Gewiß?“ fragte die Nonne, und streckte ihre feine magere Hand aus.

„Gewiß — Alles für die Tochter meines Herrn und Meisters“, antwortete Robert, die Hand der Nonne fassend, und, wie von einer inneren Gewalt getrieben, willenlos preßte er die gefaßte Hand an die klopfende Brust.

Ein feiner purpurrother Streifen legte sich um den östlichen Horizont und säumte die violetten Umrisse der fernen Gegend, die sich in unbestimmten Formen aus der Nacht abhoben. Es waren die ersten Lichtspuren des jungen Tages.

Schweigend zeigte Robert nach Morgen und erhob sich, indem er die Hand der Nonne mit einem festen Drucke fahren ließ. Schweigend gingen sie auseinander; sie in die Judenhütte, er in sein Kloster. Sein Herz hatte auf Golgatha die ersehnte Ruhe gefunden, sein Sinn war von Anfechtung frei geworden. —

---

Am schönen Rhein, nicht weit davon wo derselbe bei Schaffhausen den weltberühmten Fall bildet, aber doch schon weiter aussen, wo sich an seinen Ufern Burgen, Schlösser und Landsitze erheben, liegt wie auf einer Halbinsel, tief in das Flußbett kühn hineingebaut ein prachtvolles Landhaus.

Wie eine Ritterburg aus alter Zeit, aber neugebaut und äußerst geschmackvoll angelegt, erhebt sich auf einem kleinen Ansatze von Busch und Bäumen umrankt und von dem grünleuchtenden Rhein umrauscht das Lustschloß, das Freudenberg heißt.

Einen passenderen Namen konnte der, welcher dem Schlosse den Namen gegeben hatte, nicht wählen; hier schien in Wahrheit die Freude zu Hause zu sein, man sah es von außen den lachenden Mauern und dem fröhlichen Giebel an, der keck und leicht emporstieg.

Freudenberg war aber kein adeliger Herrensitz oder der

Aufenthalt eines Geldaristokraten, es gehörte einem Küustler, den seine Kunst und Glück zum reichen Manne gemacht hatten.

Bei Ottokar auf Freudenberg war immer offenes Haus und gedeckte Tafel für Freunde, die aus aller Herren Länder kamen.

Alt und Jung, Arm und Reich fand sich hier zusammen und selten verging ein Tag, wo der Hausherr nicht einige Gäste empfing.

An einem Abend des vorigen Sommers schallte heller Jubel aus den geöffneten Fenstern von Freudenberg herab. Die grünen Kelche die geschliffenen Kristallgläser füllten und leerten sich beständig von dem Weine, der seinen lieblichen Geschmack aus dem Rhein=Strom zieht, und manches Lied und mancher frohe Scherz flog über die Tafel weg, die von lauter geistreichen Leuten besetzt war. Maler, Künstler aller Art, Leute von der Feder und sehr gelehrte Herren saßen hier zu Tische, inzwischen anmuthige feine Damen. Der Zufall hatte die große Gesellschaft dießmal weniger zusammengewürfelt; es galt ein Fest unter Bekannten zu feiern und zwar das Geburtsfest des Herrn Ottokar von Freudenberg.

Ein schwerer silberner Pokal von schöner Arbeit stand rebenbekränzt vor ihm und mancher Trinkspruch hatte wohl schon an den Pokal geklungen, der bereits seine Weihe erhalten hatte.

Jetzt wurde es etwas ruhiger in dem muntern Kreise. Die muthigsten Zecher neigten bereits die Häupter und der Rebengott drückte ihnen fast gewalsam die Augen zu. Die Damen saßen zusammen und plauderten nach ihrer Weise und die älteren Herren, die die Gluth des Rebensaftes erst später aufthauen machte, fingen ernstere Gespräche an. Wie das bei solchen Gesellschaften geht, wurde Alles an die Reihe genommen: man sprach von Malerei und bildender Kunst, von Musik und Büchern, von den Büchern kam man auf die Menschen, die sie gemacht hatten und von den Menschen auf Zeitereignisse.

Während die Gespräche so ruhig dahinglitten, saß ein Mann stumm an einem Ende der Tafel. Die eine Hand spielte mit dem halbvollen Glase; während die andere mit dem Finger fast willenlos Figuren auf den Tisch zeichnete.

„Warum so einsilbig, Freund Ambros,“ sagte sein Nachbar, ein ältlicher Herr zu ihm, nachdem er ihm eine Zeit lang zugesehen hatte. „Ich glaube, Sie dürften auf Ihre Anstrengung sich einmal ein paar Tage der Freude überlassen. Sie kommen ja, wie man sagt, das ganze Jahr nicht von der Stafflei?“

„Es ist wahr“, entgegnete Ambros düster, „ich bin sehr viel beschäftigt, und wenn ich mich nicht mit Gewalt zu dem Ausfluge aufgemacht hätte, wäre wohl der Sommer wieder vergangen.“

„Sie könnten sich's aber bequemer machen und Sie müssen's, Sie werden ja sonst zu reich“ scherzte der Tischnachbar.

„Es ist nicht Geiz Herr, was mich zur Arbeit treibt, aber ich muß arbeiten und schaffen, es liegt in meiner Natur, ich kann nicht anders. Das beweist eben, daß die Kunst eine angeborene Krankheit, eine Abnormität des Geistes ist,“ bemerkte der Maler.

„Sie malen aber nicht allein, Sie beschäftigen sich auch viel mit philosophischen, politischen, religiösen Problemen?“ fragte der ältliche Herr wieder.

Ambros sah ihn erstaunt an. „Ich?“ fragte er, „Wer sagt das?“

„Das weiß man, Freund, so gut, als daß Sie einer gewissen geheimen Gesellschaft angehören —“

Der Maler unterbrach die Rede mit einem durchdringenden Blicke.

„Na ja — Sie werden mir nicht böse sein — Sie können auf meine Verschwiegenheit zählen; indeß werden Sie weniger Argwohn hegen, wenn ich Ihnen sage, daß bei der Gesellschaft ein Mann existirt, der im Allgemeinen der „Professor“ heißt, und der mein intimer Freund ist.“

„Der Professor“ fragte Ambros, indem er dem Tischnachbar fest in's Gesicht sah, als wolle er ihn auf die Wahrheit prüfen.

„Ich kenne die strenge Geheimhaltung des Bundes wohl,“ fuhr der Mann fort, „Tod dem Verräther ist das unverbrüchliche Gesetz, aber ich habe ein passe partout, welches ich nächstens zu benützen mir das Vergnügen machen werde.“ Er zeigte Ambros eine ähnliche Karte, wie er sie einmal Friedrich gegeben hatte, als er ihn einlud, den Clubb zu besuchen.

„Sie sind also zum Mitgliede der Gesellschaft vorgeschlagen?“ erwiederte der Maler, dem Tischnachbar die Hand reichend. „Sie sind mit den Absichten und dem Zwecke der Gesellschaft vollständig vertraut?“

„Ich bin es,“ sagte der Herr, „und ich werde nach allen Kräften möglichst wirken, in einer Richtung, die glaube ich, im Bunde noch nicht so vertreten ist, wie sie es verdient, ich habe ein gewisses Terrain, das, mit Umsicht ausgebeutet, viel zu leisten vermag.“

„So?“ fragte Ambros mißtrauisch.

„Es sind die Freigeister,“ sagte der Herr.

Ambros zuckte die Achseln.

„Sie trauen diesem Kreise nicht viel zu. Ich weiß, daß diese Leute gerade zu der Partei gehören, gegen welche Sie Sturm laufen,“ entgegnete der Tischnachbar, „aber es thut nichts, es ist eben darum zu thun, die Kräfte ohne Anschauung ihrer theologischen oder übrigen Ansichten zum Zwecke zu benützen. Es kann ein ganz tüchtiger Kopf, ein ganz verläßiger Mensch auch ein Atheist sein, und im Uebrigen kenne ich Leute von der strengsten fanatischsten Richtung, die privatim die größten Atheisten sind. Es muß sich ja das überhaupt in Ihrem Systeme ganz gleich bleiben, denn die Grundbedingung Ihres neuen Staates ist ja Freiheit nach jeder Dimension, also auch Gewissensfreiheit.“

„Gewiß“, entgegnete Ambros, „und es ist auch bei uns noch Niemand nach seinen religiösen Grundsätzen gefragt

worden. Wir haben Katholiken, Altkatholiken, Reformirte und Lutheraner und Juden unter uns. Es kümmert sich Niemand darum, wie sie ihren religiösen Verpflichtungen nachkommen, sondern nur, wie sie sich zu dem verhalten, was die Gesellschaft ihnen zur Erreichung des großen Endzweckes vorschreibt."

„Das ist auch ganz richtig," bemerkte der Herr, „und ich wollte Ihnen eben sagen, daß das eigentliche Reich der Geister, die sogenannte Weltrepublick, wie sie oft schon geträumt wurde, die Idee einer ganzen Gesellschaft von mir bekannten Freigeistern ist, die aber noch nie zu einem Verwirklichungsversuche gekommen sind."

„Sehen Sie zum Beispiel diesen Herrn dadrüben, es ist ein Amerikaner, ein sehr reicher Mann, er ist Mormone und diese drei Damen sind seine Frauen. Sie würden mit Allem dem Zwecke dienen und vielleicht wieder Viele ihrer Geistes-Verwandtschaft anziehen."

„Aber die Damen sind am Ende —" unterbrach Ambros.

„Die Eine ist ein Fräulein Tennier aus Hamburg," fuhr der alte Herr fort, „sie hat für sich das Leben Jesu von Rénan übersetzt und Bemerkungen dazu geliefert, die jedem Fachgelehrten zugestanden hätten. Die Zweite neben ihr, eine Engländerin, Miß Saventon übersetzt eben die Werke von Strauß in's Englische, um eine eigene Ausgabe zu veranstalten, während die Dritte, ihre Schwester selbst im gleichen Sinne schreibt."

„Und der Mormone selbst?" fragte der Maler lächelnd.

„Ist einer der edelsten, menschenfreundlichsten Männer, die die neue Welt bewohnen. Er verwendet jährlich Millionen für Kultur-Zwecke; aber er sagte mir eben, daß die politische Lage in Amerika anfange sehr faul zu werden, und daß er das Doppelte leisten würde, um ein Verhältniß in der Welt herzustellen, das er nicht näher schildern konnte, das aber im Grunde nichts anderes ist, als was die geheime namenlose Gesellschaft bezwecken will."

Unterdessen hatte sich ein Theil der Gesellschaft entfernt, die Einen um, weniger weit entfernt, nach Hause zurückzukehren, Andere, um die schöne Nacht zu benützen und im kleinen Parke von Freudenberg zu promeniren.

Herr Ottokar hatte sich ebenfalls entfernt und die drei Amerikanerinnen folgten bald nach. Ambros entschuldigte sich bei dem alten Herrn, der noch lange sein Weinglas nicht verlassen zu wollen schien und suchte auf die trotz der offenen Fenster doch schwüle Zimmerluft ebenfalls im Freien Erholung.

Allein stieg er die Treppe hinab und wandelte die entlegensten Gänge. Auf seiner Wanderung kam er an einer allerliebsten Statuette von Amor und Psyche vorüber. Das Kunstwerk fesselte den sinnigen Künstler einige Minuten, doch glaubte er sich von Tritten und einem leise geführten Gespräche gestört und wandte sich einem nahestehenden griechischen Tempel zu, dessen Hallen er betrat. Der volle Mond beleuchtete die zierliche Architektur und die umgebende Landschaft so einladend, daß Ambros, der geborene Künstler, in den Schlagschatten einer Säule trat und sich unbeschränkt dem Genusse des Bildes hingab.

Er bemerkte erst, als es zu spät war, um sich zu entfernen, daß ein Herr und eine Dame den Tempel betraten. Es war, soviel er sehen konnte, sein Freund Ottokar und Fräulein Tennier, die Mormonin, welche Rénan's Leben Jesu übersetzt hatte.

„Julie,“ sagte Ottokar, „Du machst uns Beide unglücklich, ich kann ohne Dich nicht leben, verlasse den Amerikaner, ich glaube, ich biete Dir dasselbe immer und ich kann Dich versichern, daß Du als Hausfrau eines deutschen Künstlers ebenso viel Lebensgenuß haben wirst, wie als Maitresse eines halb wilden Baumwollenhändlers.“

„Ich läugne nicht, daß mir Deine Freundschaft sehr theuer ist und daß, wenn ich mich überhaupt entschließen könnte, einen Treuebruch zu begehen, Du der Einzige wärst, der mich dazu bewegen könnte.“

„Treuebruch?“ Ottokar lächelte.

„Du lächelst über das Wort „Treuebruch“, das ich hier gebrauche. Du glaubst unser Verhältniß, das mich an den Amerikaner bindet, minder fest und heilig, als die Ehe eines Katholiken oder Protestanten?“

„Ich hege darüber eine Meinung, die ich Dir zarterweise nicht mittheilen mag; aber ich hätte geglaubt, eine Dame von so freiem unbefangenen Geiste, wie Du, die sich über alle Schranken, selbst die ihrer angestammten Religion hinaussetzt, würde mit mehr Vernunft handeln und ein so loses Band nicht für eine unzerreißbare Fessel halten. Sie würde einem Landsmanne, der sie so innig liebt, daß er ihr seine Schwäche auf jede Weise schon gezeigt und bewiesen hat, nicht mit einer geheuchelten Neigung täuschen —“

„Geheuchelt?“ unterbrach Tennier — „was hab' ich Dir geheuchelt? Versicherte ich Dich nicht eben, daß ich Dich so warm und innig liebe, als es unmöglich ist, mit meinem Manne zu brechen?“

„Unmöglichkeit ist hier nicht — Julie: sage mir offen: „Willst Du vor Gott und der Welt mein einzig' Weib werden oder nicht? Ein Theilen gibt es nicht.“

„Ich kann das nicht!“ rief die Mormonenfrau.

„Du kannst Dich nicht entschließen einem Manne allein anzugehören — mir?“

„Ich kann es nicht, so sehr ich Dich liebe.“

„So kann ich Dich nicht besitzen, aber —“, er umarmte sie stürmisch einen Augenblick, „auch ein Anderer soll Dich nicht mehr haben!“ Indem er diese Worte hervorkeuchte, sank Julie röchelnd aus seinem Arme auf den Steinboden des Tempels nieder, und den blutigen Dolch aufziehend rief er: „Ohne Dich ist mir auch das Leben unnütz, es sei abgeschlossen!„

Ambros stürzte vor, um ihm in den Arm zu fallen, aber es war zu spät. Das Eisen hatte sich bereits in die Brust des reichen, begabten Künstlers gegraben. Eine Verirrung um ein schönes, stolzes Weib! —

Stumm stand Ambros einen Augenblick. Der Vollmond spiegelte sich so ruhig in den brechenden Augen der beiden Sterbenden, wie auf der Fläche eines ruhigen Sees.

„Hätte ich's mit Friedrich so gemacht an jenem Morgen!" knirschte der Künstler durch die Haare fahrend. „Nein." murmelte er, „ich bin kein Ottokar — ich bin unglücklich, aber ich bin stark genug, mein Unglück verdeckt vor der Menschheit durch die Welt zu schleppen. Das sind die Freigeister, die starken!" rief er höhnisch im Weggehen auf die beiden Leichen im griechischen Tempel zurückblickend.

X.

# Von England zurück.

Einige Monate nach dem Tode Viktor's kehrte Friedrich aus England zurück. Der Tod hatte eines der sonderbarsten Verhältnisse gelöst, das unter den sonderbarsten Umständen geknüpft worden war.

Wie das Bündniß Viktors und Friedrichs keine gültige rechtskräftige Ehe war, so war die Neigung der beiden jungen Leute keine Liebe. Sie ehrten und achteten sich gegenseitig auf's Höchste. Mit der größten Schonung und Freundlichkeit, die an Opferwilligkeit gränzte, kamen sie einander in Allem entgegen und doch war es nicht das, was zwei Herzen für einander fühlen, die sich lieben. Friedrich betrachtete sich als der von höherer Gewalt bestellte Schützer des verlassenen, hülflosen Mädchens und würde niemals darauf gewilligt haben, sie einen Augenblick zu verlassen. Viktor erkannte den ganzen Umfang dessen, was der junge Mann ohne voraussichtliches Sonderinteresse für sie gethan und sah sich gedrungen, aus Dankbarkeit ihm gänzlich anzugehören. Viktor's Handeln war bei alledem weniger rein von Nebenabsichten, sie wußte, daß sie in ihrer Lage, besonders noch als Vermögen besitzend, eines vertrauten, ihr aufrichtig zur Seite stehenden Beschützers nicht entbehren konnte. Als solchen hatte sie Friedrich erkannt. Wäre ihr Bruder weltläufiger und gelenkigeren Geistes gewesen oder hätte sie die Stellung Peter Kurzens ahnen können und der Leidenschaft, die er

für sie trug — sie würde am Ende Friedrich in der Stephanskirche nicht die verhängnißvollen Zeilen eingehändigt haben.

Es ist eben das Geschick, das die Bahnen der Menschen lenkt, und das Jeder anerkennen muß, ob er zu Christus und der heiligen Jungfrau betet, den Gott des Islams verehrt oder an gar keinen Gott glaubt.

Es ist das Schicksal, das Fatum, Kismath der Indier.

Friedrich's Trauer war auch nicht die eines Gatten, es war ihm, als wäre ein lieber theilnehmender Freund gestorben, für dessen Bestattung zu sorgen er die traurige Pflicht übernommen hatte und es geschah dieß mit allem Pomp und mit aller Gewissenhaftigkeit.

Als der zinnene Sarg, von dem polirten mit Silber ausgelegten Eisensarge umhüllt, des Bahrtuches entledigt, in die Gruft des Kirchhofes gewandert, die Freunde Friedrichs als Leidtragende sich entfernt und er selbst noch die nöthigen Anordnungen für ein Monument und Alles dazu Gehörige getroffen hatte, begab er sich nach dem Landsitze zurück.

Wohl war hier eine fühlbare Lücke entstanden, es lag Etwas wie Modergeruch und Leichenduft — das gewisse Gedrückte eines Trauerhauses auf der Umgebung. Die Diener schlichen verstummt umher, kaum miteinander flüsternd und wagten nicht mit dem Herrn in Berührung zu kommen, denn die „Lady" war gestorben und man darf in diesem Falle in England die Trauer des Gatten so wenig als möglich unterbrechen. Friedrich setzte sich nach dem Bestattungsakte in sein Arbeitszimmer und gönnte sich die erste Ruhestunde nach den vielen und mitunter unangenehmen Besorgungen, die der Trauerfall im Gefolge gehabt hatte.

Längere Zeit saß er ruhig, anscheinend gedankenlos da und ließ die ganze Reihenfolge der Erlebnisse vom Abend am Donauquai in Wien an, bis auf die verflossene Stunde, Alles, was sich an den eben verschlossenen Sarg knüpfte, durch seine Erinnerung laufen. Es war eine keineswegs gewöhnliche Geschichte und eine ziemlich wichtige Partie aus

seinem Leben, das so jung und so viel bewegt wie nicht leicht eines war.

Wie er an den Schluß gekommen war, schlug er die Hände vor's Gesicht und streckte sie dann frei aus.

„Ich bin doch einer Fessel los!" war ohne Zweifel sein Gedanke dabei.

Aber er schwieg, nicht sich selbst sagte er ein Wort darüber. Er ging einige Male im Zimmer auf und nieder, dann rief er die Diener nacheinander, Gratia, die Wärterin — zuerst; es waren Leute aus dem Hause Brettons, die ihm dieser zur Verfügung gestellt hatte.

Er beschenkte Alle reichlich und entließ sie. Auch Doctor Grey ließ er rufen und tröstete ihn darüber, daß die Schwindsucht, an der die Lady nach seinem Dafürhalten gelitten habe, eine unheilbare Krankheit sei. Der gute Arzt glaubte, daß Friedrich von seiner Ansicht überzeugt sei und nahm das Honorar für seine Bemühung mit der vollkommensten Selbstbefriedigung hin.

Am Abend besuchte der junge Mann Bretton-House und machte zugleich seine Abschieds-Visite. Er hatte beschlossen, andern Tags nach England hinüberzufahren und dieses nochmal zu durchreisen. Verschiedenes war ihm in Dublin die letzten Tage vorgekommen, was ihn ernstlich mahnte, im Interesse seiner Sicherheit und zum Wohle der organisirten Gesellschaft, abzureisen.

Er ordnete mit Mister Bretton, was noch zu ordnen war, ließ Allerich und Scherenke von seinem Vorhaben in Kenntniß setzen und fuhr am andern Morgen begleitet von seinem Schwager, dem Ordensmanne, nach Liverpool.

Zwei Monate brachte er in verschiedenen Gegenden Englands zu, um seine gegründeten Missionen zu befestigen, die Einen auf die Andern anzuweisen und gewissermaßen die Sache in Gang zu setzen. Er war ja nun doch einmal zum Heerführer der Partei gestempelt, er war der „Weltenstürmer" und mußte es sein.

Friedrichs Brust schwellte nicht hoch auf, als er der

der Heimath zueilte, er zählte nicht wie andere junge Wanderer die Stunden und verzweifelte an dem langsamen Flügelschlag der Zeit. Im Gegentheile, war es ein banges Gefühl, das ihn beschlich, als er der heimathlichen Gegend sich näherte, es war ihm, als müsse ihm da zum Wenigsten nichts Angenehmes bevorstehen. Er zögerte ordentlich auf den letzten Touren und schien geflissentlich die Stunde der Ankunft hinauszuziehen.

In der That berechtigte ihn Manches dazu.

An und für sich war seine Geburtsstadt nicht der Ort, an den ihn liebliche Erinnerungen fesselten, die mancherlei Erlebnisse, aus denen er sich selbst gleichsam herausgerissen hatte, gestalteten sich zu keinem glänzenden Bilde der Vergangenheit.

Mit dem Bunde, als dessen Abgesandter er eigentlich ausgezogen war, dessen Vorschriften er aber gewissermassen überschritten hatte, konnte er sehr leicht in Conflikt gerathen und nur seiner Fähigkeit und guten Absicht konnte es gelingen, einen Bruch oder noch Schlimmeres zu verhüten.

Die Freundschaft mit Ambros, die ihm früher so angenehm und nützlich gewesen war, hatte einen unheilbaren Riß erhalten und wie konnte er vermeiden, mit Ambros, wenn auch nur in Gesellschaft, zusammenzukommen. Es war unmöglich. Er mußte die Versammlungen und Privat-Gesellschaften der Bundesmitglieder besuchen und mußte unter den Umständen, die freilich nur sie wußten, ein Begegnen nicht höchst peinlich und unangenehm für Beide sein!

Noch Eines kam dazu. Wer bürgte ihm, daß Ambros ein so edler Charakter war, daß er nicht Rache nahm an dem verlorenen Freunde und irgend eine Gelegenheit, zum Beispiel die heimliche Anwesenheit Friedrichs in der Hauptstadt, dazu benützte, um ihn bei den Brüdern zu verdächtigen. Ein ähnliches Mißverhältniß, wie es dermalen zwischen ihnen bestand, thut oft viel und die Gelegenheit zum Schlimmen war ja nahe gelegt.

Er kam in die Heimath und hatte in derselben doch

keine. Meister Joachims Haus hatte er sich selbst verschlossen, zu Frau Rose konnte und wollte er begreiflicher Weise nicht sogleich gehen, er hatte sie auf seine Ankunft nicht vorbereitet und es war überhaupt kein Absteigequartier für seine jetzigen Verhältnisse mehr.

Freund Ambros — wieder er? Niemals!

Es hätte ihm vielleicht jedes Familienhaus der Brüder, Simeons Haus, wie jedes andere, offen gestanden, aber er wußte das nicht gewiß und er mußte erst sondiren.

Dieß Alles machte ihn ziemlich verdrießlich und wie er sich so recht der ganzen Welt hingeworfen sah, faßte er den Entschluß, nun um jeden Preis die ganze Welt herauszuzufordern. Er wollte Weltenstürmer in des Wortes vollster Bedeutung sein.

Mit sich selbst in diesen Gedanken beschäftigt, saß er stumm dem jungen Manne im Mönchsgewande gegenüber, der an und für sich beschaulicher Natur auf Unterhaltung keinen Anspruch machte.

So fuhr der Zug, der ihn heimbrachte, in die Halle und er wurde zum Aussteigen aufgefordert, ohne daß er es ahnte.

Im Augenblicke war er selbst in Verlegenheit um die nächste Unterkunft, bis ihm das Hôtel einfiel, wo Veloccino immer und jedenfalls sehr gut wohnte. Er näherte sich mit Florian dem Hôtel-Omnibus und fuhr dahin.

---

An dem Abende, als Friedrich mit dem Bruder Victors in dem Hôtel abgestiegen war, wo der „schwarze Herr" wohnte, wenn er anwesend war, saß Frau Rose in ihrem sehr bescheidenen Stübchen an einem alten Spinnrade, auf dem sie jedenfalls mehr zur Kurzweil als aus Nothwendigkeit spann. Von Zeit zu Zeit zog sie den Docht einer Oellampe in die Höhe, setzte ein vor ihr liegendes Augenglas auf die Nase und kramte in verschiedenen neben ihr liegenden Papieren.

Frau Rose war in der Nachbarschaft eine bekannte und

gewissermaßen ausgezeichnete Persönlichkeit. Nicht bloß die Personen wie Ambros, der Professor und ähnliche, kamen zu ihr um Rath; um alles Mögliche wurde die alte Rosa oder Frau Rose zu Rathe gezogen. Wenn Jemand krank wurde, wenn Jemand einen besonderen Rechtsfall hatte oder wenn Dieser oder Jener über manche Dinge, die er gerne vorausgewußt hätte, Aufschluß wünschte, so suchte man die Alte auf oder lud sie ein, zu kommen.

In vielen Fällen verweigerte die alte Rosa jede Auskunft, wenn sie aber irgend ein Urtheil abgab, so war dieß richtig. Zwei Eigenschaften hatte sie, die sie Allen unschätzbar machte: sie war verlässig und verschwiegen. Das machte, daß sie nicht bloß in der Nachbarschaft, sondern selbst in vielen Kreisen der Stadt bekannt war. Wer aber die Alte eigentlich war, wie und von was sie lebte, das wußte Niemand.

An diesem Abende schien sie so einen Ruhetag zu haben und mit sich selbst Manches ins Klare bringen zu wollen. Sie begleitete jedes der alten vergilbten Papiere mit einigen murmelnden Worten und drehte dann inzwischen wieder das Spinnrad, als hätte sie die emsigste Arbeit.

Indeß sie so zwischen Spinnen und Denken sich in alte Zeiten oder vielleicht in gewisse sonderbare Perioden der neuen Zeit hineingelebt hatte, mußten sich ihre Sinne ganz von der Gegenwart abgelenkt haben, denn bereits dreimal war der Klöppel außen angeschlagen worden und erst beim vierten Anschlage fuhr sie bestürzt auf, kramte die Papiere schnell in die Lade des Tisches, zog den Teppich darüber und erhob sich unwillig brummend, um zu öffnen.

„Was führt denn Sie heute noch zu mir herauf, Herr Ambros?“ fragte Sie den hinter ihr ins Zimmer tretenden Mann.

„Ich habe viel und Wichtiges mit Ihnen zu besprechen, Frau Rose“, sagte dieser, sich in dem engen niederen Stübchen umsehend.

„Nur Platz genommen, Herr Ambros, ungenirt, Sie

haben nichts zu befürchten, vertrauen Sie, was Sie zu vertrauen haben, womit kann ich dienen?"

Ambros sah sich nochmal vorsichtig um und erst als die Alte neben ihm Platz genommen hatte, begann er leise:

„Wissen Sie, ob Herr Friedrich schon hier ist?"

„Friedrich? Es kann kaum sein, aber er kommt sicher die nächsten Tage", entgegnete die Alte, den ziemlich verwirrt aussehenden Maler mit forschendem Blick ansehend.

„Hat er Ihnen geschrieben?" fragte Ambros wieder.

„Gewiß nicht — ich sagte Ihnen ja schon, daß er mir nie schreibt."

„Woher wissen Sie es dann?"

„Woher? Ebenso könnte ich fragen, woher Sie vermuthen, daß er hier ist."

„Ich habe bei Freunden davon sprechen hören, er soll Jemanden geschrieben haben."

„Jemanden von der geheimen Gesellschaft? Nicht wahr?"

„Wie wissen Sie das?"

„Weil es mir gesagt wurde."

Der Maler sah die Frau, die die letzte Frage mit einem gewissen triumphirenden Lächeln beantwortete, verdutzt an und schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort:

„Er wird wohl wieder bei ihnen wohnen?"

„Nein", antwortete Frau Rose kurz und bestimmt, „und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er erstens gar nicht wollen wird, er wagt es nicht, zu mir heraufzukommen, weil er weiß, daß er für seine Unartigkeet, sich gar nicht um mich zu kümmern, nicht gut empfangen wird und für's Zweite könnte er ja gar nicht mehr bei mir wohnen —"

„Er ist ja verheirathet!" warf Ambros schneidig dazwischen.

„Aber seine Frau ist in Dublin gestorben", entgegnete die Alte ebenso schnell.

„Seine Frau ist gestorben?" rief Ambros erstaunt.

„Wie ich Ihnen sage."

„Hören Sie Frau Rose, ich habe etwas vor, ich will

längere Zeit von hier fort und das schnell, vielleicht morgen schon. Vorerst nach Wien und wer weiß wie es geht — vielleicht komme ich nie mehr. Ich habe aber Niemand Vertrauten, dem ich nähere Aufträge geben kann, wollen Sie mein Atelier und meine Wohnung beaufsichtigen und wenn ich schreibe, entweder mir Alles nachschicken oder veräußern?"

„Sie wollen fort, jetzt, wo Ihr bester Freund Friedrich kommt?"

„Eben deßwegen."

„Wie?"

„Wir sind nicht mehr so gute Freunde — es hat sich Etwas zugetragen, wir haben uns überworfen und es wird Jedem angenehmer sein, wenn er den Andern nicht mehr sieht."

Mit wirklichem, ungekünsteltem Staunen sah die Frau den Künstler groß an.

„So? —" sagte sie gedehnt. „Und was werden denn die Herren im Bunde zu Ihrer Reise sagen?"

„Der Bund ist unterrichtet; ich schützte eine Studienreise vor und wurde mit einer auswärtigen Wirksamkeit betraut."

„Aber was sagt man denn zu Ihrem gespannten Verhältniß mit Friedrich?"

„Niemand weiß etwas davon. Kein Mensch, und Sie werden mir versprechen, ebenfalls zu schweigen."

„Das bedarf keines Versprechens. Ich weiß es einfach nicht."

„Gut! Und wegen der Verwaltung meiner Sachen?"

„Es macht mir zwar viel Umstände, aber wenn Sie sonst Niemand haben, so unterziehe ich mich dem auch."

„So bitte ich Sie, morgen Früh zu mir zu kommen und die Schlüssel abzuholen."

„Schön! Sonst haben Sie nichts auf dem Herzen?"

„Wie stehen sonst unsere Sachen?"

„Sie meinen —?" Hm, wie ich Ihnen früher sagte, für die nächste Zukunft ziemlich gut, aber weiter möchte ich kein Urtheil abgeben."

„Wissen Sie sonst nichts Neues?"

„Nichts von Interesse."

Unruhig warf der Maler den Blick im Zimmer umher, sah dann auf die Uhr und stand schnell auf.

„So eilig?" fragte Frau Rose.

„Ich habe noch Manches in Ordnung zu bringen", entgegnete Ambros zerstreut und ging auf die Thüre zu.

Frau Rose nahm das Oellämpchen und begleitete ihn an die Treppe, schob dann den Riegel wieder vor und setzte sich an ihren Platz.

Die Angelegenheit des Malers mußte ihr Manches zu denken machen, sie kramte die Papiere nicht mehr aus und ließ das Rad langsamer gehen, indem sie dabei vor sich hinmurmelte.

Einige Zeit währte die Stille in dem Kämmerlein, nur von dem surrenden Rade und dem Murmeln der alten Matrone unterbrochen, als sich wieder ein leichtes Pochen außen hören ließ.

Frau Rose stand auf und öffnete.

„Guten Abend!" sprach eine leise, feine Stimme, sie gehörte einem ältlichen, kleinen, schmächtigen Männchen, welches hinter der Frau hereintrippelte.

„Guten Abend Herr Doctor, was bringen Sie mir Neues?" fragte Frau Rose, den Besuch zum Sitzen einladend.

„Nichts Gutes, Frau, nichts Gutes!" Der Fremde sah spähend um sich und setzte sich endlich. „Madame", begann er, „läßt Sie grüßen und ersuchen, ob Sie morgen nicht bis ungefähr neun Uhr Morgens zu ihr kommen möchten."

„Ganz recht, Herr Doctor Milizius, ich werde pünktlich erscheinen, es ist mir ganz lieb, da ich schon lange gerne mit Madame allerlei gesprochen hätte."

„Sie ist durchaus nicht wohl und ich weiß nicht, was aus ihr wird. Vergangene Nacht hat sie einen der gefährlichsten Cholera-Anfälle gehabt, wie er nur je vorgekommen ist. Ich war zum Glück noch bei ihr, um Einiges mit ihr zu arbeiten und es gelang mir auch, in einigen Stunden die Gefahr zu beseitigen. Aber heute den Tag über ist sie sehr

übel daran und ich fürchte, daß der Typhus zum Ausbruch kommt. Vielleicht haben Sie so ein altes Mittelchen, das präservirend wirkt. Es wäre fatal, der Typhus ist eine langwierige Krankheit und immer lebensgefährlich, und Sie wissen, daß in der gegenwärtigen Lage der Dinge —"

„Ich weiß, Herr Rath, was Sie sagen wollen. Daß sich aber die alte Dame in den Jahren noch solche Lasten aufbürden mochte!"

„Es sind eben eigenthümliche Naturen, Frau Rose, es sind mit einem Wort keine gewöhnlichen Leute, aber der menschliche Körper hat eben auch sein Recht zu fordern —, na, besuchen Sie sie morgen Früh. — Was ich sagen wollte. Die Papiere, die ich dortmals aus dem Brande von Friedrichsdorf rettete, sie sind doch gut verwahrt bei Ihnen?"

Frau Rose öffnete einen Schrank und löste von der innern Seite der Thüre desselben ein Brett ab, das mit einigen Nägeln festgemacht war. Die Papiere fielen herab. „Hier sind sie und es ist gut, daß Sie fragen. In allen menschlichen Fällen wissen Sie sie zu finden", sagte Frau Rose und drückte, nachdem sie die Dokumente wieder zwischen Brett und Schrankthüre gefügt hatte, die Nägel ein, so daß Niemand den Versteck entdecken konnte.

„Etwas Anderes", fuhr Doctor Milizius fort. „Sie wissen von dem Fräulein, welches vor drei Jahren ungefähr nach dem Kloster St. Ursula gebracht wurde" —

„Jawohl weiß ich es und es ist gerade nicht recht schön von Madame gewesen, das arme Ding —"

„Sie kennen den Grund nicht, Liebe — es ist —"

„Ich weiß schon, es ist die Tochter des fürstlichen Herrn Secretärs, eines abenteuerlichen Menschen, der sich jetzt Doctor oder Abbé Veloccino heißt."

„Um sie Veloccino zu entziehen, mußte sie weggebracht werden. Nun hat sich aber ergeben, daß sie auch in dem abgelegenen Gebirgskloster nicht mehr sicher war und Madame ließ sie in ein ihr bekanntes Asyl bei Jerusalem bringen. Längere Zeit erhielt sie keine Nachricht, bis vor ein Paar

Tagen ein weitschweifiger Brief der dortigen Oberin kam, aus dem zu entnehmen war, daß unser Fräulein gleich nach der Ankunft entflohen sei, aber bis jetzt keine Spur von ihr aufgefunden werden konnte.“

„Nun?“ fragte die Alte.

„Es ist nun der Gedanke von Madame, daß Niemand Anderer als Veloccino den Streich beging und daß er das Fräulein bei sich verwahrt. — Wenn man nun Jemand hätte, den man hinschicken könnte, um das zu erforschen“, sagte Milizius bedächtig.

„Aber wen?“ entgegnete Frau Rose.

„Das ist es eben“, meinte der Rath, „und ich bin der Ansicht, daß Veloccino so klug ist, seinen Raub nicht da zu verstecken, wo man ihn suchen würde, nämlich bei ihm selbst, sondern jedenfalls irgend wo anders, er hat ja Schlupfwinkel genug. Ich habe Madame auf eine andere Idee gebracht und ich bitte Sie, wenn Sie morgen zu ihr kommen, meinen Rath zu unterstützen. Sie sagte mir nämlich, daß sie bei Ihrer letzten Anwesenheit einen jungen Menschen im Hause des Abbé kennen gelernt habe, der ebenso listig und schlau, als abergläubisch und furchtsam sei. Sie weiß, daß dieser noch während ihrer Anwesenheit auf eine Reise geschickt wurde. Ich glaube fest, daß dieses Factotum des Doctor Veloccino, welches in alle Geheimnisse eingeweiht sein muß, die Entführung und Unterbringung des Fräuleins bewerkstelligt hat. Man müßte mit diesem Menschen zusammenzukommen suchen und ihm durch List oder Gewalt den Aufenthalt der Geraubten entlocken.“

„Hm, hm!“ machte Frau Rose — „das ginge eher, aber wer kann das thun? Lassen Sie mich bis morgen besinnen, vielleicht komme ich auf Etwas.“

Milizius stand auf und nahm seinen Hut.

„Es wird spät“, sagte er, „und ich muß nochmal bei der Fürstin nachsehen. Also adieu, Frau Rose, und vergessen Sie nicht, Madame morgen Früh zu besuchen.“

„Gewiß nicht, Herr Rath — gute Nacht!“ rief die Alte, ihm mit dem Oellämpchen hinausleuchtend.

„Eine schöne Geschichte!“ murmelte sie, als sie zurückkam. „Die Fürstin krank. Das wäre sehr schlimm, wenn sie jetzt stürbe, wo gerade Alles auf ihr ruht. Ich habe Angst, bis ich morgen zu ihr komme!“

Während dem pochte es leise an der Thüre zu dem Kämmerchen, in dem Friedrich gewohnt hatte.

„Fehlt etwas?“ rief Frau Rose an die Thüre, indem sie langsam den Schlüssel drehte.

„Werden Sie jetzt allein sein, Frau?“ fragte eine Stimme durch die Thüre.

„Ich denke, schieben Sie von innen den Riegel zurück“, antwortete die Alte.

Ein Riegel knackte und die Thüre öffnete sich. Das Zimmerchen war ganz wohnlich eingerichtet, auf dem Tische, der weiß überdeckt war, brannte eine Wachskerze und auf dem reinlichen Bette saß ein halb angekleideter Mann.

„Wie geht's?“ fragte Frau Rose.

„Ich danke. Ganz gut und mit Ihrer vortrefflichen Pflege werde ich in ein Paar Tagen wieder meiner Wege gehen können. Die verdammte Cholera kam sehr ungelegen“, antwortete ein ältlicher Mann.

„Danken Sie Gott“, entgegnete die Frau, daß Sie noch zur rechten Zeit zu mir kamen. Wenn Sie in einem Gasthofe waren, brachte man Sie ins Spital und um Ihre geheime Correspondenz und was Sie sonst bei sich haben, wäre es sicher geschehen gewesen.“

„Oho“, lachte der Mann, „so leicht kriegen sie den Milaner nicht, eher hätte ich mich mitsammt den Depeschen zu Asche verbrannt.“

„Haben Sie mir vielleicht irgend etwas aufzutragen?“ fragte Frau Rose.

„Ich danke, antwortete der Mann, der jener „Milaner“ war, welchen der Professor jenseits des Gotthardt als Seidenhändler getroffen hatte, und unter Andern auch im Solde

des Unsichtbaren stand. Ich werde morgen, wenn es mir so wie jetzt ist, ausgehen und einige nöthige Gänge thun. Dann kann ich übermorgen fort, es ist die höchste Zeit."

„Sie werden noch rechtzeitig kommen", tröstete die Frau. Haben Sie gehört von der Fürstin?"

„Jawohl und von dem Bunde. Von Ambros und Friedrich auch", entgegnete der Mann. Ich werde es berichten, d'rum muß ich morgen Früh fort."

„Ich bringe Ihnen noch etwas Rothwein und Weißbrod, dann lösche ich das Licht, für heute sind wir doch hoffentlich frei von Besuchen", unter diesen Worten brachte Frau Rose das Besprochene ins Zimmer, schloß die Thüre wieder und bald darauf löschte sie das Lämpchen.

---

Am andern Morgen schrieb Friedrich einen Brief an den Prior des Klosters bei Wien, der einen ausführlichen Bericht über das Ende Victors enthielt und dem Ordensvorstande den Novizen empfahl. Dann fuhr er mit diesem nach dem Bahnhofe. Kurze Zeit und der bestimmte Zug harrte der Passagiere. Friedrich rief Florian nochmal das Nöthigste ins Gedächtniß zurück, dann begleitete er ihn zum Waggon. Als Florian einstieg, war es Friedrich wie ein Blitz, der vorüberfuhr, er wähnte Ambrosens Kopf an einem Coupé-Fenster gesehen zu haben. Unwillkürlich schauderte er, aber der Blick machte ihn aufmerksam. So wenig er wünschte, mit dem einstigen Freunde zusammenzutreffen, so sehr war es in seinem Interesse, zu wissen, ob dieß wirklich der Maler war, den er gesehen hatte. Die Coupé's wurden geschlossen und Friedrich zog sich unter der Menge der Abschiednehmenden hinter einem Pfeiler des Perrons zurück.

Der Zug setzte sich in Bewegung, Wagen um Wagen rollte vorüber und Ambrosens Gesicht, der sich weit aus dem Fenster lehnte, fiel Friedrich gerade in den Blick. Beide bebten leise zurück, aber in dem Augenblicke war der Waggon vorbei und Friedrich athmete auf.

„Gott sei Dank, er ist fort!“ flüsterte er.

Er entfernte sich langsam und mehr dieß unerwünschte Zusammentreffen als der Abschied war es, der ihn so trübe stimmte. Bedächtig schritt er aus der Halle, als eine ihm nicht unbekannte Stimme zurief: „Auch hier, Herr v. Gérard!?“

„Doctor Milizius!“ rief Friedrich. „Sie auch hier? Wie geht es Ihnen?“

„Ach, lieber Herr, es hat sich so Manches seit der Zeit geändert“, begann Milizius mit seiner gewöhnlichen Redseligkeit und erzählte nun die ganze Geschichte der Fürstin und seine eigene mit den ihm passend scheinenden Zusätzen, Auslassungen und Abänderungen von der Flucht aus Friedrichsdorf ab bis auf den Tag.

„Madame ist also auch hier?“ fragte Friedrich.

„Madame ist zeitweise hier!“

„Ich würde sie sehr gerne sehen, wenn —“

„Ich zweifle nicht, daß Madame an einem Besuche von Ihnen Gefallen finden wird,“ unterbrach der Rath. „Sie ist zwar etwas leidend jetzt, doch heute bedeutend besser. Ist es Ihnen angenehm, wenn ich Ihnen eine Audienz bewirke?“

„Gewiß, Herr Rath, ich werde Ihnen sehr dankbar sein.“

„Wo treffe ich Sie wieder?“

„Wo Sie wollen. Sie dürfen nöthigenfalls nur ein Billet in meinem Hôtel hinterlegen.“

„Ganz gut —, ehester Tage hoffe ich Ihnen gefällig sein zu können.“

„Ich werde Ihnen dankbar sein“, entgegnete Friedrich.

„Dankbar?“ fragte Milizius. „Habe ich nicht eher Ursache, Ihnen noch immer dankbar zu sein dafür, daß Sie mich bei den Brüdern des Bundes so gut empfohlen haben.“

„Das war meine Pflicht!“ antwortete Friedrich.

Indeß waren sie am Kreuzungspunkte der Straße angekommen und Milizius verließ Friedrich grüßend.

Einige Tage nachher erhielt Letzterer wirklich ein Billet von Milizius des Inhaltes, daß er sich zu einer gewissen

Stunde des anderen Tages in die Wohnung der Fürstin begeben möge.

Als Friedrich bei der Fürstin Louise eintrat, lag diese ausgestreckt in einem schwarzen Seidenkleide auf einem niederen Sopha. Das einzige Zimmer, das sie bewohnte, war sehr einfach eingerichtet und stach gegen die Ausstattung ihrer Gemächer in Friedrichsdorf, welche auch nicht gerade verschwenderisch, aber doch möglichst elegant und comfortabel war, sehr ab.

Friedrich war beim Eintritt sichtlich überrascht.

Die Fürstin erhob sich halb mit einem freundlich wehmüthigen Lächeln.

„Willkommen, mein Herr", flüsterte sie.

„Madame befinden sich doch so wohl, daß ich nicht lästig falle?" fragte Friedrich.

„Ich würde Sie sonst nicht eingeladen haben", fuhr die Dame im gleichen Tone fort. Nehmen Sie einen Stuhl, Herr v. Gérard oder Friedrich, was Sie lieber hören. Aber ich bitte, rücken Sie etwas nahe zu mir, denn ich spreche mich nicht so leicht."

Friedrich rückte einen Stuhl zum Sopha und betrachtete eine Zeitlang schweigend die Dame, welche in dem schwarzen Kleide und dem Fichu von gleicher Farbe, aus welchem zwei lange graue Locken hervorhingen, recht ehrwürdig aussah. Sie war in dem Jahre innerhalb einiger Monate sehr gealtert und die Gesichtszüge, bedeutend markirter und schärfer geschnitten, zeigten, wenn auch früher schon nicht Sorgen und Kummer frei, jetzt bedeutende Furchen und Spuren tiefer Leiden und Leidenschaft.

„Sie sehen mich sehr aufmerksam an, Herr v. Gérard, sagte Louise, „nicht wahr, ich habe mich sehr verändert — ich bin alt geworden."

„Ich glaube, Madame haben in der Zeit, daß wir uns nicht mehr sahen, viel erlebt, was nicht gerade zum günstigsten auf den Körper wirkt", entgegnete Friedrich.

„Allerdings", sagte die Fürstin lächelnd, „ich habe

Manches durchgemacht in der kurzen Zeit, unglaublich. Ich wundere mich selbst darüber, aber der Mensch kann viel. Sie haben sich auch verändert, Herr, und sind auch nicht jünger geworden, Sie sehen wenigstens zehn Jahre älter aus als damals; aber Sie gefallen mir so viel besser. Sie sehen männlicher, gesetzter aus und das macht einen günstigeren Eindruck; dortmals waren Sie noch mehr Springinsfeld. Was mir eben einfällt: Ich bin noch Ihre Schuldnerin —"

„Wofür, Madame?" fuhr Friedrich dazwischen.

„Ich habe mich bei Ihnen zu bedanken für die günstige Schilderung, die Sie über meinen Milizius und mich bei den Herren des Geheimbundes einbrachten; Ihnen wesentlich verdanken wir, daß wir zu den Mitgliedern der Gesellschaft gezählt werden, wenn diese Ehre auch mitunter ihre drückenden Bürden hat."

„Ich habe sehr wenig dazu beigetragen und glaube nur, die mir vom Bunde als Neuling auferlegte Aufgabe nach meinem Besten gelöst zu haben."

„Sie haben das für eine erste Aufgabe recht fein gemacht und sogar mich dabei düpirt. Ich hätte eher Alles geglaubt, ehe ich hinter dem etwas blöden, linkischen, jungen Menschen den Spion des gefährlichsten Bruderbundes gesucht hätte. Aber Sie kamen uns auf einmal aus der Spur. Wo schlugen Sie sich denn von Friedrichsdorf aus hin?"

„Direkt nach Wien, Madame!"

„Nach Wien und dann?"

„Auf verschiedenen Kreuzzügen und Irrfahrten nach Grossbrittanien."

„Das weiß ich. Sie kommen jetzt von England?"

„Ich komme jetzt direkt von England!"

„Sonderbarer Mensch, Sie müssen ein sehr unruhiges, lebhaftes Temperament haben. Da passen wir zusammen, mich langweilt trotz meines alten, müden Körpers die kurze Zeit schon, die ich, von dem Unwohlsein gefesselt, hier liegen muß!" —

„Man sagt mir, Sie sind auch mit einem gewissen Abbé Veloccino bekannt?“ forschte sie nach einer kleinen Pause.

„Allerdings, Madame, ich lernte den Herrn in Salzburg kennen.“

„In Salzburg? Da soll er ja sein Domizil haben.“

„Ganz richtig!“

„Ich habe schon Verschiedenes über diesen sonderbaren Mann gehört, was urtheilen Sie von ihm?“

„Ich glaube, daß der Herr Abbé ein sehr gelehrter, geistreicher Mann ist“, antwortete Friedrich.

„Das glaube ich auch, wenigstens stimmen darin alle Urtheile überein, die ich noch über ihn gehört habe“, sagte Louise mit hinabgeschlagenem Blicke, der nichts desto weniger lauernd auf dem jungen Manne ruhte.

„Können Sie sich die Möglichkeit denken, daß der Abbé sich Dinge zu Schulden kommen ließ oder noch kommen läßt, die man im gewöhnlichen Leben mit dem Namen „Verbrechen“ bezeichnet?“ fragte sie wieder.

„Verbrechen?“ wiederholte Friedrich, von der Frage frappirt.

„Nun ja, man erzählt wirklich schwere Dinge von dem Manne. Entführungen junger Nonnen aus Klöstern, Mord sogar.“

„Mord!?“ rief Friedrich. Es mochte nun sein, daß dieses Wort überhaupt einen eigenthümlich unangenehmen Eindruck auf ihn machte oder daß er über die quasi Bestätigung dessen, was Veloccino ihm selbst über sich mitgetheilt hatte, erstaunte — „ich möchte dieß Urtheil nicht geradezu nachsprechen. Als extravaganter Geist ist mir Doctor Veloccino allerdings erschienen, indeß es gibt Charaktere, die, wenn sie richtig beurtheilt sein sollen, aus einer gewissen Ferne betrachtet werden müssen; zu nahe detaillirt bekommt man ein einseitiges unsicheres Bild.“

„Sie lassen nicht gerne etwas auf den sonderbaren Heiligen kommen!“ brach Louise die Auseinandersetzung Friedrichs ab. Indeß ein interessanter Mensch bleibt der Abbé immer.“

„Nur Eines ist mir aus dem Umgange mit ihm unvergeßlich, sein eminentes Musiktalent — sein meisterhaftes Clavierspiel“, entgegnete Friedrich.

„Mit dem er bezaubert, wen er will!“ rief die Fürstin.

„Sie kennen das?“ fragte Friedrich.

Louise schlug die Augen nieder, als sähe sie sich verrathen und sagte dann in herabgestimmtem Tone: „Es ist ein allgemeines Urtheil, ich hörte seine größten Gegner dieses Lob aussprechen.“

„Haben Sie nie gehört, daß er Verbindungen im Orient, zum Beispiel in Jerusalem hat?“ fragte sie dann, gleichsam hingeworfen.

„Ich habe mit dem Abbé zu wenig verkehrt, um in seine Verhältnisse näheren Einblick zu erhalten, übrigens bezweifle ich dieß bei den weitverbreiteten Bekanntschaften des Mannes gar nicht.“

Louise hatte jedenfalls mit Friedrich das Gespräch über Veloccino in der Absicht angefangen, um zu erforschen, ob er nicht irgend etwas über die Entführung ihrer Tochter und deren jetzigen Aufenthalt verrathen würde; aber diese List scheiterte daran, daß Friedrich außer dem Besuche, den er im Auftrage des Abbé im Kloster zu St. Ursula gemacht hatte, sehr wenig über den Punkt unterrichtet war. Wiewohl er wissen mußte, daß die Aebtissin, um die es sich dort handelte, die Tochter Veloccino's war, konnte er doch nicht wissen, daß die Fürstin ihre Mutter sei.

„Sie sind älter im Bunde als ich und Milizius und mit Manchem besser vertraut als wir — was halten Sie eigentlich von den Absichten des Bundes?“ fragte die Fürstin nach längerer Pause wieder.

„Madame, ich bin zu jung und, aufrichtig gesagt, zu unwissend, um die Handlungen, Anordnungen und Absichten praktischer, wohlunterrichteter und mir gegenüber mehr erfahrener Männer zu kontroliren. Ich glaube, daß Alles gut geleitet und in der besten Absicht behandelt wird, entgegnete Friedrich.

„Was glauben Sie zum Beispiel, daß der eigentliche Zweck sein soll, warum der Professor auf die Begründung der König-Max-Sage so viel verwendet?“

„König-Max-Sage?“ wiederholte Friedrich. „Ich kenne das nur weitläufig, es wurde jedenfalls während meiner Abwesenheit verhandelt und ich lernte den eigentlichen Verhalt der Sache fast gar nicht kennen.“ —

„Richtig, Sie waren ja die ganze Zeit über auswärts ich vergaß das!“ entgegnete die Fürstin. „Man sagt nämlich, so absurd es klingt, daß König Max II. von Bayern gar nicht gestorben sei, sondern auf einer Insel des mittelländischen Meeres gefangen gehalten wird, um einst wieder zu kommen und die Regierung fortzuführen. Der Professor reiste dahin und behauptet, den König gesehen zu haben.“

„Er behauptet?“ fragte Friedrich lächelnd.

„Mazzini war ebenfalls dort, er aber schweigt über das Erlebniß und es ist aus ihm nie mehr über diesen Punkt herauszubringen, als: „fragt den Professor — der weiß es“ oder „die Zeit wird's klar machen.“ Ich glaube, daß dieser Volksglaube zu einer großartigen Demonstration Anlaß geben soll“, erwiderte die Fürstin.

„Das mag wohl sein“, entgegnete Friedrich, „Mazzini's Grundsatz ist ja: Der Zweck heiligt die Mittel und auch stünde dieser Fall nicht einzeln in der Geschichte da. Kennen Sie zum Beispiel das Aehnliche vom Markgrafen Waldemar von Brandenburg im vierzehnten Jahrhundert, der eines Tages, nachdem er mehr als zwanzig Jahre gestorben und beigesetzt war, vor dem Erzbischof von Magdeburg bei offener, festlicher Tafel als armer Pilgrim erschien und sich durch den Siegelring, den er in den Becher, den man ihm zum Trunke reichte, fallen ließ, als den ächten Markgrafen bekundete. Er erzählte, wie er auf einer Reise zum Scheine eine schwere Krankheit vorgegeben und für sich einen Anderen habe begraben lassen, indeß er im Pilgerkleide seit der Zeit im Lande herumzog, um Alles genau kennen zu lernen.“

„Das war eine Fiktion!“ rief die Fürstin.

„Aber das Volk huldigte dem wieder erstandenen Markgrafen und er regierte noch lange Jahre und rettete damals das Land aus schweren Bedrängnissen.“

„Glauben Sie an die weiße Frau?“ fragte Louise.

„An die weiße Frau?“ wiederholte Friedrich.

„Ja, an jene geisterhafte Erscheinung, die an den Höfen Europa's erscheint und meist Unheil verkündet.“

„Ah, die sagenhafte Gestalt der Gräfin von Orlamünde, einer geborenen Herzogin von Meran oder Leuchtenberg, die, um Albrecht den Schönen von Nürnberg als Wittwe freien zu können, ihre beiden Kinder ermordete, weil sie glaubte, daß diese der Heirath im Wege stünden. Es ist dieß eine sehr märchenhafte Sage, die wenig Glauben mehr findet“, entgegnete Friedrich.

„Es mag immerhin sein, daß die Sage von der Gräfin von Orlamünde verwerflich ist, aber die Erscheinung der weißen Frau bleibt denn doch Thatsache, weil sie namentlich in neuester Zeit sich häufig wiederholt.“

Friedrich dachte an das, was er vor Kurzem am Schloßberge des Fürstenschlosses erlebt hatte und schwieg. Die Fürstin hatte sich halb erhoben und ihr Gesicht wurde in dem gegenüberhängenden Spiegel sichtbar. Zugleich klang der Ton, in dem sie den letzten Satz gesprochen hatte, so eigenthümlich, daß Friedrich unwillkürlich einen Blick auf die Frau werfen mußte.

„Warum sehen Sie mich so an?“ fragte die Fürstin. „Glauben Sie nicht, was ich gesagt habe?“ —

„Ich könnte es sogar bestätigen“, antwortete der Gefragte, ich war vor nicht sehr langer Zeit Zeuge eines solchen Schauspiels.“

„Wo?“ fragte Louise. „Erzählen Sie!“

„Erlauben Sie, daß ich darüber schweige, Madame“, antwortete Friedrich, seine Hand auf die Louisens legend und sie fest ansehend — es sind Personen mit im Spiele, die ich um Alles nicht kompromittiren möchte.“

Friedrich sprach diese Worte in einem so entschiedenen

Tone und sein Blick erschien der Fürstin so stechend, daß sie unwillkürlich zusammenschauderte. Mit der eigenen Kraft, die sie aber in Beherrschung ihres ganzen Wesens entwickelte, drängte sie die Verlegenheit meisterhaft zurück und sprach: „So lassen Sie es.“

Es entstand eine Pause und jedes der beiden sonderbaren Leute beschäftigte sich im Stillen mit Vermuthungen.

„Er kann nur die Scene am Schloßberge meinen, wo mich der unsichtbare Gebieter rief, aber wie kann er Zeuge dieses Falles gewesen sein, er war ja weit weg damals!“ dachte Louise.

„Wenn ich mir die Möglichkeit denken könnte, so würde mich die Aehnlichkeit in der Stimme und ganzen Art der Fürstin mit jenem gespenstigen Wesen auf eine verwegene Idee bringen“, dachte Friedrich für sich.

Diese peinliche Pause wurde durch ein leises, schüchternes Klopfen aufgehoben.

„Ich wette, das ist Milizius!“ unterbrach Louise das Schweigen. „Herein!“ —

In der That öffnete der Rath leise die Thüre und machte Miene, im Hintergrunde stehen zu bleiben, als er Friedrich erblickte.

„Kommen Sie doch näher, lieber Doctor!“ rief die Fürstin, „lassen Sie sich durch den Besuch nicht abhalten, wir sind ja lauter intime Bekannte.“

Milizius trat vor und verbeugte sich vor der Fürstin und Friedrich mit aller Förmlichkeit von damals, als er Geheimrath wurde.

„Wir sind ja lauter Bundesglieder und haben schon darum keine Ausnahme und kein Geheimniß vor einander“, fuhr Louise fort. Dieß Letztere aber war eine kleine Lüge, denn gerade diese drei Personen hatten ziemliche Geheimnisse gegen einander.

„Was bringen Sie Neues, Herr Geheimrath?“ fragte die Fürstin, ihn mit einem Winke zum Sitzen einladend.

„Wenig von Bedeutung, Hoheit", erwiderte der Rath, zwei Briefe hervorziehend und sie der Dame überreichend.

Louise besah die Adressen und legte die Briefe auf das kleine Tischchen neben ihr.

Frage reihte sich an Frage, eine Mittheilung entwickelte die andere und bald war das lebhafteste Gespräch über die Tages-Ereignisse im Gange.

Auf einmal wurde die Fürstin auffallend stille, sie lehnte sich zurück und schwieg, ihr glasiger Blick und der krampfhaft geschlossene Mund ließen einen rasch eingetretenen Krampf vermuthen.

Milizius bemerkte es zuerst und sprang auf.

„Hoheit sind unwohl!" rief er, den Puls der Dame fassend.

„Um Gotteswillen, was ist das?" flüsterte er, entsetzt Friedrich anstarrend — „es geht kein Puls mehr — kein Funke, kein — —" er öffnete die übereinandergekniffenen Lippen und hielt einen kleinen Taschenspiegel in die Nähe des Mundes. „Gottlob!" rief er. Der Spiegel überlief mit einem schwachen Hauch. Schnell brachte er aus einem Etui ein kleines Flacon hervor, aus welchem er einige Tropfen auf die Zunge der Leblosen fallen ließ.

Sofort regte sich die Gestalt in allen Gliedern, wie ein elektrisirter Leichnam hob sich dieselbe starr auf, griff mit den Armen weit um sich, den Mund geöffnet, die glasigen Augen weit aufgerissen und nach Athem ringend.

„Luft, Luft — ich ersticke!" preßte die Fürstin kaum verständlich heraus.

Milizius nahm ein Glas Wasser, das er zur Hälfte ausgoß und träufelte eine Anzahl Tropfen aus dem Flacon hinein, worauf er die wolkige schäumende Flüssigkeit der Kranken an den Mund hielt. Sie schlürfte das Wasser ein und das krampfhafte Aussehen verlor sich, doch fiel sie wie betäubt zurück, schloß die Augen und ein leises Schlummern trat ein.

„Das ist gut!“ sagte Friedrich, „sie wird sich schnell erholen.“

„Das ist sehr gefährlich“, junger Herr, der Schlummer kann der Tod werden, eine Gehirnlähmung, und wenn er länger als einige Minuten anhält und nicht unterbrochen werden kann, so ist die Fürstin verloren, wissen Sie, was das war — ein Gehirnkrampf!“

Beide beobachteten nun die Schlafende, die einige Minuten ruhig fortathmete, bald aber erhob sie einen Arm und richtete sich auf, während sie die Augen halb öffnete und um sich sah, ohne Jemand zu erkennen.

Die Lippen bewegten sich, aber sie flüsterte unverständlich.

„Madame!“ rief Milizius, sie bei der Hand nehmend.

„O, Gott“, sagte die Fürstin kaum hörbar, „laß mich in Gnaden gehen, wenn es denn sein muß, ohne daß ich mein Tagewerk vollendet habe; ich hätte noch Manches zu thun gehabt auf dieser Welt — — — aber dort steht die graue Base. Seht Ihr, dort steht sie am Fenster und winkt mir — — ich komme schon, Base — ich komme. Wie schwer doch das Sterben ist und — man stellt sich's so leicht vor —“

Sprachlos standen die beiden Männer und sahen auf die Frau, die halb sitzend, halb liegend wie träumend vor sich hinblickte mit halbgeöffneten Augen.

„Mein Kind hätte ich gerne gesegnet, meine, meine — aber thörichte Mutter, Du selbst bist daran Schuld — hast sie selbst entfernt, Dir entfremdet durch den unseligen Racheschwur, — was nützt's, er wird sie haben — er, Karl, der finstere Geist, den ich um Ruhe und Friede und auf die Verbrecherbahn gebracht habe.“ —

Wieder hielt sie inne, in langen schmerzhaften Stößen hob sich die Brusthöhle und mühsam saugte die Kranke die Luft ein, die Arme hoben sich und senkten sich und nach einigen Minuten rief sie laut aus: „Jetzt, jetzt!“ — Ich habe ihn doch noch gesehen, ich habe ihn gesehen. Jetzt ist's aus! — — Ich sehe nichts mehr von dem Wirken des geheimen

Bundes, nichts mehr von alledem, was ich so mühevoll anlegen half, blüht vor mir auf. So gehe ich denn, mein Gott, weil Du es haben willst — so sterbe ich denn — — —" sie erhob den rechten Arm und winkte Milizius, indem sie leise seinen Namen rief. Der Rath sprang herbei, um wahrscheinlich ihre letzten Anordnungen zu vernehmen, aber in dem Augenblicke fiel sie zurück, die Augen rissen sich weit auf und stierten glasig, wie gebrochen, der Mund verzog sich nach und nach und die Arme streckten sich starr abwärts; so lag sie stumm, starr und leblos.

„Es ist vorbei", flüsterte Milizius, „es ist aus. Das war der Gehirnschlag. Ich habe so etwas immer bei ihr gefürchtet mit ihrer furchtbar aufregenden Thätigkeit und ihrem excentrischen Leben."

„Aus? Todt?" fragte Friedrich, wie geistesabwesend.

Milizius nickte stumm mit schmerzvoller Miene.

Eine unsägliche Trauer erfüllte den jungen Mann, ohne zu wissen warum, ein viel herberes Leid fühlte er um die fremde alte Frau, als beim Tode Victors. Milizius war hinausgegangen, um wahrscheinlich Anordnungen zu treffen; Friedrich fühlte mit der Hand die Wangen der Frau, sie waren kalt. Unwillkürlich sank er vor ihr auf die Kniee, küßte die starren Hände und zog sich zurück, eben als Milizius wieder eintrat. Schweigend reichte er diesem die Hand und ging.

---

Einige Tage nach dem Besuche bei der Fürstin fand Friedrich bei seiner Nachhausekunft einen Brief vor, den ein unbekannter Mann gebracht hatte.

Der Brief enthielt wenige Zeilen und war von der Hand des Unsichtbaren.

„Sie waren bei dem traurigen Akte, der die Fürstin L. betraf, Zeuge. Ich ersuche Sie, über das Vorkommniß, sowie überhaupt darüber, daß Sie die Dame kannten, zu schweigen. Sie wissen, daß Alles, was ich von Ihnen ver-

lange und wünsche, sowohl in Ihrem als Anderer Interesse geschieht; Sie werden mir also die Gefälligkeit thun und meinem Wunsche folgen. Zugleich ersuche ich Sie, heute Abend acht Uhr dem Manne zu folgen, der in einer Droschke an Ihrem Hôtel vorfahren und Sie abholen wird, es gilt eine nicht unwichtige Besprechung."

Friedrich faltete den Brief wieder und steckte ihn einstweilen zu sich.

„Was konnte der „Unsichtbare" für einen Grund haben, jenes Vorkommniß bei der alten Dame so strenge verschwiegen wissen zu wollen und wie stand er überhaupt zu derselben in Beziehung?" dachte der junge Mann. „Es scheint, daß dieser „Unsichtbare" die ganze Welt beherrscht", rief er, „er muß ebenso mächtig als reich und ein umfassender Geist sein!"

„Welche Besprechung erwartet mich heute Abend wieder?" fragte er sich weiter. „Es scheint, daß dieser unsichtbare Gewaltige nicht nur mit dem geheimen Bunde geht, sondern diesen sogar beeinflußt. Ohne Zweifel steht er in gutem Einvernehmen mit demselben, sonst würde er mir dortmals nicht eine halbe Million zur Uebersendung an den Bund und zwar als Geschenk überschickt haben. Es mag sein, wie es will, ich fühle vom ersten Augenblicke, da die Macht sich zu zeigen begann, mich unter dem Einfluß derselben ganz wohl und es wäre Thorheit, das Geringste, was von dieser Seite von mir verlangt wird, nicht auszuführen. Ich werde über den Besuch bei der Fürstin, wie über die Fürstin selbst schweigen und sehen, was ich heute Abend erleben werde."

Um die bezeichnete Stunde sah er aus dem Fenster seines Zimmers, um den versprochenen Besuch zu erwarten.

Mit dem Schlage fuhr eine Droschke vor und er bemerkte, wie ein Herr in derselben dem herbeieilenden Kellner eine Karte gab und einen Auftrag ertheilte. In der nächsten Minute pochte man an seiner Thüre. Der Kellner brachte ihm die Karte und sagte: „Der Herr in der Droschke unten läßt Sie einladen, ein wenig mit ihm zu fahren; im Falle Sie geneigt wären, erwartet er Sie unten."

Friedrich besah die Karte, welche den einfachen Namen „Dominicus“ trug. Es war ohne Zweifel der bezeichnete Mann, dem er laut Wunsch des Unsichtbaren folgen sollte.

„Sagen Sie dem Herrn, er möchte sich einige Augenblicke gedulden, ich würde gleich zu Diensten sein.“

Der Kellner eilte mit der Antwort fort. Friedrich sah noch nach Einigem im Zimmer um, nahm dann den Hut, warf den Ueberzieher über und stand in kurzer Frist an der Droschke.

„Herr Dominikus?“ fragte er den in der Droschke sitzenden Herrn.

„Herr Friedrich?“ antwortete dieser. Ich habe von Ihnen jedenfalls bekannter Seite den Auftrag, Sie abzuholen.“

„Ich bin bereit“, sagte dieser, und schwang sich in den Wagen.

Am Südende der Stadt zieht sich rechts des Flusses stromaufwärts eine Straße durch hübsche parkähnliche Anlagen bis zu einem Dorfe. Von dem Dorfe seitwärts steht in fast verwilderter Umgebung ein wenig bemerkbares Haus von baufälligem Ansehen.

Als die Droschke in die Nähe desselben kam, war es beinahe dunkel geworden. An der Straße, von welcher das Haus etwa hundert Schritte seitwärts lag, ließ Dominikus die Droschke halten, bezahlte und schickte den Wagen fort, dann nahm er Friedrich am Arm und führte ihn durch den steinigen, halb mit Gras überwachsenen, unten von Hollunderbüschen überwucherten Fußweg nach dem Hause.

In einem großen, kahlen Zimmer dieses Hauses, das matt erleuchtet war, erwarteten die Ankommenden mehrere Herren, welche beim Eintreten der Ersteren diesen entgegenkamen.

Friedrich benützte die ersten Augenblicke, um die Umgebung und die Gesellschaft, soviel es die dämmerige Beleuchtung gestattete, zu prüfen.

„Fürchten Sie nichts“, sagte Einer der Anwesenden, der die forschenden Blicke des Fremdlings bemerkt haben

mußte, „fürchten Sie nichts, mein Herr, Sie sind in guten Händen, es handelt sich nur um eine persönliche Besprechung, zu der Sie Ihr Gönner einladen ließ."

Der Mann, welcher Dominikus hieß, führte Friedrich an einen Tisch, auf welchem einige Papiere lagen.

„Man hat Ihnen vor Kurzem eine Warnung vor den Feinden des geheimen Bundes zugehen lassen", sprach der Mann, welcher ihn vorher angeredet hatte, wieder, „Sie erinnern sich noch dessen?" —

„Gewiß", entgegnete Friedrich — „es war bei meinem letzten Hiersein."

„Diese Warnungen erweisen sich durchaus nicht als unbegründet, wie Sie hier aus den Briefen ersehen können, die in Ihrem Interesse aufgefangen wurden."

Der Mann, der offenbar in der kleinen Gesellschaft das Präsidium führte, überreichte Friedrich einige auf dem Tische liegende Papiere.

„Können Sie sich erinnern, diese Schriftzüge je gesehen zu haben?"

„Verräther!" rief dieser — „elende Verräther!"

„Ruhig, mein Freund!" beschwichtigte der Herr, „dergleichen begegnet Jedem in Ihrer Stellung, man kann nicht vorsichtig genug sein, aber seien Sie unbesorgt, Sie kennen jetzt Ihre Feinde und werden sich zu wahren wissen. Bis jetzt ist noch keine Gefahr, diese Briefe sind noch, bevor sie ihr Ziel erreichten, in unsere Hände gekommen."

Friedrich sah den Präsidenten mit stummem Staunen an.

„Man hat Sie auch — und ich glaube wiederholte Male — vor einem Manne gewarnt, der sich Doctor oder Abbé Veloccino nennt?"

„Auch das geschah", erwiderte Friedrich.

„Auch diese Warnung sei Ihnen wiederholt, nicht weil der Abbé feindlich gegen Sie gesinnt ist, sondern weil er sie in seiner Selbstsüchtigkeit zu seinen ehrgeizigen, verwegenen Plänen auszunützen gedenkt, deren Mißerfolg oder sonstige daraus entspringende Calamitäten auf Sie zurückfallen würden."

Friedrich sah die Richtigkeit dieser Bemerkung wohl ein und er würde sich schon das letzte Mal am liebsten der Affaire entzogen haben, wenn er einen schicklichen Vorwand hätte finden können, sich dem Banne des „schwarzen Herrn“ zu entziehen.

„Sie werden am besten thun, im ersten Falle sich vor der Wirksamkeit ihrer Feinde zu sichern, wenn sie so still und verborgen, als möglich bleiben und öfter den Aufenthalt oder wenigstens die Wohnung ändern, mit so wenig Personen als möglich verkehren, und auch möglichst wenig Briefe wechseln.

„Das ist gut,“ sagte Friedrich, „ich werde so thun.“

„Bezüglich Veloccino's — haben sie ihm Ihre Rückkunft aus England mitgetheilt?“ fragte der Herr.

„Noch nicht,“ antwortete Friedrich.

„Thun Sie das auch nicht und wenn er sie dennoch erfahren sollte und er Ihnen schrieb, ihn zu besuchen oder Ihnen eine Comission übertragen wollte, so werden sie eine passende Ausflucht finden, das Eine oder das Andere abzulehnen.“

Friedrich stimmte bei.

„Das wäre ein Punkt,“ sprach der Herr, nun kommt eine andere Sache, welche die Vermögens-Verhältnisse des mit Ihnen verbunden gewesenen und verstorbenen Fräuleins Viktor von Zamarowsky betrifft.

„Wie so?“ fragte Friedrich.

„Sie werden jedenfalls noch im Besitze des Vermögens der Verstorbenen, das Ihnen zur Verwahrung und Nutznießung anvertraut war, sein?“ fragte der Herr.

„Allerdings!“ antwortete Friedrich.

„Ihr hoher Gönner wünscht, daß Sie sich dieses Erbtheils, das Ihnen zwar nicht angestritten werden könnte und würde, entledigen und zwar zu Gunsten der in Ungarn noch lebenden Verwandten der Verstorbenen“, erklärte der Präsident.

„Viktor von Zamarowsky hat früher einmal einen Anwalt hier in der Nähe für etwaige vorkommende Fälle be-

stellt, und ich glaube, ich werde ihn mit der Erledigung dieses Geschäftes betrauen, da er auch im Besitze verschiedener Dokumente dieser Familie ist," entgegnete Friedrich.

„Thun Sie so, wenn das der Fall ist," sagte der Herr, „Sie entledigen sich auf das einfachste des Wunsches Ihres Gönners, für welchen ich Ihnen zwar keinen besondern Grund angeben kann. — Sie sind also einverstanden?"

„Vollkommen," erwiderte Friedrich.

„Dann unterzeichnen Sie gefälligst diese Erklärung!" Der Präsident reichte ihm eine Feder und legte ihm eine von den Schriften hin, welche er unterzeichnete.

„In diesem Falle", fuhr der Herr fort, „hat Ihnen derselbe gute Freund oder Schützer, oder wie Sie ihn nennen wollen, eine Entschädigung zugedacht, die sie vermöge dieses Dokumentes als Eigenthum antreten wollen."

Er nahm das am Tische liegende Dokument und überreichte es Friedrich. Zu gleicher Zeit brachten zwei andere Herren eine große eisenbeschlagene Cassette, die sie auf den Tisch hoben.

„Sie werden hier die in dem Dokument benannte Summe finden und es steht bei Ihnen zu bestimmen, wohin Sie dieselbe geschafft wünschen".

„Ich möchte mir das erst überlegen und würde um kurze Bedenkzeit bitten", sagte Friedrich.

„Gewiß," entgegnete der Präsident", bis wann wollen Sie bestimmen"?

„Morgen!"

„Gut, sie werden mich morgen um diese Zeit wieder hier finden und die Cassette gegen einen Uebergabsschein empfangen".

Die zwei Herren nahmen den Geldschrein vom Tische und brachten ihn seitwärts in eine Vertiefung im Fußboden, die durch eine Art Fallthüre geschlossen wurde, so daß nur ein Eingeweihter dieselbe von den Brettern des Bodens unterscheiden konnte.

„Sie haben die Bemerkung in dem Dokumente wohl

gelesen," fügte der das Wort führende Herr bei, „daß Sie nämlich über den Besitz dieser Summe gebührende Verschwiegenheit halten, wie überhaupt alle Beziehungen, in die Sie zu dem unsichtbaren Freunde getreten sind und noch treten werden, Ihr alleiniges Geheimniß sind, ferner daß Sie diese Summe lediglich zum Privatgebrauche, nicht etwa politischen Agitationen und ähnlichen verwenden."

Friedrich nickte stumm bejahend.

„Ferner", schloß der Herr, „ermahne ich Sie im Namen unseres Mandanten, sich jederzeit seinen Wünschen und Aufträgen zu fügen, streng ehrenhaft und wie Sie bisher gewohnt waren, edelmüthig und menschenfreundlich aufzutreten, das Gute zu fördern und das Schlechte zu unterdrücken, wie das ja in der Aufgabe überhaupt liegt, die Sie sich gestellt haben und nicht irre zu werden, es mögen sich Ihnen was immer für Anfechtungen und Vorkommnisse in den Weg stellen. Sie haben in nächster Zukunft vielleicht Großes, Schweres vor sich, zeigen Sie sich stark und bewähren Sie sich als „Weltenstürmer", wie Sie den Anfang gemacht haben."

Friedrich faßte des Mannes dargebotene Hand.

„Wenn Sie, wie ich glaube, in näherem Verkehr mit meinem unsichtbaren Protektor stehen, so bitte ich Sie, ihm meinen ehrfurchtsvollsten Gruß zu bringen, ihm für seine Großmuth und Güte, wovon ich schon so glänzende Beweise erfahren, meinen wärmsten Dank abzustatten, ihm zu sagen, daß ich in Allem mich bemühen werde, seinen Wünschen nachzukommen und endlich ihm zu erkennen zu geben, daß ich es für mein höchstes Glück halten würde, den Edlen einmal von Angesicht zu Angesicht schauen zu dürfen!" sprach er. „Ich werde Alles nach Ihrem Wunsche ausrichten, nur das Letzte kann ich nicht, ich dürfte es nicht wagen," entgegnete der Herr lächelnd.

Inzwischen war außer dem Herrn und Friedrich Alles weggegangen, bis auf den Mann, der den Letzteren hergebracht hatte. Er löschte die einzige noch brennende Lampe

und nahm Friedrich, nachdem sich der Präsident von diesem verabschiedet hatte, wieder am Arm.

Schweigend wandelten sie den holperichten Fußsteig zurück und die Straße entlang, bis ihnen ein Wagen entgegenkam, der sie aufnahm und Friedrich wieder vor sein Hôtel brachte.

Allein kam dieser erst allmälig zum klaren Ueberdenken Alles dessen, was ihm neuerdings Sonderbares von dem „Unsichtbaren" beigekommen. Er war Herr eines für seine Verhältnisse beträchtlichen Vermögens gegen die einzige Bedingung, daß er seinen Reichthum und überhaupt seine Beziehung zu dem Spender verschweige. Er mußte Victor's Vermögen zurückgeben, das hieß soviel, als es sollte jede rückwirkende Beziehung zu der Verstorbenen und den Ihren aufhören. Man warnte ihn vor seinem Feinde und vor Veloccino so wohlmeinend und unterstützte diese Warnung durch thätlich bewiesenen Schutz.

Was konnte es sein, das diesen mächtigen, sich so eigenthümlich zeigenden „Unsichtbaren" gerade für ihn so einnahm, welche räthselhafte Stellung mußte er überhaupt zu diesem haben und woher stammte dieselbe?

Das war die ewig wiederkehrende Frage, die den jungen Mann fort und fort beschäftigte und die ihn wieder bis in die späte Nacht hinein unterhielt.

XI.

# Die beiden Freunde.

Der Ort, wo Peter Kurz als Anwalt wirkte, war, wie gesagt, ein kleines Provinzstädtchen, die Praxis, die er übte, war nicht ungeheuer groß, nährte aber ihren Mann und verschaffte dem Manne, der sie übte, in seinen Kreisen eine gewisse Distinction.

Peter Kurz war sehr beliebt, er war einer jener Rechtsverständigen, die das Recht als Recht, nicht als eine weiche formbare Masse behandeln, die sich nach Belieben kneten läßt. Er hatte ferner das Gesetz in der Hand, nicht ihn das Gesetz, das heißt: er kannte dasselbe so gründlich, daß er in jedem Falle sicher stand und im Voraus entscheiden konnte, ob die vorliegende Sache gewonnen werden könne oder nicht. Im ersteren Falle setzte er jedesmal seinen Antrag durch, den er mit einer seiner Gemüthsart sonst nicht vereinbarten Zähigkeit aufrecht erhielt, im anderen Falle war er ehrlich genug, dem Klienten mit aller Ueberzeugungskunst auseinanderzusetzen, daß er und warum er den Prozeß verlieren müsse und nahm so Keinem unnützes Geld ab.

Bei solcher Handlungsweise und durch den Ruf, den ihm einige schwer verwickelte Fälle, die er sehr bald erledigt hatte, brachten, konnte es nicht fehlen, daß er in kurzer Zeit eine Art Berühmtheit in der Umgegend erhalten mußte.

„Geht zum Doctor Kurz!“ hieß es, oder „was der Kurz sagt, das ist das Wahre.“ Auf seinen Namen selbst

hatten die Leute das Sprichwort gemünzt: „Das ist der Kurz und gut!“ sagte man.

Auf den Tag nun, an welchem Victor ihn mit ihrem Besuche so sehr verletzt und niedergeschmettert hatte, wo er den ganzen Tag wie ein Geistesschwacher im Stadtwäldchen herumgeirrt war und Abends sich mit der verzweifelten Resignation hinlegte — auf den Tag folgte eine lange traurige Nacht. Eine Nacht von sechstägiger Geistesabwesenheit.

Wach, körperlich wach, bei Bewußtsein, ging der Doctor mit eingefallenen Wangen, wirrem Haare, stieren Augen und schlotterndem Schritte wie ein Gespenst oder Blödsinniger umher. Er verrichtete alle körperlichen Funktionen, gab auf gewöhnliche Fragen ziemlich richtige Antworten, aber er war nicht im Stande, das Geringste in der Kanzlei zu arbeiten, etwas anzuordnen oder eine Auskunft zu ertheilen. Wie ein vollkommen Geistesarmer sah er die Akten und Bücher um sich an, als kenne er diese Dinge gar nicht, gab auf Geschäftsfragen seiner Leute gar keine oder so sinnlose Antworten, daß Niemand mehr wußte, was anzufangen sei und saß oft stundenlange in stumpfsinnigem Hinbrüten in seinem Zimmer oder ging unermüdlich durch das ganze Haus auf und ab.

In dem Maße dieß Benehmen des sonst so intelligenten und thätigen Mannes seinen Untergebenen und seiner näheren Umgebung auffiel, in gleichem Maße forschte und rieth man vergebens, was der Grund dieser traurigen Veränderung sein könne.

Freunde des Doctors, ihm näher stehende Bekannte drangen auf alle Weise in ihn; aber seine stereotype Antwort war: „Ich weiß nichts, ich weiß gar nichts!“

Dabei wurde sein Tiefsinn immer ausgebildeter und er stets wortkarger und einsilbiger und so reizbar, daß seine besten Bekannten nicht mehr mit ihm verkehren mochten. Man hatte sich berathen und den Entschluß gefaßt, das Geschäft einem Stellvertreter zu übergeben, den Anwalt selbst aber vorläufig einer ärztlichen Beobachtung zu unterstellen.

Es war der sechste Morgen dieses traurigen Zustandes, als eine Commission der Gerichtsbehörde in Begleitung des zukünftigen Amtsverwesers in der Kanzlei erschien, um die besprochene Funktion vorzunehmen.

Beim Erscheinen der Herren in der Kanzlei, in welcher Kurz eben anwesend war, überkam es ihn auf einmal wie ein wohlthätiger Lichtstrahl. Er ging den Eintretenden entgegen und fragte den die Commission leitenden Beamten:

„Was wünschen die Herren bei mir?“

Der Beamte konnte nicht umhin, in der möglichst schonenden Weise zu antworten, daß er gehört habe, der Herr Doctor sei zu leidend, um das anstrengende Geschäft vor der Hand allein zu führen, da er aber sich um keinen Verweser gemeldet habe, so sei er erbötig, ihm so lange als nöthig einen solchen zu stellen und wolle denselben hiemit einführen. Er erlaube sich bei der Gelegenheit, die Akten und Bücher, welche etwa durch die persönliche Abhaltung des Leidenden etwas gelitten haben möchten, oberflächlich einzusehen und bat den Advokaten um Entschuldigung.

Peter Kurz trat einen Schritt zurück.

„Oh, ich kenne das!“ rief er, „das soll heißen eine Commission, eine Untersuchung, eine Amts-Suspendirung. Warum? Weil ich leidend bin, sagen Sie mein Herr, das will mit anderen Worten sagen, weil ich geistesschwach, weil ich irrsinnig geworden bin. Sie täuschen sich vollkommen, meine Herren, und ich bedaure, daß Sie sich umsonst bemüht haben. Ich war zwar sehr leidend, das ist wahr, aber von Folgen für meine Praxis ist es nicht. Ich stelle Ihnen übrigens sämmtliches Material zur Einsicht, weil ich es nicht verweigern darf, für den Amtsverweser aber als Controlle muß ich herzlich danken, für die mir jetzt häufig angewachsene Arbeit habe ich wohl einen Hülfsarbeiter nöthig, den ich mir wohl selbst wählen werde, im Uebrigen werde ich die Herren von meiner Geistesfähigkeit in einigen Tagen überzeugen und Ihre wohlmeinende Besorgniß thatsächlich widerlegen.“

Der Untersuchungsbeamte sah den Sprechenden perplex an und theilte dann denselben erstaunten Blick mit den anderen Herren, die mit ihm gekommen waren. „So spricht doch kein Geisteskranker“ wollte er jedenfalls sagen.

Indeß legte Kurz selbst Buch um Buch vor und Akt um Akt, an dem gearbeitet worden war; der Beamte fand nichts Widersprechendes oder Anstößiges, denn Kurzens erster Schreiber hatte unter der Anleitung des Anwaltes, bei dem er seit Eröffnung der Praxis thätig war, solche Geschäfts-Routine erlangt, daß er die kleineren Conceptionsarbeiten leicht selbstständig fertig brachte und die Vertretungen und größeren Sachen waren theils vertagt und theils durch einen nahen Collegen Kurz's besorgt worden.

Die Commission zog sich zurück und der neue Anwalts-Substitut auch, Peter aber war von der Stunde an wieder der Alte. Er war mit dem Glockenschlage, oft viel früher an seinem Pulte und jede Mitternacht saß er noch an demselben. So wie er sich geistig momentan aufgerafft hatte, erholte er sich auch körperlich und so schnell sich das Gerücht verbreitet hatte, „der Doctor Kurz ist irrsinnig geworden“, ebenso rasch lief das Gegentheil um.

Bei aller Thätigkeit, die der junge Anwalt jetzt entwickelte, bei aller fieberhaften Arbeitswuth, die er nun an den Tag legte, verbarg er tief innen den Grund seiner Krankheit, der ihm wie ein abgebrochener Stachel im Herzen saß. Es war ein Leid, das nicht erstickt, nicht erdrückt werden konnte, das auch nicht mehr hell aufbrannte, sondern still im Inneren fortglimmte und fortwucherte. Tag um Tag forschte er an dem Briefträger schon von Weitem, Woche um Woche wartete er auf einen Brief von England herüber. Aber der Briefträger brachte nie etwas, keine Zeile kam von ihr über den Kanal herüber. Er fragte niemals, er vertraute keinem Menschen das Geringste über seinen Kummer, dazu war er zu stolz und das machte eben sein Leid noch drückender. Ein Schmerz, der von Keinem getheilt

wird, der ganz allein getragen werden muß, ist doppelt schwer und bitter, das empfand Peter nur zu gut.

Jeden Abend nach Sonnenuntergang schlich er hinaus vor's Thor und schleppte sich mit seiner Bürde im Herzen in das nahe Wäldchen. Da hatte er ein verstecktes Plätzchen, einen Felsblock auf moosigem Grunde unter zwei alten Buchen, das war sein Heiligthum. Da setzte er sich auf das weiche Moos, lehnte die brennende Stirne an den feuchtkalten Felsen, der nichts verrieth von dem, was er mit sich selber plauderte, dann ließ er Bild um Bild der schönen vergangenen Tage vorüberziehen, alle Träume, alles bange Hoffen und Sehnen, der liebe Engelskopf Victors tauchte auf, still lächelnd, sehnend, Liebe begehrend — ihr Bild schweifte mondscheingetränkt um ihn — dann plauderte er mit ihr, dann lachte er und weinte er wie ein Kind und betete zu dem Kreuze hinan, das er aus zwei Zweigen zusammengefügt und in den Fels gesteckt hatte. Um den Fels in das Moos steckte er frische Blumen in der Form eines Kranzes und in die zwei Buchen hatte er zwei Namen geschnitten, V. Z. (Victor Zamarowsky) in den einen Baum und P. K. (Peter Kurz) in den anderen.

Wenn dann die dunkle Nacht kam oder wenn der volle Mond durch die Buchenzweige brach, dann schlich er still fort von dem trauten Platze, auf dem verborgensten Wege durch den Wald und schlenderte durch das Thor, grüßte, lachte und plauderte mit den Leuten und verbarg seinen Schmerz so sorgfältig, daß er sie Alle täuschte, obgleich er lieber hätte vergehen mögen.

So war der Sommer umgegangen, so war's August geworden und es wurde schon Abends kühl auf dem feuchten Moos, die Buchenblätter schüttelte schon ein starker Wind und manche Blättlein fielen rothgelb herab. Aber das Kreuzlein stand im Felsen eingekeilt, wie die Sehnsucht in dem Herzen des Doctors und die Namen in den Buchenrinden fingen an zu vernarben, aber die Wunde in dem Herzen des armen Mannes, der sie eingeschnitten hatte, vernarbte nicht,

sie war noch so frisch wie am ersten Tage, denn er ließ sie ja nicht vernarben, er öffnete sie tagtäglich wieder.

So saß er auch eines Abends gegen das Ende des Monats August auf dem Moose ausgestreckt, den Kopf an den Fels gelehnt, und spielte mit seinen Phantasiebildern, die er vor sich wie Schmetterlinge gaukeln ließ. Zu seinen Füßen war ein Kranz von Nachtschatten und buntfarbigen Georginen aufgesteckt und ein scharfer Wind wehte Blatt um Blatt auf sein Haupt herab.

„Wenn ich auf alle diese Blättlein ihr schreiben könnte, wie sehr ich um sie leide und ein Wind wehte die Blättlein hinüber über den Ocean zu ihr!“ rief er. „Ob sie mich wohl erhören würde, ob sie nicht mehr käme!“ —

„Sie hat Dich erhört, armer Mann, denn sie hat Dich immer geliebt, sie ist aus Liebe zu Dir gestorben“, rief plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Wie eine Geisterstimme aus einer andern Welt klang's ihn an. Er fuhr auf, sah um sich und gewahrte einen ernsten hohen Mann vor sich.

„Wer ist da?“ fragte er erschreckt.

„Ein Bote von drüben!“ antwortete der Mann.

„Von drüben?“ wiederholte Kurz.

„Sie sprachen doch von Victor, Zamarowsky's Tochter?“ entgegnete der Fremde.

„Von ihr — jawohl von ihr; aber wie wissen Sie das?“

„Weil ich von ihr komme.“

„Von ihr?“

„Ich bringe Ihnen ihren letzten Scheidegruß, ihr letztes Wort der Liebe für Sie und dieses hier!“ Er übergab ihm ein kleines Päckchen.

„Und sie ist gestorben?“ fragte Peter zitternd.

„Gestorben, weil ihr Herz um Sie gebrochen war, um Sie, den Sie allein auf der Welt geliebt, dem sie treu geblieben bis zum letzten Hauche, diese Versicherung bringe ich Ihnen aus ihrem Munde.“

„Mich allein geliebt, mir treu geblieben —?“ stammelte Kurz; „aber sie war ja an einen Andern verheirathet —?“

„Niemals!“ sprach der Fremde. „Victor ist als Zamarowsky gestorben, trug nie einen anderen Namen und der, mit dem sie sich verband, dem sie aus falsch verstandenem, übergewissenhaftem Pflichtgefühl der Dankbarkeit folgte —“

„Nicht verheirathet? Nicht?“ flüsterte Kurz wie geistesabwesend dazwischen.

„Der Mann, an den sie sich gebunden wähnte, weil sie ihm früher ein Wort gegeben — hätte sie keinen Augenblick gehalten, wenn er hätte ahnen können, daß zwei Menschen so namenlos elend seinetwegen geworden wären. Es war ihre Schuld.“

„Victor, Victor mir treu geblieben bis zum letzten Hauche, sagen Sie? Und der Mann hätte sie nicht gehalten, wenn sie ihm ihre Liebe entdeckt hätte? — Wer sind Sie mein Herr?“ — fragte Kurz, als begriffe er erst langsam Alles.

„Ich?“ antwortete der Fremde, „ich bin der Mann, an den sie sich gebunden wähnte — Friedrich, genannt „von Gérard“.“

Kurz trat einen Schritt zurück und betrachtete Friedrich lange. „Sie sind der Mann, dem Victor folgte über das Meer hinüber und bloß aus Dank-Pflicht, nicht aus heimlicher Liebe und Sie hätten Sie freigegeben, wenn Sie gewußt hätten, daß wir uns lieben?“

„Es war ihr Geständniß in der letzten Stunde ihres Lebens.“

„O, edler, edler Mann, wie danke ich Ihnen für Ihren Willen nur, für jedes Wort aus ihrem Munde, für ihren Sterbegruß danke ich Ihnen tausendmal!“

Mit diesem Ausrufe stürzte er Friedrich zu Füßen und bedeckte seine Hände mit Küssen und Thränen.

Friedrich faßte ihn sanft aber kräftig an den Händen und zog ihn empor.

„Kommen Sie, Herr Kurz, es wird spät und kühl, wir können das Weitere ja wo anders besprechen.“

Kurz sah um sich.

„Sie haben recht, Herr,“ erwiderte er, „es wird spät und kühl, kommen Sie mit mir, das heißt, wenn ich Sie einladen darf, mit mir zu kommen in mein Haus und erzählen Sie mir Alles, Alles!“

„Ich nehme Ihr Anerbieten mit Vergnügen an,“ sprach Friedrich. Der heutige Abend gehöre dem Andenken der Verstorbenen, morgen aber wünschte ich Sie in wichtigen Geschäfts-Angelegenheiten zu sprechen.“

„Ich werde Ihnen in Allem zu Diensten sein, kommen Sie!“

Mit diesen Worten nahm Kurz Friedrichs Arm und beide gingen schweigend der Stadt zu.

„Ich muß Ihnen wahrhaftig gestehen, Herr Friedrich“, begann Kurz nach einer Weile, als sie in dessen Wohnung sich's bequem gemacht hatten, — „ich muß ihnen gestehen, daß Sie mich ordentlich erschreckt haben, als Sie mich so ansprachen.“

„Ich glaube es“, erwiderte dieser und ich besann mich auch lange, ob ich es thun sollte.“

„Sie standen länger hinter dem Felsen“?

„Ich belauschte Sie eine gute Zeit“.

„Aber wie kamen Sie auf den Einfall mich im Wäldchen aufzusuchen und wie konnten Sie mich auf der abgelegenen Stelle, die sonst kein Mensch betritt, finden“? fragte Kurz wieder.

„Das ging ganz einfach zu“, sagte Friedrich. „Ich kam Abends an und erkundigte mich nach Ihrer Wohnung, da ich Ihre Adresse von Viktor hatte. Die Wohnung war bald gefunden, aber ebenso bald überzeugte ich mich, daß Sie nicht anwesend waren. Ich fragte nach ihrem Weggange, aber Niemand konnte mir weiteren Aufschluß geben, als —

daß Sie eben spazieren gegangen seien. Ich aber hatte guten Grund, Sie heute noch zu sprechen, denn morgen im vollen Gange des Geschäftes war eine Mittheilung, wie ich Sie eben brachte, nicht passend. Abzuwarten bis Sie nach Hause kamen, war auch nicht gut thunlich, denn bei eingebrochener Nacht macht man doch keinen ersten Besuch. Es blieb mir also nichts übrig, als Sie aufzusuchen, wo Sie waren und das erfuhr ich zufällig durch zwei Knaben".

„Wie das"? fragte Kurz.

„Kinder", fragte ich den Jungen, hat keiner von Euch den Herrn Doctor Kurz gesehen, ich brauchte ihn schnell und muß ihn aufsuchen."

„Gesehen", erwiderte der Eine haben wir ihn nicht, aber wo er ist, wüßten wir schon".

„Wo"? fragte ich.

„Im Stadtwäldchen draußen, da ist er jeden Abend, wir sehen ihn oft, wenn wir Vögel stellen oder Reisig sammeln. Aber es ist ein wenig schwer zu finden, wo er seinen Aufenthalt hat".

„Wollt Ihr mich ein Stück begleiten"? fragte ich und bot ihnen eine Kleinigkeit.

„Bereitwilligst führten mich die Knaben bis in Ihre Nähe, wo ich sie zurückschickte."

„Die Bursche hatten mich belauscht, das dachte ich nicht", murmelte Kurz am Schlusse von Friedrichs Erzählung für sich hin.

„Sie werden darüber doch nicht böse sein!" warf Friedrich ein.

„Gott bewahre," entgegnete der Doktor, aber ich glaube, ich werde jetzt nicht mehr so oft Abends in den Wald gehen. Ich habe jetzt eine Reliquie, um die ich mir zu Hause einen Altar baue".

Er zog das Päckchen hervor, das ihm Friedrich eingehändigt hatte und das dieser von Viktor kurz vor ihrem Ende für Peter erhalten.

Es war ein einfaches weißes Papier mit einem rothen Seidenschnürchen umwunden und sorgfältig zugebunden. Er öffnete es, und nahm die schwarze Locke von Viktors Haar heraus, die auf ein feines Stück rosafarbenes Atlasband aufgeheftet war. Er küßte die Locke und legte sie bei Seite.

Das Zweite war ein zusammengefaltetes Blatt Papier, auf dem die Worte standen: „Trost, mein Freund, es gibt noch ein Leben und eine Liebe über dem Grabe“.

Das Dritte in dem Päckchen war ein Amulette, das Viktor jedenfalls von Kindheit auf bis wenige Stunden vor ihrem Tode getragen hatte.

Es war ein kleines viereckiges Säckchen aus Seidenzeug mit einer Schnur versehen, um es um den Hals zu hängen, und enthielt vielleicht eine heilige Reliquie, ein altes kräftiges Gebetlein oder sonst dergleichen, dem der fromme Glaube schützende Kraft beilegte.

Kurz legte die Gegenstände wieder in das Papier und betrachtete sie mit funkelnden Augen, wie den kostbarsten Schatz, während ihm Friedrich lächelnd zusah. Kurz bemerkte es und sagte leicht erröthend:

„Nicht war, mein Herr, Sie lachen über meine thörichte Einfalt, womit ich diese Dinge, wie ein Kind ein Weihnachts-Geschenk, anstaune. Es liegt eben ein trauriger Trost für mich in diesen kleinen Sachen — — — — es gibt noch ein Leben und eine Liebe über dem Grabe — — — —“

Er verstummte und sah wehmüthig vor sich hin, es schien, als ob das ganze Wesen dieses Mannes sich in eine einzige zarte tiefsinnige Elegie, in ein leise verklingendes Trauergedicht auflösen wollte, dessen Schluß der Tod oder Wahnsinn war.

Das dachte auch Friedrich und eben überlegte er, ob es nicht besser wäre, den Mann aus seiner trübseligen Stimmung durch irgend eine Frage gewaltsam aufzuscheuchen, als Kurz selbst begann:

„Sagen Sie mir doch, mein Herr, wann ist Viktor eigentlich gestorben“?

„Den letzten Mai gerade Morgens neun Uhr“, antwortete Friedrich.

„Ich glaube das stimmt überein, warten Sie einmal eiuen Augenblick“! rief Peter indem er in seinem Notizbuche blätterte. „Den 31. Mai, Morgens neun Uhr — ganz genau“, sagte er. „Ich hatte nämlich zu dieser Stunde ein auffallendes Begebniß. Wie immer, wenn ich nicht auswärts zu thun habe, saß ich an meinem Schreibtische und arbeitete. Ich dachte, so viel ich weiß, in dem Augenblicke gewiß nicht an Viktor. Auf einmal pochte es an meine Thüre, so daß ich „Herein“ rief. Da aber Niemand kam, so glaubte ich mich geirrt zu haben und arbeitete fort. Aber bald darauf hörte ich meinen Namen rufen, es schien mir halblaut, aber ganz deutlich. Ich sah auf, es war aber Niemand im Zimmer. Zu gleicher Zeit schlug mir gleichsam eine unsichtbare Hand den Akt zu, an dem ich arbeitete.

Wohl etwas verdutzt, öffnete ich ihn wieder, aber er ward eben so zugeschlagen und noch ein drittes Mal. Ich gestehe, daß es mir etwas unheimlich wurde und ich wollte vom Schreibtische wegtreten, als etwas rauschend durch das Zimmer strich und wehmüthig stöhnte.

Allerdings fiel mir dabei das sogenannte „Anmelden“ von Sterbenden ein; aber ich hätte nie geglaubt, daß Viktor so jung und so in der Blüthe sterben würde und doch — da sehen Sie es. Ich habe mir Tag und Stunde des Vorfalles notirt — es war Viktor“.

Peter Kurz machte nach dieser Erzählung wieder Miene, in sein voriges Hinbrüten zurückzufallen, aber Friedrich verhinderte ihn daran, indem er ihn liebreich auf alle mögliche Weise zu erheitern suchte.

Es war spät, als er aufstand, um in das Gasthaus, wo er abgestiegen war, zurückzukehren, Kurz aber ließ es durchaus nicht zu, er mußte trotz allen Sträubens sein Gast

bleiben und der Anwalt selbst führte ihn in sein gut ausgestattetes Fremdenzimmer.

Auf den aufgeregten Abend und die kurze Nacht schlief der Gast ziemlich lange und es war schon vorgerückte Zeit, als Kurz ihn zum Frühstück rief.

Bei demselben und nachher wurde der geschäftliche Theil des Besuches besorgt.

Kurz erklärte sich bereit, das von Friedrich angegebene Vermögen der Verstorbenen in Empfang zu nehmen, und zur Uebermittlung an ihre Verwandten die nöthigen Schritte zu thun.

Nochmals bat Friedrich Kurz die von Viktor eigenhändig erhaltenen Dokumente zu behalten und in jedem vorkommenden Falle für ihren Namen oder ihre Hinterlassenen zu wirken. Kurz versprach auch diesen Wunsch zu erfüllen.

„Somit sagte der Erstere, wäre das Testament der Verstorbenen von meiner Seite erfüllt und ich betrachte mich als los und ledig. Was ich bei und nach ihrem Leben thun konnte, ist auf's gewissenhafteste geschehen. Ich bedaure nur, daß ihre übertriebene Charakterfestigkeit mich hinderte, zwei Menschen sehr glücklich zu machen, so glücklich vielleicht, als sie im Gegentheile elend und unglücklich geworden sind".

Er machte eine kleine Pause, sah Kurz freundlich an und fuhr dann fort, diesem die Hand reichend:

„Nicht wahr, Sie verzeihen mir, Herr Doktor und geben mir das Zeugniß, daß von mir aus Ihrem und Viktors Glück nichts im Wege gestanden hätte"?

„Von ganzem Herzen, mein edler Freund — wenn ich Sie so nennen darf — noch mehr, ich bitte Sie um Verzeihung wegen des geheimen Grolls, den ich — ich gestehe es — manchmal gegen den glücklichen Besitzer von Viktors Herz und Hand hegte".

Indem er dieß sprach, drückte Kurz die Hand Friedrichs warm und innig.

Beide Männer schlossen nun ein edles, inniges Freundschaftsbündniß und so erhielt Kurz für den Verlust der Geliebten einen freundlichen Tröster und wohlmeinenden Rathgeber, Friedrich aber einen gleich würdigen Ersatz für Ambros, den ein unglücklicher Augenblick ihm geraubt hatte.

Bald darauf verließ Friedrich den neugewonnenen Freund in der glücklichsten Stimmung über die segensvolle Mission, die er eben vollbracht, indem er sichtlichen Trost und Linderung in das verletzte Gemüth eines braven Mannes gebracht und unter den heiligsten Versicherungen, sich jederzeit in allen Wechselfällen des Lebens als treue Freunde gegenseitig zu unterstützen und beizustehen, trennten sie sich.

XII.

# Eine geheime Mahnung.

Friedrich war nun mit seinen Privat-Angelegenheiten fertig geworden.

Mit Viktor hatte er abgeschlossen und ein Abschnitt seines Lebens lag seit dem Abschied von Peter Kurz hinter ihm. Es war eine Art Genugthuung für ihn, die sich wirbelnden und drängenden Ereignisse, in welche ihn das Zusammentreffen mit dem merkwürdigen Mädchen verwickelt hatte, als zurückgelegt überschauen zu können.

Das Vermögen, das ihm durch den Unsichtbaren so großmüthig zugestellt worden war, hatte er Anfangs im Sinne gehabt, selbst zu verwalten und bei Morgenstern zu hinterlegen, dem damit gewiß ein Nutzen geschehen wäre, aber eine Ahnung sagte ihm, daß bei Morgenstern, eben weil er ein Bruder des geheimen Bundes war, die Sicherheit und Verschwiegenheit bei möglichen Zufälligkeiten, die einem so bewegten Manne, wie der Banquier der geheimen Gesellschaft, leichter als irgendwo gefährdet war. Er war schnell anders besonnen, holte am bezeichneten Abend die Cassete ab, und ließ sie zu einem ihm bekannten Manne bringen, der die Verwaltung übernahm uub die Verpflichtung einging, nur auf persönliche Anforderungen Friedrichs und nur diesem etwaige verlangte Summen auszufolgen. So war auch der schwierige Punkt geordnet.

Ambros wußte er abgereist und er glaubte, es sich

deuten zu dürfen, daß dieser seinetwegen die Stadt verlassen habe. Auch für ein nicht so bald mögliches unangenehmes Zusammentreffen von dieser Seite war also gesorgt.

Nichts mehr drückte ihn sonst und er konnte nun beginnen, auf der vorgesteckten schwierigen Laufbahn die nächsten Schritte zu wagen, Aber dennoch war es ihm, als läge noch eine Verpflichtung lastend auf ihm, die er vorher erfüllen müsse, ja, daß von der Genügeleistung dieser seine glückliche Zukunft abhinge.

Oefter war er schon an dem hohen düstern Hause in dem Gäßchen vorüber gegangen, wo er nach dem Austritte aus Meister Joachim's Hause Unterkunft gefunden. Verschiedene Male hatte er schon den Fuß auf die steinernen Stufen unter der Hausthüre gesetzt, es zog ihn hinauf zu der alten treuen Freundin, aber die Aussicht einer unangenehmen Begegnung hielt ihn immer ab.

Eines Nachmittags aber überwog dieses Drängen jeden Nebengedanken und eiligen Schrittes, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, ging der junge Mann auf das Haus zu. Er hatte sich fest vorgenommen, den Besuch unter aller Bedingung zu machen und was kommen möge zu ertragen. Hatte er doch so viele, mitunter harte Sträuße im Leben ausgefochten, warum sollte er gerade vor einigen gerechtfertigten Vorwürfen einer bewährten treuen Freundin zurückschrecken. Dennoch stieg er zaudernd die vier Treppen hinan und mit einer gewissen Ueberwindung faßte er den eisernen Klöpfer.

Bald hörte er den schlürfenden Schritt, der ihm noch bekannt war und sofort öffnete sich die Thüre.

Das bekannte Gesicht erschien und es brauchte keiner weiteren Frage und Auskunft.

„Friedrich, bist Du's endlich doch einmal!“ sprach Frau Rose und ließ den Besuch in's Zimmer treten.

Hier war noch Alles, wie an dem Abende, wo er Abschied genommen hatte; kein Stuhl stand anders, selbst die alte Schwarzwälder Uhr, die beim Abschiede des jungen

Mannes mit dem Schlage fünf stehen geblieben war, zeigte noch auf fünf.

Frau Rose machte weder finstere noch besonders freundliche Miene über den Besuch, sie gab kein Erstaunen, aber auch keinen Unwillen kund, sondern holte einen Stuhl herbei und lud Friedrich ein, sich niederzusetzen.

„Nicht wahr, ich habe lange nichts von mir hören lassen, Rose?" fing dieser etwas verlegen das Gespräch an.

„Lange", entgegnete Rose — „ich denke, Du hast eben gar nichts von Dir hören lassen."

„Ich weiß, daß das recht unartig von mir ist", eigentlich aufrichtig gesagt, undankbar, aber" —

„Aber", unterbrach den Zurückgekehrten die Alte, „es ging eben nicht. In einer Lage, wie Du Dich seither befandest, ist das eben zu entschuldigen, Du hast mit Dir selbst genug zu thun gehabt und da ist Dir natürlich keine Zeit geblieben, an eine alte einfältige Person zu schreiben, wie ich, oder sie bei Deinem Hiersein zu besuchen."

Friedrich wußte nicht, sollte er diese Auslassung für Ernst oder Ironie halten.

„In der That", entgegnete er, „ich hatte fast nicht Zeit, beste Rosa, es ist wirklich wahr. Wenn Du Alles wüßtest, was ich die Zeit durchlebt habe —"

„Ich weiß das, Friedrich, so gut wie Du, unterbrach ihn Frau Rose, und ich könnte Dir jeden Tag verzeichnen, seit Du fort bist! — Uebrigens bist Du jetzt da und das ist gut — sieh, um die fünfte Stunde blieb die Uhr stehen, als Du fortgingst, jetzt ist es wieder um die Stunde, das soll ein Zeichen sein." Sie ging hin und trieb den Perpendikel der Schwarzwälderin an; das alte Räderwerk machte einen geräuschvollen Ruck und ging fort.

„Ich erwartete Dich aber auch gar nicht", fuhr sie weiter. „Ich sagte Dir damals, wenn eine Stunde kommen würde, wo Du Dir nimmer zu rathen und zu helfen weißt, so wende Dich an die alte Rose und die weiß vielleicht noch einen Rath. Diese Stunde scheint mir aber noch nicht ge=

kommen, denn vielmehr bist Du im vollen Glücke, soviel ich weiß."

„Und doch", wendete Friedrich ein, „schien mir die Stunde gekommen, denn, ich muß es gestehen, es ließ mir keine Ruhe, bis ich da heraufging, es war ein Drängen wie das Mahnen einer inneren Stimme, das mich trieb."

„Das beweist eben, daß Du bei Allem doch treu und anhänglich an die Alte geblieben bist. Es wird Dir auch nicht zum Schaden sein, eine Stunde, die Du mit mir verplauderst, ist auch nicht verloren."

„Wie hat es Dir immer ergangen, die Zeit über?" fragte der junge Mann.

„Mir?" antwortete Rosa, „wie es eben einer alten Person ergehen kann, nicht gut und nicht schlimm, immer gleich fort, Du weißt ja wie ich lebe."

Friedrich merkte, daß trotz der alten gewohnten Geneigtheit der Frau Rose und seinem besten Willen kein rechtes Gespräch in Zug kommen wollte. Waren sie sich doch im Laufe der Zeit fremder geworden oder fehlte es am Zutrauen von beiden Seiten oder wartete die Alte nur auf die richtig gestellten Fragen? Sie war einmal so eine Natur, der man entgegenkommen mußte. Friedrich schien das Letztere zu vermuthen, er sann eine Weile, dann begann er:

„Rosa, Du hast mir dortmals bei meinem Abschiede Allerlei angedeutet, in unverständlichen Bildern und abgerissenen Sätzen zwar nur, aber ich habe diese Andeutungen treu in mir bewahrt und ich glaube zuversichtlich, daß Du es bist, die mir allein Aufschluß über meine Vergangenheit und Zukunft, über meine erste Jugend und über mein mir bevorstehendes Ende geben kann. Du sagtest vorhin, die Stunde, wo ich keinen Rath noch Hülfe wüßte und zu Dir kommen sollte, wäre noch nicht da, aber ich bin dennoch in einer Lage, die mich Dein Wissen in Anspruch nehmen heißt. Wenn Du, wie Du vorhin selber sagtest, mein Leben und Wirken die kurze Zeit meines Außenseins so genau kennst, wie ich selbst, obgleich ich nicht weiß, woher, so mußt Du

auch wissen, daß ich jetzt in einer sehr ernsten Stellung mich befinde, daß ich an einem Wendepunkte meines Lebens stehe —"

„An den Du Dich selbst gestellt hast", unterbrach Frau Rose.

„Ich nicht, das Schicksal!" entgegnete Friedrich. „Und ich befinde mich wirklich im Drange. Wirst Du mir sagen können, was aus dem großen Plane wird, den ich mir vorgesteckt, wird die Zukunft meinem Werke Glück bringen oder Verderben?"

„Sonderbar", lächelte die alte Frau, „daß Ihr grundverständigen Leute immer im Augenblicke, da es gilt, den Kopf verliert und zu mir um Rath und Auskunft kommt. Bin ich denn Gott, bin ich allwissend? Kann ich sagen, das geschieht und das nicht — Du und der geheime Bund werden die Welt stürmen und die Ordnung der Dinge, wie sie jetzt besteht, umkehren, oder man wird Euch mit Euren großen Plänen und riesigen Gedanken, ohne nur das Wenigste erreicht zu haben, in den Staub treten, in den Staub der Vergessenheit? Kann ich das wissen und sagen?"

„Du weichst absichtlich meinen Fragen aus, Rosa", sagte Friedrich, „ich und wir Alle, die zu Dir kommen, wissen, daß Du so wenig wie irgend ein Sterblicher solche Dinge voraussagen kannst, aber es geht eine Ahnung zu uns, daß Du die Gabe besitzest, mit richtigem Gefühle die nächste Zukunft zu beurtheilen, zu sagen: „das beginne, das ist gut, das lasse, das ist nicht vom Guten". Also meinte ich, als ich Dich fragte. Ich stehe zum Beispiel im Zweifel, ob ich mit meiner kühnen Idee vor den Bund treten soll, ob ich mit derselben, die eine Aenderung verlangt, die dem schroffen Geiste Mazzini's widerspricht, durchdringen werde oder ob ich vorderhand für mich arbeiten soll und vielleicht einen günstigen Augenblick abwarten, in dem sich meine Schöpfung wie die Woge selbst Bahn durch das Grundwasser bricht. Was glaubst Du?" —

„Ich glaube", erwiderte Rose, daß Du das Letztere thun sollst, denn ich habe in den Tagen erst Mazzini gehört,

der unbeugsam auf seinen starren Ideen beharrt und ebenfalls von mir Rath verlangte. Ich sagte ihm geradezu, daß Manches nicht so gehen könne, wie er denke und daß ein bei Seite Lenken räthlicher erscheine. Er aber wollte davon nichts wissen und ging.

Ich glaube, daß in dem Bunde Manches anders werden wird. Es gährt, wie man sagt, und vielleicht wenn Du mit Deinen neuen Plänen eintrittst, wenn die Gährung das, was hinaus muß, abgeschieden hat, wird's besser sein."

„Ich danke Dir, das wollte ich wissen und so werde ich thun", sprach Friedrich.

„Ferner drängt sich mir seit einiger Zeit immer öfter eine peinliche Frage auf, zu der ich eigentlich mehr als zu jeder anderen berechtigt bin und die mir Niemand außer Dir, wie ich glaube, beantworten kann. Diese Frage betrifft nichts anders als meine Geburt, meine Herkunft, meine Stellnng zur Welt. Ich habe von Meister Joachim an dem Tage, an welchem ich von ihm ging, ein Papier erhalten in einer fremden Sprache geschrieben, aber in dem Augenblicke als ich beschlossen hatte, es mir entziffern zu lassen, wurde mir dasselbe abgefordert und ich folgte der Forderung —"

„Du mußtest folgen, weil es im Gegentheile Dir von keinem Nutzen gewesen wäre", unterbrach ihn die Alte bestimmt.

„Ich habe bis jetzt von dieser räthselhaften Seite soviel Gutes erfahren, daß ich von der wohlwollenden Beziehung überzeugt bin, aber dennoch drängt es mich, zu wissen, wer mein Vater und meine Mutter waren, welche Stellung ich eigentlich zum Leben einnehme und was ich von der Zukunft zu erwarten habe", fuhr Friedrich fort.

„Und ich könnte Dir das Alles wohl sagen, aber ich darf es nicht", erwiderte Frau Rose. „Es genügt Dir, wenn ich sage, ich darf es nicht. Das wird wohl ein Geheimniß bleiben müssen lange Zeit, bis es vielleicht irgend dem Zufalle oder einem besonderen Ereignisse gefallen wird, den Schleier zu lüften.

Würdest Du jetzt wissen, was Du so sehnlich zu wissen verlangst, so wäre es vielleicht um Deine Zukunft geschehen, Du würdest am Ende wie ein lichtscheuer Vogel Dich in dem Scheine, der Dir aufginge, verrennen und an der Flamme, die Du als Dein Heil betrachtetest, Dich verbrennen. Das wirst Du nicht wollen, nicht wahr, darum stelle die Frage nicht mehr und quäle Dich selber mit dem Skrupel nimmer!" —

Diese Worte der Alten waren in so gütigem und dabei doch so entschieden ernstem Tone gesprochen, daß der junge Mann ordentlich davon eingenommen war. Er schwieg und in seinem zu Boden geschlagenen Blicke mochte wohl ein stiller aber schwerer Kampf sich ausdrücken.

Einige Zeit blieb Friedrich stumm und auch Rosa saß ihm schweigend gegenüber, der berührte Gegenstand schien das Gespräch auf's Neue abgeschnitten zu haben.

Eine vielgebrauchte Manier, sich aus der Verlegenheit einer Gesprächsstockung zu ziehen, benützte der Gast; er sah plötzlich auf die Uhr und sagte, daß er nun leider gehen müsse.

„Etwas wollte ich Dich noch fragen, Rosa", sprach Friedrich, sich über die Lehne des Stuhles beugend, von dem er eben aufgestanden war.

„Nun?" fragte Frau Rose.

„Ich wohne im Gasthause", fuhr er fort. „Das ist, abgesehen davon, daß es theuer ist, sehr unbequem. Wenn ich das Kämmerlein, das ich früher bei Dir hatte, wieder haben könnte —"

„Das kannst Du nicht", antwortete die Frau schnell.

„Warum?" fragte Friedrich ebenso.

„Weil ich es selber nöthig habe", antwortete Rosa. „So gerne ich Dich bei mir hätte, aber ich kann das Kämmerlein nicht mehr entbehren. Auch glaube ich nicht, daß es Dein Ernst ist", fügte sie lächelnd hinzu. „Könnte es Dir bei der wunderlichen Alten denn noch gefallen?"

„Gerade dieses Kämmerlein wäre mir lieb gewesen", sprach Friedrich bedenklich. Ich habe so manche Erinnerung, die sich an das stille Dachkämmerchen knüpfte."

Es lag eine so große Aufrichtigkeit in diesen Worten des jungen Mannes, daß die Freundin wie bedauernd zu ihm sagte: „Sei ruhig, Friedrich, ich will Dir morgen um eine Wohnung sehen, daß Du zufrieden sein sollst und wenn es Dich verlangt, in dem Dachstübchen hier oben zu sein, so komme wann Du willst zu mir."

Friedrich faßte die Hand der Alten und drückte sie treuherzig, dann wandte er sich zur Thüre. Aber als habe er etwas vergessen, kehrte er schnell um und sprach etwas verlegen:

„Rosa — ich möchte Dir noch etwas sagen, ich wollte es eigentlich gleich anfangs, aber wir kamen zu schnell auf Anderes — siehst Du", zögerte er, „ich bin jetzt, ich darf sagen, reich und Du scheinst mir nicht gerade in den besten Verhältnissen zu leben. Ich traute mir eigentlich das Anerbieten nicht zu machen, denn ich kenne Dich — dennoch, wenn Du bestimmen wolltest, mit welcher Summe ich Dir dienen kann, sie steht Dir zur Verfügung!" —

„Du guter Bursche!" rief Frau Rose. „Bei Gott, Du hast das alte Herz noch!" —

„Laß das", sagte Friedrich, „es ist nur meine Schuld, die ich abtrage für das viele Liebe, was Du mir erwiesen, also sprich:

„Nein, Friedrich", entgegnete die Frau, „ich danke Dir für Deinen guten Willen, aber Geld brauche ich nicht. Ich habe genug, um bei meinem genügsamen Leben auszukommen und wenn ich mehr brauchen sollte", setzte sie bedeutsam hinzu, „glaubst Du, mir stünde nicht jeden Augenblick zu Gebote, was ich verlangte?"

Friedrich sah sie verdutzt an und schwieg. Von Neuem wurde er über die Verhältnisse der Alten, die er früher für die einfachsten, unbedeutendsten von der Welt gehalten hatte, in räthselhaftes Dunkel geführt.

Mit einem leisen „Guten Abend!" ging er hinweg.

Der Besuch, der ihn so gedrückt, war gemacht und leichteren Herzens verließ er das finstere Haus. Er hatte

sie wiedergesehen, die Freundin seiner Jugendjahre, die ihm Vertraute, Mutter, Rathgeberin und Alles war, sie war noch immer wie damals und doch war's nimmer ganz so wie damals, es mußte sich etwas Fremdartiges zwischen sie gedrängt haben, ein unbewußtes Etwas.

Friedrich kehrte nicht mit jener Befriedigung zurück, die man nach Erfüllung aller seiner Pflichten fühlt. Es war ihm immer noch, als hätte er etwas Schweres vor sich, als wäre es nicht der Besuch bei der alten Rosa allein, was ihn nicht zur Ruhe kommen ließ, und dieser geheime Mahner folgte ihm fort und fort und begleitete ihn bis in den späten Schlaf.

---

In dem dunkeln finstern Hause in der Nähe dessen der Frau Rose, da wo früher der Jude Levi Meier gewohnt hatte, war jetzt Manches anders geworden. Von außen war das Haus noch so schmutzig grau, die Thüre noch so plump und schwerfällig, die Staffeln der Treppe noch so ausgetreten und holperig wie zu Levi's Zeiten, auch die Blechkapsel war noch am Thürstocke des ersten Stockwerkes, aber wenn sich die Thüre öffnete, hörte das Alte auf. Meier Levi, dem das Haus gehört hatte, hatte Erben hinterlassen, lachende Erben, entfernte Anverwandte, die sich sofort in die Schätze theilten und Einer hatte das Haus und einen Theil des Vermögens genommen, während der Andere (von zwei Brüdern) mit der größeren Hälfte des Geldes fortzog.

Der Besitzer des Hauses hatte seine Wohnung in die des alten Meier Levi verlegt und sich nach dem Geschmack der Neuzeit eingerichtet, er konnte es ja mit dem Gelde des alten Levi.

Da wo man früher von der Treppe aus in eine räucherige Küche mit ausgetretenem Ziegelpflaster kam, war jetzt ein freundliches Vorzimmer mit Blumen-Etagen, Spiegeln und Bildern eingerichtet, der große Feuerherd war weg und an seine Stelle hatte man einen hübschen welschen Kamin

mit reichverziertem Sims gesetzt. Da aber die Küche dunkel war, so hatte man ihr Licht gegeben, indem man die Thüre, die von hier in Meier Levi's Wohnzimmer führte, ausgehoben und durch schöne Portièren ersetzt hatte, die immer zurückgeschlagen waren, so daß man sogleich beim Eintritte in das zum Salon umgewandelte Wohnzimmer sah, welches elegant tapezirt, mit feinen Teppichen belegt und mit den schönsten Bildern und Möbeln versehen war. Da wo Meier Levi seinen Tisch hatte mit dem alten dicken Buche, den Schreibereien und dem staubigen großen Tintenfasse, stand jetzt ein kleines Comptoir. Auch der große alte Kachelofen war verschwunden und hatte einem anderen zierlichen Platz gemacht.

Jene Tapetenthüre von plumpen Dielen, die in das geheime Wartzimmer führte, war auch durch eine Portière ersetzt und das Prunkzimmer Levi's hatte zu den alten schönen Gegenständen noch manche Zuthat bekommen. Die Thüre aber gegenüber, die eisenbeschlagene, die zu Meier Levi's Kassa führte, war auch nicht mehr — und die Kasse selbst — das schmale finstere Gewölbe, wo die eisernen Truhen und die Koffer und Kästlein standen, — was war daraus geworden? Wer wußte es? Wo die Thüre einst war, stand jetzt ein eleganter feuer- und einbruchsicherer Geld- und Dokumenten-Schrank.

An demselben Abend, wo Friedrich Frau Rosa besuchte, aber später, saßen in dem Salon Herr Wolf Pittmann, der jetzige Besitzer und seine junge Frau, die schöne Judith, um die sich Aaron Fix und Moses Stern an jenem Ballabend bei Simeon tödteten. Judith war wohl andern Sinnes gewesen, aber der Vater Morgenstern schätzte den reichen Erben Levi Meier's und gab ihm seine Tochter — er war nicht schön und nicht geistreich, dieser Wolf Pittmann, aber er war reich und ein guter Geschäftsmann und Judith Morgenstern machte eine gute Partie.

Der Schwiegervater saß in dem weichen, kirschrothen Plüsch-Fauteuil und wiegte sich behaglich mit der Cigarre im Munde.

„Was thust Du jetzt mit den Schuldnern vom alten Levi, die noch außen sind?“ fragte Morgenstern.

„Mit den Schulden?“ sagte der Mann Judiths — „ja, es ist bei Gott wahr, er hat so schlechte Bücher geführt — er hat's gewußt, aber kein Mensch kennt sich aus. Da steht in dem großen Einschreibbuch eine Schuld von einer Fürstin von zehntausend Thaler mit Depositen. Die Depositen sind da und die Schuld ist auch da, aber man findet keine Fürstin und ein Rath Milizius, der mit unterzeichnet ist, ist auch nicht zu finden, ich habe schon ein paar Mal geschrieben nach Friedrichsdorf, das soll da sein in den preußischen Fürstenthümern. Ist immer zurückgekommen „unbekannt.“

Morgenstern wandte sich seitwärts und biß in die Cigarre.

„Und was thust Du mit den Depositen?“ fragte er.

„Es ist die Zeit dreimal vorbei, ich werde sie versteigern.“

„Und so ist viel in dem großen Buch, wo man nicht weiß wo die Schuldner sind und ob bezahlt ist oder nicht“, eiferte der Erbe Levi's, „ich weiß nicht, wie der Mann ist so reich geworden bei der schlechten Buchführung.“

„Der Herr hat's gesegnet dem Manne“, sagte Morgenstern und stand auf.

„Der Herr hat's gesegnet“, antwortete der Schwiegersohn, „und ich glaub' er segnet's mir auch mit Mühe und Plag.“

„Sei still, Wolf Pittmann, Du weißt, es ist ein geheimer Mahner und vielleicht geschieht noch was Großes,“ flüsterte Morgenstern.

„Es ist ein geheimer Mahner, ich weiß“, erwiederte Wolf ebenso geheimnißvoll.

Morgenstern verließ das Haus und ging der Hauptstraße zu.

Zwei Männer gingen vor ihm her, die eifrig sprachen. Es war der Professor und Simeon. Morgenstern gesellte sich zu ihnen und nahm Theil an dem Gespräche.

„Was denkst Du Simeon, was nun wird aus unseren Sachen?“ fragte der Hinzugekommene — „ich kann Dir sagen, mir kommt es vor, als stünde Alles auf der Spitze“.

„Kannst Recht haben, Morgenstern“, antwortete der Professor, „es steht auf der Spitze — es steht Alles auf dem Spiel. Die Mine ist geladen und wartet nur auf die brennende Lunte, die angelegt wird, um das morsche Gebäude in die Luft zu sprengen.“

„Es wird eine große Explosion geben,“ fügte Simeon bei, „bei der wohl auch viele von den Unseren zu Grunde gehen werden.“

„Das geht nicht anders“, entgegnete der Professor, „jeder Kampf fordert Opfer und wenn auch die Opfer die sind, die vorne an dem Eingang der Mine stehen, wie wir“.

„Opfer?“ sagte Morgenstern — „Ihr meint wir gehen zu Grunde?“

„Es wird Manchem etwas kosten, sagte der Professor, „ein so großartiges Unternehmen schlägt sich immer auf den Ausgangspunkt zurück.“

„Wir können zum Beispiel um unser Eigenthum kommen, um Gut und Geld?“ fragte Morgenstern ängstlich.

„Um Freiheit und auch — um das Leben! antwortete der Professor.

Morgenstern schwieg.

„Es ist nicht zu vergessen, daß dann, wenn also geschieht, die Sache gegründet und hergestellt ist, daß auf den Leichen, Trümmern und Gräbern das neue Reich erstanden ist, und daß dann nicht mehr die einigen Hundert Brüder des geheimen Bundes existiren, sondern daß ein großes, ungeheueres Weltreich von Gleichgesinnten dasteht, das gegenseitig alle Leiden lindert, alle Opfer ersetzt, die der Kampf gekostet hat“, sprach Simeon.

„Und worin wird der Kampf bestehen, wie wird das alte Reich in die Luft fliegen?“ fragte der Jude wieder.

„Das ist so schwer zu bestimmen“, sagte der Professor, „als der beste Mineur nicht gewiß sagen kann, da und dort

muß die Explosion ein Loch reißen. Es geschieht der Umsturz und das ist Alles."

„Man kann es wohl sagen," entgegnete Simeon, „wofür sind dann die Millionen verwendet worden? Sind nicht an allen Punkten Europa's wenigstens Stellen errichtet, von denen aus zu gleicher Zeit die Angriffe auf die Gewaltherrschaften losbrennen werden."

„Alle Länder? An einem Tage? Alle Throne gestürzt, alle Feinde des Menschenrechts niedergemacht?" rief Morgenstern.

„Es wird ein Gräuel der Verwüstung werden, der um so schrecklicher wirkt, als Keiner von denen, die es betrifft, darauf vorbereitet sein kann, Keiner dem Andern zu helfen im Stande ist," sprach der Professor begeistert.

„Und wann wird es sein?" entgegnete der Banquier wieder fragend.

„Wann? Bald!" flüsterte der Professor. „Es muß erst an allen Orten reif zum Ausbruch sein. Von Friedrich haben wir gute Früchte aus Frankreich und England, Italien, Spanien, Oesterreich sind bereits fertig. Bei uns im deutschen Reich hält es am schwersten. Aber es muß werden und zwar so bald als thunlich, bis der Frühling wieder kommt müssen die Bäume auf dem neuen Weltreiche blühen!"

„Friedrich!" unterbrach Simeon. „Er soll ja an acht Tagen schon zurück sein und hat sich noch nicht öffentlich in einer Versammlung sehen lassen — was bedeutet das?"

„Er ist bei uns gewesen und hat uns Alles klar und anschaulich dargestellt, sein Wirken und den Stand der Dinge. Er ist ein Genie und ich hätte nie geglaubt, daß aus dem jungen Menschen so eine tüchtige Kraft würde", sprach der Professor. „Er hat nun seine Familien-Angelegenheiten in Ordnung gebracht und wird nächster Tage in einer größeren Versammlung des geheimen Bundes erscheinen."

Während die drei Männer so angelegentlichst plauderten, kamen sie vor Simeons Haus.

Morgenstern und der Professor nahmen Abschied und

wollten eben gehen, als ein klägliches Wimmern sich in der Nähe des Hauses hören ließ.

Die drei Männer sahen nach und fanden zusammengekrümmt in dem Chaussègraben (Simeons Haus stand in der Vorstadt) einen Mann liegen, der augenscheinlich von der Cholera, die um diese Zeit am ärgsten wüthete, befallen war.

„Was ist da?“ rief der Professor, den Mann anrührend.

„Hilfe, Rettung, Barmherzigkeit, um Gotteswillen!“ wimmerte der am Boden Liegende, sich krampfhaft windend.

„Was fehlt Euch?“ fragte Morgenstern.

„Fragt nicht lange, tragt ihn herein“, rief Simeon, das Thor öffnend.

Der Professor und Morgenstern hoben den Fremden auf und brachten ihn in ein Zimmer im Erdgeschosse von Simeons Haus. Simeon setzte sofort Alles in Bewegung. Der Mann hatte wirklich die Cholera in einem bedeutenden Stadium.

„Was machtet Ihr da?“ fragte der Hausherr, als auf die Hilfeleistung einige Besserung im Befinden des Kranken eingetreten war.

„Ich wollte zum Arzte gehen, aber ich erreichte die Besuchstation nimmer,“ antwortete der Kranke.

„Warum ginget Ihr aber selbst, schicktet nicht?“ fragte der Professor.

„Weil ich Niemand habe. Meine Frau liegt todt, seit heute Morgen und die Kinder sind kränker wie ich“.

„Hattet Ihr denn früher zu Frau und Kindern keinen Arzt?“

„Es kam Keiner.“

„Warum?“

„Weil wahrscheinlich Keiner unsere Wohnung fand.“

„Wie so?“

„In den Keller hinunter, wo wir wohnen, kommt Niemand.“

„In den Keller? Wie kommt Ihr da hinab?“

„Aus Barmherzigkeit, weil uns der Hausherr, wo wir

erst wohnten aus dem Hause jagte und uns fast Alles bis auf einige alte Lappen wegen fünf Gulden rückständiger Monatmiethe behielt.“

„Warum wandet Ihr Euch nicht an einen mildthätigen Verein um Hilfe?“

„Ich war beim Pfleger. Als ich kam, war eben eine hübsch gekleidete Frau bei ihm gewesen, die eine Handvoll Geld bekam, weil ihr Mann an der Cholera krank gewesen war, sie sagte mir, ich solle nur hineingehen, sie habe das Geld ganz leicht bekommen, trotzdem sie es nicht so nothwendig brauchten. Ich ging getrost hin, aber ich wurde gewaltig angeschnauzt und mußte mich „lüderliches Bettelgesindel“ schimpfen lassen. Endlich mit vielem Betteln schickte mich der Mann zu noch Einem und dann bekam ich einen Zettel, mit dem ich nächsten Monat beim Comité einen Gulden holen darf.“

Die Männer lachten trotz der grassen Mittheilung des Armen hell auf.

„Und Niemand aus der Nachbarschaft, aus Eurer Bekanntschaft, kommt Euch zu Hilfe?“ fragte Simeon.

„Wir haben allen Muth und Glauben verloren, wo wir anklopften, wurde uns nur Hohn und Verachtung zu Theil; jetzt ist's zu spät“, antwortete der Mann apathisch.

„Uud die Behörden, die schuldig sind, sich solcher Armuth anzunehmen.“

Der Mann lachte auf. „Die Boten fanden uns, so lange Steuern zu bezahlen waren, und so lange es noch ein Stück zum Pfänden gab, jetzt haben wir gute Ruhe.“

„Was wollt Ihr jetzt beginnen?“ fragte Simeon. „Ich wollte Euch herzlich gerne behalten, aber das todte Weib und die kranken Kinder. Wann soll die Frau begraben werden?“

„Ich weiß nicht, sagte der Mann — ich kann sie nicht begraben lassen —“

Mit cynischem Gleichmuthe, die Wirkung des höchsten Elendes, sah der Mensch stumpf vor sich hin.

„Da muß in's Mittel getreten werden — es scheint,

daß wir, was Nächstenliebe und gesellschaftliche Ordnung betrifft, in unserm sehr civilisirten Staate noch sehr weit zurück sind", sprach der Professor. „Wie heißt Ihr und wo wohnt Ihr? fragte er den Kranken, ich gehe gleich selbst, die Behörde in Kenntniß zu setzen."

„Die Behörde kann doch aber auch nichts für die Stumpfsinnigkeit der Leute", sagte Morgenstern.

„Aber wer weiß, wenn man den Fall verfolgt, wer Schuld ist an der Stumpfsinnigkeit dieses Menschen, wie tausend Anderer", entgegnete Simeon.

„Erkennt Ihr in dem scheinbar geringfügigen Falle den Finger des Weltgeistes, der mahnend anklopft — es ist eine geheime Mahnung, der Umschwung thut noth!"

Mit diesen Worten steckte der Professor den Zettel ein, worauf er das Haus und den Namen der unglücklichen Familie geschrieben hatte und entfernte sich.

---

Friedrich war nach dem Besuche bei Frau Rose in seinen Gasthof zurückgekehrt, wie immer die letzte Zeit liebte er die Zurückgezogenheit und so blieb er auch an diesem Abend auf seinem Zimmer. Die Zusammenkunft mit der Alten, die räthselhafter Weise so tiefe Blicke in die bestehenden Verhältnisse der verschiedensten Art hatte, war geeignet gewesen, seine ohnehin nicht sehr der Zerstreuung nachhängende Gemüthsart noch ernster zu stimmen.

Der Gedanke, mit seinem Plane über kürzere oder längere Zeit vor die Oeffentlichkeit treten, mit seiner Anschauung durchgreifen und nöthigenfalls das ganze System des Bundes umkehren zu müssen, weckte manche schwere Stunde in ihm. Er stand als „Weltenstürmer", als der kraft- und muthvolle, längst erwartete Geist vor Tausenden und — war er es denn wirklich? Was sagte ihm denn, daß er zu der hohen Sendung berufen war und war er es nicht, so entlarvte er sich eines Tages als Lügner, Betrüger Schwindler.

Wer ihm ein Zeichen gegeben hätte, daß ihm das große

Werk gelingen würde. Wer ihm gesagt hätte: „Dringe vorwärts und Du wirst siegen!"

Aber er hatte keine andere Sicherheit, keine andere Garantie für den Erfolg, als den Gedanken selbst, der unbewußt sein Handeln, seine Worte geleitet hatte, der Geist, der Alles so gefügt, mußte auch wissen warum.

Lange brachte er über Plänen und Entwürfen brütend zu und er wollte sich absichtlich müde arbeiten und denken, um die Last einer schlaflosen Nacht, die er schon so oft hatte tragen müssen, zu bannen.

Es war schon ziemlich vorgerückter Abend, als er zur Ruhe ging, aber der große Gedanke seiner Existenz hatte das drückende Gefühl, das ihn nach Hause begleitet hatte, nur umhüllt, nicht aufgezehrt. Als der Geist langsam die Last des Zukunft-Werkes ablegte, drängte sich, wie ein weckender Kobold jenes wickelnde unbehagliche Gefühl vor, das uns beschleicht, wenn wir etwas nicht recht gethan, versäumt oder wenn wir etwas vor uns haben, das uns unangenehm auszuführen ist und doch geschehen muß. Dieses unleidliche Gefühl, das man Vorwurf oder Bangigkeit nennt und das Jeder im Leben hundertmal empfinden muß, legte sich breit und schwer, wie ein Alp auf Friedrich und ließ ihn trotz allen möglichen Versuchen nicht einschlafen.

Lange nach Mitternacht erst fielen ihm die Augen vor Mattigkeit und Ermüdung zu. Es war nicht der wohlthätige Schlaf, der alle Glieder des Körpers und den Geist stärkt, es war jene Erschlaffung, die durch die gänzliche Abspannung aller Kräfte hervorgerufen wird und den Zustand nach dem Schlummer noch unangenehmer macht, als vor demselben.

Der Schlummer Friedrichs währte aber nicht lange und war durch die launenhaftesten Bilder einer überaufgeregten Phantasie unterbrochen. Es war noch früh am Morgen, als er plötzlich auffuhr, und wild um sich sah. Träge rieb er die Augen und suchte allmälig die Gaukelbilder der

gefolterten Sinne in seiner Erinnerung zu einem Ganzen zusammenzufügen.

So viel er sie zu ordnen vermochte, gestalteten sie sich zu Folgendem:

Milizius trat bei ihm ein, schwarz gekleidet und mit der Miene der tiefsten Trauer. Friedrich war eben beschäftigt, eine wichtige Schrift abzufassen. Milizius trat zu ihm und sah ihm über die Schulter.

„Was schreiben Sie da?“ fragte er.

„Ich arbeite für unsere Sache“, antwortete Friedrich.

„Ach, lassen Sie das Zeug, sagte der Rath verächtlich, es wird ja doch aus der ganzen Geschichte vom Bunde nichts. Folgen Sie mir, ich habe etwas Wichtigeres für Sie zu thun.“

Friedrich zerriß das Blatt und folgte Milizius, der sehr eilig that, er führte ihn eine Strecke von dem Hotel hinter eine alte Mauer, wo ein schöner Sarg mit einem schwarzen, silberverzierten Bahrtuche überdeckt stand.

„Helfen Sie mir doch die Leiche der guten Fürstin nach dem Friedhofe tragen“, sprach Milizius. Sie wissen ja, daß sie gestorben ist, aber es soll es ja Niemand erfahren. Ich muß den Sarg in der Nacht nach dem Kirchhofe schaffen, aber ich kann ihn allein nimmer tragen.“

Beide hoben den Sarg auf und trugen ihn nach dem Gottesacker fort. Als sie in die Nähe kamen, läuteten die Glocken und eine großartige Trauermusik empfing sie. Der Kirchhof glich aber im Traume nicht dem wirklichen, es war vielmehr ein großer schöner Garten, in dessen Mitte sich ein Gebäude erhob, halb Kapelle und halb Tempel.

Sie schritten auf das Gebäude zu, vor welchem Milizius den Sarg absetzte und flüsterte: „Hier müssen wir warten, bis die anderen kommen.“

Während dem spielte die Musik fort und eine ganze Reihe schwarzbehangener Wagen mit schwarzen Pferden, fuhr durch den Kirchhof und stellte sich seitwärts auf, die Herren, alle in tiefer Trauer stiegen aus und stellten sich in zwei Linien vor der Kapelle auf.

Jetzt kam ein neuer prächtiger Wagen mit schönen Pferden an und fuhr an den andern vorüber, aber der Wagen war leer; dennoch verneigten sich Alle ehrerbietigst, als er vorüberfuhr.

„Was ist das?“ fragte Friedrich leise Milizius.

„Das ist der Unsichtbare,“ sagte Milizius ebenso.

Als der Wagen mit dem Unsichtbaren an dem Sarge vorübergefahren war, traten zwei Männer vor, nahmen das Bahrtuch ab und öffneten den Sarg. Er war leer.

Friedrich drückte gegen Milizius seine Verwunderung aus, doch dieser schien das natürlich zu finden.

Der Sarg wurde wieder geschlossen und Friedrich und Milizius hoben ihn auf und senkten ihn in eine tiefe Gruft des sonderbaren Gebäudes hinab.

Die Anwesenden bestiegen die Equipagen wieder und grüßten wie vorher den Unsichtbaren, der den Andern voranfuhr.

Zuletzt waren Milizius und Friedrich wieder allein. Milizius aber reichte dem Letzteren die Hand und sprach:

„Ich danke Ihnen, schweigen Sie aber ja von dem, was Sie jetzt gesehen und mitgemacht haben.“

Dabei eilte er fort und ließ Friedrich stehen.

Dieser sah sich noch in dem Garten um und erblickte in einiger Entfernung ein Hügelchen, wie ein frisches Grab, er trät näher und überzeugte sich, daß auf dem Hügel auch ein Kreuz war, ein einfaches halbmorsches Holzkreuz. Zwei Personen standen dort, ein alter Mann und ein Mädchen. Der Mann hielt das Mädchen an der Hand und sie zischelten zusammen und der Alte zeigte auf Friedrich hinüber, dann winkten sie ihm.

Friedrich wollte hin, aber es war, als ob er Blei an den Füßen hätte und er schleppte sich mühsam zu dem Hügel.

„Vater Joachim — Therese!“ rief er erstaunt.

Der Alte aber lachte und sagte dem Mädchen etwas ins Ohr, dann lachte auch dieses und deutete auf den Grabhügel.

„Kommst Du jetzt zum Schlafengehen, Friedrich?“

fragte Therese, „da sieh her, wir hüten schon lange Dein Grab, kommt kein Anderer hinein!"

„Er wird noch eine kurze Weile außen bleiben", sagte Meister Joachim spötttisch — „es ist noch Allerlei zu thun für ihn."

„Er mag morgen zu uns kommen ins Haus und uns besuchen, ich bin ihm nimmer böse, er soll sich nicht fürchten wie dortmals, als er sich vor mir aus dem Hause stahl", rief Therese.

„So kommst Du morgen zu uns ins Haus!" sprach der Alte, ihm die Hand über den Grabhügel hinüberreichend.

Friedrich wollte zögernd nach der Hand fassen, aber, wie er sie berührte, zerfielen die beiden Gestalten der Therese und des Meisters zu Staub.

Da fuhr Friedrich erschreckt auf, hier schloß der wirre launenhafte Traum.

„Was bedeutet das?" fragte er sich, als er mühsam Bild um Bild aus dem Gedächtnisse zusammengefunden hatte. „Soll das eine geheime Mahnung sein, daß ich mich nach dem Hause Meister Joachims begeben muß. Er hat mir vielleicht vor seinem Tode noch Wichtiges mitzutheilen. Es wird mir schwer, dahin zu gehen" — sagte er seufzend — „ich weiß zwar nicht warum, ich habe gegen das Mädchen keine Verpflichtung und wegen ihr keine Verantwortung. Ich werde hingehen und sehen, was der Traum bedeutet — — —"

„Aber das mit Milizius und dem Sarg der Fürstin und dem Unsichtbaren weiß ich nicht zu deuten."

„Wie sonderbar die Constellation sei, unter der ich lebe, ich erwarte getrost die Zukunft, ich bin mir nichts bewußt."

Mit diesen Gedanken beschäftigt, kleidete er sich an, der erste Morgenstrahl fiel eben durch das Fenster und er beschloß, sobald es ohne Aufsehen geschehen konnte, das Haus zu verlassen und sich im Freien zu zerstreuen. Er faßte den Vorsatz, für den Tag einen Ausflug zu unternehmen, aber die geheime Mahnung des Traumes ließ es nicht zu.

XIII.

# Der Besuch im Meisterhaus.

Es geschieht oft, daß wir im täglichen Verkehr ohne besondere Absicht Monate lang gewisse Straßen oder Plätze meiden und oft lieber einen kleinen Umweg nicht scheuen, als durch eine Straße zu gehen oder über einen Platz, ohne daß wir gerade einen Grund dafür haben, als eben eine Art Antipathie für die betreffende Straße oder den Platz.

Ebenso geschieht es, daß wir oft eines Hauses willen eine ganze Straße meiden, weil dieses Haus unangenehme Erinnerungen in uns erweckt oder uns sonst zuwider ist.

Friedrich hatte seit seiner Ankunft in München oft Gelegenheit gehabt, durch die Straße zu gehen und über das Plätzchen zu kommen, wo Meister Joachims Haus stand mit dem Erkerfenster, das ihm noch in mancher Stunde in Erinnerung kam. Aber er hatte es, wiewohl ihn seine verschiedenartigen Gänge oft in die Nähe dieses Stadttheils führten, bis jetzt mehr instinktmäßig als absichtlich vermieden, durch die Straße zu gehen.

Auf jenen sonderbaren Traum nun, den er sich als eine geheime Mahnung erklärte, versuchte er es, dieselbe mit dem drängenden Gefühle in Einklang zu bringen, das ihn die letzten Tage so beunruhigte.

Es ging ihm wie mit dem Besuche bei der alten Rosa, er hatte eine gewisse Bangigkeit vor demselben und dennoch hatte er keine Ruhe, bis er gemacht war; aber er mußte sich

einen gewaltsamen Anlauf nehmen, mit ernstem Vorsatz dahin gehen.

Er hatte sich, nachdem er aus dem wirren Traum aufgewacht war, langsam und bedächtig angekleidet, um, sobald die Morgenstunde soweit vorgerückt war, um ausgehen zu können, das Hôtel zu verlassen. Wohl war ihm unterdessen der Gedanke aufgestiegen, er wolle, um sich zu zerstreuen, einen Ausflug in die Umgegend für den ganzen Tag unternehmen, aber er kämpfte mit allem Ernste den Gedanken zurück, wohl wissend, daß er, wenn er den vorhabenden Gang auch verschieben würde, doch keine Ruhe habe und sich nur die Partie verderben würde.

Unruhig ging er hin und her. Alle möglichen Vorstellungen machte er sich über den Stand der Dinge im Meisterhaus, wie er denselben mit dem sonderbaren Traume in Uebereinstimmung bringen solle. Waren Meister und Tochter gestorben — das war wohl von dem rüstigen Manne und der jugendlich kräftigen Tochter, wenn er auch letztere krank — sehr krank verlassen hatte, — nicht gut denkbar. Wenn aber nicht, warum erschienen sie ihm im Traume auf dem Kirchhofe und warum zerfielen sie zu Staub, als er Joachims Hand berührte.

Sie erschienen ihm nicht zornig und wild, eher, wenn auch mit einer Art Spott, freundlich. Sie luden ihn ein, in ihr Haus zu kommen, es mußte also ein Grund dazu sein.

Warum aber standen sie an einem Grabhügel und bezeichneten denselben als sein Grab, das sie hüteten und das er bald besteigen sollte.

Wie er sich in die Bedeutung des Traumbildes vertiefte, um so mehr verwickelte sich dasselbe und wurde unklarer und trüber, je mehr er es klar zu machen suchte. Dann schlug wieder der erstere Theil des Traumes durch, der ihm noch unerklärlicher schien, die Leichenbestattung der Fürstin und das Begegnen des Unsichtbaren.

„Träume sind Schäume" sagte er endlich nach langem fruchtlosen Forschen. „Aber Träume können auch Eingeb-

ungen sein, können eine weittragende Bedeutung haben", setzte er hinzu, wenn man die Bedeutung auch nicht so zu erklügeln vermag. Auf jeden Fall ist das Beste, gehen und selbst sehen!"

Auf der Straße fing es an, nach und nach lebendig zu werden und der schwache Morgenstrahl, der ihm erst ins Fenster geleuchtet hatte, verstärkte sich jetzt zum vollen, hellen, warmen Sonnenschein. Er nahm Hut und Stock, schloß sein Zimmer ab und stieg rasch die Treppe hinunter.

Eiligen Schrittes durchging er die Straßen, als hinge der größte Verlust an einem verzögerten Augenblicke. Er kannte sich nur zu gut. Ein kleines Abweichen nach rechts oder links brachte ihn wieder auf andere Bahn und andere Gedanken.

Immer holperiger wurde das Straßenpflaster, immer winkeliger die Gassen und altersgrauer die hochgiebeligen Häuser, je mehr er sich dem Ziele seiner Wanderung näherte, das so ziemlich in Mitte der Altstadt lag. Noch hatte er eine kurze Strecke zu durchgehen und er befand sich an der Ecke, von wo er auf den kleinen Platz sehen konnte und Meister Joachims Haus. Er stand stille

„Was soll ich denn aber eigentlich dort?" fragte er sich. „Mit dem Meister bin ich ja fertig und wenn wir auch gerade nicht im Bösen geschieden sind, so habe ich doch dort nichts mehr zu suchen. Ein so unverhofftes Wiederkommen ohne Grund und Ursache sieht eigentlich aus wie Reue, wie ein Versuch der Wiederanknüpfung der früheren Verhältnisse, wie ein Wiederanbettelnwollen, ich gebe dem querköpfigen Alten am Ende Gelegenheit, seinen Spott und seine Derbheit an mir auszulassen.

„Therese — wie unangenehm ist für Jedes von uns ein Begegnen!" rief er in einem ausbrechenden unangenehmen Gefühle aus.

„Wenn sich jedenfalls im Laufe der Zeit viel geändert hat, wie ich hoffe und die Jugendliebe wie ein Kindertraum verflogen ist — es ist doch die Erinnerung und die Erinner-

ung bringt oft Manches zu Tage, was besser unten bleibt, tief unten im Kram der Vergessenheit; je tiefer, je besser!"

Als er so mit sich sprach und überlegte, hatte er schon Lust, wieder umzukehren, aber der Drang, der ihn fort und fort verfolgte, trieb seine zögernden Schritte zum eiligeren Gange. Ohne daß er es wußte, stand er an der Straßenecke und es war ihm, als käme er nach jahrelanger Wanderschaft plötzlich heim. Wie er den kleinen mit Rollsteinen gepflasterten Platz sah, auf dem das Gras noch üppiger wucherte, seitdem er ihn nicht mehr betreten und wie er das schmale gelbe Haus mit dem grünen Hausthor erblickte, den niederen Fenstern und dem hohen Giebeldach und mit dem Erkerfenster, in dessen Scheiben die Sonnenstrahlen spielten, da wurde ihm warm um's Herz, er hätte hinlaufen mögen und die Treppe hinaufstürmen und Allen um den Hals fallen und rufen: „Jetzt bin ich wieder da!"

Hat denn das Fleckchen Erde, wo wir aufgewachsen sind, ein gar so großes Recht, sich an uns zu hängen und sich breit zu machen in uns?

Friedrich war allerdings zu verständig, um dem ersten Drange zu folgen und mäßigte die warme Empfindung der Heimat-Freude durch eine kühlere aber vernünftige Ueberlegung.

Er betrachtete eine Weile die Straße und die umliegenden Häuser. Alte Bekannte gingen hin und her, aber Niemand schien ihn zu kennen.

Im Hause des Meisters schien es ruhig zu sein, Niemand ging ein oder aus, kein Kopf kam aus dem Fenster und die halboffene Hausthüre bewegte sich nicht. Vor den ausgetretenen Steinstufen an der Hausthüre wehte der Morgenwind einige aufgeschossene Grasbüschel hin und her, das war alles Leben.

Langsam stieg der Beobachter den kleinen schlechtgepflasterten Abhang hinab, der auf den Platz führte, sorgsam spähend, ob er von den Fenstern des Meisters Joachim aus nicht beobachtet werde und schlüpfte dann schnell in ein kleines Häuschen, das fast unbemerkt in einem Winkel stand. Dort

wohnten Leute, mit denen er als Knabe viel zu thun hatte und die im Geschäftsverkehr viel in die Joachim'schen Verhältnisse sahen.

Friedrich trat ein und grüßte. Befremdet grüßte die Frau, die im Zimmer stand, wieder und fragte, was er wünsche. Sie erkannte ihn nicht.

„Ich soll hier einen Schuhmachermeister Joachim suchen", sprach er, „bin ich hier recht?"

„Nein!" entgegnete die Frau, den Fragenden immer genauer prüfend.

„Aber er muß doch hier in der Nähe wohnen?" fragte Friedrich wieder.

Endlich platzte die Frau heraus: „Erlauben Sie doch — sind Sie nicht der Herr Friedrich, der beim Joachim —"

„Ja, ich bin's!" schnitt der Gefragte die Ausrufung der Frau ab.

Mit wirklich aufrichtiger, unverhehlter Freude bewillkommte nun das Weib den unvermutheten Gast, er mußte sich setzen und ein ganzes förmliches Verhör aushalten.

„Sagen Sie mir aufrichtig, wie es beim Meister drüben steht?" fragte Friedrich nach langem Hinhersprechen.

„Sie wollen doch nicht beim Joachim drüben wieder arbeiten?" entgegnete die Frau. „Ich glaube, er hat keinen Gesellen mehr und nimmt auch keinen mehr."

„Geht das Geschäft nimmer so gut?"

„Es hat bald nach Ihnen aufgehört und es geht sehr langsam, überhaupt haben Sie das Glück, scheint es, aus dem Hause fortgetragen."

„Ich, das Glück? Wie so?"

„Es sind allerlei Schläge auf einander gekommen", erzählte die Frau mit Vertraulichkeit. „Es ist die Resi recht krank geworden, das wissen Sie vielleicht noch — wie die Resi gesund war, hat sich der Alte gelegt und er ist seitdem nimmer recht geworden, er schaut nicht gut aus. Dann hat er mit den Arbeitern auch Unglück gehabt. Wie Sie da waren, war eben Jemand in der Werkstatt, der die Sache

zusammengehalten hat, wenn auch der Meister nicht da war, und der die Leute gemustert hat. Jetzt wie der Joachim krank lag und kein Mensch dem Geschäfte hat recht nachgehen können, haben die Gesellen gethan, was sie gewollt haben. Die Arbeit ist schlecht gemacht worden und die besten Kundschaften sind ausgeblieben, das war ein Schaden, ohne dem, was ihm gestohlen worden ist. Sie kennen das schon selber.

„Dann ist noch ein Schlag gekommen. Wissen Sie nicht“, sagte die Frau geheimnißvoll, „daß der Joachim alle Jahre tausend Gulden gehabt hat, kein Mensch weiß woher, so lange Sie im Hause waren. Diese sind voriges Jahr ausgeblieben —“

„Tausend Gulden alle Jahre, so lange ich bei ihm war?“ unterbrach Friedrich.

„Das ist gewiß“, fuhr die Frau fort, „er hat mir's selber gesagt, obwohl man nichts herausgebracht hat, woher. Ich denke mir, es wird von Ihrer Herkunft sein — da soll ja auch was ganz Besonderes sein, was nie Jemand erfahren hat.“

Friedrich war die Berührung dieses Punktes peinlich und er gab es so ziemlich klar zu verstehen.

„Mit den tausend Gulden hat der Meister alle Jahre schon etwas abrichten können“, lenkte die Frau wieder ein, „nun kann man sich denken, daß das Ausbleiben des Geldes gerade in dem Jahre, wo er es am nothwendigsten gebraucht hätte, einen Riß in den Hausstand gemacht hat.“

„Also geht es ihm jetzt nicht gut?“ fragte Friedrich wirklich theilnahmsvoll.

„Nicht gut?“ antwortete die Nachbarin. „Schlecht geht's!“ —

„Das kann doch nicht sein!“ rief Friedrich. „Beim Meister Joachim muß doch Geld da sein!“ —

„Könnte man meinen“, fuhr ihm die Frau in die Rede, „aber es ist nichts. Er muß allerlei durcheinander haben, es wird kein Mensch klar. Es soll ihm ja das Haus verkauft werden.“

„Was?“

„Es sollen ein Paar schwere Gläubiger da sein, die haben ihn jetzt fest angepackt und jetzt soll nächste Woche, glaube ich, das Haus versteigert werden“.

„Was?“ rief Friedrich entsetzt.

„Ja, ja“ — bekräftigte die Nachbarin.

„Und die Theres?“ fragte der junge Mann, nachdem er einige Zeit bedenklich vor sich hingesehen.

„Die Theres?“ entgegnete die Frau in gepreßtem Tone, Friedrich anschauend — „zu uns ist sie schon lange nimmer gekommen. Sie geht meist in der Frühe fort und kommt erst spät am Abend heim. Was sie treibt, weiß ich auch nicht, aber es heißt, es soll nicht viel mit ihr sein.“

„Wie so?“ fragte Friedrich.

„Sie sagen, seit der Krankheit sei sie nicht mehr recht beisammen“, sprach die Frau.

Friedrich stand auf und sah eine Weile stumm nach Joachim's Fenster hinüber, dann fragte er: „Wird er wohl zu Hause sein?“

„Er geht sehr wenig aus“, antwortete die Frau, „ich hab' ihn schon wochenlang nimmer gesehen.“

Der junge Mann grüßte und verließ das Häuschen, um gleich darauf in Meister Joachim's Haus zu verschwinden.

Eine bange Stille herrschte hier gegen das an Wochentagen sonst gewohnte rege Leben.

Hatte Friedrich die Erzählung der Nachbarin schon verstimmt, so war sein Gemüth beim Eintritt in das Haus gänzlich herabgedrückt, denn was er sah, bestätigte ihm, daß es in Allem und Ganzen nicht mehr war, wie ehedem.

Langsam schlich er die Treppe hinan. Die Thüre, die die Wohnung Joachims abschloß, war angelehnt. Friedrich öffnete und pochte an die Thüre zum Wohnzimmer. Es antwortete Niemand und die Thüre war abgeschlossen. Er ging gegenüber zur Werkstatt, hier erfolgte auf sein Klopfen ein halblautes Brummen, worauf der Besucher öffnete und eintrat.

Einen Augenblick schweifte sein Auge durch den nur zu bekannten Raum. Wie ausgestorben war Alles. Die sich tummelnden Gesellen und Jungen waren fort, die Ballen Leder waren weg und an dem Platze, wo er früher saß, huckelte ein alter Mann, kaum wieder zu erkennen, der sich an einem alten Stiefel plagte und nichts Sonderliches zu fördern schien.

„Grüß Gott, Meister!" sprach Friedrich.

Der Meister sah auf und warf einen mürrischen Blick auf den Eintretenden.

„Grüß Gott!" sagte er wieder.

„Wie geht's, Meister?" fragte Friedrich wieder.

Joachim sah ihn groß an, indem er die Brille weglegte und die Hand über die Augen hielt.

„Sie scheinen mich nicht mehr zu kennen?" fragte der junge Mann.

„Nicht recht," entgegnete der Alte forschend.

Friedrich sagte seinen Namen.

„Der Friedrich!" rief Joachim und seltsame Gefühle mußten sich des alten Mannes bemächtigen. Ein bleiches Roth überflog das gelbliche Gesicht bis unter die spärlichen grauen Haare, die wirr auf der Stirne herumhingen. Man sah es ihm an, er wußte nicht, solle er aufstehen und den Besuch herzlich empfangen und bewillkommnen, wie es ihn dazu drängte, oder solle er seine Freude verborgen halten. Er that das Letztere.

„Nicht niedersetzen?" brummte er, indem er seine Arbeit wieder aufnahm, als habe er es sehr eilig.

Friedrich nahm einen Dreibein hervor und setzte sich vor Meister Joachim hin.

„Nun, wie geht's Herr Joachim?" fragte er wieder.

„Wie wird's gehen, so mitten durch!" brummte dieser.

„Nicht viel Arbeit?" fragte Jener wieder; auf die Stelle deutend, wo die Ledervorräthe lagen und auf die Plätze blickend, wo früher die Gesellen saßen.

„Viel Arbeit? Es geht überhaupt nichts und man profitirt nichts mit dem größten Geschäft.“

„Geht's Ihnen nicht gut?“ —

Der Meister sah den ehemaligen Gesellen mit keinem besonders freundlichen Blicke an, die Frage schien ihm ein wenig keck und klang ihm sogar spöttisch.

Er antwortete gar nicht und arbeitete mit scheinbarem Eifer fort.

„Meister“, fing nach einer kleinen Pause Friedrich wieder an. „Wissen Sie noch, warum wir auseinander kamen? Wir verstanden uns nicht recht, wir waren beide Hitzköpfe und zwei harte Steine geben immer Feuer. Doch ich habe mich überzeugt, daß es so kommen mußte, daß es in der Nothwendigkeit der Sachlage war, ich mußte aus den Verhältnissen, wie sie bestanden, gerissen werden, mein Schaden war es nicht.

„Wir waren damals in unsern Meinungen himmelweit auseinander und doch hätte ein Kleines genügt, uns zusammenzuführen. Ich habe in dieser Hinsicht viel gelernt und erfahren, Meister, und meine Ansicht ist jetzt eine wesentlich andere nicht, aber sie ist zum Richtigen, Wahren gediehen und hat sich der Ihren um so viel genähert, als sie zu weit nach dem Gegentheile von dem, was ich verfolgte, hinneigte.“

Meister Joachim sah den Sprecher mißtrauisch an, als suche er hinter den Worten, die ihm nicht recht klar waren, irgend eine versteckte Absicht.

„Weiß nicht“, entgegnete er trocken, „ich kümmere mich auch um gar nichts mehr, es ist da und dort nichts — bei den Freigeistern und bei den Pfaffen. Hab's erfahren.“

„Da haben Sie unrecht, lieber Meister“, antwortete Friedrich, „im Gegentheil, es ist da und dort Etwas, aber man muß nur wissen das Gute von Beiden zu vereinen und das, was nichts taugt, abzusondern.“

„Was hilft's!“ sagte der Alte — „es taugt doch Alles nichts und wird nichts mehr, es müßte eine ganz neue Weltordnung kommen, die Alles wieder gleich macht —“

„Die kommt!“ unterbrach der junge Mann schnell.

Der Meister sah ihn ungläubig an.

„Die kommt,“ fuhr Jener fort, „und ich bin es, der sie bringt!“

„Du?“ lächelte Joachim.

„Ich!“ rief Friedrich stolz und erzählte nun sein Wirken und Schaffen die ganze Zeit über so, wie er es für gut fand, dem Alten mitzutheilen; er führte ihn bis zur Stelle, wo er im Augenblick in seiner Wirksamkeit stand und sagte dann: „glauben Sie jetzt, lieber Herr Joachim, daß es eine Nothwendigkeit war, daß ich Sie dortmals verlassen mußte, ist Ihnen nun klar, was das Schicksal von mir wollte, als es mich durch das kleine Zerwürfniß von Ihnen abrief?“

„Wir werden ja sehen,“ sagte Meister Joachim kühl, indem er die müden Arme auf die Arbeit sinken ließ.

„Es geht doch nicht recht mehr“, sagte Friedrich, auf die unvollendete Arbeit und die müden Arme deutend.

„Bin schon zu alt und gar nimmer recht gesund“, erwiederte der Meister leise.

„Glaub's“, sagte der junge Mann. „Aber sehen Sie, nach meinem System kommt das nicht vor, daß ein alter Mann, der sich sein Leben lang ehrlich und recht durch die Welt gebracht hat, in seinen späten Tagen am Schluße seines Lebens noch plagen muß, um sein Leben zu fristen. Das ist der Grundgedanke meiner Lehre, das Wohl aller Menschen!“

„Wie willst Du das machen, das geht niemals!“ erwiederte der Alte.

„Wir kommen später darauf zurück“, sagte Friedrich. „Wo ist denn Therese? Wie geht es Ihr?“

Der Meister wurde auf die Frage sichtlich verlegen und sah nach dem Fenster, als habe er sie überhört.

„Ist Therese nicht zu Hause?“ fragte Friedrich noch einmal.

„Nein“, antwortete Joachim etwas gefaßt, „sie geht

immer früh Morgens fort und kommt Abends oft erst heim, wenn ich schon liege."

„Wo geht sie denn hin?"

„Ich weiß es nicht, seit der schweren Krankheit dortmals ist sie ganz anders worden. Ich darf sie auch um nichts bereden, sie ist so auffahrend, das wir ein paar Mal hart an einander gekommen sind. Anfangs hab' ich mich gekränkt darüber, jetzt laß ich sie gehen."

„So —!" sagte Friedrich langsam, indem er aufstand und den Dreibein an seinen Platz stellte.

„Meister", fing er, nachdem er den Alten eine Zeit lang betrachtet hatte, wieder an. „Meister, ich hab' gehört, es geht Ihnen nicht gut, Sie haben allerlei Schaden gehabt und sind mit einem Worte daran, Alles zu verlieren."

Der Meister sah den jungen Mann überrascht an. „Wer sagt das?" rief er fast zornig auffahrend.

„Ich weiß es", entgegnete Friedrich. „Der Grundzug der menschlichen Wohlfahrt und Glücklichkeit ist das allgemeine gegenseitige Vertrauen, ohne welches nichts zu fördern ist. Ich bitte Sie also, in Ihrer Sache mir vollkommenes Vertrauen zu schenken, daß geholfen wird."

Der junge Mann sprach das Letztere in so energischem Tone, daß der Meister förmlich eingeschüchtert und umgestimmt wurde.

„Wenn da zu helfen wäre, lieber Friedrich," seufzte er.

„Warum soll nicht zu helfen sein?"

„Du weißt Dich vielleicht an den alten Fischer noch zu erinnern, der immer zu mir gekommen ist? —"

„Jawohl, das war ein Geldmäckler", entgegnete Friedrich.

„Der hat mich schön in die Schmiere gebracht."

„Wie so?"

„Es hat mir mein ganzes Geld abgenommen, ein Tausend um's andere, mit der Vorspiegelung, er lege es bei einer großartigen Lederfabrik zu unerhörten Zinsen an. Die Fabrik aber ist total zu Grunde gegangen und mein Geld war hin, das war aber nicht Alles. Er hat mich beschwatzt,

für einen ihm guten Bekannten gutzustehen um einige tausend Gulden. Ich sollte nach Umlauf einer Zeit einen schönen Nutzen davon haben, aber ich bekam auf einmal den Fischer und den Andern nimmer zu sehen, indeß die Zeit lief aus und ich sollte für die eingestandene Schuld Zahlung leisten und da ich kein Geld mehr dazu hatte, so hat mich der Gläubiger eingeklagt, — zudem habe ich bei einigen Lederhändlern noch von früher Reste stehen, die haben sich jetzt alle zusammengethan, und da die Sachen nicht reichen nach der Schätzung, so hat man nach dem Haus gegriffen."

Mit wehmüthigem Blicke und einer schweren Thräne im Auge erzählte der alte Mann dieß.

„Hm, entgegnete Friedrich, da sollte man nur die Geschichte wegzahlen, da wäre gleich Friede."

„Wegzahlen?" wiederholte Joachim, „mit was?"

„Bis wann ist die Versteigerung angesetzt und wie viel ist die Summe?"

„Uebermorgen soll ich zahlen, oder es ist aus"!, sagte der Alte gedrückt, „ich weiß nicht so genau, wie viel's gerade macht."

„Da ist noch Zeit!" rief Friedrich — stellen Sie mir Alles zusammen, dann komme ich Nachmittags und besorge das Geld. Gehen Sie dann überall selbst hin, bezahlen Sie und lassen Sie sich abquittiren."

Joachim riß den Mund weit auf. — „Was?" fragte er, wie im Schlafe.

„Thun Sie so," entgegnete Friedrich, „ich sagte vorhin, als wir von meinem neuen System sprachen, ich werde darauf zurückkommen, daß das Wohl aller Menschen der Grundgedanke desselben sei, und ich werde Ihnen das beweisen. Es genügten mir einige Briefe an Schüler meiner Lehre, um das Nöthige zu beschaffen, wenn es nicht so schnell gehen müßte, aber ich habe zum guten Glück einen Vorrath, der noch so weit reicht. Uebrigens geben Sie die Schusterei auf, die tausend Gulden, die Sie jährlich erhielten und die Sie dadurch verloren haben, daß ich aus dem Hause kam, will

ich Ihnen ersetzen, Sie sollen sie von heute an von mir beziehen."

Meister Joachim wurde schwindlich, er griff nach dem Stuhle, von dem er eben aufgestanden war, und sank hin mit geschlossenen Augen.

„Also vergessen Sie nicht," rief Friedrich, ihn ermunternd, „Sie wissen, daß es Eile hat. Adieu!"

Mit dem letzten Worte war er auch schon aus der Thüre und er schritt ordentlich leichter das grasbewachsene Plätzchen hinauf. Jetzt wußte er, was das ungestüme Drängen und der Traum bedeutet hatten.

„Aber Therese!" sagte er zu sich, „was ist es mit dem Mädchen, daß Keines mit der Sprache heraus will. Ich muß auch dahinter kommen. Vielleicht ist da auch zu helfen!"

Er schritt rasch fort und ging in sein Hotel zurück.

Friedrich hatte von England zur Unterstützung bedürftiger Anhänger und überhaupt zum Betriebe seiner Sache einen so reichlichen Fond mitgebracht, daß er, ohne sein eigenes, vom Unsichtbaren erhaltenes Vermögen angreifen zu müssen, Meister Joachim leicht retten konnte. Er machte sich auch über die Verwendung des Geldes kein Bedenken, denn bethätigte er nicht dabei seine Lehre, konnte er nicht dadurch einen neuen Anhänger und durch diesen wer weiß wie viele andere gewinnen. Er überrechnete die Summe beiläufig und setzte so viel von seinen Anweisungen um, dann ging er zu seinem Vermögens-Verwalter und bestellte auf den andern Tag tausend Gulden, welche dem Schuhmachermeister Joachim gegen eine von ihm geschriebene Anweisung auszubezahlen waren.

Kaum konnte er es erwarten, wieder in das alte Meisterhaus zu kommen. Eilig stürmte er die Treppe hinauf und pochte an die Thüre der Werkstätte. Niemand gab Antwort. Er ging hinüber und pochte an die Thüre des Wohnzimmers und eine Stimme rief: „Herein!"

Meister Joachim saß im alten Armstuhl, hatte Tinte und Feder und die traurigen Papiere bei der Hand und

rechnete, aber es wollte nicht gehen, immer liefen ihm die Augen über.

„Haben Sie es?“ rief Friedrich.

„Noch nicht recht,“ antwortete der Alte, „ich komme mit dem Teufelszeug nicht zusammen.“

„Lassen Sie sehen!“

Der junge Mann nahm nun die Schriften nacheinander, die Summen notirend.

„So habe ich es beiläufig auch gerechnet,“ sagte er, im Begriffe, das Geld auszupacken. „Aber bis Sie herumkommen, Herr Joachim, werden Sie schrecklich müde werden. Ich glaube, wir werden da vorne einen Wagen nehmen und zusammen hinfahren, dann können wir mit den Quittungen auch beim Gericht die Pfändung einstellen und etwelche Kosten ersparen. Ziehen Sie sich rasch an,“ sagte er, sich anders besinnend.

Joachim ließ sich leiten wie ein Kind, und bald trat er mit seinem jungen Gönner aus dem Hause und ging den Platz hinauf.

Aus allen Fenstern guckten neugierige Gesichter und da und dort flüsterte eine Stimme: „Der alte Joachim und der Friedrich.“

---

Dieß Geschäft hatte so ziemlich den Nachmittag ausgefüllt und Friedrich überließ sich am Abend mit einer lange nicht mehr gekannten Ruhe und Sorglosigkeit dem Vergnügen.

Es gibt doch auf der Welt nichts Angenehmeres, als etwas Gutes vollbracht, einen Nebenmenschen aus dringender Noth befreit, so zu sagen ein Stück gütige Vorsehung gespielt zu haben. Wie man sich da über sich selber freut und von der Gottähnlichkeit fast zum Entzücken überzeugt ist.

Es liegt eine gewisse Schwachheit in dieser Wahrheit, doch sie ist verzeihlicher als mancher Größenwahnsinn und gewiß nicht schädlich.

Wenn man viele reiche Leute von diesem Glücke über-

zeugen könnte, würde es wenigstens noch viel mehr Unglückliche, Arme und Schlechte weniger geben!

Friedrich schlenderte, so wie Einer, der nach einem schweren Tagewerke Feierabend gemacht hat, durch die Straßen und wie er glaubte, Jeder müsse ihm seine innere Zufriedenheit ansehen, studirte er, wie er den Abend am fröhlichsten herumbringen würde. Nun geht es aber gewöhnlich so, vor lauter Auswahl und Suchen kam er zu gar nichts.

Er besuchte schließlich ein kleines Lokal, in dem er vor Zeiten viel verkehrt hatte, zog sich in ein Winkelchen zurück und unterhielt sich ganz allein für sich.

Lange hatte er gesessen und seine Umgebung studirt, und mancher Gedanke kam ihm während eines Gespräches mit einem Landfremden, Manches überlegte er sich, was er so im Hin- und Herhören auffing. Endlich verließ er das Lokal, um auf einem kleinen Umwege nach Hause zurückzukehren.

Dieser Umweg führte ihn an einem ziemlich abgelegenen Wirthshäuschen vorüber, in dessen Hof unter einigen alten Bäumen beim Scheine eines düsteren Lichtes einige Leute saßen.

Ein überlautes Plaudern und Kichern hielt ihn im Vorübergehen an, er glaubte, eine bekannte Stimme gehört zu haben, und er wäre gerne eingetreten, wenn er es gekonnt hätte, ohne gesehen zu werden.

An der Stelle war die Straße ziemlich schmal und gegenüber dem Wirthshause tiefer Schatten. Friedrich lehnte sich im Schatten an die Mauer und beobachtete die Gesellschaft. Seine Stirne runzelte sich, und wer den ernsten Zug um seinen Mund gesehen hätte, würde ihn nicht ohne Theilnahme um seinen Kummer befragt haben. Er hatte sich in der bekannten Stimme nicht getäuscht.

Das Wirthshäuschen war eines der verrufensten in der Stadt, und bald trat ein ziemlich plump aussehender Mann und ein sehr einfach, fast dürftig gekleidetes Frauenzimmer aus dem Wirthsgarten in den Schein der nahen Gaslaterne.

„Komm mit!" sagte der Mann zu dem Frauenzimmer.

„Nein, ich gehe heim jetzt,“ antwortete dieses, „muß doch wieder einmal heimschauen.“

„Wo hast Dich den ganzen Tag herumgetrieben?“

„Ueberall, die Leut' glauben, ich geh' in die Arbeit in der Früh', ich mag aber nicht arbeiten, ich hab' gearbeitet genug —“

„Aber mit dem Leben wirst zu Grunde gehen —“

„Das macht nichts!“ —

„Es ist schade um Dich, Du bist noch jung und sauber, wenn Du arbeiten wolltest, ich nähme mich um Dich an, ich hätte Dich recht gern, wir könnten ganz gut leben miteinander, möchtest nicht?“ —

„Ein Verhältniß anfangen? Arbeiten? Kummer und Sorgen haben und wieder betrogen sein wie damals? — Nein, ich bin nimmer so dumm. Ich bin froh, daß es einmal überstanden ist und der Schmerzen ausgetobt hat.“

„Hast einmal ein Verhältniß gehabt?“

„Ein Verhältniß — ich glaub's — so lieb wie ich den gehabt habe, so wie ich an dem gehangen bin, kann man's nimmer, und geglaubt habe ich ihm jedes Wort, wie's Evangelium. Aufgewachsen sind wir mit einander als Kinder, und für den Menschen hätte ich Alles gegeben. Da kommt er einmal spät in der Nacht und schwatzt mir Allerlei vor und aus war's, am andern Tag war er fort.

„Seitdem glaub' ich keinem Mann mehr und wär's, wer's wolle. Ich möchte mir die Qual und den Aerger nicht zum Zweitenmal anthun. Es ist gar Keiner werth, daß man sich so um ihn kränkt, wie ich's um ihn gethan habe. D'rum möcht' ich kein Verhältniß mehr.“

„Weil Du einmal kein Glück gehabt hast, meinst Du es müßt' immer so sein?“ entgegnete auf die Erklärung der Mann.

„Es mag sein, aber ich verlang' mir das Glück nimmer. Es ist aus. Von mir aus sagen sie ich bin schlecht oder liederlich, das ist mir gleich. Ich treib's so lang es geht und so lang ich in der lustigen Gesellschaft bin, spür' ich

von dem Wurm nichts, der am Herzen nagt. Der Leichtsinn ist auch für etwas gut, er lehrt das Unglück verschmerzen", sagte die Dirne bitter.

„So komm, ich führ' Dich heim. So allein wirst Du doch nicht dahinlaufen wollen", trug ihr der Mann gutmüthig an.

„Ich brauche keine Begleitung. Ich gehe auch noch nicht heim", rief das Mädchen, indem sie davoneilte und den Mann stehen ließ.

Friedrich hatte sich leider nicht getäuscht, die Dirne, die also sprach, war Therese, des Meister Joachim Therese. Er traute seinen Augen, seinen Ohren kaum. So tief war das brave Mädchen gefallen, so weit herab zur Phryne der alltäglichsten Art war sie gesunken. Es klang aus ihren Worten heraus, daß der Schlag der Trennung von ihm, die Krankheit ihren klaren Verstand zerrüttet, sie stumpf und kalt gegen die edleren Gefühle gemacht hatte. Sie wollte vergessen, ihr herbes Leid um jeden Preis unterdrücken und mußte der Preis ihr guter Name, ihre Ehre sei...

Das hätte er nie gedacht, geglaubt und er mußte es sich selbst auf seine Rechnung schreiben. Dieses Menschenleben, das sich selbst in den Staub trat, hatte er auf dem Gewissen.

Er schlich aus dem Schatten fort und eilte ihr nach.

Als sie aus dem Bereiche jener Gegend war, schlich sie matt und abgeschlagen dahin. Ihre physische und moralische Kraft war gebrochen. Der Gleichmuth, den sie dem fremden Manne gegenüber noch gezeigt hatte, war weg. Wie ein Schatten strich sie an der Wand hin. Friedrich folgte ihr auf dem Fuße und sie merkte es nicht.

„Jetzt geh' ich wieder heim", murmelte sie, „heim ins alte Elend. Wenn ich ins Kämmerlein komm', dann fällt mir immer ein, wie er Abschied von mir genommen hat und dann muß ich denken, wo er jetzt sein wird und was für Eine er lieb haben wird und wenn ich auch auf's Bett hinfalle und einschlafe, so ist's doch nicht geschlafen, daß man

ruht dabei. Es ist schlimmer wie wach sein, denn was mir träumt, ist noch unerträglicher und ich bin froh, wenn's Tag wird und ich kann wieder fort — in den Taumel stürzen, vergessen, verjubeln das ist das Beste, dann hört man doch das arme Herz nicht schreien. —"

Sie setzte sich auf eine Bank in der Anlage, wo sie eben ging, und Friedrich blieb in kurzer Entfernung hinter ihr stehen.

„Jetzt soll ich wieder heimgehen und das Elend haben. Ich mag nicht mehr, dorthin läuft der Kanal, da hinein und Alles wäre gar!" sagte sie matt und tonlos. — „Wenn der alte Vater nicht wär'! Ich kann's ihm doch nicht anthun. — — Was hat er aber an mir? Ein verdorbenes Kind, das nimmer gut thut und ihm auch keine Freude macht. Geh' ins Wasser!"

Sie erhob sich und ging auf den Bach zu. Friedrich folgte ihr wieder. Es schien der Augenblick gekommen zu sein, wo der Schutzgeist ganz von ihr wich. Einige Minuten ging sie an dem Kanale auf und ab, dann nahm sie einen jähen Anlauf und setzte zum Sprunge an. Entsetzt faßte sie Friedrich am Kleide und riß sie zurück.

„Unglückliche, was thust Du?" rief er.

Auf's Heftigste erschreckt sah sie um und dem Manne ins Gesicht. Mit dem Instinkte des Thieres, das Seinesgleichen erkennt, mußte sie in dem Manne, der sie überraschte, einen Bekannten erkannt haben, denn daß es Friedrich war, schien ihr nicht in den Sinn zu kommen.

„Laß mich!" rief sie, „ich will mit Euch nichts mehr zu thun haben, ich mag gar Keinen mehr!" Dabei huschte sie fort, so schnell, daß ihr der Nacheilende nicht mehr zu folgen vermochte.

„Armes Wesen!" rief er, ihr nachblickend, „Dir ist nicht mehr zu helfen. Dein Loos ist das Arbeitshaus oder das Irrenhaus, wenn nicht der gütige Tod Dich von Deinen Leiden befreit. — Hätt' ich sie ins Wasser springen lassen, wer weiß, ob's nicht besser gewesen wäre!" —

Langsam ging er mit niedergeschlagenem Blicke dahin, verstimmt und traurig, so hoffte er den schönen erfreulichen Tag nicht zu enden.

---

Es gibt unstreitig im Leben Tage, wo das Geschick Ereignisse zusammenhäuft und oft die unvermuthetsten Fälle zusammenführt. Es ist, als ob an solchen Tagen ein Buchabschluß in dem Leben eines Menschen vorgenommen würde und mit Allem, was ihm möglicher Weise vorkommen kann, aufgeräumt würde.

Ein solcher schien der eben ablaufende für Friedrich zu sein.

Wie er über das Zusammentreffen mit Therese noch ganz gedrückt, fast gedankenlos seinem Gasthofe zuschlenderte, wurde er in der Nähe desselben von einem Wagen, der eben die Stelle passirte, wo er über die Straße wollte, angehalten. Der Wagen, eine große zweispännige Reisekutsche, fuhr in so langsamem Schritte, daß Friedrich darüber aufmerksam wurde und nach dem Wagen sah. Zufällig streckte sich aus dem Wagen ein Kopf, die Blicke trafen sich in dem Momente.

„Herr Friedrich!" rief die Stimme aus dem Wagen.

Dieser sah aufmerksam hin und erkannte Milizius, welcher sich aus dem Wagen beugte, um den Kutscher halten zu lassen.

Friedrich trat näher an die Chaise. Milizius reichte ihm die Hand heraus und fragte:

„Wohin noch so spät, lieber Freund?"

„Das könnte ich eher Sie fragen", lächelte der junge Mann, „wo aus denn in dem seltsamen Fuhrwerke kurz vor Mitternacht?"

„Auf die Bahn!" flüsterte der Rath und öffnete den Kutschenschlag halb, so daß Friedrich in das Innere sehen konnte. Es blieb ein kleiner Raum für den kleinen dünnen Doctor, den größten Theil des Wagens nahm ein schwarz ausgeschlagener mit zwei Siegeln versehener Sarg ein.

„Was ist das?“ rief Friedrich, einen Schritt zurücktretend.

„Der Sarg der guten alten Fürstin“, sagte Milizius eintönig. „Ich muß ihn fortbegleiten auf das Stammschloß.“

„Der Fürstin —?“ wiederholte der Erstaunte. Es ist ja bereits acht Tage —“,

„Acht Tage, daß wir uns das letzte Mal gesehen haben“, unterbrach der Doctor. „Adieu!“ rief er dem Freunde zu, die Hand hinausreichend und den Schlag zuziehend.

„Adieu auf Wiedersehen!“ entgegnete Friedrich fröstelnd.

„Noch Eins — es hat jetzt keine Noth mit dem Geheimnisse mehr, da wir so weit sind. Wenn Sie gerade zu Jemand kommen und Sie gestehen den Tod der Fürstin, so ist es eben nicht gefährlich“, bemerkte der Begleiter des Sarges, als wolle er damit dem Bundesgenossen einen gewissen Wink geben.

„Das soll wohl heißen, es liegt daran, daß der Tod der Dame bekannt werde?“ fragte Friedrich stutzig.

„Er ist bekannt genug, braucht es nicht mehr zu sein, aber wir mußten uns nur jetzt wegen der leidigen Cholera hüten“, warf Milizius hin, „na, adieu, ich muß weiter, Kutscher, fort!“

Mit diesen Worten setzte sich der Wagen in Bewegung und Friedrich schritt um einen sonderbaren Gedanken reicher dem Hôtel zu.

Er fand noch Alles erleuchtet, die Nachtzüge waren noch nicht angekommen und man erwartete viele Fremde.

Als er durch das Portal trat und an der Portierloge seinen Schlüssel verlangte, gab man ihm eine Karte und sagte ihm, daß Abends ein Herr angekommen sei, der seinen Namen im Fremdenbuche las und sich sogleich erkundigt habe, ob er noch hier wohne. Auf die Bejahung habe er die Karte hinterlegt mit dem Auftrage, es ihm sogleich mitzutheilen, wenn Friedrich zurückkomme.

Friedrich sah mechanisch auf die Karte und las: „Dr. Veloccino“.

„Er!“ flüsterte er, „überall kommt mir der fatale Mann in den Weg.

Was thun?“ Er konnte einen Besuch des Abbé schicklicher Weise doch nicht ablehnen und anderntheils war ihm von Seite des Unsichtbaren so ernstlich die Warnung zugekommen, sich mit demselben nicht mehr einzulassen.

Er stand unschlüssig, die Karte und den Schlüssel in der Hand, bis der Zimmerkellner kam und ihn fragte, ob er den Herrn zu ihm schicken dürfe.

„Ja“, antwortete Friedrich in Gedanken, und stieg die Treppe hinauf. In seinem Zimmer angekommen, sank er auf das Sopha, machtlos, etwas zu unternehmen und ließ die Masse der bunten Bilder, die sich den Tag über in ihm angesammelt, durcheinander kreisen und gaukeln.

Während er so dalehnte, die Hände über der Brust gefaltet und die Augen halb geschlossen, pochte es.

„Das wird er sein!“ flüsterte er und rief dann „Herein!“ indem er sich erhob.

Veloccino, in einem ähnlichen Kleide wie er es gewöhnlich zu Hause trug, das schwarze Kreuz mit der goldenen Kette über der Brust und das Haupt mit einem kleinen Käppchen bedeckt, trat ein.

„Es ist wohl etwas frei, Sie heute noch mit einem Besuche zu belästigen, aber ich glaube, daß wir zu gute Freunde sind, um mir es übel aufzunehmen“, entschuldigte sich der Abbé.

„Ich bitte, es ist mir ein Vergnügen, mein Herr!“ antwortete Friedrich, zwar gegen seine Ueberzeugung.

„Wie lange sind Sie schon von England zurück, das heißt das zweite Mal, das andere Mal trafen wir uns ja auch zufällig?“ fragte Veloccino mit jenem abscheulichen Lächeln.

„Bitte, wollen wir uns nicht setzen“, sprach Jener, dem Gaste das Sopha anbietend.

Veloccino setzte sich und Friedrich nahm ihm gegenüber Platz.

„Ich bin erst kurze Zeit zurück und so mit Geschäften überhäuft, daß es mir nicht möglich war, meine entfernteren Freunde von meinem Hiersein in Kenntniß zu setzen", antwortete er auf die vorhergehende Frage des Abbé.

„Das hat der Zufall gethan", erwiderte dieser, ich blätterte bei meiner Ankunft im Fremdenbuche und fand Ihren Namen unter einem ziemlich neuen Datum und es ist mir sehr angenehm, Sie noch hier zu finden. Vor Allem habe ich Ihnen noch persönlich meinen Dank abzustatten für Ihre dortmalige gütige Besorgung, Sie haben mir einen rechten Gefallen gethan."

„Ich habe keinen Anspruch auf diesen Dank zu machen, mein Herr", sagte Friedrich, ich habe durch diesen Dienst, den ich Ihnen erwies, selbst einen Nutzen gehabt, der mich mehr als Sie ahnen konnten, entschädigte."

„Indem Sie dort waren", fragte Veloccino, der die Anspielung Friedrichs auf das Abenteuer mit der geheimnißvollen Flamme nicht verstehen konnte.

„Ganz so", antwortete Jener, „aber lassen wir das Vergangene und sind wir froh, wenn Jeder zufrieden ist. Herr Doctor haben Geschäfte hier", fragte er, den Gegenübersitzenden etwas stark fixirend.

„Ich habe Geschäfte und keine, ich komme ab und zu hieher, um Manches persönlich zu reguliren und zu betreiben und dabei oft Etwas zu erfahren, was Einem so doch nicht so leicht zukommt", sagte Veloccino, Friedrich, dessen Blicke ihm nicht entgangen waren, gleichfalls fixirend.

Es waren zwei elektrische Funken, die sich kreuzten und zwei Menschen, die sich gegenseitig fortwährend studirten, ohne daß Einer den Andern genügend auszuforschen vermochte. Jetzt eben suchten sie gegenseitig sich im Innersten zu durchdringen und die Pause, wo das Gespräch stockte, war gleichsam ein Ruhepunkt, um sich zum Angriff zu sammeln.

„Was mag er eigentlich von mir wollen", dachte Friedrich, „denn ohne Grund sucht er mich nicht heute noch

auf und gewiß hat er etwas Außerordentliches auf dem Herzen, weil er so gleichgültig und conventionell auftritt."

„Wenn ich wüßte", dachte Veloccino, „ob er mir Aufschluß geben könnte und wenn er es kann, ob er will. Er scheint etwas eigensinnig und nicht mehr so leicht lenksam aus England zurückgekommeu zu sein."

„Sie erinnern sich doch noch, Herr Friedrich", begann er, wie um überhaupt etwas zu sprechen. „Sie erinnern sich doch noch, daß wir eines Abends von einer gewissen Fürstin sprachen, die damals ihren Wohnsitz in Friedrichsdorf hatte —"

„Gewiß", entgegnete Friedrich ahnend, „Sie hatten die Güte, mir damals zu bedeuten, daß Sie die Dame näher kennen."

„Daß ich sie — nun, ich kenne eben viele höher gestellte Persönlichkeiten", sprach der Abbé mit der stereotypen Ironie, „ich habe Ihnen ja auch gesagt, daß ich in meiner Jugend — war das nicht derselbe Abend, wo ich Ihnen die sonderbare Geschichte mit der jungen Dame und dem Kinde erzählte? —" unterbrach er sich selbst.

„Das ist so!" antwortete der junge Mann lauernd, was sich aus dem gleichgültig angefangenen Gespräche entwickeln würde.

„Sie denken, wie ich auf einmal darauf komme?" fragte der Abbé. „Diese Dame ist mir die letzte Zeit so zu sagen aus dem Gesichtskreis gekommen. Milizius schrieb mir wohl einmal, daß sie Friedrichsdorf für immer verlassen habe, dann kam mir nichts mehr zu Ohren. Gestern hörte ich zufällig, daß sie hier an der Cholera gestorben sei. Ich möchte doch wissen, ob das wahr ist — Milizius wenn ich treffen könnte, der wüßte es gewiß." —

Das war nun der Punkt, der der Einleitung bedurft hatte, denn er konnte sicher vermuthen, daß Friedrich wenigstens durch Milizius über die Verhältnisse der Fürstin unterrichtet war.

„Die Fürstin ist gestorben, das kann ich konstatiren",

erwiederte Friedrich, „es ist kaum eine Stunde, daß mir Milizius in einem Reisewagen mit dem Sarge der Fürstin begegnete und ich war zufällig Zeuge bei dem Tode der Dame.“

Veloccino stierte den jungen Mann sprachlos an. Sein spöttisches, beherrschendes Wesen verlor sich und gewann einen erbarmungswürdigen, mitleiderregenden Ausdruck.

„Sie ist todt?“ keuchte er.

„Aber nicht an der Cholera gestorben, sondern an einer Gehirnlähmung, wie Doktor Milizius bestätigte,“ ergänzte Friedrich.

Veloccino sank einen Augenblick wie ohnmächtig zurück, aber nur einen Augenblick, dann suchte er in furchtbarem Kampfe seine Situation zu beherrschen.

„Und Sie sagen, Sie haben sie sterben sehen? Und Milizius hat es constatirt?“ frug er mit schneidigem Tone.

„So ist es!“ entgegnete Friedrich ruhig.

„Und doch ist es nicht wahr!“ entgegnete der Abbé mit jenem Wetterleuchten in den Zügen, das nur ein kräftiger Gegner ertrug.

„Ich kann Ihnen nur als Wahrheit berichten, was ich gehört und gesehen habe“, erwiederte Jener.

Veloccino stand auf, halb gebückt mit vorgestrecktem Kopfe, die rechte Hand auf die Schulter des Gegenübersitzenden legend, die Augen rollend und funkelnd, kreischte er: „Sie ist nicht todt, sage ich!“

Friedrich sah ihn sprachlos an und seine Haare sträubten sich. Der Anblick des Abbé hatte etwas furchtbar Unheimliches in dem Augenblicke, es war der Anblick einer angreifenden Schlange oder einer lauernden Hyäne.

„Junger Mann“, fuhr er fort, indem sich seine Finger krampfhaft in den Aermel des jungen Mannes krallten. „Sie sagen, daß Louise gestorben ist, Sie haben es gesehen? — Man hat Sie betrogen, getäuscht, belogen!“ —

Friedrich faßte den Arm des Doktor und wollte sich von der unliebsamen Berührung befreien. Veloccino zog bei

der Berührung augenblicklich seine Hand von der Schulter Friedrichs zurück und fuhr dann gemäßigter, aber immer noch ziemlich exaltirt fort: „Sie kennen die Menschen noch zu wenig, lieber Herr, der Milizius ist ein alter Spitzbube!" —

Wieder trat eine Pause ein, Veloccino schritt einigemale in dem Zimmer auf und nieder und murmelte leise unverständliche Worte. Endlich schien sich sein Paroxismus gelegt zu haben. Er setzte sich wieder, legte seine Hand auf die Friedrichs und sprach sehr ruhig: „Entschuldigen Sie mein aufgeregtes Benehmen von vorhin, es ist eine unglückliche Eigenschaft, ich weiß es; aber ich bin einmal so reizbar und ich kann nicht den geringsten Widerspruch vertragen. — — Sind Sie nie mehr seit der Zeit nach dem Kloster St. Ursula gekommen? Haben Sie von dem Schicksale der Aebtissin, an die ich Sie dortmals sandte, nichts mehr gehört?"

„Ich habe das wahrhaftig im Drange der Begebenheit verloren. Ich wollte eher Sie darum fragen," entgegnete Friedrich.

Veloccino zuckte die Achseln. „Wissen Sie, das ist eine eigene Geschichte mit der Aebtissin, aber ich bekomme sie doch noch in meine Gewalt, ich habe jetzt sichere Bürgschaft dafür. Ehe ein halbes Jahr vergeht, ist sie mein!"

Friedrich fürchtete wieder einen ähnlichen Wuthausbruch bei einer widersprechenden Entgegnung: „Ich will es wünschen", sprach er, „daß sie von der Pein, die Ihnen die Sehnsucht nach dieser, wie es mir scheint, sehr theueren Person bereitet, bald erlöst werden."

„Sagte ich Ihnen denn nicht, daß die Aebtissin jenes Kind ist, das mir dortmals von der Mutter geraubt wurde — es ist ja meine Tochter. An dieses Kind knüpft sich alles Unheil, alles, was seit der langen Zeit geschehen ist. Sie, die Unschuldige hat den Fluch der Mutter- und Vaterschuld auf sich, auf sie wälzen sich unsere Sünden. Möchte sie dieselben einst mit aus der Welt nehmen, wie sie Vater und Mutter so unheilvoll trennte!"

„Sie haben eine besonders aufgeregte Zeit jetzt, Herr Abbé," sprach Friedrich ruhig, „und ich fürchte für Ihre Gesundheit; würden Sie nicht besser thun, sich für heute der aufreizenden Gedanken zu entschlagen und ruhen. Morgen wird Ihre Stimmung vielleicht gemäßigter sein und Manches anders ansehen."

„Sie haben recht, ganz recht", versetzte Veloccino über die Aeußerung des jungen Mannes frappirt — „ich werde es so machen und morgen sprechen wir über Manches, was mir jetzt in der Aufregung entkommen ist."

Er stand auf und wollte gehen, blieb aber mitten im Zimmer stehen und wandte sich nochmal an Friedrich.

„Was es doch für lieblose Menschen gibt!" sprach er. „Ich habe heute Abend etwas gesehen, was mich hätte empören können. Ich kam nämlich selbst erst heim, kurz vor Sie zurückkehrten. Der Abend war schön und ich hatte Langeweile, so strich ich denn allein durch die Straßen. Unter anderm kam ich an einer Anlage vorüber, wo auf einer Bank ein Frauenzimmer ganz einsam saß. Sie schien sehr aufgeregt und sprach halblaut mit sich selbst.

„Das ist eine Unglückliche dachte ich und beobachtete sie, aber nicht lange, so sprang sie auf und eilte dem unten vorbeifließendem Kanale zu. Einige Minuten ging sie am Rande des Wassers auf und ab, dann nahm sie einen Anlauf, hob die Arme und — wäre sicher in's Wasser gesprungen, wenn nicht ein Mensch, der sich verborgen hatte, herbeigekommen wäre, um sie am Kleide zu fassen und zurückzuziehen."

Friedrich traute seinen Ohren kaum, als er das vor Kurzem selbst erlebte Abenteuer von dem Abbé erzählen hörte. Er saß mit halboffenem Munde und starrte den Erzähler an.

„Ist das nicht recht lieblos von dem Manne. Warum so ein Wesen nicht gewähren lassen? Warum dem erlösenden Tode entreissen und sie einem vielleicht unsäglichen, namenlosen Leiden zurückgeben?"

„Ich glaube, daß der Mann Menschenpflicht erfüllt hat!“ entgegnete Friedrich leise und unsicher.

„Menschenpflicht?“ sagte Veloccino. „Sie glauben, daß die Lebensrettung diese Pflicht war, oder die Bewahrung vor der Sünde des Selbstmordes? Das ist eine unrichtige Auffassung, mein Freund. In diesem Falle ist der Selbstmord keine Sünde und der Himmel ist solchen Seelen nicht verschlossen, denn es ist Gottes Gnade, die sie auf diese Weise von ihrem sich selbst oder von andern zugefügtem Leide erlösen will.“

„Und was wurde weiter aus dem Frauenzimmer?“ fragte Friedrich, als wüßte er von dem Falle gar nichts.

„Das Mädchen lief fort, während der Mensch unschlüssig nachsah. Ich folgte ihr von Weitem und sah, wie sie in einiger Entfernung kraftlos zusammenbrach. Nun ging ich hin und fand, daß eine ungeheuere Abspannung der vorhergehenden Aufregung Platz gemacht hatte. Auf alle Fragen erhielt ich keine Antwort und ich erkannte an dem ganzen Wesen, daß die Person einem dem Irrsinne nahen Zustande verfallen war — —“

Der Abbé brach die Erzählung ab und wandte sich gleichgültig nach dem Fenster.

„Es ist längst Mitternacht vorüber“, sprach er, nachdem er eine Weile den Himmel betrachtet hatte, „wir haben uns nun um den besten Schlaf gebracht, eigentlich ist es meine Schuld, und es ist mir schwer jetzt zu schlafen oder überhaupt allein zu sein. Ich möchte Sie fast einladen, ein wenig zu mir hinunter zu kommen, ich habe allerlei Interessantes, mit dem wir uns beschäftigen können.“

Friedrich war es ähnlich zu Muthe, auch er fühlte kein Bedürfniß nach Schlaf, obwohl er einen langen, ermüdenden Tag gehabt hatte, und ebenso war ihm das Alleinsein in dem Augenblick ein sehr unangenehmer Gedanke. Er wußte übrigens, daß man sich mit Veloccino, wenn dieser wollte, sehr gut unterhalten konnte, und so stimmte er dem Vor-

schlage augenblicklich bei, nahm sein Licht vom Tische und verließ mit dem Abbé das Zimmer.

„Sie haben mich vorhin gefragt, was aus dem Frauenzimmer wurde, welches jener Mann am Ertrinken verhinderte?" fragte der Abbé, nachdem sie sein Zimmer betreten hatten. — „Ich habe die Arme aufgenommen und mit hieher gebracht," sagte er ruhig.

Friedrich war nicht im Stande eine Antwort zu geben.

„Nun ja, natürlich, denken Sie, fast Mitternacht, ein weibliches Wesen im Zustande des Deliriums, wäre es nicht mehr als Umbarmherzigkeit, es sich selbst, vielleicht dem Insulte roher Vorübergehender oder den Armen der Polizei zu überlassen. Ich nahm sie, wie gesagt auf, da sie jener muthwillige Friedensstörer doch einmal um die Ruhe im Wasser gebracht hatte, führte sie hieher und sie folgte mir willig. Bis es Tag wird, werden wir sehen, was mit ihr zu machen ist."

Dabei nahm er das Licht und leuchtete nach einem Alkoven, wo, mit einer leichten Decke überdeckt, Therese auf dem Bette ruhte.

„Sehen Sie, wie sanft sie jetzt schläft, wie ihr die Ruhe wohl thut. Es ist ein recht liebes, unschuldiges Gesichtchen, das vielleicht kaum des ersten Fehltrittes sich schuldig weiß."

Friedrich starrte in die Züge der Schlummernden, indem er bebend das Tuch hielt, welches der Abbé von ihr zurückgezogen. Ihm war, als müsse er sterben und durfte sich vor dem Manne mit keinem Laute verrathen, dessen Worte jedes wie ein Giftpfeil sein Inneres durchbohrten. Ihm war in diesem Augenblicke, als müßte Alles in ihm reißen und brechen und als müßte er selbst sinnlos hinstürzen.

Veloccino hatte das Licht auf das Nachttischchen gestellt und sich in das andere Ende des Zimmers zurückgezogen, mit unterschlagenen Armen die Gruppe beobachtend.

Friedrich konnte sich nicht überwinden, die herabhängende

Hand Theresens zu fassen und ihr in's Ohr zu flüstern „Therese!“

Die Gestalt der Schlafenden regte sich jetzt langsam in allen Gliedern, wie durch eine magnetische Kraft bewegt, sie versuchte das schwere Haupt zu heben und die Augen aufzuschlagen. Das Mädchen mußte den Ton der Stimme erkannt haben, denn lange blickte es dem Manne in's Gesicht und endlich lispelte es: „Das bist doch Du, Friedrich, nicht wahr? Kommst Du zu mir?“

Diese Worte erfüllten den sonst vielfach gestählten jungen Mann mit so unendlichem Wehe, daß sie entscheidend auf ihn einwirkten. Alles um sich her vergessend, fiel er auf die Kniee vor das Lager Theresens und mit beiden Armen ihren Hals umschlingend rief er aus: „Um Dich nie mehr zu verlassen, armes, schwergeprüftes Herz!“

„Sage mir, was ist denn das Alles? Wo sind wir denn?“ fragte sie verwirrt umherschauend.“

Friedrich erzählte ihr das Ereigniß der Nacht, wie es mit seinen letzten Erlebnissen und seinem Besuche im Meisterhaus zusammenhing, in Kürze.

„So ist es nicht wahr, wie die Leute sagten, daß Du mich vergessen hast und weil Du Dich meiner schämtest, von mir gegangen bist?“

„Was mich von Dir trieb, Therese, war der höhere Drang meines Berufes, der mich fortführte, nicht aufgeben wollte ich Dich, ich sagte ja nur, daß wir uns trennen, Abschied nehmen müßten, aber in Deinem Schmerze hast Du mich nicht verstanden!“

Mit dieser süßen, unschuldigen Lüge beschwichtigte Friedrich das Herz Theresens.

„Haben sie Dir nicht gesagt, daß ich eine lüderliche Dirne geworden sei. Ich sag' es Dir allein, es ist nicht wahr, ich habe mich nie dem Laster hingegeben, wenn auch der Schein tausendmal auf mir liegt. Was ich trieb, warum ich die langen Tage umherwandelte und mich da und dorthin schlug — frage mich Niemand, es war mir wie angethan,

ich mußte — es lag wie ein dicker Schleier über meinem Verstande, den ich mit aller Gewalt zerreissen wollte. Aber ehrlos in dem Sinne, wie es die Welt versteht, bin ich nicht, weggeworfen habe ich mich nie!" —

Der letzte Sturm schüttelte an dem Herzen Friedrichs, einen Augenblick kämpfte er einen großen Kampf mit sich selbst — „mag Alles reißen und brechen, ich kann sie nicht lassen", murmelte er, dann faßte er ihre beiden Hände und fragte: „Willst Du wieder mein sein, Therese?"

„O für mein ganzes Leben — für allezeit, Friedrich!" antwortete das Mädchen leise, süß lächelnd.

„So sei's!" rief er und legte sie sanft auf's Kissen zurück, dann trat er zu Veloccino hin, der noch in derselben Stellung stand, und in dessen Züge sich eine eigenthümliche Stimmung ausdrückte.

„Sie kennen wohl das Frauenzimmer dort?" fragte er mit satanischem Spotte.

„Ich kenne es wohl, Herr Abbé", entgegnete Friedrich ernst, „denn es ist meine Jugendliebe."

„Jugendliebe?!" rief Veloccino. Das Gesicht des Mannes wurde in einem Augenblicke gluthroth und aschgrau, Er wandte sich weg und hielt einige Sekunden die Hände vor die Augen, dann sagte er in seinem gewöhnlichen Tone: „Und Ihre Frau Gemahlin, Herr Friedrich, von der Sie mir dortmals sagten, daß sie kränklich sei?"

„Ist gestorben in Dublin."

„Am Heimweh, nicht wahr?"

„Ganz recht, am Heimweh, für das es kein Mittel gibt, als die Heimath, die sie sich selbst großmüthiger Weise verweigerte", antwortete Friedrich.

„So habe ich ja unwissend ein recht gutes Werk gestiftet?" fragte der Abbé mit seiner gewöhnlichen Ironie.

„Für das ich Ihnen nicht genug danken kann", entgegnete der junge Mann die Hand des Abbé fassend.

„Lassen Sie das, erwiederte dieser trocken, es ist ein kleines Gegengewicht für die schwere Last, die auf meiner

linken Wagschale liegt. Vielleicht ist mir Gott einmal dafür gnädig!"

„Wie befindet sich das Mädchen?" fragte er dann, mit Friedrich an das Bett tretend

Er betrachtete seinen Schützling mit der Miene eines kundigen, gewandten Arztes und sprach: „die Krisis, die die Leidende durchgemacht, ist glücklich gebrochen, aber ein Arzt hätte das nicht vermocht. Es ist lediglich Ihr Werk. Nun ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück, und dem Mädchen, sie scheint es zu verdienen."

Diese letzteren Worte waren einige von den wenigen, die von dem „schwarzen Herrn" wahr und herzlich klangen und aus dem tiefsten Inneren zu kommen schienen. Er nahm dann ein Buch, zündete sein Licht an und setzte sich an den vorderen Tisch in die Nähe des Fensters, während Friedrich auf einem Stuhle vor Theresens Lager sich niederließ.

Sie hatten sich so viel zu erzählen, zu fragen und zu antworten, daß der Morgen anbrach, ohne daß sie es merkten.

Einige Stunden später, als der volle Tag kaum herniederleuchtete, betrat Therese am Arme Friedrichs Meister Joachims Haus..

XIV.

# Eine wichtige Stunde.

Es geht zu Zeiten auf der Welt zu wie bei einem Bankett, es ist momentan eine Freude und eine Festlichkeit und man glaubt, die Menschen alle müßten sich umarmen und küssen vor Freundschaft und Liebenswürdigkeit. Aber das ist eben nur die Bankettfreude, solange der Champagner schäumt und die Gläser klingen. Nach dem Feste ist freilich Alles anders, nüchtern, kalt und müde. Und um so großartiger das Gepränge beim Feste war, um so alltäglicher ist die Zeit nach dem Feste.

Ein so großartiges Weltbankett wurde im Jahre Eintausendachthundertunddreiundsiebzig in Wien bei Gelegenheit der Weltausstellung gefeiert.

Wie da die Völker der ganzen Erde zusammenströmten, sich sahen und kennen lernten, einander bewunderten und beliebäugelten. Hie Bruder und da Bruder. Alle Nationalität, aller Unterschied der Stämme hörte auf und der Deutsche sprach sogar ausnahmsweise mit dem Franzosen. Man glaubte, es müsse die Zeit des ewigen Friedens gekommen sein und ein Krieg war gar nicht denkbar.

An dem Hofe zu Wien war die ganze Zeit über offenes Haus und Fürsten und alle Größen der Welt gingen dort aus und ein, wie in einem anderen Hause gewöhnliche Menschen.

Kaiser und Könige, Herzoge und Fürsten schüttelten sich die Bruderhand und vor lauter Freundschaft und Brüderlichkeit kam man aus dem Glückseligkeitsrausch gar nimmer.

Wenn sich die gekrönten Häupter so herzlich zugethan sind, wie glücklich müssen erst dann die Völker sein! Die guten Völker! Sie brauchen dann keinen Nationalhaß mehr zu nähren und sich anzufeinden, weil sie eine andere Sprache reden und sich nicht mehr todtzuschlagen, weil man ihnen sagt, daß Krieg ist.

Das war die Bankettfreude in Wien und in der ganzen Welt; aber der Champagnertaumel verpuffte auch und der Gläserklang verstummte und der letzte Gast kehrte heim, noch ehe es ganz Winter war und wirklich folgte auf diesen rauschenden Jubel und diesen festlichen Prunk eine verhältnißmäßige Langeweile und ein allgemeines Unbehagen wie nach einem überreichen Mahle. Das fühlte sich durch die ganze Welt vom Höchsten bis zum Niedersten, vom Kaiser bis zum — Arbeiter.

Man sah, die Welt stand wie ehedem, Alles ging seinen alltäglichen Gang, nichts ereignete sich und doch war so ein unbehagliches, sonderbares Gefühl in Allen, als wenn es zu etwas Außerordentlichem kommen sollte. Das ist die Windstille, die die Matrosen auf offener See so sehr fürchten.

An einem jener trüben Morgen, der ganz mit der Zeit harmonirte, saß ein Greis mit gutmüthigem klugen Gesichte in seinem Kabinette und vor ihm in voller Uniform sein erster Unterthan.

Der Greis war Kaiser Wilhelm I. von Deutschland und der Mann, der vor ihm saß, der Fürst-Reichskanzler, Herzog von Elsaß und Lothringen.

Der Kaiser hatte die Miene eines bedächtigen ernsten Mannes, der die Welt lange kannte und Vielerlei auf derselben erlebt und gesehen hatte. Es mochte wohl einmal anders in dem Manne getobt und gestürmt haben, das zeigte das feurige Auge noch, das noch blitzen konnte; aber jetzt war's ein ruhiges Feuer, das die Seele des Mannes durch-

floß, rein, lauter und klar, wie das Feuer von altem, edlen Weine.

In dem hohen Würdenträger, dem Kanzler des Reiches, pulsirte ein anderes, regeres Leben, weit höher schlagend, als man in dem an Jahren vorgerückten Manne hätte ahnen wollen. Er war eine von den Naturen, die nie altern — nie altern wollen und, weil sie es nicht wollen, auch nicht können. Nicht rüstiger mochte der zwanzigjährige Junker in die Welt gesehen haben als jetzt der ziemlich in der Zeit vorgerückte ältliche Herr. Derselbe widerstandbrechende Kopf, der sich einst den Namen des „eisernen Grafen" erworben und der das Sprichwort „Blut und Eisen" erfand; derselbe welttrotzende, so kräftige und kühne als berechnende und umsichtige Staatsmann war er noch. Nur war ein sehr lebendiges, leicht reizbares und prickelndes Blut in ihm, das immer Kampf anstrebte und dem nur im Sturme wohl war.

Die beiden Männer hatten sich eben, wie das gewöhnlich geschah, ein wenig gezankt. Entschieden ihre Meinungen ausgetauscht, sagt man in der höheren Diplomatie.

Es lagen einige Papiere auf dem kleinen mit einem schweren Teppiche behangenen Tische und eine nasse Feder lag auf dem eleganten Schreibzeug. Offenbar hatte der Kaiser wieder einige Vorschläge Bismarck's annehmen sollen und der Kaiser wollte nicht.

„Mein lieber Bismarck", sagte der Kaiser gutmüthig, sehen Sie, die Sache ist so: „Wenn ich hier schreibe „Wir Friedrich Wilhelm ꝛc. ꝛc. geruhen das und das", so geht das durch das ganze Reich wie ein Blitzstrahl und allerorten muß diese kaiserliche Ordre respektirt und gehandhabt werden — da muß ich denn doch vorerst wissen, ob dieser Wille auch wirklich gut und den Völkern heilsam ist. Ein Verbot, ein Erlaß, ein Befehl ist gleich hinausgegeben, aber wenn dann der Erlaß nicht von der Wirkung ist, wie man meint —"

„Ich glaube, Majestät noch jederzeit überzeugt zu haben, daß ich die Fähigkeit besitze, im rechten Augenblicke immer das Rechte zu wollen", entgegnete der Reichskanzler.

„Daran habe ich noch keinen Augenblick gezweifelt, was das „Wollen“ anbelangt, lieber Reichskanzler, aber es gibt oft Dinge, die sich einander so gleich sehen, daß man sie kaum unterscheiden kann, und doch ist das eine soviel Recht als das Andere Unrecht ist. Kann es nicht dem klügsten Menschen einmal geschehen, daß er sich vergreift“, erwiderte ihm der Kaiser.

Das war wieder zu reizbar für die stets fibrirenden Nerven des Kanzlers. Er kämpfte eine jener Antworten zurück, die, so kurz sie sind, so wuchtig treffen und schwieg sichtlich mißgestimmt.

„Wie geht denn nun der Gang im Reiche — ich denke, wir wandeln langsam aber sicher vorwärts, nicht wahr?“ fragte nach einer kleinen Pause der Kaiser wieder.

„Es geht wohl langsam seinen Gang, Majestät“, betonte der Fürst. „Es ist eben mancher Stein aus dem Wege zu nehmen und da sollte man mit aller Kraft und Energie arbeiten, sonst bringt man nichts fertig.“

Der Kaiser verstand die Beziehung gar wohl, die in den Worten lag, sie war nicht zu verblümt.

„Der Kaiser ist eben zu langsam und bedächtig“, erwiderte er, „nicht wahr? Ich sage Ihnen, Fürst, Sie könnten nicht Kaiser sein!“

„Warum nicht?“ fuhr Bismarck auf.

„Weil Sie in einigen Wochen die Revolution in allen Ecken hätten; Sie würden mit einem Male Alles gleich machen wollen und das geht nicht. Völker lassen sich nicht kommandiren wie Regimenter.“

„Völker sind Kinder und wissen nicht, was sie wollen, sie müssen erzogen werden!“

„Wir kommen da ewig nicht zusammen“, lächelte der Kaiser, „übrigens danke ich Gott, daß ich Sie habe, Sie sind doch der rechte Mann! Was gibt es denn sonst Neues? Was ist denn an dem Geheimbunde, von dem uns vor einiger Zeit berichtet wurde?“

„An dem Geheimbunde? Nicht viel“, antwortete der

Kanzler, „höchstens ein Häuflein verrückter Menschen, die bei dem ersten Schreckschusse auseinanderfahren. Es ist die immer periodisch wiederkehrende Idee von dem allgemeinen Völkerglücke und dem Weltreiche. Lassen wir ihnen die Freude, schaden können sie ja nicht und daß sie uns nicht über den Kopf wachsen, dafür sorgen unsere Leute schon. Uebrigens versteht man heutzutage gar nimmer, zu conspiriren, die Menschen sind sich selbst einander nimmer treu, sie verrathen sich ja immer selbst gegenseitig."

„Thun sie das, wirklich?" fragte der Kaiser.

„Vorigen Winter erhielten wir durch einen Emissär dieser Gesellschaft, einen gewissen Herrn von Zamarowsky, die ersten Nachrichten von deren Existenz und er versprach uns gegen eine kleine Entschädigung, Alles mitzutheilen, was von der Seite der Geheimbündler unternommen werde. Aber es kam seitdem nichts mehr von ihm, noch konnte er ermittelt werden."

„Ist auch kein Schade", fügte der Kaiser bei.

„Aber es sind einige Briefe an die Adresse dieses Menschen abgegangen, die sich möglicherweise bei seinem etwaigen Ableben unter seinem Nachlasse vorfanden."

„Das ist fatal!" warf der Kaiser hin.

„Doch sind sie jedenfalls so geschrieben, daß, wer den Betreff nicht weiß, aus den Briefen nichts entnehmen kann, so versichert der Chef des geheimen Bureau's, der mit ihm unterhandelt hat", entgegnete der Fürst.

„Aber gefährlicher scheint uns ein Auswuchs jenes geheimen Bundes, der namentlich in Frankreich und Großbrittanien agitirt und sich den sonderbaren hochklingenden Namen „Weltenstürmer" beigelegt hat. Er soll eine ansehnliche Partei gebildet und mit Glück und bedeutenden Hülfsmitteln bis jetzt gearbeitet haben. Er ist ein Deutscher, wird aber vielfach Lord Fréderik genannt. Ein Agent, der in den Kreisen gut bekannt ist, berichtete darüber. Er versprach auch, den Verlauf einer geheimen Versammlung der

Partei in Dublin unter dem Vorsitze des Lords einzuschicken, aber es erfolgte seit längerer Zeit nichts."

„Und was will denn dieser Weltenstürmer! Wieder so ein Phantast!" rief der Kaiser.

„Das ist eben das Gefährliche", sprach der Kanzler. „Er fesselt durch seine überspannten Ideen und noch dazu sind es sehr viel Reiche und Bedeutende, die er zu gewinnen versteht. Nun soll wahrscheinlich der Strom nach Deutschland herübergewälzt werden und es ist nichts wahrscheinlicher, als daß er hier ebenso leicht Partei machen wird."

„Dem kann doch abgeholfen werden", entgegnete der Kaiser ernst, „solchen Stegreifrittern wird man doch das Handwerk legen können!"

„Das ist es eben", sprach Bismarck. „Ich dringe nicht umsonst auf die Durchsetznng meiner Anträge. Es existiren noch immer sehr viele Hecknester dieser Internationalen und der Jesuiten, das sind die Klippen, an denen sich solche Polypen leicht ansetzen und so lange mit gewissen Leuten nicht gänzlich und gründlich aufgeräumt wird, haben wir keine Ruhe."

Der Kaiser erhob sich und die Papiere betrachtend, die auf dem Tischchen lagen, sagte er zum Reichskanzler: „Nun, ich werde mir das noch einmal überlegen. Ich möchte eben das Reich so recht wohlgeordnet, gekräftigt und befestigt wie ein wohlbestelltes Haus verlassen, wenn ich gehe."

„Daran denken Majestät noch nicht", erwiderte Bismarck lächelnd.

„Noch nicht? Mein Lieber, man wird alt und gar so lange dauert es nimmer. Ich habe so meine Vorahnungen."

„Majestät sind ein Hohenzoller —" warf der Fürst ein.

„Weiß schon", entgegnete der Kaiser, „die haben zähes Leben, meinen Sie, und können etwas ertragen. Das ist schon wahr, wenn ich an meine seligen Vorgänger denke. Aber etwas ist es, was mir so eigenthümlich bange macht manchmal. Das Glück, das unerhörte Glück. Das müssen Sie doch zugeben. So weit hat's noch kein Hohenzoller ge-

bracht. Das ist das Höchste, was ich für mein Haus erreichen konnte. Kaiser von Deutschland! Das ist doch der höchste Glanz und haben wir nicht immer in der Geschichte das Beispiel gehabt, daß die Sonne nicht lange im Zenith stehen bleibt und schnell abwärts geht!“

„Das wollen wir nicht hoffen, daß dießmal die Geschichte bei der Regel bleibe, sondern daß sie eine recht glänzende Ausnahme mache und daß das Haus Hohenzollern Jahrhunderte lang in dem Zenith, in dem Glanzpunkte als das Haupt des deutschen Reiches, die erste Macht Europa's stehen bleibe!“

Der Reichskanzler verneigte sich und ging der Thüre zu.

„Gott wird's geben!“ entgegnete der Kaiser, und sah, wie er in ernsten Momenten oft zu thun pflegt, mit einem aufrichtig andächtigen Blick aufwärts.

Der Kanzler wandte sich nochmal an der Thüre und Wilhelm bebte leise zurück.

„Da sehen Sie, Bismarck“, flüsterte er, den Abtretenden zurückwinkend.

„Was ist Majestät?“ fragte der Gerufene, zu dem Kaiser tretend.

Dieser zeigte nach einem gegenüberliegenden Fenster.

„Sehen Sie dort nicht die weiße Gestalt?“

„Dort an dem Fenster?“

„Was ist das?“ Diese Apartements sind doch, soviel ich weiß, nicht bewohnt — das ist etwas anderes!“

„Was denn?“

„Bismarck, das ist die Schloßfrau! Wen geht das an?“

„Majestät glauben an das Märchen?“ sprach Bismarck mit erzwungenem Lächeln.

„Sehen Sie dort nicht die Bestätigung?“ fragte Wilhelm, den Blick wie festgebannt auf die gegenüberliegende Façade geheftet.

Dort zeigte sich an einem geschlossenen Fenster die Figur einer weißgekleideten ältlichen Frau, die wie leblos stand und unverwandt herübersah. Der Schnitt ihres Gewandes hatte

etwas ebenso Sonderbares und Veraltetes, wie die ganze Erscheinung geisterartig, dämonenhaft sich darstellte.

„Bei meiner Treu', das ist die Schloßfrau!" flüsterte der Greis wieder bewegt.

Der Fürst hatte gleich aufmerksam, aber mit weniger Erstaunen die Gestalt beobachtet. „Das ist nicht die Schloß-Frau, Majestät", entgegnete er, „wie Sie es zu meinen belieben. Es ist eine andere seltsame Erscheinung, die mir zweimal schon begegnet ist, einmal in Versailles während des Krieges und voriges Frühjahr gegen Ende des Winters in Varzin. Heute sehe ich sie zum dritten Male und ich hätte große Lust hinter den Spuck zu kommen. Wollten Majestät nicht vielleicht Jemand hinüberschicken, um nachzusehen."

Der Kaiser öffnete die Thüre und gab dem dienstthuenden Adjudanten den Auftrag.

Als er an's Fenster zurückkehrte, verneigte sich die Gestalt grüßend und verschwand.

---

Es war ein stürmischer Oktoberabend, als Friedrich am warmen Ofen bei Meister Joachim sich breit machte. Es war so behaglich hier und er hätte viel darum gegeben, wenn er das häusliche Glück, das ihm jetzt hier so ungetrübt lächelt, ganz genießen konnte. Wäre nichts auf ihm gelegen, als die kleinen Sorgen des gewöhnlichen Lebens, wäre er nicht der für viele Tausende weltbedeutende Mann gewesen, er hätte sich zum ersten Male seit langer Zeit glücklich gefühlt.

Aber, was freilich Niemand ahnte, das unbedeutende Haus des Meister Joachim, so bescheiden und arglos es von Außen sich sehen ließ, war im Innern ziemlich verändert und sein Name war in London und Paris so gut bekannt, wie in Wien und Berlin. Niemand hätte hinter den kleinen Fenstern das große Geschäftsburau des „Weltenstürmers" gesucht. Das durfte auch Niemand, denn Alles ging im

strengsten Geheimniß und die ernsten Männer, die in den Abendstunden oder oft nach Mitternacht aus- und eingingen, Briefe brachten oder mitnahmen und als Boten weit hinaus in's Reich reisten, verriethen nichts.

Ebensowenig der alte Meister, der zum Scheine immer noch für Bekannte „ein wenig arbeitete".

Er war ja jetzt unter dem ehemaligen Gesellen, er war ihm ergeben, nicht aus leidigem Interesse, sondern besiegt von dem Geiste des jungen Mannes, der ihn schon dortmals überflügelt hatte.

Therese aber in ihrem stillen häuslichen Glücke lebte ganz in dem ihr so lieben theuren Manne und wenn Sie auch nicht verstand und begriff, was ihn beschäftigte und oft tagelang von ihr abzog, so ehrte und schätzte sie ihn nichts weniger hoch und in ihrer Treue lag sicher kein Verrath.

War der erste Stock des Vorderhauses noch wie vor vielleicht fünfzig Jahren eingerichtet und bestellt, so zeigten sich in dem nach rückwärts auf einen kleinen Hof gehenden Theile fein und luxuriös ausgestattete Zimmer.

Hier waren die Arbeits- und Conversations-Zimmer Friedrichs. Hier wurden die wichtigsten Dinge verhandelt und selbst oft ganz besondere Fremde beherbergt.

Aber in diesen Räumen fand der Weltenstürmer seine glücklichen Stunden nicht. Wenn er von den anstrengenden Arbeiten des Berufes frei, von Besuchen erlöst, aus den tapezirten Gemächern nach vorne in die altväterische behagliche Wohnstube schlüpfen konnte, auf das alte morsche Kanapee am Ofen sich legen und mit Therese plaudern, die dann neben ihm saß, so glaubte er, es könne ihm nichts besseres geschehen. Der Alte saß dann im hohen gepolsterten Armstuhl auch dabei und alle drei schwatzten so gemüthlich, als nur drei Menschen können, denen nichts auf dem Herzen liegt als ihr bischen Leben, das sie sich recht wohl machen. Der junge Mann, den die Andern immer mit einer gewissen Ehrfurcht behandelten, that dann, als ob er nicht der wäre, auf dem das Wohl und Wehe von Tausenden lastete und

auf dessen Wink man wie auf das Gebot des Welt-Erlösers lauschte.

So war es an dem düstern, unheimlichen, stürmischen Oktober-Abend.

Meister Joachim nickte bereits im Lehnstuhle und Friedrich plauderte, auf dem Kanapee liegend, leise mit Therese von vergangenen Zeiten, als die Klingel am Hausthore ging. Die alte große Glocke im Haus-Flur war abgenommen worden und ein feiner Draht mit einem kleinen Glöcklein führte in das Wohnzimmer. Durch ein kleines Seiten-Fensterchen sah man gerade auf die Thüre und konnte jeden Untenstehenden erkennen.

Therese sah hinab.

„Wer ist unten?“ fragte Friedrich.

„Ein Mann in einem langen Ueberrock“, sagte Therese, „ich kenne ihn nicht.“

Entsinnst Du Dich nicht, ihn je gesehen zu haben?“

„Nein.“

„Laß mich sehen.“

Friedrich stand auf und sah durch das kleine Fensterchen. Der Mann der unten stand, war ihm sogleich als Einer der Leute bekannt, die er in Angelegenheiten des Unsichtbaren schon begegnet hatte. Es war jener Mann, der in der Schweiz unter dem Namen „Milaner“ bekannt war.

Indessen hatte der Mann unten zum zweitenmale und sehr stark geklingelt.

„Es ist von ihm!“ rief Friedrich an einer Schnur ziehend und die Thüre unten sprang auf.

In einigen Augenbicken trat der Mann in's Zimmer.

„Das ist bei Herrn Friedrich?“ sagte der Angekommene, kurz grüßend.

„Allerdings“, entgegnete der Gefragte und Sie kommen von? —“

„Von Rosa Berthaly mit diesen Zeilen, es ist sehr eilig!“

„Wir haben wohl das erste Mal klingeln hören, aber

wir sind Abends sehr vorsichtig im Oeffnen", entschuldigte Friedrich.

„Es ist nicht wegen mir, aber es ist wegen der Dringlichkeit der Sache", entschuldigte sich der Mann seinerseits, „daß ich so heftig geklingelt habe."

Unterdeß hatte Friedrich das Papier genommen und gelesen.

„Ach Gott, was ist das!" rief er. „Es ist gut, ich werde gleich nachfolgen", sagte er zum Milaner, welcher das Zimmer verließ.

Friedrich weckte den alten Meister, welcher, schlafend, von Allem nichts gehört hatte.

„Vater Joachim," sagte er, als er ihn ermuntert hatte, „hören Sie, Sie können sich doch der alten Rose noch erinnern, die früher oft zu uns kam?"

Der Alte sah den Fragenden, sich besinnend, an. „Die Rose? Ja wohl!" sagte er endlich.

„Sie wird sterben diese Nacht, eben schreibt sie mir, ich soll zu ihr, um sie noch zu sehen."

„Die alte Rose" — sagte Joachim halblaut vor sich hin — „mög' ihr Gott gnädig sein!"

Friedrich verließ das Zimmer und kam bald in einen Regenmantel gekleidet zurück.

„Gute Nacht!" wandte er sich an Therese „geh zur Ruhe und warte nicht auf mich, denn es kann spät werden, bis ich komme. Wenn es noch klingeln sollte, öffne Niemand, außerdem Du kennst — adieu. Gute Nacht Vater Joachim, schlafen Sie wohl."

Als Friedrich das Haus verlassen hatte, winkte der Alte seine Tochter zu sich.

„Rese, komme her," sagte er mit fast zitternder Stimme.

Das Mädchen gehorchte.

„Kannst Du Dich noch besinnen auf die alte Rose? Weißt Du, die immer kam und mit Friedrich so schön that?"

„Ich entsinne mich wohl auf eine ältliche Frau, aber

es ist schon lange, daß sie nicht mehr kommt," antwortete Therese. „Wohl — ich weiß nicht warum" — murmelte der Alte. „Hörst Du, wie der Regen an die Fenster schlägt und der Sturm rast, als wollte er das Haus mitnehmen," fuhr er lauter fort. „Es ist ein fürchterliches Wetter!" — „Gerade so ein Abend war es damals auch — sind jetzt vier und zwanzig Jahre", fuhr er wieder leise fort, dann faltete er seufzend die Hände. „Therese, komm, wir wollen ihrer armen Seele ein Vaterunser beten, sprach er.

Als Friedrich die Thüre der alten Rose erreicht hatte, öffnete ihm auf sein Klopfen jener Mann, der ihn abgeholt hatte und führte ihn schweigend hinein. Das Zimmer, wo die Alte sonst hauste, war finster, die offene Thüre aber ließ in das Kämmerlein sehen, das matt erleuchtet war, und wo auf dem Bette die Kranke lag. Der Mann führte den Ankömmling bis vor das Lager, sah die Alte an, als wolle er sagen: Wünschen Sie noch etwas? Diese winkte mit dem Kopfe „Nein" und der Milaner ging.

Jetzt faßte Friedrich die Hand der Freundin und fragte, was das eigentlich zu bedeuten habe.

„Du weißt es ja und siehst es, daß es bald zu Ende sein wird mit mir, darum bat ich Dich, mich noch einmal zu besuchen und ich danke Dir, daß Du es gethan hast. Ich gehe leichter in die Ewigkeit, wenn ich Dich erst gesprochen und Dir alles gesagt habe, was mich drückt."

Sie versuchte die Hand des jungen Mannes zu erfassen, aber die ihre glitt kraftlos an derselben herab.

Friedrich war einige Zeit nicht zu ihr gekommen und hatte sie das letzte Mal im besten Wohlsein verlassen, er staunte daher über das Aussehen der Freundin, welche er fast nimmer erkannt hätte. Bleich bis zur Farblosigkeit, matt und ausgezehrt lag sie da, ihre gewohnte Rührigkeit und Gesprächigkeit war dahin, es war deutlich zu sehen, daß der Finger des Todes sie berührt habe.

„Was ist Dir denn angekommen?" fragte Friedrich

theilnahmsvoll, der Alten in die trüben verschleierten Augen blickend.

„Was mir angekommen ist? Ich weiß es selber nicht und kann mir auch nicht helfen, was ich auch versucht habe. Es ist mein Letztes, Friedrich, das weiß ich und darum ließ ich Dich holen, denn ich habe Dir eine lange Geschichte zu erzählen, aber erst laß mich einen Augenblick ruhen.“

Mit den letzten Worten sank sie in die Kissen zurück und schloß die Augen, während der ganze Körper zuckte und bebte.

Der junge Mann saß an ihrem Bette und lauschte auf jeden Athemzug. Das gedämpfte röthlich flackernde Licht, die Stille in dem Kämmerlein, das Dunkel in dem anstossenden Zimmer, der Sturm, der in Zwischenräumen an die Fenster fuhr und das Picken der alten Wanduhr dazwischen — das Alles zusammen gab ein so trauriges Bild und wirkte unheimlicher auf das Gemüth, als der Anblick der Todtkranken.

Nach einer langen qualvollen Pause öffnete Rosa die Augen wieder und wandte sich zu Friedrich hinüber.

„Bist Du noch da, Friedrich?“ fragte sie etwas kräftiger, wie durch die Ruhe gestärkt.

„Fühlst Du Dich besser?“ entgegnete dieser.

„Ich glaube stark genug, um Dir sagen zu können, was Du wissen mußt, aber laß mich erst ein wenig besinnen und die Sache ordnen, denn mein Kopf ist so schwach geworden, die Geschichte aber ist sehr wichtig und hat viele verwickelte Fäden. — Du hast mich einmal nach Deiner Zurückkunft angesprochen, ich möchte Dir sagen, wer Du eigentlich bist, ich mußte Dir es aber verweigern, so leid es mir that, nicht, weil ich es nicht wußte — ich weiß es sehr wohl — sondern weil ein schwerer Eid mich bindet, Dir das Räthsel zu lösen. Noch bin ich des Schwures nicht enthoben und nur gegen die heiligste Versicherung, daß Du gegen Jedermann, selbst Joachim und Therese, schweigst, theile ich Dir das Wichtigste mit, weil es mich drängt, am Rande

des Grabes die Last abzulegen, die mir Dir gegenüber doppelt schwer wird.

„Du wirst Dich wohl oft gewundert haben, daß ich mit mütterlicher Zärtlichkeit und Fürsorge an Dir hing und das hat seinen guten Grund, denn eine mütterliche Seele mußte ja doch um Dich sein, da es Deiner wirklichen Mutter nicht gestattet war, die Pflicht zu üben."

Friedrich lauschte gespannt und athemlos jedem Worte der Alten, das sich schwer und gedrängt von ihren Lippen löste.

„Was Du Dir wohl schon oft gedacht haben wirst, ist so — Du bist nicht von gewöhnlicher Abkunft."

„Du kennst ja das Schloß Friedrichsdorf? Nicht wahr? Nicht weit davon ist ein anderes, das Stammschloß einer einst sehr angesehenen hohen Familie. In dessen Nähe erblicktest Du das Licht der Welt. Ich muß Dir aber zuvor einige Worte über Deine Mutter und ihre Eltern sagen, ehe ich mit Deiner Geburt beginne.

„Die Eltern Deiner Mutter waren aus einem wie gesagt hohen Adelsgeschlechte, aber verschiedene Schicksalsverhältnisse zwangen sie, abgeschieden von der Welt mit den ihren zu leben und ihr Auskommen war, wenn auch standesgemäß, doch sehr beschränkt, da sie im Laufe der Zeit viel verloren hatten. Du mußt mit dem zufrieden sein, was ich Dir erzähle und mir erlauben, jeden Namen zu verschweigen.

„Deine Mutter war ein hübsches, feuriges und geistreiches Mädchen, aber so sehr sie die guten Eigenschaften zierten, so sehr litt sie unter anderen, weniger vortheilhaften. Sie war vergnügungssüchtig, gefallsüchtig und hatte einen heftigen, eigensinnigen Charakter. Keines kannte Deine Mutter besser, als gerade ich, da ich ihre Amme und theilweise Erzieherin war.

„Da Deine Mutter, wie die übrigen Geschwister, äußerst streng gehalten wurde, sie aber vermöge ihres unglücklichen Charakters nicht im Stande war, ihre Leidenschaften zu zügeln, so wurde heimlich Manches begangen, was offen nicht gestattet wurde. Sie war eigentlich schon über die ver=

blendetsten Jahre hinaus, wo die wilde Jugend Gaukelbilder vorspiegelt, die, wenn sie nicht durch vernünftige Abstellung unschädlich gemacht werden, in endloses Verderben stürzen können, aber das Schicksal wollte ihr erst in vorgerückterer Jugend die schweren Leiden der Schule unglücklicher Liebe bestehen lassen. Viel habe ich verschuldet dadurch, daß ich Manches verheimlichte und begünstigte, was nicht zum Guten für das Fräulein war.

„Ihr Vater hatte einen äußerst talentvollen jungen Mann als Privatsekretär angestellt, der ob seines hochfahrenden, excentrischen Wesens ebenso unbeliebt bei allen war, als er das volle Vertrauen des Vaters Deiner Mutter genoß.

„Es war aber noch Jemand an dem kleinen Hofe, der sich für den jungen Beamten interessirte, wenn auch heimlich und das war Deine unglückliche Mutter, die für ihre Liebe bald die heftigste Gegenliebe fand. Verzeihe mir Gott, ich konnte nicht anders, ich begünstigte dieses Verhältniß, anstatt, wie meine Pflicht gewesen wäre, es zu unterdrücken.

„Die schlimmsten Folgen des heimlichen Umganges blieben nicht aus und eines Tages entdeckte mir die Arme ihre verzweifelte Lage. Jener fürchterliche Abend, an welchem das Ereigniß den Eltern unvermeidlich beigebracht werden mußte, ist mir niemals aus dem Gedächtniß gekommen und steht jetzt noch so klar als peinlich vor mir. Die Katastrophe ging vorüber, wie Alles, das Schrecklichste, vorübergeht. Das Fräulein wurde auf eine kurze Zeit fortgeschickt und das Kind — ein liebes Mädchen — verschwand. Der Herr Geheimseeretär, der der Vater des Kindes war — das wurde bald ein öffentliches Geheimniß — blieb trotz Allem in Amt und Stellung.

„Es war ein stillschweigendes Uebereinkommen, daß der Vater das Kind in der Nähe zur Pflege gab und obwohl es öffentlich streng verboten war, so gab es doch manche Gelegenheit, wo die Erzieherin das Kind in das Schloß und das Zimmer des Sekretärs bringen konnte, während die junge Mutter dasselbe niemals zu Gesicht bekam und die Zusammen=

kunft der Liebenden durch die strengsten Maßregeln, gegen die selbst ich nichts vermochte, unmöglich gemacht wurde.

„Eines Abends, als die Familie von einem Ausfluge zurückgekehrt war, stürzte die Prinzessin in mein Zimmer mit verwildertem Aussehen und der größten Aufregung in den Zügen.

„Liebe Rose, bei Allem beschwöre ich dich, verbirg mir heute Nacht das Kind!“ rief sie und brachte aus dem Umschlagtuche das Mädchen hervor.

„Auf meine Fragen, wie sie zu demselben gekommen war, erzählte sie mir eine höchst abenteuerliche Geschichte, die ich heute noch weder begreife, noch glaube.“

Frau Rose, durch diese Erzählung sichtlich erschöpft, schwieg einige Zeit und wandte sich bei Seite.

„Das ist die Geschichte von Veloccino“, sagte Friedrich für sich. „Und diese Fürstentochter soll auch meine Mutter sein? Wie mag das zusammenhängen. Welch' räthselhafte Dinge werde ich noch hören müssen!“ —

Endlich wandte sich die Kranke wieder zu ihm und begann mit schwacher Stimme.

„Verzeihe mir, daß ich so weit in der Geschichte ausholte und Dich mit Begebenheiten bekannt machte, die mit Dir nichts zu thun haben; aber das mußte vorangehen, um über Manches Licht zu verbreiten.

„Bald nach dem fand sich ein vornehmer junger Cavalier ein, dessen Absicht gar bald bekannt wurde. Es hieß, er sei sehr reich und die Heirath zwischen der Prinzessin und ihm war schon als beschlossene Sache angesehen. Der junge Fürst, — man sagte damals, es sei ein Sprosse aus einer Nebenlinie einer der bedeutendsten Familien Europas — kam ab und zu und zeigte sich in größter Familiarität. Der Geheimsekretär entfernte sich bald nach dem Eintreffen des Nebenbuhlers, um nie mehr etwas von sich hören zu lassen. Das Kind aber hatte die Prinzessin mir andern Tags gleich abgenommen und ich weiß nicht wohin gebracht. Man

munkelte sogar, sie habe es heimlich bei Seite geschafft, doch wurde nie etwas darüber klar."

„Das ist nicht wahr!" rief Friedrich dazwischen. „Meine Schwester lebt. Es ist die Aebtissin von St. Ursula, die unglückliche Nonne!" —

Die Alte sah den jungen Mann erstaunt an. „Darüber scheinst Du mehr zu wissen, als die Welt und ich!" sagte sie betroffen.

„Es wurde nie bekannt, aus welchem Grunde sich die Heirath des Fürsten und unserer Prinzessin verzögerte," fuhr sie dann fort. „Ich selbst aber habe die letztere oft nach einem nicht sehr weit entfernten Waldschlößchen begleitet, wir blieben da immer einige Tage und der Prinz besuchte die Braut meistens.

„Einmal bliegen wir längere Zeit und die Prinzessin genas von einem Knaben. Das ging so still, daß Niemand etwas ahnte und die Sache wäre ganz im Gleichgewicht geblieben; aber bald nach der Niederkunft erschien eines Tages der Fürst im Waldschlößchen, stürmte hinauf und verlangte die Prinzessin zu sprechen. Ich führte ihn zu ihr und ging in das anstossende Zimmer.

„Ich hörte nur das Rauschen eines Blattes Papier, wahrscheinlich eines Briefes, der heftig herausgezogen und geöffnet wurde. Was gesprochen wurde, hörte ich nicht und wollte es auch nicht hören. Kaum einige Minuten währte der Besuch und als der Prinz eben so schnell, wie er gekommen war, das Schlößchen verließ und ich zur Prinzessin ging, fand ich dieselbe schluchzend und weinend auf einem Stuhl zusammengesunken. Ich richtete sie auf und unterstützte sie. Auf alle Fragen blieb sie stumm und einige Stunden darauf fühlte sie sich so unwohl, daß sie sich zu Bette legte.

„Darauf kam ein Diener des Fürsten, der ein Paketchen brachte. Es enthielt die Briefe, welche ihm die Prinzessin geschrieben hatte und obenauf lag ein versiegeltes Billet. Zitternd öffnete sie es.

„Nehmen Sie aus meiner Chatoulle dort die Briefe und das Medaillon=Bildchen", sagte die Prinzessin weinend, nachdem sie das Billet gelesen hatte.

„Ich that so und brachte ihr Alles an's Bett. Sie siegelte die Briefe und das Medaillonbild in ein Paketchen und ließ es dem Diener übergeben.

„Das Unwohlsein aber steigerte sich von Viertelstunde zu Viertelstunde, so daß es eine gefährliche Krankheit zu werden schien.

„Ich berichtete sogleich den Vorfall nach dem Schlosse hinüber und man sandte uns den Doktor Milizius, einen damals noch ziemlich jungen Arzt von besonderer Geschicklichkeit, der seit dem Abgang des Geheimsekretärs des Fürsten auch dessen Dienst versah.

„Aus den im Delirium ausgestossenen Ausrufen und abgebrochenen Sätzen der Prinzessin erfuhr ich wohl, daß es sich um eine Untreue handle; sie betheuerte aber immer, daß es nur Verläumdung sei, und daß das Ganze ein Racheplan ihres ersten Geliebten sein müsse.

„Als es bereits Nacht war, fuhr ein Wagen vor. Der Kammerdiener des Prinzen kam herauf und brachte mir den Befehl, daß ich unverzüglich mit ihm fahren und das Kind mitnehmen müsse. Man ließ mir nicht Zeit, irgend etwas zu ordnen oder es der Prinzessin anzuzeigen. Mit der größten Eile wurden wir in den Wagen gepackt und fort ging's; aber nicht etwa dem Schlosse zu, nein fort durch die Nacht — rastlos. Der Kammerdiener des Fürsten saß mir gegenüber, ohne ein Wort zu sprechen, wohin die Reise gehe und was der Zweck des ganzen Vorganges sei. Anfangs war ich sehr bestürzt, doch ergab ich mich endlich mit Gleichmuth in mein Schicksal. Oefter wurden die Pferde gewechselt und jedesmal stieg der Kammerdiener aus und brachte mir Erfrischung. Er war freundlich und plaudete, um mir die Zeit zu vertreiben, nur meinen Fragen, welche die Reise betrafen, wich er sorgfältig aus.

„Es war heller Morgen, als wir in ein Städtchen

kamen. Wir stiegen vor einem großen, finster aussehenden Hause ab und der Kammerdiener geleitete mich mit dem Kinde die Stufen hinauf, die nach einem Saale führten, in den wir traten.

„Mehrere Herren und ein Geistlicher erwarteten uns. Man ließ mich vortreten und der Geistliche nahm die Taufe des Kindes vor, dann wurden mehrere Papiere ausgefertigt und dem Kammerdiener eingehändigt. Darunter war ein großes Dokument, welches der Geistliche vorlas, aber ich konnte es nicht verstehen, es war in einer mir unbekannten Sprache, ich denke lateinisch, abgefaßt. Die Herren unterzeichneten das Dokument und dann wurde es mit einem großen Siegel versiegelt, dem zwei der Herren noch ein kleineres beifügten. Auch dieß Dokument erhielt der Kammerdiener."

„Nach diesem Akte nahm man mir einen Eid ab, daß ich über das bis jetzt Geschehene und noch zu Geschehende unverbrüchliches Stillschweigen bewahre bei meinem Leben.

„Der Kammerdiener führte mich hierauf wieder die Treppe hinab, wir hatten einige Stunden Zeit, uns in einem abgeschlossenen Zimmer zu erholen, dann kam der Wagen wieder und wir fuhren weiter Tag und Nacht, bis wir hier ankamen.

„Es war Spätherbst wie jetzt und ein furchtbares Wetter wie heute. Der Wagen hielt spät Abends vor einem Gasthause, wo wir eintraten. Es wurde mir mit dem Kinde ein geheiztes behagliches Zimmer angewiesen, und nachdem ich mit allem Nöthigen versorgt war, schloß mein Begleiter dasselbe von außen ab.

„Den andern Tag brachten wir, das Kind und ich, in dem abgeschlossenen Zimmer des Gasthauses zu. Abends aber, als noch dasselbe fürchterliche Wetter wüthete, hieß mich der Kammerdiener gehen. Unten wartete ein Miethwagen, der uns zu Meister Joachim brachte. Man nahm mir das Kind ab und sagte mir, daß es hier bleiben würde. Joachim empfing von dem Kammerdiener die Papiere und

das Dokument. Alles schien schon verabredet. Darauf verließen wir die Wohnung und fuhren wieder in das Gasthaus zurück. Andern Morgens händigte mir der Kammerdiener eine Summe ein und sagte mir, daß ich nun hier zu bleiben und das Kind zu überwachen habe. Er gab mir die Adresse Meister Joachims. Von Zeit zu Zeit sollte ich Bericht erstatten, wozu er mir wieder eine andere Adresse gab. Der Prinzessin zu schreiben wurde mir nicht verboten, doch nochmals eingeschärft, über das Kind daß größte Geheimniß zu bewahren. —"

Frau Rose fiel erschöpft in die Kissen zurück und erholte sich nur langsam.

„Daß das Kind Du warst und daß ich über Dich gewacht habe, wirst Du erkennen. Meister Joachim glaubt heute noch, daß ich Deine Mutter bin und der Kammerdiener Dein Vater ist. Oft spielte er auf Deine Abkunft an, und als er in späteren Jahren einmal mit Gewalt in mich drang, um mir das Geheimniß zu entlocken, fand ich es für besser, das Haus nicht mehr zu betreten."

„Die Prinzessin wurde nach ihrer Genesung von der Familie getrennt und ihr mit einem mäßigen Jahrgehalt Schloß Friedrichsdorf angewiesen."

„Der Prinz war von dem Tage an, wo er in's Waldschlößchen kam, verschwunden und wurde von Allen, die mit den damaligen Begebenheiten in Berührung gewesen, nie mehr gesehen, obwohl er überall, wo Solche sich befinden, in der Nähe ist, und durch seine Leute die genauesten Kundschaften einzieht."

„Das ist der Unsichtbare!" rief Friedrich.

„Das ist der Unsichtbare", wiederholte Frau Rose.

Wieder trat eine Pause ein. Die Kranke, welche das viele Sprechen sehr erschöpft hatte, lag leblos da, und man erkannte kaum, daß sie athmete. Friedrich stand auf, und sah eine Zeit lang durch das Fenster in die finstere Nacht hinaus, wo der Wind stoßweise den Regen an die Scheiben warf.

„Also die Fürstin meine Mutter — darum zog mich ein unerklärlicher Trieb zu der Dame, darum das Leid, das ich bei ihrem Hinscheiden empfand, ohne zu wissen, warum — — und die Aebtissin jenes Klosters meine Schwester! Jenes unglückliche Wesen, das Veloccino vergeblich an sich zu reißen versucht. Hätte ich das dortmals, als ich in der geheimen Sendung bei ihr war, ahnen können — ich wäre nicht gewichen, bis ich sie befreit hätte, denn sie litt offenbar unter dem Zwange. Welche Gründe mochte die Mutter haben, das Mädchen so der Welt zu entziehen, sie so unglücklich zu machen? Ein Wahn, wie er wohl dergleichen Damen oft eigen ist, — — aber jetzt ist die Mutter todt und es wird Veloccino gelingen, sie zu befreien. Veloccino, dieser fürchterliche Mensch, der ein so unheimliches Wesen treibt — wer weiß, was er mit seiner Tochter vorhat? Aber er behauptete dortmals steif und fest, die Fürstin könne nicht gestorben sein und ließ deutlich merken, daß, aus welchen Grunde kann ich mir wohl nicht denken, hier eine Täuschung vorgegangen sei."

So brütete der junge Mann für sich hin, indem er den Kopf an die kalten Fensterscheiben drückte. Plötzlich fuhr er zurück und trat leise an das Bett der Kranken, die noch regungslos lag. Er faßte sie bei der kalten, herabhängenden Hand und rief ihren Namen.

Sie sah ihn starr und gläsern an.

„Kannst Du mir nicht sagen, ob meine Mutter noch lebt?" fragte er.

Rosa sah ihn schweigend an. Sie verstand ihn nicht mehr.

Er wiederholte die Frage und that alles Mögliche, um die Sterbende zum Sprechen zu bringen, aber Alles war vergebens. Sie bewegte die Lippen, aber es war nicht möglich zu verstehen, was sie sprach.

Trostlos sah Friedrich für sich hin. „Auch diese Hoffnung weg," murmelte er. „Ich hätte noch so Manches

erfahren mögen, aber der Tod hat der guten Alten zu früh den Mund geschlossen!"

Rosa wurde immer ruhiger. Einmal erhob sie sich noch krampfhaft, öffnete den Mund, als wolle sie sich mit Gewalt zum Sprechen zwingen, aber die Kraft versagte ihr, sie fiel zurück und mit einem leisen Stöhnen spannten sich alle Glieder aus. Die Lampe flackerte hoch auf und erlosch zischend. Rosa Berthaly war todt.

Ein leiser Schauer durchrieselte Friedrich. Was sollte er nun im Dunkeln machen? Die Leiche allein lassen wollte, konnte er nicht, Jemand aus dem Hause herbeirufen, wollte er ebensowenig. Er versuchte die Lampe wieder zum Brennen zu bringen, und es gelang ihm, sie so lange zu erhalten, bis er anderes Licht gefunden hatte.

Rosa war wirklich todt und er benützte das Alleinsein, um nachzusehen, ob sie nicht irgendwo Etwas aufbewahrt hätte, das er zu sich zu nehmen dachte, bevor unberufene Hände darüber kamen. Er wußte, daß sie in verschiedenen Fächern allerlei Papiere und Schriften heimlich verwahrte, und er durchsuchte alle Fächer und Laden, aber nirgends fand er mehr etwas. Sie mußte im Gefühle des herannahenden Endes Alles noch geordnet haben.

Eben war er fertig geworden und hatte sich müde und traurig an das Tischchen im Kämmerlein gesetzt, den Kopf in die Hände gestützt und nachgrübelnd, als an die Thüre leise geklopft wurde.

Er sprang hinaus und fragte: „Wer ist da?"

„Machen Sie nur auf, Herr Friedrich, ich bin's!" antwortete eine bekannte Stimme.

Friedrich öffnete und Doktor Milizius mit einer Frau trat ein.

„Wie geht es?" fragte er beim Eintreten.

„Sie ist todt!" war die Antwort.

„Todt!?" sagte der Doktor. „Ich dachte es. — Ich habe versprochen, nach Mitternacht herzukommen und nachzusehen," wandte er sich an Friedrich, „und zu dem Ende

heute Abend den Hausschlüssel mitgenommen. Wenn Sie es vorziehen, nach Hause zu gehen, was wohl auch das Vernünftigste sein wird, so nehmen Sie den Schlüssel zu sich. Ich bleibe dann hier und warte mit dieser Frau den Morgen ab, bis wir Etwas beginnen."

Friedrich nahm stillschweigend den Schlüssel, ging nochmals zum Bette Rosa's und drückte die kalte, starre Hand der Freundin, dann grüßte er stumm und ging.

Er hatte kaum das Haus verlassen und war eben im Begriffe, um die Ecke der kurzen Straße zu biegen, als er eine Gestalt an den Häusern eilig hinhuschen sah. Trotzdem die Gestalt über den Ueberrock in einen großen Plaid gehüllt war, glaubte er dieselbe dennoch zu erkennen, und sich ebenfalls an den Häusern haltend, suchte er den Voraneilenden einzuholen.

„Das ist doch Morgenstern!" rief er halblaut, doch so, daß es der vor ihm Gehende hören mußte.

Dieser wandte sich rasch und Friedrich erkennend blieb er stehen.

„Wo aus um diese Zeit, Herr Morgenstern?" fragte dieser.

Morgenstern gab eine ausweichende Antwort und fragte entgegen, wo er herkomme.

„Aus einem Sterbehaus," antwortete Dieser, „und war eben im Begriffe, nach Hause zu gehen."

Morgenstern besann sich einen Augenblick und legte dann seine Hand auf den Arm Friedrichs.

„Sie sind ein verschwiegener Mann, ich hab' einen sonderbaren Gang, und ich könnte Sie wohl mitnehmen, wenn Sie wollen," sagte er leise.

„Was gibt es?" fragte Friedrich ebenso.

„Etwas Sonderbares, aber wir brauchten wahrscheinlich noch Jemand. Wenn wir einen verschwiegenen Arzt hätten," antwortete Morgenstern.

„Einen Arzt? Was ist es denn?" fragte Friedrich wieder.

„Weiß ich's? Es beruht auf einer sonderbaren geheimnißvollen Geschichte und ich bin nur schnell zu meinem Schwiegersohn gerufen worden."

„Doktor Milizius ist hier in der Nähe, er wacht bei der Todten, die ich eben verlassen habe," antwortete der Andere.

„Milizius? Der gehört zum Bund und muß schweigen!" flüsterte der Jude. „Wollen Sie zurückgehen und Milizius rufen?"

„Ich werde sehen, ob er geht."

Morgenstern bezeichnete Friedrich das Haus seines Schwiegersohnes und die Männer trennten sich.

Kaum einige Minuten — die möglichst kurze Zeit, die es bedurfte, um zu Rosa's Haus zurückzukehren, die vier Stiegen hinaufzusteigen, Milizius von dem Vorgange zu unterrichten und den Weg nach dem nicht ferngelegenen Hause Meier Levi's zurückzulegen — vergingen, als Friedrich mit dem Doktor an der bezeichneten Hausthüre stand.

Judith wartete im Hausgang und lugte durch die Spalte der angelegten Thüre. Als die Männer herankamen, öffnete sie etwas mehr und ließ sie ein, indem sie den Finger auf den Mund legte und hinter ihnen abschloß.

Die junge Frau leuchtete voran und führte die Angekommenen in den Salon. Nichts zeigte eine Veränderung in den matt erleuchteten Räumen, nur da, wo der feuerfeste Geldschrank stand und wo ehedem die Thüre zu der Kasse Meier Levi's war, befand sich eine Oeffnung in der Wand, so groß, daß ein Mensch gerade hindurchschlüpfen konnte. Aus der Oeffnung drang ein heller Lichtschein.

Als Friedrich und Milizius eintraten, ging Judith an die Oeffnung und flüsterte leise hinein, alsbald kam Morgenstern und dann der Mann Judith's heraus. Morgenstern sagte zu Friedrich und Milizius leise, daß es sich hier um eine gefährliche und sehr heimliche Sache handle und daß er die Leute versichert habe, sie seien Beide Männer, auf die man sich verlassen könne. Er sprach dann mit seinem

Schwiegersohne und mit Judith etwas Weniges und winkte den Arzt herbei. Milizius schien nicht gleich auf die Erklärung, die man ihm machte, eingehen zu wollen, als aber Morgenstern noch eindringlicher mit ihm sprach, folgte er ihm und dem Schwiegersohne durch die Oeffnung.

Judith war im Salon geblieben und Friedrich, der keine besondere Einladung, der Verhandlung beizuwohnen, erhalten hatte, drückte sich in einen Winkel, von wo man durch die Oeffnung einen Theil des Gewölbes übersehen konnte.

Morgenstern und sein Schwiegersohn standen an einer Art Bett, einem niederen, dunkel überdeckten Lager. Unter der Decke zappelte Etwas wie ein lebendes Wesen. Milizius nahm ein brennendes Licht von einem Tische und gab es dem Schwiegersohne Morgenstern's zu halten, indem er ihm den Arm richtete. Was nun geschah, konnte er nicht sehen, da Morgenstern so zu stehen kam, daß er die Gesichtslinie von der Stelle aus, die Friedrich einnahm, verdeckte. Kaum eine Minute dauerte diese Situation. Ein schwacher Aufschrei erfolgte, der in ein leises Wimmern auslief, die Männer veränderten die Stellung, Morgenstern trat heraus. Unter der dunklen Decke des Lagers rührte es sich nicht mehr. Endlich setzte der Schwiegersohn das Licht weg und Milizius wischte ein kleines Lanzett am Taschentuche ab, als er heraustrat. Der Mann Judith's folgte ihm.

„Es ist nichts zu fürchten," sagte der Arzt, sich die Hände in einem bereitgehaltenen Lavoire waschend. „Es ging sehr gut und wird auch für die Folge gut gehen."

Morgenstern und sein Schwiegersohn sprachen leise mit einander und schienen Judith etwas zu fragen. Diese verschwand im Nebenzimmer. Unterdessen fragte Friedrich Milizius leise: „Was war es denn?"

„Eine Operation auf Leben und Tod," flüsterte dieser, „ich erzähle es Ihnen morgen."

Die beiden Männer setzten sich und luden Friedrich und Milizius ein, ebenfalls Platz zu nehmen.

Indeß kam Judith mit zwei Flaschen und Gläsern zurück.

„Die Nacht ist unfreundlich und wir haben die Herren von der gewohnten Ruhe abgehalten,“ sprach Morgenstern, „Sie werden uns ein Glas Canariensekt nicht ausschlagen und eine gute Cigarre.“

Ueber den Vorfall selbst wurde nichts mehr gesprochen. Als die Gesellschaft sich trennte, baten Morgenstern und der Hausherr nochmal die Fremden, das größte Stillschweigen über den Besuch zu wahren, und Morgenstern verließ mit Friedrich und Milizius das Haus.

Milizius begab sich wieder zur Leiche Rosa's. Morgenstern und Friedrich trennten sich bald und gingen Jeder seinen Weg nach Hause. Es war schon ziemlich im Morgen vorgerückt, als Letzterer Joachim's Haus erreichte.

---

Ohne Zweifel war die letzte Stunde Rosa's Friedrich eine der wichtigsten Stunden seines Lebens gewesen. Ihm war nun klar, wessen Abkunft er war, was jenes eigenthümliche Papier wollte, das ihm Meister Joachim bei seinem Abschiede übergeben, und warum es der Unsichtbare von ihm zurückgenommen. Er hielt die Zeit noch nicht gekommen, da er wissen sollte, wer er sei. Es wurde ihm nun auch klar, in welcher Beziehung er zu der alten Rosa stand, daß diese so mütterlich um ihn besorgt gewesen.

Er wußte jetzt, worüber er oft vergeblich gegrübelt hatte, aber da er es wußte, war er unzufriedener wie vorher.

Er war der Sohn eines Fürsten und einer ebenbürtigen Mutter, wenngleich seine Geburt nicht legitim zu nennen war, aber ihm wäre lieber gewesen, es wäre nicht so. Er nahm dadurch eine Stellung in der Welt ein, die ihn als einen „wilden Prinzen“ doch nicht dessen berechtigte, was er eigentlich zu fordern berechtigt war. Er durfte nicht als Das auftreten, was er eigentlich war, und diese Zwitter-Existenz beleidigte seinen Ehrgeiz.

Auf der anderen Seite thürmte sich in riesiger unabsehbarer Größe die Zukunft vor ihm auf, in die ihn seine

politische Schwärmerei gestürzt, und der er jeden Tag mit größerem Bangen entgegensah. Trotzdem er mit Glück vorwärts schritt, und das Werk zusehends gedieh, erfüllte ihn der Gedanke an den näheren oder ferneren entscheidenden Tag mit unheimlicher Besorgniß.

So stand er sich selbst in der mißlichsten Stimmung gegenüber. Wofür er vor noch kurzer Zeit geschwärmt, was er mit so großer Sehnsucht zu wissen wünschte, das war ihm, da er es jetzt erreicht und erfahren, mehr zur Pein, als zur Freude.

Der Fürstensohn und der Agitator, Fürst und Weltenstürmer. Alles, was sich an diese beiden Bezeichnungen knüpfte, schien ihm so groß, so schwer wiegend, daß er es nicht ertragen konnte. Viel lieber wäre er als armer Geselle in Joachims Werkstatt gesessen, aber das ging nicht mehr. Die trüben Geister waren entfesselt, und er hatte nicht mehr die Kraft, sie zurückzubahnen.

Und Therese! Würde der Unsichtbare, sein Vater, eine Heirath mit dem bürgerlichen Mädchen dulden? Was sollte, wenn Therese wirklich seine Frau wurde, aus ihr werden, wenn er im Kampfe der Parteien unterging? —

Alle diese Bedenken stiegen jetzt bei ruhiger Ueberlegung in ihm auf, und gestalteten sich in sehr aufregender Weise zu keineswegs freundlichen Bildern vor dem ohnehin zum Grübeln geneigten Sinne des jungen Mannes. Noch völlig angekleidet, wie er von der Straße kam, stand er am Fenster und blickte durch dasselbe hinaus, ohne etwas zu sehen.

Er mußte schon eine geraume Zeit so in Gedanken verloren zugebracht haben, als ihn eine Stimme aus dem anstoßenden Schlafzimmer aufscheuchte. Es war Therese.

„Friedrich!“ rief sie.

„Du schläfst nicht?“ fragte diese durch die angelehnte Thüre.

„Ich schlafe schon lange nicht mehr, ich war besorgt um Dich. Du mußt schon lange hier sein?“ sprach Therese.

„Lange? hörtest Du mich kommen?“

„Gewiß, ich hörte Dich öffnen und eintreten, seitdem lausche ich eine geraume Zeit, aber ich hörte Dich nicht mehr, was machst Du denn?

„Was ich machte? Ich habe über Allerlei nachgedacht und ich weiß wahrlich nicht, daß es schon so lange ist, daß ich da bin?“

Jetzt erst legte er Hut und Regenmantel ab und machte Licht.

„Es ist auch noch ein Brief gekommen,“ rief Therese wieder.

„Ein Brief? Wo?“ fragte Friedrich. „Von wem?“

„Ich war eben zu Bette, als noch einmal die Klingel ging, ich stand auf, um nachzusehen, gewahrte aber Niemand an der Thüre, demnach ging ich hinab und sah auf dem Boden neben der Thüre ein Papier liegen. Es war ein geschlossener Brief, der nur die Aufschrift „Herrn Friedrich“ trug. Der Ueberbringer hatte ihn wahrscheinlich durch die kleine Oeffnung zwischen den Steinstufen und der Thüre unten hereingeschoben. Er liegt wohl auf dem Tische“, antwortete das Mädchen.

Friedrich sah nach und fand das Billet, das er in Form und Aufschrift sogleich als vom Unsichtbaren kommend erkannte. Er öffnete es und las:

„Mein Freund!“

„Wohl unterrichtet, daß Rosa Berthaly heute Abend nach Ihnen gesandt und in ihren letzten Stunden nochmal mit Ihnen zu sprechen gewünscht hat, weiß ich auch, daß Sie der Einladung gefolgt sind und finde das ganz natürlich.

Was Ihnen Ihre ehemalige Amme betreffs Ihrer Herkunft und über Ihre Eltern mitgetheilt hat, ist in soferne mit meiner Einwilligung geschehen, als ich es, wenn ich es nicht gewollt, leicht hätte verhindern können. Ich halte die Verstorbene für so klug und gewissenhaft,

daß sie nur so weit das Geständniß ablegte, als es ohne das eigentliche Geheimniß zu verletzen geschehen konnte. Sie wissen nun, daß ich Ihr Vater bin, und ich bestätige dies auch.

Du bist mein Sohn — mein einziger Sprosse.

Wer ich bin, das muß Dir ein Geheimniß bleiben, aus dem Grunde, weil ich es so will, so wie ich für meine Familie, für die ganze Welt verschollen sein will. Ich werde niemals mehr öffentlich auftreten und so viel ich im Laufe der Begebenheiten theilnehme, so will ich mit Niemand in Berührung treten und ohne gerade die Welt zu hassen, nichts mit ihr zu thun haben. Die Menschen sind in der That mehr schlecht, als gut und je weniger man mit ihnen verkehrt, desto besser ist es. Außer einigen getreuen Leuten verkehre ich mit Niemand und bin unsichtbar.

Es ist mir nicht entgangen, daß Du bei der beschränkten, aber guten Erziehung, die Du im Schusterhause erhalten, Dich weit über Deine Dich umgebenden Verhältnisse ausgebildet hast. Der geringfügige Umstand, der Dich aus Joachims Haus trieb, blieb mir ebensowenig unbekannt, als daß Du in den geheimnißvollen Bund der „Namenlosen" kamst. Ich that nichts, was das hindern konnte. Du solltest Gelegenheit bekommen, reicher und selbstständig zu werden. Wie ich auf Deinen Reisen und bei allen Deinen Unternehmungen Dir schützend und rathend zur Seite stand, bist Du überzeugt. Ich werde es auch fortan thun und Du wirst in mir, wenn auch einen unsichtbaren, aber mächtigen und sicheren Beschützer haben, so lange Du mir folgst.

Du hast eine Bahn betreten, die schwierig und gefahrvoll zu wandeln ist, ich kenne Dein Wirken und Deine Absicht, die wahrhaft edle sind von Anbeginn und von Grund aus. Ich wünsche, daß Du so fortschreitest und glücklich vollendest.

Was die Zukunft bringen, und wie Du Dich zu

derselben verhalten wirst, ist nicht in der Macht eines Menschen zu wissen; ich hoffe und wünsche, daß es Dir allezeit gut gehen wird, und wenn es Dir gelingt, aus Dir selbst heraus, eine Stellung zu erringen, die Dir einen Namen in der Welt erwirbt, so soll mich dieß mit der Freude des Vaters über den guten, tüchtigen Sohn erfüllen.

Du warst klug genug, einem Weibe, das Dir das Schicksal in den Weg stellte, Dich nicht ganz und unbedingt hinzugeben. In einer Stellung, wie die ist, in der Du Dich bewegst, ist es nicht gut, durch eine Familie gefesselt zu sein.

Du hast Dein Verhältniß zu der Tochter Deines Ziehvaters wieder angeknüpft, gegen die Stimmen des Herzens gibt es kein Gesetz, als die Vernunft. Ich habe hierin kein Recht, Dir eine Handlungsweise vorzuschreiben, aber den Rath, den Du wohl beherzigen sollst: Mache das Mädchen nicht zu Deinem Weibe, bist Du einen sicheren, unzerstörbaren Standpunkt einnimmst.

Denke Dich in das Eine zum Beispiel: Was ist die Lage der Familie eines politischen Flüchtlings oder eines jahrelang im Gefängniß Sitzenden!

Du hast so viel Welterfahrung und Charakterstärke gesammelt, daß ich Dir in dem zarten Punkte keine näheren Andeutungen zu geben brauche.

Noch einmal: Was die Zukunft birgt, können wir nicht errathen, was in meinen Kräften steht, Dir beizustehen, wird geschehen, und was in Deiner Macht steht, wirst Du leisten.

So, wie ich mich nun als Dein Vater bekannt habe, wünsche und erwarte ich, daß Du Dich fortan als mein würdiger Sohn zeigest. Dazu wünsche ich Dir und mir alles Glück.

Diese Zeilen sind geschrieben, ehe Du das Geständniß Rosa Berthaly's empfangen, denn ich wußte wohl, daß es geschehen würde.

Wenn es die Nothwendigkeit bedingt, wirst Du wieder von mir hören oder lesen. Im Uebriegen bin ich fortan für Dich, wie für alle Welt"

„Der Unsichtbare."

Friedrich faltete den Brief wieder und verbarg ihn sorgfältig. Er war ihm ein werthvolles Vermächtniß. Ein Trost und eine Beruhigung gerade in der jetzigen Lage, wo Zweifel und Unmuth sich seiner bemächtigten. Aber Therese sollte nichts davon erfahren. Er würde das zarte Gemüth des Mädchens, das in seiner Nähe so glücklich war, um Alles nicht durch die Bemerkung haben verletzt sehen können.

„Hast Du den Brief gefunden, Friedrich?" fragte sie wieder, eben als er das für sie verhängnißvolle Billet in der innersten Tasche verbarg.

„Ich habe ihn bereits gelesen", antwortete er, es ist nichts von Wichtigkeit und bezieht sich nur lediglich auf den Besuch bei Frau Rose, ich wußte das Alles ohnedem."

Er öffnete die angelehnte Thüre ein wenig und trat hinein. „Gute Nacht nun, Du hast lange nicht schlafen können meinetwegen und wirst jetzt das Versäumte gewiß gerne nachholen", flüsterte er.

„Gute Nacht, Friedrich!" entgegnete Therese und er schlich hinaus, nahm das Licht und ging nach den hinteren Zimmern.

Eine kurze Pause blieb Alles still, dann öffnete sich leise die Thüre des Schlafzimmers und Therese huschte heraus, machte Licht und suchte umher.

„Wo hat er den Brief hingelegt?" sprach sie für sich.

Eine Art natürliches Gefühl mußte ihr sagen: Es ist Etwas vorgegangen, was nicht ganz richtig ist, und der Brief enthält etwas Anderes, als er mir sagte.

Lange Zeit suchte sie, bis sie überzeugt war, daß sie ihn nicht finden würde.

„Er wird ihn zu sich gesteckt haben!" sagte sie traurig.

„Sonderbar", fuhr sie nach einiger Zeit des Nachdenkens fort, „er steckt gewöhnlich alle Briefe zu sich und nie kümmert mich einer, warum ich gerade so neugierig bin, zu wissen, was in diesem steht! Ich glaube doch nicht, daß er mich hintergehen wird." —

---

Zwei Tage nach dieser ereignißvollen Nacht war ein schöner, warmer Herbsttag.

Eine milde Sonne schien aus dem blauen reinen Himmel auf den Kirchhof der Stadt nieder.

Das Glöcklein klang in seiner jammernden Weise und vier Träger trugen einen sehr bescheidenen, einfachen Sarg zu Grabe.

Es war eine alte Matrone, die sie begruben, und der Priester wußte fast nicht viel mehr zu sagen, als daß sie Rosa Berthaly geheißen, und still und zurückgezogen gelebt habe.

Es waren auch wenig Leidtragende in dem Gefolge. Diese wußten aber jedenfalls mehr von der, die sie eben der Erde übergaben, als der Geistliche, der die trockenen Notizen ihres Geburts- und Sterbetages von einem kleinen Zettel las.

Am nächsten stand Friedrich, hinter ihm Meister Joachim und Therese.

Unter den unbekannten Neugierigen, die das Grab umstanden, machten sich einige nicht gewöhnliche Gesichter bemerkbar. Es waren ernste, düsterblickende Männer, welche eine aufrichtige Trauer kund gaben.

Mazzini, der Professor und Milizius standen in einer Gruppe.

„Sei ihr die Erde leicht!" sprach der Erstere, als die Schäufelchen voll steiniger Scholle auf den Sargdeckel fielen. „Mit dieser Frau geht kein gewöhnliches Menschenkind aus der Welt. Rosa hatte einen nahezu prophetischen Geist."

„Wer ihren Mahnungen folgte, ging nie irre", setzte der Professor bei, „sie hatte eine eigene Gabe, aus That-

sachen und Vermuthungen richtige Schlüsse zu ziehen und Folgerungen abzuleiten."

„Sie hatte aber auch eine Schule und eine Gelegenheit zum Studium, wie Wenige. Nur wer weiß, wie viele und wie verschiedenartige Fäden sich in dem Kämmerlein der Alten kreuzten, kann das beurtheilen," sprach Milizius.

Friedrich, Joachim und Therese gingen an Mazzini, dem Professor und Milizius vorüber. Ersterer grüßte die Brüder freundlich und diese erwiderten den Gruß ebenso, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

„Was sind das für Leute?" fragte Therese, mit einer Art Aengstlichkeit hinübersehend.

„Alte Bekannte," erwiderte Friedrich.

„Nicht wahr, die alte Rose war doch Deine Mutter?" fragte Joachim, nach dem Grabe umschauend.

„Meine Mutter — meine zweite Mutter," antwortete der Gefragte.

Gerne hätte der alte Meister eine weitere Frage an diese doppelsinnige Antwort gereiht, aber Friedrich schnitt das Gespräch geschickt ab und das Geheimniß jener für ihn so wichtigen Stunde blieb unverrathen.

XV.

# Ein Abend bei den Brüdern des geheimen Bundes.

Es ist ein Gleiches im Leben der Natur, im Leben der Menschen und im Walten der Weltgeschicke.

Immer folgen alle Erscheinungen periodenweise und nach Regeln und gewissen Gesetzen, die um so strenger sind, je unordentlicher und unerwarteter sie auftreten.

Es fällt uns nicht auf, daß die Bäume alle Jahre blühen, die Saat alle Jahre reift. Wir finden es nicht so unerwartet, wenn ein Gewitter mit zündendem Blitz und verheerendem Hagelschlag heraufzieht, denn die Gewitter sind alle Jahre.

Das Leben jedes Menschen ist ein sich millionenmal wiederholender Kreislauf. Jeder Mensch wird geboren, lebt längere oder kürzere Zeit und stirbt, das ist Naturgesetz, und Niemand fällt es ein, sich darüber zu wundern.

Wenn aber Ereignisse in der Weltgeschichte wiederkehren, die so regelmäßig sich wiederholen, wie die Gewitter und das Blühen der Bäume und die Geburt und der Tod der Menschen, da staunen die Völker und zittern.

Waren nicht, seit Völker den Erdball bewohnen, dieselben freudigen, dieselben widrigen Begebenheiten? Trifft nicht fast auf eine gleiche Anzahl Blätter der Geschichte die Entstehung eines Reiches, die Wirkungszeit eines großen Mannes, ein Krieg oder eine Staatsumwälzung?

Wenn auch die Blüthe oft eine andere Form zeigt, der Sturm eine andere Gestalt annimmt, die Blüthen und die Gewitterstürme der Zeit sind es doch.

Die Existenz des Geheimbundes und die davon erwarteten Ereignisse waren ebensowenig neu.

Friedrich's Treiben, sowie die Machinationen des geheimen Bundes waren trotz der klugen und vorsichtigen Maßregeln, trotz der größten Verschwiegenheit und Heimlichkeit doch in jene Kreise gedrungen, wo sie mit nicht ganz gleichgültiger Miene aufgenommen wurden.

Friedrich's Partei hatte um diese Zeit, wo der Abschnitt der Erzählung spielt, einen solchen Umfang gewonnen, daß sie keineswegs mehr unbedeutend genannt werden konnte. Von der äußersten Spitze Irland's durch Schottland und England über Frankreich und Italien zogen sich die Gemeinden wie eine Kette um das Herz Europa's. In Deutschland breitete sich die Lehre vom Weltenstürmer fast gleichmäßig nach allen Seiten hinaus über Oesterreich hin, über Schwaben nach dem Westen zu, nach Norden weit über die Kaiserstadt hinaus, und das Centrum dieser fortkreisenden Wellen, der Kopf dieser Polype und der Kopf der Riesenschlange, die sich um das Herz Europa's legte, war in — dem Hause des harmlosen, unbedeutenden Meisters Joachim. Die Seele dieser Weltverschwörung war der Geselle des Schuhmachers, der illegitime Sohn eines unbekannten Fürsten.

Während die Agitation des Weltenstürmers gleichsam in regelmäßigen Linien sich ausspann, hatte die Machination der Brüder des geheimen Bundes die ganze alte Welt durchlöchert und durchwühlt. Tüchtige Männer, mit den verschiedensten Hülfsmitteln, öffentlich den verschiedensten Richtungen angehörig, wirkten in der Kaiserstadt Berlin und in Rom, im Osten Rußlands und an den Ufern der Seine.

Dort saß ein Bruder als geachteter Gelehrter auf dem Katheder einer Universität, dort arbeitete er in der unscheinbaren Werkstatt eines Handwerkers, da saß er im stolzen

Parlamente und anderswo stand er in der Reihe der gemäßigten Bürger.

Dort war es der excentrisch'ste der Liberalen, dort der fanatisch'ste der Ultramontanen.

Sie waren so schwer zu erkennen, diese Protheusartigen Gestalten mit der verschiedenen Färbung, die oft öffentlich die erbittertsten Gegner waren, und die Verbindung und die Cirkulation ging so pünktlich und sicher, daß es unmöglich war, die Zettelchen in Zifferschrift, die Notizen in dem Gebetbuche, die ein altes Mütterchen von Riga nach Wien, oder ein Handwerksbursche von Paris nach Berlin brachte, zu entdecken, daß alles Forschen selbst auf der gefundenen Spur vergebens war.

Dabei reisten ab und zu die geheimen Agenten hin und her, und Jeder, der irgendwo eine Verrichtung hatte, war wieder von einem Andern, ohne daß er es wußte, von wem, überwacht, und das „Tod dem Verräther" that seine Wunder.

Die Million Meier Levi's und die durch Friedrich von dem Unsichtbaren und den Parteigängern in Großbrittannien gespendete Million flossen auseinander. Sie wucherten und die Zinsen sollten tausendfach sein.

So verbreitet und so wirksam diese Umtriebe der geheimen Gesellschaften waren, so kannte sie Niemand ihrem ganzen Umfange nach. Man wußte, daß sie existirten, man kannte sogar die Häupter, aber man war nicht im Stande, sie anzugreifen, man konnte sie nicht fassen. Es waren geheime, sehr geheime Feinde, denen nicht beizukommen war.

Niemals erschien über die Existenz dieser Verbindungen Etwas in Zeitungen, niemals wurden sie öffentlich angegriffen. Man verfolgte sie insgeheim, wie sie insgeheim wirkten, und da geschah es vielleicht manchmal, daß man einem Bundesbruder, den man nicht kannte, einen Auftrag gegen den Bund gab.

So standen die geheimen Mächte mitten in den wohlgeordneten Staaten und lagen schwer und drückend wie gewitterschwangere Wolken da, die nur des Anstoßes harrten, um sich

zu entladen. Woher aber sollte der Anstoß kommen, was sollte die Gelegenheit zum Ausbruch geben?

Darüber war man im Bunde noch nicht einig, und die Debatten wurden manchmal um so heftiger, als die Meinungen verschieden und die Ansicht, daß der erste Streich gleich der entscheidende sein müsse, allgemein waren.

Friedrichs selbstständiges Wirken, wovon man im Bunde keine genaue Kenntniß hatte, weil seine Intentionen in der Hauptsache mit denen der Brüder doch zusammenliefen, hielt diesen nicht ab, regelmäßig in den Clubbs zu erscheinen und rathend und entscheidend thätig zu sein. Er hatte sich in der kurzen Zeit seiner Einverleibung zu einem Ansehen unter den Brüdern emporgeschwungen, das ihn zu einem der ersten Häupter erhob, ihn Mazzini und dem Professor gleichstellte.

Mazzini hatte sich seit der Italien-Reise merklich verändert. Er sprach bei weitem nicht mehr so viel, und wenn es geschah, so waren seine Worte dunkel, voll sonderbarer Andeutungen und Beziehungen. Oft zog er sich längere Zeit zurück, und Niemand wurde aus seinem verschlossenen Wesen klug.

Mit dem Professor, der sein innigster Freund sonst war, verkehrte er nur selten, und dann in geheimen, äußerst erregenden Verhandlungen, die ihn gewöhnlich so verstimmten, daß er sich tagelang von aller Gesellschaft absonderte.

Der Maler Ambros hatte seinen Sitz von München nach Wien verlegt und widmete sich mit ungeheuerem Eifer den Bundesgeschäften.

So standen die Dinge gegen das Ende des vorigen Jahres.

An einem der Abende dieser Zeit befand sich in einem Gasthause einer kleineren Station der Bahn, welche die Hauptstadt mit einer der bedeutenderen Provinzstädte verbindet, ein schlichter Mann, der dem kleineren Bürgerstande anzugehören schien.

Offenbar hatte er seine Geschäfte abgemacht und wartete

den nächsten Zug ab. Er mußte in dem Städtchen ziemlich bekannt sein, wenigstens unterhielt er sich sehr ungezwungen mit einigen Einwohnern.

Das Gespräch drehte sich um die gewöhnlichen Tagesereignisse und daß sich in unseren Zeiten jedes Gespräch auf das politische Gebiet hinüberspielt, braucht kaum erwähnt zu werden.

„Was werden wir noch Alles erleben,“ sagte am Schlusse eines lebhaften Gespräches einer der Männer.

„Nichts Gutes, das sieht man alle Tage, jetzt haben wir's erst recht bekommen mit dem Deutschen Reich.“

„Erst haben sie uns das alte Maß und Gewicht genommen, und jetzt müssen wir das Geld auch noch hergeben, das so lange gut gethan hat,“ warf ein dicker, ältlicher Mann ein.

„Dagegen hätt' ich nichts,“ sprach der Erstere, „das ist schon recht. Einheit im Gewicht und den Münzsorten, das erleichtert den Verkehr.“

„Ach was, wenn ihr gesagt hättet, das verwirrt den Verkehr, hättet Ihr's besser getroffen. Mich geht's nichts an. Was ich brauche, das krieg' ich um mein Geld; aber schaut, wie's im Kleinhandel zugeht. Es kennt sich von den guten Leuten kein Mensch mehr aus, und die, welche die Geschichte verstehen, können gut im Trüben fischen.

„Unser Pfund, unser Maß hat so lange gut gethan, und unser Geld ist überall gegangen“, sagte ein anderer wieder, „ich glaub', es ist der Zeit nicht schlechter gehandelt worden, als jetzt — und auf einmal geht's nimmer?“

„Das hätte man sich alles an den Fingern abzählen können, daß es so kommen muß. Wer Augen im Kopf gehabt hat, und gesunde fünf Sinne, der hat das Alles anno 66 schon errathen und merken können“, sagte ein Anderer. „Paßt nur auf, es kommt schon noch schöner.“

Der fremde Mann warf während des Gespräches der Kleinbürger seine Augen vorsichtig in der Stube umher, wie forschend, um Jemand zu entdecken, oder lauernd, ob nicht ein Unberufener ihn beobachte.

„Streitet Euch nicht um's Kaisers Bart", sprach er leise, „Ihr ändert ja doch nichts, und es geht doch, wie es geht."

„Das glaub' ich schon", antwortete Einer, „aber der Teufel weiß, wo wir dabei hinkommen. Was fragen die etlichen Herren darnach, wenn wir geringen Leut' uns nimmer zu helfen wissen."

„Es hat Alles seine Zeit und — er blickte wieder so seltsam durch's Zimmer — „ewig dauert es so auch nicht."

Die Männer glaubten in diese Aeußerung eine gewisse Deutung legen zu müssen, und antworteten anfangs gar nicht. Jeder schien zu überlegen.

„Ihr meint wohl, es rührt sich was, das die ganze Geschichte wackelig macht?" fragte endlich Einer.

Der Fremde zog die Achseln hinauf und lächelte seltsam.

„Der weiß Etwas, scheint es," flüsterte ein Nachbar dem andern zu.

„Ist Etwas los?" fragte ein Anderer.

„Kann sein, wer kann in die höheren Kreise hineinsehen."

Gewiß nicht ohne Berechnung hatte der fremde Mann, der seine Gesellschaft kannte, das scheinbar hingeworfene Wort gesprochen. Der Funke hatte gezündet.

„Allerlei sonderbares hört man jetzt schon", sagte der Dicke wieder. „Hat Einer gar neulich erzählt, daß der König Max gar nicht gestorben sein soll, ist denn was daran?"

„Ah, Unsinn", rief Einer, „das ist doch eine greifbare Lüge. Hm?" Er wandte sich wie fragend an den Fremden.

„Man sagt schon so!" entgegnete dieser trocken.

„Es heißt ein altes Sprichwort", ergänzte ein Anderer: „Wo ein Rauch ist, da ist auch Feuer,"

„Aber das ist doch ganz unmöglich!" rief ein Anderer entrüstet, so etwas ging doch heut zu Tage nimmer!"

Der Fremde hatte die Arme untergeschlagen, und sah, zurückgelehnt, gleichsam beobachtend, auf die Gruppe.

„Ihr wißt gewiß etwas Näheres von der Geschichte?" wandte sich der Dicke an ihn.

„Ich weiß auch nicht mehr, sagte er wieder kurz und trocken — es kann daran glauben, wer will, und kann's bleiben lassen, wer nicht will.“

Die Gesellschaft schwieg wieder, und die vorerst angefachte Stimmung war durch die unbestimmt andeutenden Phrasen des Fremden gesteigert. Das schien der erwünschte Augenblick zu sein. Er rückte mit seinem unruhigen Blicke herumspähend an seinen Tischnachbar und flüsterte ihm etwas mit vorgehaltener Hand zu.

Entsetzt beugte sich dieser zurück.

Sogleich drängten sich alle Köpfe zusammen und ein leises Summen durchlief die Gruppe.

Das war der berechnete Schlag, die Lunte war in die vorsichtig gegrabene Miene geworfen. Eben schienen Gäste an andern Tischen auf das Gespräch aufmerksam zu werden, als außen ein Fuhrwagen, auf der bereits in dichte Abend-Dämmerung gehüllten Straße vorüberknarrte. Der Mann warf einen halben Blick nach dem Wagen hinaus, nahm seinen Hut und ein kleines Ränzchen, und verließ den Tisch.

„Guten Abend, Ihr Herren, nichts für ungut!“ rief er und ging.

„Wer ist denn der?“ fragte Einer die Andern.

„Ich weiß's selber nicht, antwortete der, der zunächst dem Fremden gesessen hatte, er kommt oft, ich glaube er hat ein Geschäft.“

„Der scheint auch mehr zu wissen, als allen Leuten recht ist!“ warf ein Anderer hin.

„Aber er spricht nicht viel“, sagte ein Dritter.

„Aber es hat ein Gewicht, was er sagt“, fügte der Erstere bei.

Während sich die Tischgesellschaft noch über den sonderbaren Fremden unterhielt, hatte dieser das Fuhrwerk eingeholt und im Vorübergehen dem Fuhrmanne einige Worte zugeflüstert.

Eine kurze Strecke außer dem Thore begann die Landstraße, die in geringer Entfernung mit der Bahn kreuzte.

Da, wo die Landstraße begann, blieb der Mann stehen und wartete wieder auf den Wagen.

„Bist Du da?“ fragte er den herankommenden Fuhrmann.

„Zeitig genug!“ erwiderte dieser.

„Hast Du etwas mitgebracht?“

Der Fuhrman gab ihm eine alte Brieftasche. „Der Reïsende hat mir's gegeben, den ich von Berlin habe erwarten müssen. Dem Mazzini hat er gesagt, solle man's geben.“

„Ist schon recht“, erwiderte der Andere — „was gibt's sonst Neues?“

„Es ist überall gleich. Es spuckt!“

„Glaub 's schon! — Hast Du auch etwas machen können?“

„Hab' da und dort mein Wörtlein beigetragen. Aber man muß verflucht vorsichtig sein“, flüsterte der Fuhrmann. Der Berliner sagt mir, dort merken sie etwas und sie sind uns knapp auf dem Leib.“

„Ach was — lachte der Mann — laßt sie sein, vor's platzt, kommen sie uns doch nimmer an.“

„Was ist's jetzt?“ fragte der Fuhrmann.

„Du fahrst bis an den Ort, der auf dem Zettel steht, und holst die Waaren für den Jud Morgenstern ab, da hast Du einen Ausweis dazu.“

Der Mann gab ihm außer dem ersten Zettel noch einen versiegelten adressirten Brief. „Inzwischen wird Jemand aus Italien Briefe bringen, die Du in Empfang nimmst.

„Wie kenn' ich den Mann.“

„Er ist leicht zu kennen. Ein ältliches Gesicht, nicht gar groß und mager. Altmodisch angezogen. Er handelt mit seidenen Tüchern und Bändern, und ist in dem Ort bekannt. Sie werden ihn den Milaner heißen.“

„Und er?“

„Du suchst ihn allein zu sprechen, und gibst ihm den Zettel.“

„Gut! Dann fahr' ich retour?“

„Wenn Dir nichts Anderes aufgetragen wird, fahrst Du heim!"

Inzwischen waren sie an der Stelle angekommen, wo die Straße die Bahn kreuzte, und eben der Bahnwärter die Barrière schließen wollte. Das Fuhrwerk passirte die Bahnlinie, und der Mann eilte dem kleinen Bahnhofe zu.

---

Die namenlose Gesellschaft hatte schon längere Zeit sich genöthigt gesehen, aus Vorsicht nur zeitenweise ihre Versammlungen in dem Clubblokale in jenem Gasthause der Vorstadt abzuhalten. Man wechselte ab und bestellte sich bald da, bald dort zusammen, den Zusammenkünften allerlei Formen und Anstriche gebend. Bald war es eine gesellige Zusammenkunft im Hause Morgenstern's, bald ein größerer Familienzirkel bei Simeon. Nur außerdentliche größere Besprechungen mußten im Saale des Hintergebäudes in dem Gasthause der Vorstadt abgehalten werden.

Es war Sylvesterabend und man hatte diesen Abend, der die Bevölkerung gewöhnlich in tausend Theile zersplittert, und die Ueberwachung Einzelner jedenfalls schwieriger macht, gewählt, um mehrere wichtige Fragen zum Abschluß zu bringen. Viele auswärtige Mitglieder waren geladen worden, und man wollte auch aus der Ferne von da und dort genauere Berichte erfahren.

Der Eintritt geschah noch wie damals, als Friedrich zum erstenmale in den Bund geladen war, durch das Hausthor in den Hof und dann in die Lokalität des Hinterhauses. Einige hatten eigene Schlüssel, und nahmen den Weg durch das Wirthszimmer, wie der Mann, dem Friedrich dortmals folgte.

Der geräumige Saal war mäßig erleuchtet, und die Fenster mit dichten Läden geschlossen, so daß es der Nachbarschaft unmöglich war, durch einen besonderen Lichtschein oder das Geräusch aufmerksam zu werden. Nur durch einen geheimen Spion konnte die Versammlung entdeckt werden, und

wenn nicht ein Verräther unter den Mitgliedern war, so war auch das nicht denkbar.

Die gewöhnliche Versammlungsstunde war herangerückt, und einzeln fanden sich die ersten Ankömmlinge ein. Jedesmal wurde der Saal wieder geschlossen, und wer keinen Schlüssel hatte, wurde nur auf das bekannte Klopfzeichen eingelassen.

Nach und nach kamen die Mitglieder häufiger an und bald schien die Versammlung vollzählig zu sein.

Mazzini saß seitwärts allein. Er war die Zeit übe sehr gealtert, und eine gedrückte Stimmung gab sich in seinem Aeußern kund. Er war das eigentliche Haupt des Bundes, in ihm liefen alle Fäden, wie in dem Netze einer Spinne, im Mittelpunkte zusammen, er war mit andern Wenigen der erste Gründer gewesen, auf ihm lag das Gedeihen und der Gang des ganzen Werkes. Daß jetzt, wo die verwickelte Agitation sich dem Ziele näherte, die Last des Mannes keine geringe war, blieb Keinem unverhehlt. Jeder wandte seine Blicke dahin, wo der Mann in seinem kleinen Lehnstuhle saß, und die gefurchte Stirne auf die gefalteten Hände herabbeugte.

Der Professor, Milizius und Friedrich waren zusammengekommen, und standen ebenfalls seitwärts, sich unterhaltend. Gruppen standen und saßen umher, und plauderten halblaut.

Das Geräusch der sich stets öffnenden und schließenden Thüre wurde seltener, das Geplauder verstummte allmälig und es entstand von selbst eine Ruhepause.

Mehrere Mitglieder, namentlich auswärtige, sprachen. Sie trugen ihre Berichte vor, machten auf das und jenes aufmerksam, und ihre Anträge wurden angenommen, oder mit Gründen abgelehnt.

Morgenstern verrechnete die letzten verausgabten Summen, und gab einen Ueberblick über den Stand der von der Gesellschaft requirirten Gelder. Großartiges war mit den Millionen geleistet worden, und wenn der Schlag gelungen war, so kamen sie mit Wucherzinsen herein. Freilich war das zu

erreichende Ziel ein so hohes, die Sache, um die es sich handelte, eine so schwierige, daß jetzt im vorrückenden Entscheidungsmomente die kühnsten Parteigänger für sich bebten, welche bis jetzt die rosigsten Hoffnungen und die sicherste Garantie für das Gelingen geboten hatten.

Eine dumpfe, drückende Pause trat nach dem Vortrag Morgensterns ein.

Jeder rechnete selbst — verglich die Zahlen, und was damit geschehen war, und stellte sich die Bilanz.

Langsam regte sich's auf dem Lehnstuhle Mazzini's. Wie in innerem schweren Kampfe rang er sich von seinem Sitze auf, mit halbgeschlossenen Augen, matt schleppte er sich an das kleine Tischchen und legte die rechte Hand darauf.

Ein leises Gemurmel lief durch den Saal.

„Brüder!“ begann Mazzini langsam und halblaut zu sprechen. „Brüder, wir haben uns heute versammelt, nicht weil der Abschluß eines Jahres ist, an dem wir wie in einem gewöhnlichen Geschäfte Abrechnung halten wollen — nein, sondern weil der Abschluß einer Zeit-Epoche ist, weil eine entscheidende Katastrophe vor der Thüre steht, an der wir wissen müssen, woran wir sind.“

„Ein Zweck hat uns Alle erfüllt, die herrschende Ordnung insofern sie überhaupt eine ist, zum Umsturz zu bringen. Gleiches Recht, gleiche Gesinnung, wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit soll unter den Menschen werden. Die Menschheit soll nicht mehr von dem lästigen Zwange, indem sie die Nationalitäts- und politischen Vorurtheile schlagen, beherrscht, nicht mehr von den Launen und Sonderinteressen einiger, die ein Wahn höher gestellt hat, abhängen — es soll ein einziges, freies Weltreich gebildet werden.“

„Ich habe das schon öfter gesagt und Euch den Weg angedeutet, denn wir gehen müssen. Kein Mittel scheuen zu dem Zwecke!“ sagte ich.

„Wir sind die vorgezeichneten Wege gegangen. Kein Mittel wurde gescheut, keines.“

„Nun denkt Ihr, stehen wir am Ziele. Nun harren wir am Thore und warten nur auf den Schlag, mit dem es aufspringt, das Thor der Freiheit, nnd uns in die gesegneten Auen einläßt. Nicht wahr, das meint Ihr?“

„Ich sage Euch aber, wir sind noch nicht weiter, als daß wir das riesengroße Hinderniß, das wir bekämpfen müssen, klar uns nahe gerückt, vor uns sehen.“

„Brüder, wir sind Kinder, die nach dem Monde griffen. Wir glaubten, daß wir eine glänzende Spielkugel vor uns hätten, und nun sehen wir erst, daß es ein unfaßbarer Koloß ist“.

Ein allseitiges mißgestimmtes Murmeln lief von Mund zu Mund, aber Mazzini's Stimme, die sich vom halblauten Sprechen zum anschwellenden Donner hob, drang durch das Gemurmel.

„Ruhig, so lang ich spreche!“ rief er mit fürchterlicher Kraft. Alles schwieg.

„Thörichte, wißt Ihr, was ich will bevor ich ausgesprochen habe?“ fuhr er fort. „Ich sage Euch, wir haben uns verrechnet. Soll ich Euch sagen, was wir thun müssen, was geschehen muß, um unser Ziel zu erreichen. Um unser Reich zu errichten, müssen die sämmtlichen bestehenden in den Staub getreten werden, alle Throne müssen fallen, alle Monarchen, wie landesflüchtig weggeschafft oder sonst unwirksam gemacht werden. Könnt Ihr Euch denken, was das für eine Aufgabe ist?“

„Ich stelle Euch nur Eines vor. Denkt Euch den Thron des deutschen Reichs, den Thron der Hohenzollern. Wer ist da unter uns, der hingeht, den alten Kaiser von seinem Sitze jagt, sich an der Person des Höchsten im Reiche vergreift und den Sturm anführt, der die ganze Macht, die ihn deckt, hinwegfegt. Ist Einer unter uns? Der hebe die Hand auf! — Seht Ihr, Keiner, Seht Ihr's!“

„Und doch muß dieß geschehen, doch muß die Hohenzollernkrone fallen mit den andern an einem Tag. Ein allgemeines, grauenhaftes Wehe muß alle Glieder jeden

Reiches auseinander zerren und recken, die Revolution unter Trümmern, Schutthäufen, Leichen und wimmernden Sterbenden muß herumwandeln, bis aus den todtmüden Uebriggebliebenen das neue Reich des Friedens ersteht.

„Die Revolution! Kennt Ihr sie? Fragt Eure Brüder in Frankreich, wo das wahnsinnige Ungethüm noch fast auf den rauchenden Trümmern sitzt, fragt Eure Brüder in Spanien, wo das sociale, das politische Elend das ganze, schöne, reiche Land auffrißt.

„Ich wollte Euch nur zeigen, wo wir stehen. Das Alles muß kommen, ich habe es Euch hundertmal gesagt und das ist unvermeidlich. Das ist der Koloß, der überwunden werden muß.

„Noch aber ist das Mittel nicht entschieden, wie der Sturm entfesselt werden kann. Es läßt sich keine Gelegenheit vom Zaune pflücken.

„Wir haben Leute unter uns, — er sah nach dem Professor hinüber — „die mit einer merkwürdigen Grausamkeit auf ein eben so grasses, als gewagtes Mittel verfallen sind.

„Ihr habt auch schon die Rede gehört, daß König Max nicht gestorben sein soll, daß er irgendwo verbannt weile. Dieß Gerücht, diese Fabel will man benützen, die Königsleiche im Sarge wollen sie verunglimpfen, der alte König soll aufgeführt werden in kurzer Zeit, in die Stadt, in die Residenz einziehen und das soll die Brandfackel sein, die in's Volk geschleudert wird.

„Brüder, ich bitte Euch, nehmt den Vorschlag nicht an. Wohl hab ich selbst gesagt: „Der Zweck heiligt die Mittel und kein Mittel werde verabscheut, wenn es zum Zwecke führt; dieses aber ist zu gräulich. Einen Todten, einen todten König heraufschleppen und mit ihm Puppenspiel treiben!"

„Der König ist nicht todt, der König lebt, lebt in der Verbannung, wie Du selbst gesehen!" rief der Professor.

„Ich bin niemals für diese That. Ich sage es Euch, niemals; wenn es doch geschieht — ich habe Euch den Weg gezeigt, bis hieher zur Entscheidung geführt — wenn die Gräuelthat vollbracht wird, so bin ich von dem Augenblicke an nicht mehr der Eure. Ich trete aus dem Bunde. Macht dann, was Ihr wollt!“ vollendete Mazzini mit brechender Stimme.

„Was ist das? Was spricht Mazzini? Verräther! Tod dem Verräther!“ schrie Alles durcheinander.

Der Professor stürzte vor und stellte sich an Mazzini's Seite an den Tisch.

„Ein Wort, Brüder!“ rief er mit einer dünnen schneidenden Stimme. „Der Mann hat Euch gesagt, wir benützten des todten Königs Namen, um den Aufruhr zu entzünden. Ich sage Euch, er lügt, Mazzini lügt. König Max lebt, er und ich, wir haben ihn gesehen, gefangen, verbannt. Schon sind Anstalten getroffen, die Zeit ist nicht mehr ferne, wo er unter uns, unter dem Volke erscheinen wird, bis dahin geduldet Euch und schweigt. Ihm gegenüber wird Mazzini sein Wort zurücknehmen. Ich weiß es“.

Mazzini erwiderte nichts. Gebeugt schleppte er sich wieder seinem Stuhle zu, müder und gebrochener als vorher.

Auf den Sturm folgte wieder Ruhe. Das, was Mazzini angeregt, war zu sehr in die Gemüther übergegangen, um spurlos abgethan zu sein. Gruppen bildeten sich wieder, und Besprechungen fanden statt. Die Meisten sammelten sich um den Professor, einige Wenige traten zu Mazzini, darunter Friedrich.

Nach und nach verlor sich die Gesellschaft. Man ging, ohne etwas Besonderes berathen zu haben. Die Versammlung war gestört worden durch ihr Oberhaupt selbst. Allen merkte man die gedrückte Stimmung, die Unzufriedenheit an. Der Professor beschwichtigte, lenkte ein, stellte Aussichten, so gut er konnte. Man gab nicht viel auf ihn. Alle wollten von Mazzini Aufklärung, und Mazzini sollte das Unklare klar machen. Seit der Bund bestand, löste sich keine Ver-

sammlung so auf. Der Bund hatte einen Stoß erlitten, einen Riß erhalten. Aber unheilbar war dieser Riß, oder ob vielleicht Alles wieder glatt wurde, wer wußte es, wer konnte es wissen.

Der Professor hatte mit eigenmächtiger Bestimmung auf eine nicht ferne liegende Zeit hingewiesen und von dieser Zeit hoffte man.

Wenn aber die Stunde nicht brachte, was der Professor versprach? Man stand jedenfalls am Vorabende eines tragischen Ereignisses.

Mazzini blickte den Gehenden mit einem Gemische von Wehmuth und Zorn nach. Das waren die Brüder, die er unterrichtet, die er erzogen hatte. Ein Wort, das nicht nach ihrem Sinne, das sie stutzig machte, rief sie gegen ihren Führer auf. Verräther nannten sie ihn und „Tod dem Verräther" schrieen sie. Das war die Schaar, die ihm gelobt hatte, auf einen Wink zu folgen. Er sah sie hinziehen mit einer eisigen Ruhe und Kälte. Sie mußten ja ihn haben, Keiner war ja im Stande, die Dinge eine Hand breit weiter zu leiten, selbst der Professor nicht.

„Sie gehen wie die schmollenden Kinder", sagte er sich — „morgen kommen sie und bitten mich um Verzeihung. Aber sie haben einmal das Wort „Verräther gegen mich ausgestoßen und mir ahnt, es ist von dem Stoß die Spitze des Dolches im Herzen sitzen geblieben".

Er verließ den Saal allein, an der Thüre aber faßte eine Hand die seine und eine Stimme flüsterte ihm zu: „Sei ruhig, Mazzini, wer weiß, wozu es gut ist!"

Wie träumend fuhr er auf, er glaubte die Stimme des Friedens-Engels gehört zu haben.

Es war Friedrich, der bei ihm stand. Mazzini sah ihn verwundert an.

„Lieber Mazzini, könnten wir uns morgen nicht über etwas besprechen, ich glaube, daß wir uns verständigen?" sprach der junge Mann.

„Besprechen? Wir?" fragte der Alte.

„Etwas Wichtiges!“ entgegnete Friedrich.

„Wann und wo?“ fragte Jener weiter.

„Willst Du mich bei mir treffen, so komme bis vor elf Uhr.

„Ich komme!“ erwiderte Mazzini.

„Gute Nacht!“ rief Friedrich.

„Gute Nacht!“

Die beiden Männer verließen das Thor und gingen von da an verschiedener Wege.

Friedrich war mit dem Gedanken in die Versammlung gegangen, eine Gelegenheit zu finden, sich mit dem Bunde bezüglich seines Prinzipes auseinander zu setzen. Die Gelegenheit kam nicht, aber der Vorfall mit Mazzini zeigte ihm einen anderen Weg. Der Bruch zwischen dem Haupte und einem Theile der Gesellschaft schien ihm unausbleiblich. Wenn es ihm gelang, Mazzini mit dem Theile der Gesellschaft zu sich herüberzuziehen, so war für ihn Alles gewonnen.

Allein mit sich und dem eben Vorgegangenen beschäftigt, schlenderte er die Straße dahin, nicht vor noch hinter sich sehend, wie man eben thut, wenn man in tiefen Gedanken versunken ist.

Erst als er in die Nähe seiner Wohnung kam und um die Straßenecke bog, wo er etwas langsamer ging, bemerkte er umblickend ein Frauenzimmer, tief verhüllt, das ihm zu folgen schien. Er blieb stehen und wartete. Die ihm Folgende blieb ebenfalls stehen, als scheute sie sich, weiter zu gehen. Eine eigenthümliche Ahnung beschlich den Mann und er überlegte einen Augenblick, dann ging er weiter, vorsichtig umspähend. An der Hausthüre angelangt, blieb er wieder stehen, langsam und zögernd folgte ihm die Frauengestalt.

„Sie ist es dennoch“, sagte er leise, aber die Dame blieb wieder in einiger Entfernung stehen. Er kehrte um, und ging auf sie zu.

„Du bist es, Therese!“ flüsterte er, ihre Hand suchend.

Das Frauenzimmer suchte sie zurückzuziehen.

„Bist Du es, Therese?“ fragte er ernst.

„Ich bin es, Friedrich, verzeihe mir!“ hauchte sie kaum vernehmlich.

„Wie kommst Du hieher?“ fragte er wieder. „Doch geh'!“ Er faßte ihren Arm und führte sie zum Hause.

„Wo warst Du, Therese?“ forschte er, als sie das Zimmer betreten hatten.

Die Gefragte schwieg und wollte nicht antworten.

„Was hast Du getrieben? Wo warst Du?“ wiederholte Friedrich ernst.

„Verzeihe mir, ich will Dir Alles bekennen!“ bat Therese. Sieh', als dortmals Nachts der Brief kam, Du weißt, in jener Nacht, wo die alte Rose starb, der Brief, den Du beim Nachhausekommen lasest, da bemächtigte sich meiner ein Argwohn, den ich seitdem nicht mehr beseitigen konnte. Ich hatte eine unaussprechliche Sehnsucht, zu wissen, was in dem Briefe stehe, aber ich wagte nicht, Dich darum zu ersuchen, ihn mich lesen zu lassen.

„Seitdem quälte mich eine Unruhe, die mich Tag und Nacht verfolgte, und die um so peinlicher war, als ich die Ursache derselben Niemand anvertrauen mochte.

„Heute Abend, als der Herr kam, Dich abzuholen, und so heimlich that, da faßte ich einen verzweifelten Entschluß. Ich kleidete mich rasch an und verhüllte mich bis zur Unkenntlichkeit. So folgte ich Euch durch alle Straßen. Unterwegs gesellte sich noch ein Herr zu Euch und ich sah Euch in dem Hause verschwinden.“

„Du warst eifersüchtig?“ unterbrach Friedrich.

„Was gelingt einem eifersüchtigen Weibe nicht?“ fuhr Therese fort.

„Ich schlich mich hinter Euch durch die Stiege und den Gang des Hintergebäudes bis vor die Thüre, wo Ihr eintratet. Aber ich wagte es nicht, zu folgen, weil ich lauter Herren sah.

„Ich habe Alles gehört, was dort vorging und was verhandelt wurde.

„Du hast gehört?“ fragte Friedrich. „Bist Du nun überzeugt?“

„Ich bin es“, entgegnete Therese tief beschämt.

„Und Du hast Alles gehört, was in der Versammlung gesprochen wurde?“

„Alles!“

„Du wirst unverbrüchliches Schweigen über Alles halten.“

„Ich werde es, denn es wäre schrecklich, das wieder zu sagen.“

„Du hast nicht wohl gethan, Therese, mir dahin zu folgen.“

„Friedrich, mir bangt vor dem, was ich da hörte — wenn es zu Dem kommt, was soll aus uns, Dir, mir und dem Vater werden?“

„Das dachte ich oft, mein Kind, und das Verhängniß, das unerbittliche Verhängniß, das mich in den Bund rief, das mich einmal von Dir trennte, weilt nun unabwendbar über mir.“

Das Mädchen sah den Mann mit thränenden Augen und den bittersten Schmerz im Gesichte wie flehend an.

„Sei ruhig, mein Kind“, sagte Friedrich, ihre beiden Hände in die seinen nehmend, „dasselbe Geschick, das mich in diesen Bund verwickelte, uns trennte und wieder zusammenführte, dasselbe Geschick wird Alles zum Guten wenden. Jetzt geh' zu Bette und überlaß Dich den düstern Gedanken nicht. Wir ändern es nicht und Niemand.“

Er suchte sich mit sanfter Gewalt von ihr loszumachen und ging auf sein Zimmer.

„Was soll aus uns werden?“ Diese Frage Theresens klang ihm wie ein schwerer Vorwurf in den Ohren. Wenn diese Tage kamen, wie Mazzini sie geschildert hatte, wenn das Unheil mit der Gewalt des Eisstosses nach allen Seiten hintoste, nichts verschonend, wie konnte er die Lieben schützen, da er, der mitten in dem Strome auf einem schwanken Schifflein dem Aufruhr Preis gegeben war, für sich selbst keine Sicherheit hatte. Der Unsichtbare sah früher diesen

Moment kommen und faßte ihn jedenfalls schärfer ins Auge als der junge Mann, der wohl öfter, aber eben nur flüchtig, daran gedacht hatte. Wenn Jener ihm rieth, keine eheliche Verbindung mit Theresen einzugehen, bevor er nicht einen sichern Standpunkt erreicht habe, so wollte er damit wohl eigentlich sagen: „Sage Dich von dem Mädchen los, bevor dieß Alles vorüber ist, Du wirst sie so nur doppelt unglücklich machen.“ Das war gewiß und richtig, aber das Verhältniß Friedrichs zu Therese war bereits ein unlösbares. Er hätte sie, ohne sie elender als er sie beim ersten Abschied verlassen, zu machen, nicht mehr aufgeben können. Wenn er das that, so hätte er sie besser gleich in ihrem ersten unglücklichen Zustande gelassen.

Wieder schwankte er zwischen Pflicht und Herz, wieder drängte sich zwischen ihn und seine Stellung zur Welt das mahnende Gewissen.

Was thun? Er, der Weltenstürmer, der wie eine Art Vorsehung das Geschick von Tausenden sich erkühnte lenken zu wollen, war nicht im Stande, die Zukunft eines armen Mädchens und eines alten Mannes zu sichern. Ruhelos ging er auf und ab, lange sinnend und studirend. Er fand kein Mittel — doch, endlich!

Es durfte zu jenem Weltsturm, wie Mazzini ihn bezeichnet, nicht kommen; war er nicht der Weltenstürmer und mußte nach seinem Projekte nicht der Bund in seiner Partei aufgehen! Er war ja der Reformator der Idee des Bundes, der Alles in die Bahn des Friedlichen lenken wollte. Hatte er nicht deßwegen Mazzini zu sich gebeten!

Wenn aber Mazzini auf seine Idee nicht einging, wenn er sich ihm nicht unterordnete? Er kannte den unbeugsamen Kopf des Alten. Dann war die Sache noch schlimmer, dann hatte er den Kampf mit dem Bunde vor sich nnd die losgelassene Gräuelfluth des Bundes verschlang ihn um so sicherer. Wie dann?

Und das war bald, in einigen Stunden entschieden, denn Mazzini war der extremste Charakter. Er konnte, wenn

er Friedrichs Vorschlag nicht günstig aufnahm, diesen sofort für einen Verräther an dem Bunde erklären, und was ihm dann bevorstand, wußte Friedrich. Mazzini konnte einen Gewaltstreich ausführen und den projektirten Ausbruch der Verschwörung momentan vorbereiten. Es galt also, rasch zu handeln.

Sein Sinnen und Grübeln ließ ihn nur auf einen Gedanken kommen.

Lebte da außen in einem kleinen Städtchen der Provinz nicht ein guter verständiger Mann, der ihm nicht nur verpflichtet, sondern ein treuer Freund war, der es ihm gelobt hatte, in jeder Lage des Lebens, wo er helfen konnte, behülflich zu sein. Peter Kurz der Anwalt war in dieser Verlegenheit seine einzige Stütze.

Eilig, als fürchte er, den Gedanken wieder zu verlieren, setzte er sich und schrieb einen langen Brief an Peter Kurz, dessen Inhalt ungefähr der war:

„Lieber Freund!

Du wirst staunen, wenn ich meinen Brief heute mit der Erinnerung an das Versprechen einleite, das wir uns dortmals, als wir uns trennten, gaben. Wir versprachen uns, treue Freunde zu sein und einander in allen Vorkommnissen des Lebens beizustehen und auszuhelfen.

Gott will es, daß ich der Erste bin, der von diesem Versprechen Gebrauch machen muß.

Es ist nöthig, daß ich Dir, bevor ich auf meine Bitte komme, meine jetzige Stellung schildere. Was ich Dir bei meinem Besuche nur unklar andeutete, verhält sich so:

Ich bin, was Dir jetzt nicht mehr verborgen sein kann, an den Wirren und Drangsalen, die die Welt erfüllen, nicht der Unschuldigste, aber fast der Schuldigste.

Ich gehörte der Gesellschaft der finstern Wühler an, die den Sturm, wie er jetzt wüthet, losgelassen haben, aber ich wollte es nicht, daß es so komme, bei Gott, ich wollte es schon lange nicht mehr!

Ich hatte schon damals, als ich zu Dir kam, in meiner Partei Partei gemacht. Ich wollte das, was mit Blut und Brand erstürmt werden sollte, auf eine friedliche unblutige Art erringen und meine Partei war groß, so groß wie die des geheimen Bundes.

Wenn Du in diesen Tagen von dem „Weltenstürmer“, dem untergegangenen Weltenstürmer, hören wirst, so denke, daß ich das bin.

Meine Idee der Welterstürmung drang eben nicht durch, sie ging auf in der rohen Gewalt.

Wenn Du diesen Brief liest, liege ich vielleicht bereits todt in irgend einer Straße, gemeuchelt von den wüthenden Brüdern des Bundes, oder schmachte in einem Gefängnisse als Revolutionär oder fliehe weg- und ziellos in die Weite.

In allen diesen Fällen bitte, beschwöre ich Dich, Freund, nimm Dich des armen Mädchens — der Ueberbringerin dieses Briefes — und des alten Mannes, ihres Vaters, an. Ich beschwöre Dich bei Deiner Liebe zu Viktor, dieß dem Freunde als letzte Bitte zu erfüllen.

Dieses Mädchen — Therese Joachim — ist meine einzige Geliebte, meine Jugendliebe, deren Wohl mir über Alles am Herzen liegt, und der alte Mann ist ihr Vater, der Schuhmachermeister Joachim, mein Pflegevater.

Während in der Hauptstadt der schrecklichste Sturm wüthet, ist es außen in der Provinz jedenfalls noch ruhig und Dein Haus, das Haus eines Beamten, bietet mehr Sicherheit als jedes andere.

Ich bin nicht ohne Vermögen und treffe heute noch Anstalt, einen Theil desselben zum Besten Theresens und ihres Vaters zu sichern.

Was weiter sein wird, muß die Zeit ergeben. Bin ich todt, so empfehle ich Dir die Hinterbliebenen zur Sorge. Trifft mich Kerker oder Flucht, so werdet Ihr nach der Zeit von mir hören.

Noch Eines, es ist für die Möglichkeit und ich will

damit die zarteste Seite Deines Herzens nicht verletzen. Therese ist ein liebes gutes Mädchen und neigt gleich Victor mehr der Schwärmerei zu. Wenn im Laufe der Zeit und durch das längere Beisammensein eine Neigung sich bilden sollte, die Deinen Schmerz um Victor linderte, und wenn Therese in Dir einen liebenden leitenden Freund finden möchte, selbst wenn ich noch am Leben wäre, ich segne Eure Verbindung. Es sei mein Vermächtniß.

Du siehst, daß ich auf Alles gefaßt bin und so habe ich denn das, was mir den meisten Kummer machte, besorgt.

Ich glaube nicht, daß Du Anstand nehmen wirst, dem Freunde diese letzte Bitte zu gewähren oder ich müßte mich an allen Menschen geirrt haben.

Nimm mein Lebewohl als das eines Heimgegangenen. Lege diesen Brief zu den Andenken Deiner Victor und widme manchmal einen Gedanken

Deinem

unglücklichen Freunde

Friedrich."

Als Friedrich den Brief vollendet, gesiegelt und überschrieben hatte, steckte er ihn in sein Portefeuille.

„Es ist der letzte Hoffanker", seufzte er, „wollte Gott, daß ich ihn nicht brauche. Erwarten wir von Mazzini das Bessere!"

Es war spät in der Nacht, als er das Licht löschte und sich zu Bette legte.

Als das Licht erlosch und Friedrich sich nicht mehr regte, knisterten außen vor der Thüre leise Tritte. Es war Therese, die wegschlich; sie hatte die Aufregung des Freundes nur zu gut bemerkt und mit großem Leide erfüllte sie die ungenügende Antwort auf die bange Frage, die sie an ihn gerichtet hatte. Friedrichs Verschlossenheit war ihr in diesem Falle peinlicher als je und sie nahm ihre Zuflucht zu dem, daß sie heimlich an seiner Thüre lauschte, um vielleicht zu erfahren, was er allein mit sich berathen und beschließen würde.

Was sie aber erfuhr, war nicht mehr geeignet, sie zu befriedigen. Sie wurde aus den abgerissenen Sätzen seines Selbstgespräches so wenig klug, als sie vermuthen konnte, was er so lange schrieb.

Sie sah endlich durch die Thürritze, daß das Licht erlosch und merkte an dem Athmen, daß Friedrich schlafen müsse.

Leise zog sie sich zurück und schlüpfte in ihr Schlafzimmer, so bange, so beunruhigt und gedrückt wie zuvor.

---

Der darauffolgende Morgen war der erste Morgen des neuen Jahres.

Wenn es wahr ist, daß in der vorangehenden Nacht ein Engel an den Häusern vorübergeht und die Wünsche sammelt, die aufsteigen und sie vor den Thron Gottes bringt, damit sie erfüllt werden, so hatte er die heißesten Wünsche für Friedrich von Theresens Lippen gesammelt und wenn sie in Erfüllung gingen, so war Friedrich der glücklichste Mensch.

Trotzdem Friedrich sehr spät und sehr ermüdet zur Ruhe gegangen war, traf ihn der erste Klang der Kirchenglocken schon munter. Es war ja Neujahrsmorgen und die ersten Stunden dieses feierlichen Tages gehörten seinen Lieben. Er schlüpfte rasch in die Morgenkleider und eilte hinüber. Ein guter Geist hatte in dem Augenblicke Sorge und Kummer aus seinen Zügen weggewischt und mit einem freundlichen Morgengruße und dem innigsten Glückwunsche auf den Lippen trat er an Theresens Lager. Er fand es leer.

Eben wollte er bestürzt das Zimmer verlassen, als ihm die Freundin vollständig angekleidet entgegentrat. Sie war ihm zuvorgekommen und hatte schon eine kleine Ueberraschung für den Frühstückstisch besorgt.

Beide sahen sich betroffen an. Von den vielen Wünschen, die sie sich gegenseitig bringen wollten, wurde kein einziger ausgesprochen, und sie lasen sich an den Augen, was sie sagen wollten — ein warmer herzlicher Kuß bestätigte Alles.

Friedrich ging zum Lager des Alten, der sanft und

sorglos schlummerte wie ein Kind. Sollte er ihn wecken, den alten Mann, und ihn mit dem besten Glückswunsche, mit allem Guten für das nächste Jahr vielleicht treulos belügen? Konnte nicht in wenigen Tagen das Geschick seine Segenswünsche Lügen strafen?

Dennoch weckte er ihn und wünschte ihm alles Glück zum neuen Jahre.

Die Zahl Derer, die dem alten Herkommen gemäß die immer gleich lautenden Glückwünsche Jahr für Jahr ins Haus bringen, war bei Meister Joachim nicht groß und die Wenigen schien Friedrichs Anwesenheit von dem Hause fern zu halten. Es kam Niemand von den erwarteten alten Basen und Vettern. Zu späterer Morgenstunde stellten sich einige Bekannte Friedrichs ein, die aber nicht aus familiären Gründen, sondern im Interesse der wichtigen Sache kamen.

Friedrich wußte das und hatte sich auf sein Arbeitszimmer zurückgezogen, wo er die Fremden empfing. Es waren gewiegte, ernste Männer, die gleich ihm von der hohen Idee erfüllt waren, nur trugen sie mehr Hoffnung, mehr glückliche Aussichten, einen freudigeren Blick in die Zukunft, als ihr Führer, der Weltenstürmer selbst, weil sie in ihrer Unbefangenheit nicht ahnten, was diesen beunruhigen konnte.

Diese Anhänger wußten, daß Friedrich Mitglied des geheimen Bundes war, er theilte ihnen auch mit, was dort vorging und was zu wissen nöthig war, sie mußten ja theilweise eingeweiht sein.

So kam das Gespräch natürlich bald auf die letzten Ereignisse in der Versammlung, von der die Freunde wußten, daß sie stattgefunden hatte.

Friedrich theilte ihnen in Kurzem den Verlauf und die einer Niederlage ähnliche Aufnahme von Mazzini's Rede mit. Er verhehlte auch nicht, was der Inhalt von Mazzini's Rede war und worin der Ausbruch der Bundes-Verschwörung gipfelte. Er machte klar, daß er gerade auf diesen Zwiespalt im Bunde seine größte Hoffnung baue und sagte, daß er es

versuchen werde, Mazzini mit jedenfalls dem besseren Theile der Gesellschaft zu sich herüberzuziehen.

Diese Mittheilungen wurden mit der größten Befriedigung aufgenommen und man war gespannt, Mazzini zu hören.

Es währte nicht sehr lange, bis der Erwartete ankam. Therese öffnete ihm und meldete ihn Friedrich. Während er Mazzini ersuchen ließ, einzutreten, bedeutete er die Freunde, sich in das nebenanstoßende Zimmer zu begeben, wo sie durch die Thüre jedes Wort des Gespräches hören konnten, ohne den Agitator, wenn es nicht nöthig wurde, die Anwesenheit von Zeugen wissen zu lassen.

Mazzini trat ein.

Er hatte sich auf den stürmischen Abend und die unliebsame Begegnung in der Versammlung merkwürdig erholt und gesammelt und sah gefaßt, erhaben, beinahe heiter aus.

Die Einladung Friedrichs, das Versprechen einer möglichst günstigen Auseinandersetzung hatten Hoffnungen in dem alten Manne erweckt und Hoffnung ist ein wunderbares Stärkungsmittel in jedem Alter, in allen Ständen und in jeder Lage.

„Wie ging denn das zu, gestern Abend, das war stürmisch?“ fragte Friedrich, um das Gespräch einzuleiten.

„Du weißt es ja, wie das kam und ich glaube, das wird noch die Klippe sein, an welcher der Bund zerschellt. Was denkst Du darüber?“ entgegnete Mazzini.

„Das ist der Kern des Zwiespalts?

„Ist das nicht genug? Ich kann mich nie entschließen, die abscheuliche Scene vor sich gehen zu sehen und wenn, wie gesagt, das ganze Heil des Bundes davon abhinge. Wir werden andere Mittel finden, die den Abschluß herbeiführen.“

„Den Ausbruch der Revolution, der schrecklichen Gräuel, meinst Du?“

„Wenn es denn sein muß!“ entgegnete Mazzini in einem fast schmerzlichen Tone.

„Höre, Freund“, entgegnete Friedrich, „Du stehst in

einer schlimmen Stellung und bist nahe daran, wirklich ein Verräther am Bunde zu werden."

Mazzini bebte zurück. „Was?"

„Dich freut das ganze Werk nicht mehr und Alles, was Du uns jemals prophezeit hast, zerrinnt Dir wie Schaum, wenn Du denkst, wie es errungen werden soll?"

„Was sprichst Du, Friedrich?" rief der Agitator.

„Antworte mir „Ja", Mazzini — ich habe recht."

„Wenn es mir noch widerwärtiger wäre", sprach Mazzini, als es wirklich ist — es muß zum Schluß und wenn ich selbst das Schwert und die Fackel in der Hand von Land zu Land, von Thron zu Thron stürzen muß. Sehen sollt Ihr's, daß Mazzini hält was er verspricht, daß er kein Feigling ist, wenn es auf die Gefahr ankommt."

„Du wirst?"

„Ich habe es gesagt. Nur das Eine, das niederträchtige, verabscheuungswürdige Königsspiel mach' ich nicht mit."

Friedrich antwortete absichtlich einige Augenblicke nicht, um den Aufgeregten etwas zur Ruhe kommen zu lassen, dann sagte er ruhig und gelassen:

„Mazzini, Du bist ein erfahrener Mann, in politischen Ansichten gereift und hast mehr Einsicht und Beurtheilungsgabe als tausend Andere. Ich möchte Dich etwas fragen."

Mazzini sah den Sprecher mit einem eigenthümlich forschenden Blicke an.

„Glaubst Du nicht", fuhr Friedrich fort, „daß das ganze große Problem der Staats- und Weltumwälzung, des Weltsturmes, wenn wir es so nennen wollen, auf eine viel einfachere, ganz friedliche und ruhige Weise gelöst werden könnte?"

„Wie das?"

„Ich kenne eine Partei, die sich in England bildete und einen Führer hat, den sie den Weltenstürmer genannt hat, und dieser Weltenstürmer hat sich in den Kopf gesetzt, gerade das zu erreichen, was der Bund will, nur auf die entgegengesetzte Weise.

„Wie das?“ fragte Mazzini aufmerksam.

„Ganz einfach so“, erwiderte Friedrich: „Statt Gewalt und Zerstörung wendet er Zähigkeit und Ausdauer, statt dem strengen gebieterischen Auftreten die milde aber kluge und vorsichtige Haltung an und so wird er vielleicht in längerer Zeit, aber jedenfalls sicherer als der Bund mit der Brandfackel sein Ziel erreichen. — Du begreifst mich nicht?“

„Du sprichst eigenthümlich!“ sagte Mazzini.

„Kennst Du das nicht? Es ist das Programm des Weltenstürmers“, sprach der Erstere und legte ein gedrucktes Programm in Mazzini's Hände.

Dieser überflog es gierig und bedächtig.

„Wer ist der Weltenstürmer des Friedens?“ fragte er erstaunt.

„Der bin ich, Mazzini“, antwortete Friedrich fest, „und dieses Programm ist das meiner Partei.“

„Was sagst Du?“

„Daß ich dieses Programm durchzusetzen im Begriffe bin trotz des Bundes und es wird Dir besser sein und Deinen Gesinnungen mehr entsprechen, wenn Du mir die Hand reichst und mit mir gehst.“

Mazzini trat einen Schritt zurück und betrachtete Friedrich stumm.

„Friedrich“, sprach er nach einer Pause, „Du bist groß, größer als wir alle, Du hast das Rechte. Du bist der Einzige, um den ich lebhaftes Bedauern fühlen werde, wenn er im Kampfe mit dem Bunde untergeht.“

„Im Kampfe mit dem Bunde?“

„Du wirst nicht mitgehen, wenn wir den Sturm loslassen!“

„Ich werde meinem Prinzip treu bleiben. Und Du?“

„Ich werde aushalten, weil ich muß.“

„Und wenn das Königsspiel das Zeichen zum Losbruch wird und Du das nicht eingehst? —“

„Dann reiche ich Dir die Hand und gehe mit Dir

und wer herüber will, soll herüber und der Bund ist machtlos. Sie können nichts machen ohne mich."

Mazzini reichte Friedrich mit diesen Worten die Hand und blickte ihm begeistert ins Auge.

„Mazzini!" rief Friedrich, „Mazzini, laß mir diese Hand heute schon als die Bruderhand, warte nicht auf den blutigen Sturm, der Verderben bringt, heute geh' mit mir und der Bund ist unser, so ist ein schweres Unheil vielleicht abgewendet und Alles, Alles wird gut!"

Mit etwas weniger Energie hätte sich der alte Agitator von der einschmeichelnden, milden Stimme des Weltenstürmers berücken lassen. Er ließ einige Augenblicke noch seine Hand in der Friedrichs ruhen und senkte den Blick zur Erde, dann zog er sie rasch zurück und wandte sich.

„An dem Tage, der bestimmt ist, Bruder, der Tag entscheide", rief er, „jetzt laß uns scheiden und was wir gesprochen, bleibe unberührt bis zu dem Tage!"

„Du weißt nicht, daß ich ein Abtrünniger des Bundes bin, Mazzini, Du wirst es nicht wissen wollen?"

„Ich weiß es nicht", entgegnete Mazzini und ging auf die Thüre zu.

Noch einmal grüßten Friedrich und Mazzini. Letzterer verließ das Zimmer mit einer ernsten, aber in sich gehobenen, beruhigten Stimmung, ein warmer wohlthuender Strahl hatte ihn nicht durchglüht, aber mit einem sanften Hoffnungslichte übergossen und ein matter Schimmer blieb zurück.

Als Friedrich glaubte, daß Mazzini das Haus verlassen haben konnte, öffnete er die Thüre des anstoßenden Zimmers und ließ die Männer heraustreten.

„Habt Ihr gehört?" sprach er.

„Er ist unser. Er geht nicht mit dem Bunde!" riefen diese.

„Noch nicht, noch nicht — Ihr kennt Mazzini nicht. Es muß eine Katastrophe geben, die ihm die eiserne Consequenz bricht. Es ist nur etwas Außerordentliches, was ihn von seiner einmal ausgesprochenen Willensäußerung abbringt."

„Die Katastrophe kommt, wird sicher kommen“, riefen Einige.

„Ich glaube es auch, der Professor agitirt furchtbar dafür!“ —

„Gehe es wie es wolle — hoffen wir das Beste, Freunde!“ sagte Friedrich und entließ sie.

Als die Männer das Zimmer verlassen hatten, blieb Friedrich eine Weile wie in sich selbst verloren an der Thüre, bis zu welcher er sie begleitet hatte, stehen. Mit einem Male kam ihm ein bedrückender Gedanke.

„Was hast du jetzt gethan? Wenn der excentrische Mazzini hingeht, das Geheimniß, wie du es ihm anvertraut, den Brüdern offenbart,“ sagte er sich, „so ist Alles verloren. Wer bürgt mir, daß er es nicht thut? — Ich war unvorsichtig, ich hätte es nicht wagen sollen.“

„— Doch, nein, das wird er nicht — er nahm mein Geständniß mit einer solchen Herzlichkeit hin und er war wirklich so begeistert für die Sache, daß er sogar schwankte, ob er nicht zu mir herüber solle. Ich sah den Kampf, den er kämpfte und nur die alte, bei ihm Fleisch und Blut gewordene Consequenz hielt ihn ab. Er wird mich nicht verrathen. Er kann es nicht, denn ich bin seine letzte Stütze, er wird mich nöthig haben in der letzten Stunde.“

Er ging einige Male auf und ab, setzte sich einen Augenblick und sprang unruhig wieder auf.

„Es wird so kommen, es muß so kommen!“ rief er, „es ist ja Alles bedungen in der Natur der Dinge und nichts geschieht durch Zufall. Das wird so gehen müssen. Durch den Zwischenfall wird das Ende des Bundes herbeigeführt werden müssen, und die Macht des Weltenstürmers sich entfalten.“

Er griff in die Brusttasche und nahm den Brief an Peter Kurz heraus. „Dich werden wir nun wohl nicht brauchen,“ sagte er und machte Miene ihn zu zerreißen. — „Doch nicht, es ist immer vorgesorgt und wenn in allen Fällen mir eine Viertelstunde bleibt, ihn Therese zu übergeben, so ist die Arme mit ihrem Vater wenigstens gerettet.“

Er steckte den Brief wieder zu sich und wollte eben das Zimmer verlassen, als Therese eintrat und ihm sagte, daß ein Herr da sei, der ihn zu sprechen wünsche.

„Ein Herr? Wer ist es?“ fragte Friedrich etwas unwillig.

Therese antwortete: „Es ist Herr Doctor Milizius.“

„Milizius? Was will der?“ murmelte er, „laß ihn herein.“

Freundlicher, wie schon lange nimmer und ganz in Sonntagslaune trat der Gemeldete ein. Er war ganz der „Herr Geheimrath,“ wie er ehedem war.

Mit jener halb aristokratisch, halb bürgerlichen Förmlichkeit trat er zu Friedrich, schüttelte ihm die Hand und brachte seinen Glückwunsch dar.

„Ich danke Ihnen herzlich, lieber Doctor,“ erwiderte dieser, den die Herzlichkeit und Freundlichkeit des Mannes selbst freundlich stimmte. „Wollen wir hoffen, daß wir ein recht gutes Jahr erleben.“

„Wie's eben kommt, Freund,“ entgegnete Milizius auf einmal bedenklich. „Das Wünschen haben wir frei, die Erfüllung steht bei einem Andern. Sehen Sie ich fange an, ein alter Mann zu werden und aufrichtig gesagt, ich setze gar nicht viel Hoffnung mehr in die Welt. Von mir aus kann Alles gehen, wie es will. Ich will nichts mehr genießen und nichts mehr erobern.“

„So sollte ein Mann, wie Sie, Herr Rath, gerade am allerwenigsten sprechen. Sie sind ein tüchtiger Gelehrter und eine Persönlichkeit, auf der viel liegt. Sie können der menschlichen Gesellschaft noch viel nützen —“

„Ah bah!“ machte Milizius — „gibt jetzt junge Leute genug, die mehr verstehen, als wir Alten, überhaupt —“

„Denken sie nur an unsern Bund, wie viel entginge diesem ohne Ihre Wirksamkeit?“

„Der Bund?“ erwiederte der Doctor — „ich sage Ihnen gerade des Bundes wegen wollte ich, ich wüßte von der ganzen Geschichte nichts mehr.“

„Wie so?“

„Wie so? Ich denke Sie waren doch gestern Abend Zeuge, wie Mazzini's Rede aufgenommen wurde und ich sage Ihnen geradezu Friedrich, der Mann hat mir gestern aus der Seele gesprochen. Und ich sage Ihnen, ich ahne nichts Gutes von dem entscheidenden Tage."

„Wie? Sie meinen, daß Mazzini wirklich umschlagen wird?"

„Das gibt einen Kampf auf Leben und Tod. Mazzini und der Professor sind bereits erbitterte Feinde."

„Wenn es zu einem solchen Entscheidungskampfe kommen wird, auf welche Seite werden Sie sich schlagen, Doctor?" fragte Friedrich in einem leichtscherzenden Tone.

„Lieber Freund, ich sagte Ihnen ja schon, daß mir an Allem blutwenig mehr liegt, meinetwegen gehen Sie hin und denunciren Sie mich — ich gehe mit Mazzini, denn die Geschichte mit dem Professor gefällt mir einmal nicht."

„Einer mehr," sagte Friedrich für sich.

„Und Sie glauben, daß so ziemlich der größere Theil mit ihm gehen wird?" wandte er sich wieder an den Rath.

„Wenn zehn mit Mazzini gehen, so ist der ganze Bund vernichtet. Mag dann werden, was immer will", entgegnete dieser mit einer bedeutungsvollen Heimlichkeit.

„Ich glaube das selbst", antwortete Friedrich.

„Und Sie werden auch mit Mazzini gehen?" forschte Milizius.

„Nein, Mazzini wird mit mir gehen", entgegnete der Gefragte offenherzig.

„Wie?"

„Das dünkt Ihnen ungereimt, Herr Rath, aber ich muß Sie leider in dem Unklaren lassen — warten wir ab, was die nächsten Tage bringen."

Milizius war durchaus eine eigene Natur. So gelehrt, weltklug und gewandt er in einer Beziehung war, so hatte er eine gewisse Schüchternheit und Befangenheit niemals überwinden gelernt. Er hielt sich in dem Moment durch Friedrich's Antwort düpirt und dieß consternirte ihn derart, daß er

gänzlich aus der Stimmung fiel. Er schwieg, gab auf Friedrich's Fragen nur mehr einsilbige Antworten, und suchte sobald als möglich eine Gelegenheit fortzukommen. Friedrich dagegen legte diese Umstimmung ganz anders aus.

„Sollte der Doctor blos von einer Seite als Spion gesandt sein, um meine Gesinnung auszuforschen — sollte man in mir bereits den Verräther wittern und dieser Milizius ist wirklich schlau und hat seine verkappten Rollen bis jetzt immer meisterlich gespielt. Ich erinnere mich, daß der kluge Veloccino in selbst in manchen Fällen als Aufspürer mit Glück verwendet — wenn dem so wäre, sind wir Alle verloren."

„Komme es, wie immer", sagte er nach einigem Ueberlegen, „ich bin jetzt auf Alles gefaßt und habe abgerechnet mit mir selbst."

Mit diesen Worten trat er aus dem Arbeitszimmer, schloß ab, und ging zu Therese und Joachim.

---

Am Abend des Neujahrstages war das Haus Simeons aufs glänzendste erleuchtet und geschmückt. Man gab ein großes Familienfest, wozu viele Bekannte des Herrn Simeon geladen waren.

Diese unschuldigen Abendzirkel bei Simeon waren immer die Versammlungs-Abende der grimmigsten Mitglieder der Verschwörung. Während in dem vorderen Saale gelacht, geplaudert und gewalzt wurde, saßen in einem abgelegenen kleineren Saale, im sogenannten Punschzimmer die geladenen Brüder und oft wurden hier die wichtigsten Punkte verhandelt.

Heute war durch ein eigenes Circulair ein Theil der geheimen Gesellschaft schnell zusammengerufen worden. Es galt unter dem Vorsitze des Professors, das Verhalten Mazzini's und Friedrichs zum Bunde zu untersuchen. Beide hatten bereits offene und versteckte Feinde unter den Brüdern und waren selbstverständlich nicht eingeladen worden.

„Ich verwahre mich feierlich davor, meiner Stellung

zu Mazzini irgend eine persönliche Beziehung zu geben. Ich schätze und achte den Mann, selbst da wir nicht mehr so intim wie ehedem verkehren, sehr. Mazzini hat als Mensch, wie als Parteivertreter Eigenschaften, die hundert Andere zusammen nicht besitzen. Er ist edel, klug und voll warmer Energie. Ich werde niemals persönlicher Feind Mazzini's sein, aber der gestrige Auftritt lehrt uns, daß wir uns in der Führung der Sache vorzusehen haben. Bei Allem besitzt Mazzini eine Reizbarkeit, die ihn momentan befängt, so daß er im entscheidensten Augenblicke gänzlich umzuschlagen im Stande ist und das könnte uns Alles verderben", sprach unter Anderen der Professor.

„Ich glaube, daß Mazzini Winke oder was immer hat, daß die ganze projektirte Affaire schief gehen könne und sich hinter dem Königs-Spiele, wie er es nennt, einen Vorwand sucht, um sich noch rechtzeitig aus der Schlinge zu ziehen."

„Gewiß nicht!" entgegnete der Professor. „Feige ist er am allerwenigsten und gerade er ist der Mann, von dem ich glaube, das er seine Ansicht, wenn es sein muß, kühn aufs Schaffot trägt. Es ist etwas anderes."

„Ein Privatgeheimniß?" fragte Morgenstern.

„Ich könnte es Euch enthüllen, aber ich fühle mich eben dem Manne gegenüber, den ich selbst als Gegner achte, noch gebunden — eines Tages werde ich es Euch sagen und Ihr werdet uns Beiden recht geben", antwortete der Professor.

„Was ist das Wahre? Sie haben die Sache untersucht und wir dürfen von Ihnen die wahre Darstellung verlangen", fragte ein anderer Herr. „Lebt der König Max oder ist es Fabel?"

„Er lebt!" erwiederte der Professor fest und sicher.

„Mazzini war mit Ihnen auf der Reise und hat dasselbe gesehen, wie Sie. Er sagt das Gegentheil und erklärt die Aufführung des Königs für ein Puppenspiel", warf Simeon hin.

„Der Professor wiedersprach aber das und erklärte, daß

der König lebt“, entgegnete Morgenstern, „und Mazzini widersprach nicht mehr.“

„Er konnte nicht!“ sagte der Professor.

„Es geht seit jener Reise in dem Manne etwas vor. Man merkte das gleich nach seiner Ankunft“, sagte ein Anderer. „Er muß einen tieferen Grund haben.“

„Die Sache ist die, daß das Erscheinen des für todt gehaltenen Königs die Aufregung hervorbringt, die nöthig ist, um die Gemüther momentan und so zu bestürzen, daß der Funke fängt und die Flamme weiter frißt“, erklärte der Professor.

„Es ist keine bessere Gelegenheit“, setzte Simeon hinzu. „Es ist ein Mittel zum Zwecke.“

„Wenn es aber dennoch fehl schlägt?“ zweifelten Einige.

„Es wird nicht fehl schlagen, dafür kenne ich das Volk“, entgegnete der Professor wieder. Wir müssen nur dafür sorgen, daß der Funke des Aufruhrs, wenn er niederfällt, nicht erkalte, man wird natürlich alles mögliche thun, um die Flamme zu unterdrücken, aber wir müssen eben fest und unerschütterlich zusammenstehen; Alles muß thätig sein und Alles muß angewendet werden, um den Aufruhr in vollen Gang zu bringen, ist dieß bezweckt, das Andere ist dann leichtere Sache.“

„So ist es!“ riefen Einige.

„Und wenn Mazzini uns aber, wie er gedroht, in der letzten Stunde verläßt, was dann?“ fragten Andere.

„So verläßt er uns, aber es ist Sache jedes Bundesbruders ihn unschädlich zu machen. Das „Tod dem Verräther“ gilt für Mazzini nicht weniger, wie gegen jeden Andern“, erwiderte der Professor kalt.

Dieses Wort rief trotzdem man die Nothwendigkeit und Richtigkeit einsah, eine Mißstimmung hervor, die zwar keinen offenen Ausbruch bewirkte, aber es verletzte, da man es auf den Mann angewendet hörte, der bis jetzt der gewissenhafteste Parteigenosse, das edelste Haupt des Bundes war. Niemand konnte sich Mazzini als Verräther denken und von dem Pro-

fessor, der eben erst gesagt, daß er ihn achte und schätze, verletzte es um so mehr.

„Es wird wohl ein heißer Kampf werden und wenn der Sieg unser wird, so ist er jedenfalls theuer erkauft“, sagte Simeon, „aber wir haben es einmal begonnen und es mag enden, wie es will, es ist unsere Pflicht, das Ende herzuführen. Darum muß jedem Einzelnen daran gelegen sein, treu bis zum letzten Augenblick dazu zu halten.“

„Das wird Jeder thun“, erwiederte der Professor, „ich denke, wir haben nur solche Männer unter uns, die mit Hintansetzung ihrer eigenen Interessen, das Wohl des Ganzen im Auge haben. Wenn wir nicht selbst gewürdigt sind, die Früchte unserer Mühen und unserer Kämpfe zu genießen, so werden uns dankbare Nachkommen dafür segnen. — Brüder“, fuhr er fort, nachdem er einige Augenblicke die Gesellschaft geprüft, „Ihr schienet mir vorhin zu zürnen, als ich sagte, daß Mazzini ein gleiches Schicksal, wie jeden anderen Treulosen treffen müsse. Mazzini wird das Schicksal nicht treffen, weil er nicht treulos sein wird. Ich sage es Euch, in der verhängnißvollen Stunde, da der verbannte König unter uns stehen wird, da er das Zeichen zum Losbruch geben wird, wenn Mazzini ihm gegenübersteht, wird es wie Schuppen von seinen Augen fallen. Die Bedenken die ihn jetzt erfüllen, werden ihn verlassen und die alte Begeisterung, die ihn mit mir und den Aeltesten unter uns den Bund gründen ließ, wird ihn wieder erfassen. Bis dahin laßt ihn gehen, es thut ihm Noth sich zu sammeln und ich versichere Euch, er arbeitet beständig für die Sache, er hat den regsten Eifer, der nie erkaltet.

„Wer mich für einen persönlichen Feind Mazzini's hält, der irrt weit, nur wo es die Nothwendigkeit erfordert, muß ich ihm widersprechen und wo es sein muß, mahnen und aufmerksam machen.“

„Wie aber wird der Kampf zu gleicher Zeit überall entbrennen?“ fragte Jemand.

„Wie? Wofür haben wir seit der Zeit mit Mühe und

Kosten unsere Stappelplätze, unsere Bureaus, unsere Bruder-Vereine gebildet, warum arbeiteten wir mit der fieberhaften Hast und der eisernen Energie? Wie wir heute hier versammelt sind, so sitzen an jedem Knotenpunkte eines politischen Verkehrweges, an jedem zu erobernden Posten die Brüder.

„Bereits überall ist Tag und Stunde des Losbruches verkündet und es bedarf keines Telegrammes, keines Boten mehr. In derselben Nacht, wo hier der Schlag geschieht, der das Thor der Freiheit aufsprengt, in derselben Nacht pocht es an alle Throne Europa's und der Engel der Zerstörung hält Rundschau. Ihr werdet dann Alle versammelt sein, Eure Habe in Sicherheit und Euer Haus in Hut gebracht haben, denn wir müssen auf das Schrecklichste gefaßt sein und dürfen nimmer von einander weichen, bis Alles vollendet oder wir Alle unter den Trümmern des selbstgeführten Baues begraben sind!“

Der Professor hatte sich erhoben und von der Begeisterung für die Sache fortgerissen, ergriff er das Glas und rief:

„So mag es sein, so wird, so muß es werden, nehmt das Glas, Brüder! Auf ein glücklich Gelingen, auf eine gute Zukunft — auf das Wohl des neuen Weltreichs! —“

„Auf das Wohl des neuen Weltreichs!“ rief Alles und die Gläser klangen.

„Ruhig!“ mahnte Simeon, „werdet nicht zu laut, es könnte unser Spiel verderben.“

Aber eben endete die rauschendste Tanzmusik im großen Saale und unter ihren Klängen waren die Stimmen der Männer begraben worden.

„Was denkt Ihr eigentlich von Friedrich?“ fragte ein Mann.

„Von Friedrich? Warum? Friedrich ist jedenfalls eine tüchtige Kraft. Er hat die kurze Zeit Ausgezeichnetes geleistet“, antwortete Morgenstern. „Ich habe ihm früher, offen gesagt, selbst nicht besonders viel zugetraut, aber er hat meine Meinung gänzlich umgestimmt.“

„Und ich würde, wenn ich einen Wankenden in der

Gesellschaft suchen sollte, Friedrich nehmen", entgegnete der Mann.

„Warum?" riefen Mehrere. „Hast Du einen Grund hiezu?" fragte der Professor ernstlich.

„Einen Grund? Wie man's nehmem will. Ich habe etwas gesehen, was mir sonderbar schien."

„Gesehen? Etwas? Was?" rief man.

„Ich komme öfter an seinem Hause vorüber, des Abends zu verschiedenen Stunden, und ich sah schon manchmal Männer aus dem Hause kommen oder in dasselbe treten, die nicht zum Bunde gehören und doch ein heimliches Ansehen haben."

„Das ist kein Grund," sagte der Professor, „und wenn der Mann mit Leuten verkehrt, die nichts Gewöhnliches verrathen, so ist die Ursache anderswo zu suchen. Ich gebe Euch mein Ehrenwort, Brüder, es ist nichts vorhanden, das Anlaß gibt, Friedrich zu verdächtigen. Was das ist, das ihn in Verkehr mit Leuten bringt, die vielleicht behutsam bei ihm aus- und eingehen, kann ich Euch nicht sagen, denn es ist sein Geheimniß und mir selbst nicht genau bekannt; jedoch vermuthen läßt es sich; aber es hat im Entferntesten mit dem Bunde nichts zu thun."

„Wer hätte auch an Friedrichs Gesinnung je gezweifelt?" erwiderte Morgenstern. „Ein Verräther sammelt nicht eine Million und schenkt sie dem Bunde. Wenn nichts Anderes, so ist es die Dankbarkeit, die uns gebietet, dem Mann alle Ehre widerfahren zu lassen."

„Es ist wahr!" riefen Mehrere. Mit welcher Verlegenheit suchten wir damals Geld und wie kam die Sendung Friedrichs so unerwartet und gelegen, da wir kaum denken konnten, daß er um unsere Calamität wußte."

„Kann das nicht eine Art Loskaufssumme gewesen sein, die er stillschweigend bot, um sich langsam aus dem Kreise der Brüder zu schleichen?" fragte der Mann, der anfangs Friedrich zu verdächtigen suchte. „Es ist natürlich, daß man auf Einen, der eine Million schenkt, keinen Argwohn wirft,

und unter dem Deckmantel kann er ruhig treiben, was er will."

Ein Gemurmel der Mißbilligung lief herum.

„Warum verdächtigst Du den Mann, der stets das Beste für uns gethan?" fragte der Professor.

„Warum? Weil ich meinen Grund habe, den Ihr mir verworfen habt," entgegnete der Mann. „Im Uebrigen hat gestern Jeder selber sehen können, der mochte."

„Wie so?" fragten Einige.

„Als Mazzini nach seiner Rede sich gestern zurückzog, beachtete Niemand, wie sich Friedrich zu ihm schlich und bis zum Ende mit ihm sprach. Man sucht die Gesellschaft eines Unterlegenen nicht auf, wenn man nicht seiner Meinung ist."

„Und Du glaubst, daß Friedrich mit Mazzini im Complotte sei?"

„Ich glaube es! Mazzini war noch im Saale, als Alle gingen, und ich sah Friedrich auf dem Gange stehen und warten. Würde er auf Mazzini gewartet haben, wenn er nicht besondere Gründe gehabt hätte, mit ihm allein zu sprechen?"

„Was sagt Ihr dazu?" fragte Simeon schwankend.

„Ich sage," antwortete der Professor aufstehend und die Gesellschaft überfliegend, dann zu dem Ankläger Friedrichs gewandt, „ich sage, daß Derjenige, welcher absichtlich und ohne genügenden Grund bemüht ist, Uneinigkeit und Zwietracht in die Gesellschaft zu bringen und noch dazu in einem Augenblicke, wo Alles in einer bevorstehenden Krisis auf's Höchste gespannt ist, daß der selbst gleich einem Verräther des Bundes zu achten ist!"

Alles schwieg.

„Es sei der Sache kein Wort mehr erwähnt und ich will hoffen, sie ist abgethan für immer, oder wollen wir augenblicklich den Angeschuldigten hieher laden, daß der Mann ihm gegenüber die Anklage wiederhole?" fuhr der Professor erregt fort.

„Genug!“ rief Simeon, „die Sache sei abgethan und Niemand glaubt ernstlich Schlimmes von Bruder Friedrich!“

Während dieser Debatte gingen unten zwei Männer langsam an Simeon's Haus vorüber. Sie sahen zuweilen mit einem halben Blicke hinauf und schienen zu errathen, was dort oben vorgehe.

„Sieh', ein Fest bei Simeon!“ sprach der Eine.

„Und wir sind nicht geladen worden, Mazzini,“ entgegnete der Andere.

„Was thut's?“ sagte der Erstere — „oder liegt Dir daran, Friedrich?“

„Mir nicht, aber es befremdet mich,“ antwortete dieser, „und gewiß sind die Brüder versammelt.“

„Die Brüder!“ rief Mazzini, „und wir sind übergangen worden!“

„Sonst überging man uns nie!“ sprach Friedrich.

„Laß es gut sein!“ flüsterte der Erstere hinaufdeutend, „es kommt vielleicht ein Tag, wo sie nach uns rufen werden —“

„Und wir nicht hören!“ vollendete Friedrich.

„Schweig' und komm' fort!“ flüsterte Mazzini, des Freundes Hand ergreifend. „Mir ist nicht mehr wohl in der Nähe dieses Hauses.“

Als sie einige Schritte von dem Hause entfernt waren, fuhr mit Windeseile ein Wagen an ihnen vorüber und in dem Augenblicke — es war in der Nähe eines Gas-Candelabers — sah ein Kopf aus dem Wagen.

„Milizius!“ riefen beide Männer, zugleich zurücktretend.

„Wo fährt der hin? Was ist das für ein Wagen?“ fragten Beide fast wieder zugleich.

„Er hat seine Geheimnisse,“ sagte Mazzini, „das weiß ich längst —“

„Wie wir die unseren,“ vollendete der Andere, und sie gingen schweigend fort.

Friedrich war bald heimgekehrt und brachte noch einige Stunden bei den Seinen zu. In diesem traulichen lieben Kreise vergaß er immer schnell, was ihn drückte. Die Sorgen und die düsteren Gedanken waren von der Schwelle des Wohnstübchens gebannt.

So recht mit Lust plauderte und schwätzte sich der Weltenstürmer in das Alltagsleben hinein. Er wollte sich mit Gewalt eine Stimmung erringen, die ihn weit aus dem Bereiche der lästigen Wirklichkeit trug. Er wollte eine angenehme ruhige Nacht haben und dazu holte er sich den Schlaftrunk des Vergessens.

Als sie sich so recht müde geplaudert hatten und der alte Meister sein Lager aufsuchte, nahm er auch von Therese recht herzlichen, freundlichen Abschied für die Nacht, dann ging er in sein Zimmer, wo schon oft die ernstesten Gedanken seine Schlafgesellen waren. Heute wollte er sie nicht haben, sie sollten ihn nicht im Schlummer stören, morgen konnten sie wieder kommen, heute wollte er Ruhe vor ihnen.

Er kleidete sich rasch aus und streckte sich hin auf's weiche Bett.

Kaum hatte er noch Zeit, Einiges zu denken, und der wohlthätige Schlaf senkte sich hernieder.

Mitten im Schlummer schlug er plötzlich die Augen auf und es war ihm, als habe sich die Thüre geöffnet. Er sah verwirrt hin und an der Thüre stand eine hohe, weiß gekleidete Gestalt. Der Strahl der Nachtlampe fiel auf dieselbe.

Es waren die Figur und die Gesichtszüge der Fürstin, wie sie leibte und lebte, und sie stand stumm, starr und regungslos.

„Mutter, Mutter!" rief Friedrich erschrocken.

Die Gestalt trat einen Schritt vor.

„Friedrich!" sprach sie jetzt mit dumpfer Stimme. „Ich komme, Dich zu warnen, mein Sohn — Du bist ein Kind des Schicksals, und wie Dein Leben voll der sonderbarsten Ereignisse ist, so wird Dein Ende kein gewöhnliches sein. Hüte Dich sorgsam, dadurch kannst Du möglicherweise Dein

Leben erhalten, aber wenn die Stunde kommt, wirst Du nicht widerstehen können, und Du wirst das Opfer Deiner Leidenschaft werden.

„Du kennst einen Mann, der Veloccino heißt; dieser Mann ist Dein Verderben, wenn es ihm gelingt, Dich noch einmal in seine Netze zu locken. Aber ich sehe es voraus, Du wirst zu schwach sein und nicht widerstehen können.

„Es wird ein Abend kommen, der fürchterlicher ist, als Alles, was Du je Schlimmes erlebt hast, er enthält die entscheidende Stunde, die Dein Schicksal bestimmt.

„Dürfte ich Dir die Stunde sagen, ich würde es um Deinetwillen thun, aber es kann nicht geschehen.

„Du weißt von Deinem Vater, dem Unsichtbaren. Ihm folge, ihm sei ergeben. Wie er mir unversöhnlich gegenüber steht, so liebt er Dich und sehnt sich, Dich zu umarmen, aber hüte Dich, wie verlockend die Gelegenheit sei, ihm zu nahen. Sein Anblick brächte Dir den Tod.

„Ich habe Dir angedeutet, was ich ohne die tiefen Geheimnisse zu verletzen, Dir sagen konnte, damit Du gewarnt bist. Es ist die Pflicht der Mutter. Merke auf meine Warnung und gehe getrost der Zukunft entgegen. Was kommt, was sich ereignet, ist unabwendbar, ergib Dich mit Fassung darein. Wenn es möglich ist, daß Du aus den Stürmen unversehrt hervorgehst, so ist es nur dadurch, daß Du nicht rechts, nicht links hörst, nicht da noch dorthin siehst, und den geraden Weg gehst. Aber das thust Du nicht, ich weiß es, das thust Du nicht."

Als die Gestalt der Fürstin ausgesprochen hatte, sah ihr Friedrich, der bis jetzt den Blick betroffen abwärts geschlagen, in's Gesicht.

„Mutter, Mutter!" rief er, „sag' mir Eines: Lebst Du noch auf Erden oder ist's Dein Schatten, der mich besucht? Ich bin in einer Ungewißheit, die mir peinlicher als Alles ist."

„Noch ist die Stunde nicht da, wo Dir das offenbar

wird — es ist Dir nicht gut zu wissen. Leb' wohl! —" antwortete die Gestalt.

„Mutter, Deinen Segen!" stammelte Friedrich.

Die Gestalt trat an's Bett, erhob die Rechte und flüsterte: „Sei gesegnet — lebe wohl!"

Noch einmal wollte er sprechen, aber sie wandte sich, das Licht erlosch und die Thüre schlug heftig auf und zu.

Friedrich sprang rasch aus dem Bette und eilte der Entschwundenen nach. Es war keine Spur mehr zu sehen.

Er eilte die Stiege hinab und versuchte das Schloß der Thüre, es war versperrt.

Er tastete sich in sein Zimmer zurück und zündete die erloschene Lampe an.

„Was war das?" fragte er sich. „Wie soll ich die Erscheinung deuten?"

Er suchte das, was ihm die Gestalt mitgetheilt, in seinem Gedächtnisse zu wiederholen, aber je mehr er sich darauf-besann, desto verwirrter und ungereimter kam ihm Alles vor.

Lange versuchte er vergebens, wieder einzuschlafen und erst gegen Morgen gelang es ihm, einen unruhigen, von wilden Träumen durchkreuzten Schlaf zu genießen.

„Was wird die Zukunft sein?" fragte er sich bedenklich, als er mit trüben Augen und schwerem Kopfe sich erhob. „Was wird Schreckliches kommen, wovor das Bild der Mutter mich warnte?"

„Es kann nichts Schrecklicheres kommen, als zu ertragen ist und ist's mein Ende, in Gottes Namen denn!" sprach er entschlossen.

XVI.

# Die Wunder des schwarzen Herrn.

An gewissen Vorzeichen erkennt man nahende Naturereignisse und ebenso haben die nahenden welterschütternden Begebenheiten ihre Vorgänger. Es sind die „Zeichen der Zeit“.

Wie aber die Vorzeichen in der Natur nicht von Allen erkannt werden, sondern oft ein Geheimniß einiger Kundiger sind, so treten nicht alle Zeichen der Zeit öffentlich zu Tage. Verborgen in besonderen Kreisen von Auserwählten verbreiten sie sich und die wunderbarsten Dinge, die nie vor's Ohr der Menge kommen, vollziehen sich.

Oft häufen sich dieselben und die Auserwählten erkennen darin zu erwartende Weltbegebenheiten, bald erfreuliche und gute, bald trübe und schlimme.

Es mag oft in unseren Tagen belächelt werden und Aberglaube ins Spiel gezogen. Es ist die Grenze oft so unscheinbar zwischen Wahrheit und Trug, zwischen Möglichkeit und Unmöglichkeit, daß schwer zu bestimmen ist, wo der Glaube aufhört und der Aberglaube anfängt.

In den Tagen, wo die Katastrophe, die der geheime Bund projektirte, vor der Thüre stand und die Mitglieder dieser Gesellschaft so sehr in Aufregung brachte, zog sich durch einen gewissen Theil der Bevölkerung eine andere fieberhafte Aufgeregtheit, welche nichts Geringerem galt, als einer Art von Heiligen. Ein Wunderthäter war in den

Kreisen, wo er den Erfolg seiner Wirksamkeit suchen konnte, aufgetreten. Man erzählte sich erstaunliche Geschichten von Kranken, die durch seinen bloßen Anblick oder ein Wort geheilt worden waren. Er prophezeite Anderen ihre ganze Zukunft bis auf die minutiösesten Kleinigkeiten voraus und erzählte wieder Anderen den Verlauf ihrer Vergangenheit mit einer erschreckenden Genauigkeit.

Die Zahl der Verehrer des Wunderthäters war nicht mehr gering und bestand aus lauter Leuten besserer Stände. Die Salons der angesehensten Familien waren dem Heiligen geöffnet und hier hielt er Vorträge. Eine ergreifende wunderbare Beredsamkeit stand dem Manne zu Gebote und ein imposantes Aeußere verschaffte seinen Worten Geltung.

Sein Motto war: „Thut Buße, das Himmelreich ist nahe" — „Bald kommt der Erlöser, der Welt Ende ist nahe — bereitet Euch vor. Ich bin der Sendbote des himmlischen Richters, sobald meine Sendung vollendet ist, tritt die Zeit ein, wo Alles, wie es die Propheten und die Lehrer der Kirche vorhergesagt, erfüllt werden wird."

Das war der Inhalt seiner aufregenden, die Gemüther fassenden Predigten und man hörte, staunte und folgte seinem Worte. Er predigte für den Papst und die katholische Kirche mit einem Eifer und stellte seine Reden auf ein Wissen und eine Sachkenntniß, daß Niemand zweifelte, der neue Prophet müsse ein höher Inspirirter, ein von Gott besonders Begnadeter sein.

Dieser Mann war Abbé Doctor Veloccino.

Viele, die seinen Namen nicht kannten oder denselben nicht behalten mochten, nannten ihn kurzweg den „schwarzen Herrn" und bald war die Benennung allgemein angenommen.

Eines Tages, als Friedrich eben nach Hause gekommen war, überreichte ihm Therese eine Karte. Sie trug den Namen Veloccino's und auf der Rückseite die Worte: „Wollen Sie mir heute Abend das Vergnügen machen, mich zu besuchen, so treffen Sie mich zu Hause in Gesellschaft", dann folgte die Adresse.

Therese erzählte, daß gegen Mittag ein vornehm aussehender sehr feiner Herr aus dem geistlichen Stande da gewesen sei und nach ihm gefragt habe. Er habe so etwas Mildes und Freundliches in seinem Ausdrucke gehabt und dabei wieder etwas Hohes und Ehrfurcht gebietendes, daß ihr ganz eigenthümlich in der Nähe dieses Mannes zu Muthe wurde.

Auf ihre Antwort, daß Herr Friedrich nicht zu Hause sei und sie auch keine Stunde angeben könne, wenn er zu sprechen sein würde, nahm er die Karte heraus und schrieb mit Bleistift die Worte auf die Rückseite derselben, worauf er sich freundlich grüßend entfernte.

Friedrich drehte verlegen die Karte in der Hand. Wohl waren es erst wenige Wochen, seit das Bild der Mutter ihn vor Veloccino's Netzen gewarnt hatte, er selbst hatte beschlossen, mit diesem seltsamen unheimlichen Menschen nie mehr Umgang zu pflegen; aber je mehr er überlegte, desto größer wurde die Versuchung, den „schwarzen Herrn" zu besuchen und sein Treiben, wovon er schon entfernt hatte sprechen hören, zu sehen. Zudem, was konnte ihm geschehen, in Gesellschaft konnte der unheimliche Geist doch keinen Einfluß auf ihn üben und wäre es nicht feige und kindisch, eines Mannes seiner Stellung nicht höchst unwürdig gewesen, aus Furcht die Einladung zu verschmähen.

Er überlegte nicht lange, steckte die Karte ein und beschloß, die Einladung anzunehmen.

„Du kanntest den Herrn nicht, Therese?" fragte Friedrich.

„Ich habe ihn nie gesehen", antwortete diese.

Friedrich lachte. „Es ist derselbe Herr, der die Ursache ist, daß wir heute beisammen sind. Es ist derselbe Mann, der Dir heimlich folgte, als Du am Ertrinken verhindert, flohst und der Dich mit in sein Hôtel nahm. Du erinnerst Dich nicht mehr?" sagte er.

„Ich erinnere mich jenes Mannes wohl und ich würde ihn auf den ersten Blick erkannt haben, wenn es derselbe wäre", entgegnete das Mädchen.

Friedrich schob die Schuld des Nichtwiedererkennens auf die Verwirrung und Aufregung, in der sich Therese damals befand und die ein festeres Einprägen einer sonst nie gesehenen Person leicht hindern konnten.

Er sprach nicht mehr darüber und Abends begab er sich, ohne darüber etwas verlauten zu lassen, zu Veloccino.

Dieser wohnte in dem Palais einer der reichsten strengst eligiösen Familien der Stadt und hielt dort jede Woche zwei Abende eine Art Soirée, wo die feinste Welt zusammenkam und seine Vorträge hörte.

Als Friedrich das Palais betrat und nach dem Abbé sich erkundigte, fragte man ihn nach einer Einladung, da er unbekannt war. Friedrich präsentirte die von Velocciuo hinterlassene Karte und ward sogleich die Treppe hinaufgewiesen, wo ihn im Vorzimmer ein Diener empfing, der ihn auf nochmaliges Vorzeigen der Karte in einen Salon wies.

Durch die Portière, die von dunkelviolettem Sammt schwer herabhing und den Eingang abschloß, eingetreten, befand sich der Angekommene in einem halb wie ein moderner Salon, halb wie eine Kapelle eingerichteten großen Gemache.

Zerstreut auf Sammtstühlen und an den Wänden an kleinen Pfeilertischchen sitzend, plauderten einige Gruppen von seltsam schwärmerischem Ansehen.

Der größere Theil der Anwesenden bestand aus Damen vorgerückteren Alters, weniger waren jüngere Frauenzimmer und Männer vertreten.

Als Friedrich eintrat, wandten sich mehrere Gesichter nach ihm und starrten den Unbekannten befremdet an.

Der Eindruck, den der Ankömmling in dem sonderbaren Saale und unter der eigenthümlichen Gesellschaft empfing, war keineswegs ein angenehmer.

Nicht ein einigermaßen bekanntes Gesicht in einem ganz fremden Hause zu treffen, ist immerhin peinlich. Er streifte einige Gruppen der Anwesenden vorüber und benahm sich mit Ueberwindung so freundlich, daß, wenn eine Annäherung möglich gewesen wäre, diese hätte erfolgen müssen; aber man

dankte seinen Grüßen kalt und glotzte ihn meistentheils stumm an. Man ignorirte ihn.

Gegenüber dem Haupteingange an der Vorderwand war eine Art Altar mit Blumen und reichen Drapperien errichtet. Fast in Mitte des Salons erhob sich eine ähnlich hergestellte Tribüne, welche jedenfalls zu den Vorträgen diente.

Vergeblich suchte Friedrich nach Veloccino und es befremdete ihn um so mehr, da er Veloccino's Takt kannte, daß dieser ihn in einen gänzlich fremden Zirkel einlud, ohne selbst anwesend zu sein.

Eben hatte er sich über den sonderbaren Empfang verstimmt in einen Fauteuil in der Nähe der Rednerbühne geworfen, als jene wunderbaren Töne zu seinem Ohre drangen, die ihn schon einmal in Veloccino's Haus bis zum Entzücken einnahmen. Dießmal aber war das Instrument eine Hausorgel oder ein äußerst vollkommenes Harmonium.

Es waren heilige Lieder, Phantasieen über verschiedene ältere Kirchentonstücke, offenbar von Veloccino selbst erfunden und gespielt.

Die Musik klang hinter einer ähnlichen Portière hervor, wie die, welche den Eingang verdeckte und schwoll reich und kräftig in herrlicher Akustik durch den Saal.

Das Spiel wirkte wunderbar auf die Gesellschaft, Alles schwieg und kein Laut ließ sich hören.

Friedrich, selbst bezaubert von den Tönen, lehnte sich in den Stuhl zurück und gab sich ganz dem Genusse hin. Sein Unmuth war gewichen und machte einer stillen Freudigkeit Platz, die sich ebenso auf den Zügen aller übrigen Anwesenden ausdrückte.

Wäre der Abbé der größte Verbrecher gewesen, seine Musik hätte ihm die Verzeihung der Menschheit errungen.

Endlich verstummten die Töne und der „schwarze Herr" trat hinter der Portière hervor.

Wer glaubte, in dem Bußprediger, der vom Ende der Tage und der Ankunft des ewigen Richters predigte, einen jener rauhen Männer im härenen Gewand mit dem Stricke

um die Lenden und bloßen Füßen zu sehen, der irrte sich sehr. Der Bußprediger war der feinste Mann, der je einen Salon betreten.

Friedrich selbst hätte ihn nicht wieder erkannt. Das sonst glatt rasirte Gesicht zierte jetzt ein leichter wohlgepflegter Bart und die sonst kurz gehaltenen Haare hingen in, wenn auch spärlichen aber schönen Locken herab. Das Haupt deckte ein kleines schwarzes Käppchen und zu dem interessanten Kopfe mit den glühenden schwarzen Augen stand die imposante Figur, welche, in einen kurzen schwarzen Talar gekleidet, einen erhabenen gewinnenden Eindruck machte.

Einen Augenblick blitzte jener hämische Zug über sein Gesicht, als er im Eintreten die Gesellschaft überflog, dann aber trat er stolz und ehrfurchtgebietend durch die Versammlung auf die Erhöhung; dort angekommen, übersah er noch einmal die Zuhörer, die sich näher an die Tribüne heranmachten, dann erhob er die Rechte uud segnete sie.

Es war seinem Blicke kein Gesicht entgangen, auch Friedrich hatte er bemerkt und ihn leicht gegrüßt.

Nun begann die Rede.

Wenn es der Beredsamkeit möglich ist, den Ungläubigsten zu bekehren, so war es derjenigen des „schwarzen Herrn“ am möglichsten. Jeder mußte wenigstens für den Augenblick von seiner Feuerrede durchdrungen sein.

Wie er mit einer Sanftmuth sprechen konnte, mit einer Klarheit der Ueberzeugung das was er wollte, auseinandersetzen, wie er in schönen, glänzenden, rührenden, in gräßlichen abschreckenden Bildern die Dinge, die er schilderte, hinstellte — es mußte Geist und Herz berücken. Sein Bitten so einschmeichelnd, sein Ton, wenn er von der Zukunft sprach, so sicher, sein Zorn so heilig und edel, sein Fluch erschütternd, faßten die Hörer und verfehlten niemals ihre Wirkung.

Als der Vortrag zu Ende war, erhob er wieder die Rechte und segnete die kleine Schaar der Versammelten. Andächtiger als in jeder Kirche knieten sie hin und empfingen den Segen und dann trat der Prediger herab und mischte

sich unter die Anwesenden, hörte die Klagen der Einen, die Bitten der Andern, sprach über künftige Tage mit Dritten und das Alles so gläubig fromm, so ehrwürdig.

Wer hätte in ihm den Mörder des Juden Levi, den Mann vermuthet, der dem Kloster St. Ursula die Aebtissin rauben wollte.

Friedrich hatte sich beobachtend in eine Ecke zurückgezogen.

„Ist das der kalte, finstere, räthselhafte Geist, der Doctor Veloccino", fragte er sich.

Der schwarze Herr hatte die Runde durch den Saal gemacht und kam auch zu Friedrich.

„Ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen", sprach er lächelnd, „und ich hoffe, daß ich Sie öfter sehen werde".

Friedrich nickte stumm, er war von dem Gehörten und Gesehenen so eingenommen, daß er ganz verwirrt keiner Antwort fähig war.

„Was macht das Mädchen", flüsterte der Abbé. „Grüßen Sie mir das liebe Kind!"

Damit war das Gespräch beendet, denn einige Damen aus der Gesellschaft hatten den schwarzen Herrn verfolgt und nahmen ihn sofort in Anspruch.

Friedrich verließ langsam den Saal und stieg die breite Treppe hinab. Eben sammelten sich einige Weggehende, so daß er einen Augenblick genöthigt war, stehen zu bleiben. In diesem Augenblick legte sich eine Hand auf die seine und er fühlte ein Papier zwischen seinen Fingern. Rasch verbarg er dasselbe, der Weg wurde frei und er ging schnell fort.

Als er sich unbemerkt glaubte, las er die wenigen Worte, die der Zettel enthielt und die hinreichten, für den Augenblick den Eindruck des Abends zu verwischen.

Er verbarg das Papier noch sorgfältiger und eilte nach Hause.

Was der Inhalt des Zettels war, der den jungen Mann in solche Aufregung versetzte, kann ohne dem Gang der Handlung vorzugreifen, noch nicht gesagt werden. Daß er vom Unsichtbaren kam, ist zu errathen.

Die Meinung, die Friedrich von Veloccino aus dem Abendzirkel mitnahm, war keineswegs die günstige, die jedenfalls die andern Anwesenden befing.

Zu einer andern Zeit hatte ihm der „schwarze Herr“ imponirt und ihn, den jungen, unbefangenen Menschen eingenommen. Seit der Zeit aber hatte er manches gelernt; gesehen und erfahren, was ihn auf einen andern Standpunkt gegenüber dem Abbé stellte. Von diesem Standpunkte aus beurtheilte er das Gebahren des „schwarzen Herrn“ anders. Es war in seinen Augen ein Blendwerk, ein gut gemachtes, wohldurchdachtes Kunststück, das seine Wirkung nicht verfehlte. Er am allerbesten in seiner Stellung wußte, mit welchen Mitteln man zu gewissen Zwecken arbeiten müsse. Er verachtete darum Veloccino nicht, er bewunderte im Gegentheile die Geschicklichkeit desselben; aber er kannte nur den mysteriösen Meister genau genug, um sich von ihm nicht mehr düpiren zu lassen. Es schien ihm, daß er der Warnung der Mutter, sich von dem Manne, der Veloccino hieß, nicht mehr in seine Netze locken zu lassen, leicht nachkommen werde.

Das Auftreten Veloccino's als Heiliger und Wunderthäter war erst seit einigen Wochen erfolgt und hatte in der verhältnißmäßig kurzen Zeit einen erstaunlichen Erfolg.

Der Mann, der über Alles zu gebieten verstand, wie er sich selbst in hohem Grade beherrschen konnte, hatte mit genauer Berechnung seine Mittel gewählt.

Es wäre seinem Zwecke nicht entsprechend gewesen und hätte seinen Glorienschein lange nicht so glänzend gemacht, wenn er die Oeffentlichkeit aufgesucht und die Zeitungen mit seinem Lobe oder Tadel erfüllt hätte. Seine selbstgestellte Mission war kein Werk, das die gewöhnliche Reclame vertrug. Er hatte aber eine andere Art der Verbreitung, die — wie man sie nennen könnte — stille oder todte Reclame gewählt, die darin besteht, daß man das, was man veröffentlicht wissen will, mit einer gewissen Heimlichkeit umgibt. Gerade das Geheimnißvolle, das absichtlich Verborgene reizt die Neugierde und dadurch, daß ein gewisses Verbot darauf liegt, fühlen

sich die Eingeweihten besonders gereizt zur Mittheilung. Die wenigen ursprünglichen Anbeter des schwarzen Herren fanden bald Gelegenheit dem und jenem intimen Bekannten oder der und jener Familie unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Geschichte von dem mysteriösen Bußprediger mitzutheilen und tagtäglich erhielt Veloccino neue Besuche reuiger Seelen, anonyme Einladungen und Anträge in weitere Kreise.

Da empfahl man einen Kranken seiner heilenden Kraft. Dort bat man um Aufschlüsse über eine gewisse drückende Zukunft, dort suchte man seinen Rath in weltlichen und wo anders seinen Beistand iu geistlichen Angelegenheiten.

So hatte sich zu der Zeit, als Friedrich die Einladung Veloccinos erhalten, dessen Ruf bereits auf einen ziemlichen Kreis ausgedehnt und dieser Ruf war so felsenfest begründet, sein Ansehen so groß, daß er in den Augen seiner Gläubigen wirklich als ein wunderthätiger Heiliger da stand.

Was eigentlich der Zweck dieses eigenthümlichen Unternehmens des sonderbaren, nie zu errathenden Mannes war, nicht leicht zu denken, es ließ sich wohl vermuthen, aber wer konnte von Veleccino überhaupt sagen, das wollte er oder das wollte er nicht.

Es war in jenen Tagen, als in dem geheimen Secretariate jenes Monsignore in Rom, das von der Dame Aurelia Menstora geführt wurde, ein Brief einlief folgenden Inhalts:

„Wohlehrwürdigster Herr geistlicher Rath,
Monsignor!

Ihre hochehrwürdigsten Gnaden haben mir den ehrenvollen Auftrag zu Theil werden lassen, das Treiben und das Verhalten des Herrn Abbé Doctor Veloccino zu beobachten und Ihnen darüber Bericht zukommen zu lassen.

Ich habe mich bei meinen Beurtheilungen nicht auf meine Beobachtungen allein beschränkt, sondern auch aus vorsichtig zugezogenen Meinungen Anderer meine möglichst wahrheitsgetreue Mittheilung zusammengestellt.

Was vornehmlich und in erster Linie mit gutem Ge-

wissen behauptet werden kann, ist, daß Herr Doctor Veloccino der eifrigsten und hingebendsten Anhänger der christkatholischen Kirche Einer ist und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften für die Sache der Kirche und Sr. Heiligkeit des Papstes kämpft.

Daß der Herr Abbé aus Vortheil, Absichten oder persönlichen Interessen sich der Sache mit einem mehr als gewöhnlichen Eifer hingibt, läßt sich nicht denken, denn er wirkt in tiefster Verborgenheit, wo jeder Andere öffentlich zu Werke gehen würde. Seine ausgezeichneten fruchttragenden Schriften zum Beispiel, die er immer auf eigene Kosten verbreitet, erscheinen niemals mit seinem Namen, nicht einmal mit einem den wahren Namen errathen lassenden Pseudonym.

Bei Allem, was er thut, geht er so vorsichtig zu Werke, daß man denken möchte, er lege eine Absicht darein, es verborgen zu halten. Seine Unterstützungen fließen so heimlich, wie er andere zahllose gute Werke in tiefster Verschwiegenheit übt.

Es ist nicht unterlassen worden, ihn auszuforschen, wie er sich dem päpstlichen Stuhle gegenüber verhalte.

Seine jedesmal gleichlautende Erklärung ist die: Seine Heiligkeit seien durch persönliche Feinde über ihn falsch berichtet worden, dieß führte ein Zerwürfniß herbei, das ihn Rom und seiner glänzenden Stellung dortselbst entsagen hieß.

Niemals habe er dem heiligen Vater über das ihm geschehene Unrecht gezürnt, aber ebensowenig habe er jemals den geringsten Versuch gemacht, sich zu rechtfertigen. Es sei ihm schon ein versöhnliches, sehr schmeichelhaftes Rückberufungsschreiben aus Rom zugekommen, aber er habe davon vorläufig keine Notiz genommen, weil er es für einen Act besonders erwirkter Gnade halte. Er werde nach Rom gehen, aber erst dann, wenn er Gelegenheit gefunden, sich von allen Verleumdungen und Anschuldigungen als vollkommen rein hinzustellen und den Beweis zu liefern,

daß er stets die Absichten und Neigungen für die Kirche und den Papst gehabt, die man ihm fälschlicher Weise abgestritten.

Gegenwärtig befindet sich Abbé Veloccino auf einer Reise, die er zum Behufe einer frommen Mission angetreten und wirkt Wunder in Wort und That.

Indem ich vorstehende Mittheilung Ew. Hochehrwürden in hohem geehrten Auftrage zu Bericht erstatte, erlaube ich mich in Demuth und Ergebenheit als einen aufrichtigen Sohn der heiligen Kirche zu bekennen und in aller Ehrfurcht und Unterthänigkeit zu sein

Ew. hochwürdigsten Gnaden

hier folgte die Unterschrift des Verfassers des Berichtes."

Monsignor las das Schreiben sehr aufmerksam durch, jedes Wort prüfend, denn er war verantwortlich für den Bericht, wenn er ihn Sr. Heiligkeit mittheilte. Er war sehr befriedigt und steckte den Brief in eine besondere Tasche. Wer ist nicht erfreut, einen guten Freund loben zu hören und Veloccino und Monsignor waren thatsächlich gute Freunde.

Wer konnte aber mit seinem Leben dafür bürgen, daß dieser Bericht wirklich so vorurtheilsfrei und ohne persönliche Beeinflußung abgefaßt war?

Zu gleicher Zeit, als dieser Brief an das geheime Secretariat Monsignors in Rom einlief, erschien ein Brief in einem geheimen Bureau in Berlin.

Der Inhalt dieses Briefes lautete ungefähr:

„Ew. Wohlgeboren beehre ich mich, in erhaltenem sehr schmeichelhaftem Auftrag Folgendes mitzutheilen. Seit Kurzem befindet sich hier ein Mann, über dessen nähere Verhältnisse man sehr im Unklaren ist. Soviel behauptet werden kann, kommt er aus Oesterreich und gehört jedenfalls dem Orden der Jesuiten an. Sein Auftreten hat etwas ungeheuer Abenteuerliches und erinnert in mancher Beziehung an den größten Schwindler des vorigen Jahr=

hunderts, Cagliostro. Er hält im Geheimen sehr erregende Bußpredigten, heilt Kranke, weissagt die Zukunft und kennt die Vergangenheit. Ebenso versteht er den Somnambulismus und ähnliche Charlatanerien. Er weiß sich geschickt den Augen der Oeffentlichkeit zu entziehen und seine Anhänger auf die verblümteste und ergiebigste Weise auszubeuten.

Daß das Treiben des Mannes nicht ohne weitergreifende Absichten ist, kann ohne Schwierigkeit errathen werden und es möchte nicht unmaßgebend erscheinen, gehörigen Orts darauf aufmerksam zu machen."

Dieser Bericht war merkwürdiger Weise von derselben Hand geschrieben, welche den Brief an Monsignor abgefaßt hatte und trug noch merkwürdiger dieselbe Namensunterschrift.

Wer konnte dieses Räthsel lösen?

Niemand besser als der Abbé Veloccino, der den doppelten Berichterstatter auf eine sein Glück kennzeichnende Weise entdeckt und für sich gewonnen hatte. Er hatte ihn zu beeinflußen gewußt und ihm diese so entgegengesetzten Urtheile selbst in die Feder dictirt. — Warum? Es gehörte zu seiner sogenannten stillen oder todten Reclame. Zwei Briefe reichten hin, ihn in den höchsten Kreisen von Rom und Berlin bekannt zu machen.

---

Einige Tage nachdem Friedrich dem Vortrag Veloccino's beigewohnt hatte, befand sich Letzterer in einer ähnlichen Abendunterhaltung bei einer sehr ausgezeichneten Familie. Es war dieß keine andere als die des Bundesbruders Simeon.

Ob es die bigotte Frömmigkeit war, die den reichen und gebildeten Mann vermocht hatte, den Bußprediger zu sich zu laden oder ob eine zu entschuldigende Neugier, welche sich für alle vorkommenden auffallenden Ereignisse interessirt, dahintersteckte, konnte man natürlich nicht wissen.

Herr Simeon war ein zu gewiegter Weltmann, als daß er diesem Abend nicht jede möglichste Bedeutung geben sollte.

Dieser Abendzirkel sollte außer dem Zwecke, den modernen Bußprediger seinen Freunden vorzuführen, noch den verfolgen, die Vernachlässigung, die Friedrich und Mazzini am Neujahrabend widerfahren war, wieder gut zu machen. Sie wurden Beide nebst anderen wenigen aber ausgewählten Genossen geladen und wie des Neujahrabends von Seite Simeons in keinerlei Weise erwähnt wurde, so waren Mazzini und Friedrich klug genug, sich über die wohl bewußte Vernachlässigung nichts merken zu lassen. Es war ein gegenseitiges Uebereinkommen getroffen und man wollte gut Freund bleiben bis zum entscheidenden Moment.

Friedrich und Mazzini erschienen demnach und wurden wie immer und wie nicht anders zu erwarten war, als alte Freunde herzlich und auf's Zuvorkommendste empfangen.

Die Zahl der wenigen Bundesbrüder, die noch anwesend war, bestand aus Milizius, Morgenstern und einigen mit Simeon näher Bekannten.

Außerdem bestand die Gesellschaft aus mehreren theils der Familie des Hausherrn angehörigen, theils näher bekannten Leuten von keinem besonderen Interesse.

Größere Abendzirkel bei Simeon waren nichts Seltenes und die Lokalitäten für alle zu treffenden Arrangements geeignet.

Veloccino erschien und entzückte wie gewöhnlich durch seinen Vortrag. Aber der Meister in der Menschenkenntniß hatte beim Eintritt sofort durchschaut, mit welcher Gattung von Zuhörern er es zu thun habe. Er sah in den Gesichtern alsbald nicht jene frommgläubigen Gemüther, die mit der Andacht seinen Worten lauschten, wie er es gewohnt war. Er bemerkte unter den Männern jene Kritikerköpfe, die mit dem scharfen Verstande Alles zersetzen und seciren und jeder Sache auf den Grund zu kommen suchen.

Der Abbé kannte das wohl, denn es waren ihm Geistesverwandte, aber er besaß zuviel Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung, um nicht den gänzlich Unbefangenen zu spielen. Er predigte, wie er sonst predigte und sprach über das-

selbe Thema, über das er sonst sprach, als er aber zum Schlusse gekommen war, glaubte er doch seine gemachte Beobachtung kundgeben zu müssen.

„Meine lieben Freunde", fügte er bei, „Ihr kennt den Beruf, der mich treibt, das Wort des Herrn zu verkünden. Dieser Beruf läßt mich überallhin folgen, ob mich die wahre innige Andacht verlangt oder die bloße Neugier oder die Versucher, die am Worte hängen und das Innerste der Sache bekriteln.

„Ich habe den von Gott ausgehenden Auftrag, die Menschheit zu bekehren, die allgemeine Buße zu bewirken, ich muß diesem Auftrage nachkommen und sprechen Denen, die mich zu hören begehren.

„Wo wahrhaft Andächtige, Gläubige versammelt sind, da trifft das Korn gleich auf weichen guten Grund; aber es geschieht, daß manchmal der Same in die Hecken skeptischer, ungläubiger Gemüther fällt. Das ist nun allerdings schwieriger, auch in die Hecken ein fruchttragendes Korn zu werfen, aber es geschieht doch und verdienstlicher, lohnender ist es. aus tausend Ungläubigen Einen zu bekehren, als wirklich Gläubige mit dem gesegneten Worte zu beglücken.

„Lieben Freunde, ich weiß nicht, ob Ihr meinen Worten glaubt, ob Ihr zu Denjenigen gehört, bei welchen jedes Wort wie auf einem fruchtbaren Acker gedeiht oder ob ich den Samen in die Hecken gestreut habe.

„Wenn von Euch Allen, wie Ihr hier versammelt seid, ein Einziger der warnenden Stimme folgt, so bin ich glücklich gewesen und danke Gott — aber Jedem sage ich, Jedem gebe ich zu bedenken, daß nicht die Freude am eitlen Wortgepränge mich zu dem Bußwerke veranlaßt, daß, was ich Euch gesagt habe, die heiligste Wahrheit ist und daß die Tage bald kommen werden, wo Jeder sich überzeugen wird, daß meine Mahnung keine ungegründete war.

Noch einmal rufe ich Euch Allen zu: „Glaubet, glaubet meinen Worten!"

Die Bedeutung dieser Anfügung war den Anwesenden

nicht unklar geblieben und leise Bemerkungen wurden darüber ausgetauscht.

Veloccino verließ eben den erhöhten Platz, von welchem aus er gesprochen hatte, als ein Mann auf ihn zutrat und ihn mit folgenden Worten ansprach:

„Erlauben Sie mir ein Wort, frommer Mann. Man sagt, Sie können Wunder thun, wenn Sie ein solches vollbringen, glaube ich Ihren Worten. Ich bin ein Jude, aber ich bekehre mich zu Ihrem Glauben, wenn Sie mich durch eine That von Ihrer göttlichen Gewalt überzeugen."

„Wunder thut nur Gott!" entgegnete Veloccino, und schritt ruhig vorüber.

Der Mann, der Veloccino angesprochen hatte, war Morgenstern. Er zog sich zurück und sprach leise mit Simeon und Milizius.

Ein boshaftes Lächeln schien über die Gesichter dieser Männer zu streifen und sie schielten abwechselnd nach dem Heiligen hinüber, der bei einer Gruppe stand, mit der er sich angelegentlich unterhielt.

Auf einmal flog die Thüre auf und ein eigenthümliches Schauspiel fand nun statt. Gestützt auf einen Mann und eine junge Frau wankte ein alter blöder Mensch herein, den sie in die Nähe des Bußpredigers führten.

Einen Augenblick stand der Alte und blinzelte schüchtern umher, doch bald gewöhnte er sich an das Licht und fing an, die Gestalten zu unterscheiden. Er stieß einen Laut der Ueberraschung aus und wankte auf Veloccino zu.

„Das ist der Mann — Gott der Herr ist groß und hat ein Wunder gethan! — das ist der Mann!" rief der Greis.

Alles sah staunend auf die Gruppe.

„Will der Mann sprechen, daß ich kann kennen seine Stimme!" fuhr der Greis fort.

„Was wollt Ihr, Alter?" fragte Veloccino, der anfangs von dem Anblick betroffen, sich bald gefaßt hatte.

„Es ist der Mann, es ist der schwarze Doctor!" rief

Jener und faßte das Kleid des Abbé. „Er war's, er hat mich getödtet mit dem Messer, das er führt in dem Kreuz, das er hat auf die Brust gehängt. Kennst Du mich? ich bin der Levi Meier, Du hast geglaubt, ich bin todt, ich bin's gewesen, aber ich bin wieder aufgewacht und ich hab' gewußt den Thäter, aber ich habe nicht sagen können seinen Namen und hab' nicht können sterben, bis ich habe gesehen den Mann."

Alles staunte noch mehr, denn der Tod des alten Juden war den meisten Anwesenden bekannt.

Veloccino verzog nicht eine Miene. Ruhig nahm er den alten Juden bei der Hand und wandte sich nach Morgenstern um.

„Sie verlangten vorhin ein Wunder von mir, hier haben Sie eines!" rief er. „Sehen Sie, der Mann ist irrsinnig und man hat ihn wahrscheinlich hieher gebracht, um ihn heilen zu lassen. Es soll sogleich geschehen."

Er führte Levi einen Augenblick seitwärts, hieß ihn sich auf einen Stuhl setzen und trat so, daß er der Gesellschaft den Rücken wandte.

Einen Augenblick beugte er sich auf den Greis herab, dann nahm er ihn auf und führte ihn zurück.

„Der Mann war wahnsinnig, der böse Geist ist nun gewichen von ihm und er wird ruhig enden," sagte er.

Meier Levi sah umher und lächelte.

„Im Namen Gottes sage, wer Hand an Dich gelegt hat!" rief der Wunderthäter.

Levi Meier sprach nicht — er wankte und fiel todt hin.

Eine allgemeine Bestürzung gab sich kund. Alles wich scheu zurück und Keines wagte zum Anderen leise nur zu flüstern.

„Ihr habt ein Wunder gesehen, aber Ihr glaubt doch nicht!" rief Veloccino, und wandte sich zu Simeon und Morgenstern. „Geht hin und erzählt morgen die Geschichte von dem Juden, den Ihr gedungen, um mich zu versuchen,

und den Gott getödtet hat. Erzählt es den Gerichten, was Ihr geschaut, ich bin da!"

Mit diesen Worten ging er stolz und verächtlich an den Männern vorüber und verließ das Haus.

Nach und nach erholte sich die Gesellschaft von dem Schrecken und sammelte sich um Meier Levi's Leiche.

„Was hat er ihm gethan," fragte Morgenstern Milizius, „daß er so plötzlich verschied?"

Milizius untersuchte den Todten.

„Ich finde nichts," sagte er verlegen, indem er den Hals des Greises entblößte, an dessen Hintertheil sich eine kleine, kaum bemerkbare Wunde mit ein paar Tropfen Blut zeigte.

„Wir hätten es nicht thun sollen, und ich glaube, der Erfolg war nicht für uns," sagte Morgenstern's Schwiegersohn, „ich hab' es gleich nicht haben wollen."

„Es thut nichts, er weiß nun wenigstens, daß er noch lebte," antwortete der Schwiegervater, „und er war durch den Anblick überrascht genug, um uns zu zeigen, daß er der Mörder war."

„Aber was wollt Ihr machen? Ihn dem Gericht übergeben?" fragte Simeon.

„Nein, das nicht — es soll nicht kommen vor's Gericht, wir wollen nichts zu thun haben mit dem Gericht. Er wird seine Strafe kriegen."

„Wir müssen eben dafür sorgen, daß von den Anwesenden nichts weiter verbreitet wird," wandte sich Simeon leise an Morgenstern und seinen Schwiegersohn, „wenn es aufkommt, daß Ihr den für todt geglaubten Alten habt fälschlich begraben und so lange versteckt, so werdet Ihr noch bestraft."

„Das ist es eben!" rief Morgenstern ärgerlich. „Helft uns die Leiche wegbringen!" wandte er sich an die Umstehenden, und sie brachten den Todten beiseits in ein kleines Zimmer, das verschlossen wurde, worauf sich die Gesellschaft allmälig entfernte. Da die Anwesenden sämmtlich der nähern

Bekanntschaft Simeon's angehörten, so bedurfte es nur einiger Andeutung desselben, um in Berücksichtigung seines Hauses Schweigen über das Vorkommniß zu bewirken.

Friedrich hatte den ganzen Verlauf als unparteiischer Zeuge, ohne den geringsten Antheil an der Handlung zu nehmen, mit angesehen und entfernte sich ruhig und unbemerkt mit Mazzini. —

Als an jenem verhängnißvollen Morgen Morgenstern, um das Geschäft wegen der zweiten Million mit Meier Levi zu begleichen, in dessen Wohnung kam, und aus demselben Grunde seinerseits Milizius sich einfand, entdeckten sie den Mord des Juden.

Morgenstern eilte sogleich fort, um die Anzeige zu machen und das Nöthige zur Bestattung der Leiche zu besorgen, während Milizius die Gelegenheit benützte und die ihm so am Herzen liegenden Papiere der Fürstin zu sich nahm, worauf er die Wohnung wieder verließ.

Morgenstern kam zurück, das Gericht kam und die Untersuchung wurde eingeleitet.

Inzwischen wurden die einzigen zwei lebenden Verwandten Levi's herbeigerufen, welche ohne Einspruch die Erbschaft des Alten antraten.

Währenddem ereignete sich ein Zwischenfall, der der ganzen Sache den außerordentlichen Verlauf gab.

Meier Levi hatte eine kleine, kaum bemerkbare und wenig blutende Wunde im Genick erhalten, welche sich nahe an einem Wirbelknochen befand und das Rückenmark etwas verletzt haben mußte. Als man zur Bestattung des Todten schritt und ihn in den Sarg legen wollte, schlug derselbe die Augen auf und sah mit einem ängstlichen Stöhnen um sich. Die Anwesenden, auf's Höchste erschrocken, wichen anfangs scheu zurück, als aber der alte Mann anfing, sich aufzurichten und man sich überzeugte, daß er wirklich lebe, faßte man sich und leistete ihm Hülfe.

Man fragte ihn nun über die Umstände des Mordanfalles aus, aber auf alle Fragen hatte er nur die eine

Antwort: „Ich kenn' ihn, aber ich kann ihn nicht nennen, wenn ich ihn sehe, so sag' ich's Euch."

Die Erschütterung des Stoßes und der Schreck hatten auf den Greis die Wirkung eines Starrkrampfes geübt, die ihn einem todtenähnlichen Zustande nahe brachte. Durch die beim jüdischen Cultus übliche Behandlung der Leiche wurde dieselbe aus dem Zustande aufgerüttelt, und nun lebte Levi Meier wieder.

Was war nun zu thun? Sollte er leben oder todt sein? Es waren lauter nähere Bekannte, und schnell wurde Familienrath gehalten.

Die zwei Erben und Morgenstern, der für dieselben als Entdecker der Leiche sehr wichtig geworden war, nebst einigen nahen Bekannten Levi's waren die Anwesenden.

„Was wollt Ihr thun?" fragte Morgenstern. „Wenn der Alte lebt, so erbt Ihr nicht, und wenn Meier Levi wieder hier sitzt, so wird sich der Mörder, wenn er das Wiedererwachen des Todten erfährt, scheuen, sich sehen zu lassen, Levi wird ihn nie zu sehen bekommen und ihn nie erkennen." —

„Was meinen Sie?" entgegneten die Erben.

Morgenstern warf einen Blick auf den Alten, welcher in einem Schlummer lag, der ihn aus Schwäche befallen hatte.

„Er lebt und ist todt!" sagte Morgenstern bedeutsam.

„Er lebt und ist todt!" wiederholten die Anderen bedächtig; sie hatten den Rath begriffen.

Man legte den Schlummernden in sein Bett, welches mit einem großen Tuche überdeckt und durch vorgestelltes Geräthe unsichtbar gemacht wurde.

Der Sarg ward nach dem jüdischen Ritus geschlossen und bestattet.

Während die Zeitungen den furchtbaren räthselhaften Mord verbreiteten und der Todtenwagen mit den Leidtragenden nach dem Kirchhofe fuhr, saß einer der bei dem Wieder=

erwachen Anwesenden an dem Bette des Greises und pflegte ihn, um ihn wieder möglichst wieder zu erholen.

Bald nach diesem Ereignisse traten die Verwandten die Erbschaft an und theilten sich wie bekannt so, daß der Eine mit seinem Theile fortzog, während der Andere das Haus und den Vermögensrest behielt, der großentheils in Ausständen, wie die Schuld der Fürstin, die Million des Geheimbundes und dergleichen bestand.

Es machte sich, daß Morgenstern seine Tochter Judith, zwar nicht ganz nach deren Geschmack, aber doch an den reichen Erben Meier Levi's verheirathete.

Mit dem Vermächtnisse überkamen die jungen Leute aber auch noch die sonderbare Erbschaft des lebendig todten Alten. Der unter dem einfachen jüdischen Leichenstein als Meier Levi Betrauerte lebte vor aller Welt verborgen in seinem Heiligthume, in dem Gewölbe mit der eisenbeschlagenen Thüre, wo er seine Kasse gehabt hatte.

Meier Levi lebte, aber unzurechnungsfähig, wie in einem beständigen Delirium. Der Stoß des Abbé hatte die durch das Rückgrat laufenden Gehirnnerven verletzt.

Mit dem Einzuge der jungen Leute ward die Wohnung umgestaltet und Levi's Kasse erhielt ebenfalls ein wohnliches Ansehen. Die Kisten und Behälter wurden entfernt, die Wände tapezirt und die schwere Thüre, die beständig Luft und Licht abhielt, entfernt. An die Stelle der Thüre kam der große Geldschrank, der aber unbemerkt durch Draperien verdeckt noch Raum genug zum Hin- und Wiedergehen und den nöthigen Luftzug gewährte. So lebte Meier Levi wohlgepflegt fort, ohne vielleicht recht zum Bewußtsein zu kommen, was mit ihm vorgegangen war. Aber es war der geheime Mahner, wie Morgenstern sagte, der eines Tages Alles an's Licht bringen wird.

An dem Abende nach dem Weggange des Doctor Milizius und einige Stunden bevor der Abbé zu ihm kam, hatte Levi einen Brief mit den Worten: „Nimm Dich in Acht!" erhalten. Diese Warnung schien all' denen ähnlich, die vom Un-

sichtbaren ausgingen, der jedenfalls auf irgend eine Weise mit dem Juden in Beziehung stand, und wie vieles Andere auch die Absicht Veloccino's, den er ebenso bewachte, entdeckt hatte.

Als Friedrich später die Stadt auf seiner Reise nach England berührte, ward ihm ebenfalls, wie noch erinnerlich, in jenem Kaffeehause ein Zettel zugesteckt, der die Bemerkung enthielt, daß Veloccino der Mörder des Juden Levi sei; aber Friedrich, der Levi Meier nicht kannte, gab auf diese Mittheilung nur insoferne etwas, als er mit Veloccino bekannt war. Der Unsichtbare wußte also sicher um die Geschichte, und auch ebenso, daß Levi nicht todt war, sondern lebte.

In jener Nacht, als Rosa Berthaly starb und Friedrich Morgenstern begegnete, war ein gefährlicher Standpunkt eingetreten, der über Leben und Tod des Greises entschied. Die Genickwunde hatte sich nie ganz geschlossen und floß unbedeutend, aber fortwährend. Zu jener Zeit aber, einige Tage vorher, heilte dieselbe zu und Levi schien allen Anzeichen nach dem unausbleiblichen Tode verfallen. Morgenstern hatte sich mit seinem Schwiegersohne berathen, was zu thun sei, sie waren wohl auf den Gedanken gekommen, daß das Zuheilen des Ausflusses den Tod bringen konnte, aber sie wagten ebensowenig einen Arzt herbeizurufen, als selbst Etwas vorzunehmen. Als Friedrich Morgenstern begegnete, hatte der Schwiegersohn des Letzteren eben nach ihm geschickt mit der Nachricht, so schnell als möglich zu kommen, indem Levi am Sterben sei. Morgenstern hatte sich unterwegs entschlossen, im äußersten Falle die Wunde gewaltsam zu öffnen, und darum kam ihm Friedrich, von dessen Verschwiegenheit und mancherlei Kenntnissen er überzeugt war, gelegen. Er würde sich nicht herbeigelassen haben, einen weiteren Mitwisser beizuziehen, wenn nicht Friedrich Milizius vorgeschlagen hätte, der in das ganze Geheimniß eingeweiht, die Operation wirklich vollzog und den Alten am Leben erhielt.

Die Familie des Juden hegte die Meinung, daß die Vorsehung, die die Umstände bis jetzt so wunderbar gefügt,

einmal den Thäter herbeiführen müsse, den Levi fortwährend sogleich zu erkennen behauptete.

Unterdeß wachte, wie über vielem Anderen auch hierüber das Auge des Unsichtbaren, der Veloccino so genau beobachtete, als er denselben verabscheute, weil er von dem fortwährenden, wenn auch nur leisen Verkehr Louisens mit demselben gewiß die genaueste Kenntniß hatte.

Als Veloccino es sich einfallen ließ, in seinen nicht genau zu bestimmenden Absichten den Bußprediger zu spielen, war der Plan des Unsichtbaren entworfen. Jetzt war es Zeit, den Todtgeglaubten dem Wunderthäter gegenüber zu stellen.

Jener Zettel, den Friedrich bei dem Verlassen des Abend-Cirkels auf der Treppe erhielt, gab ihm Nachricht, daß der todtgeglaubte Jude Levi Meier lebe, was dieser seit dem Nachtbesuche von Milizius übrigens wohl wußte, und ertheilte ihm den Auftrag, Anstalt zu einer Begegnung Levi's mit Veloccino bei Gelegenheit einer seiner Abendzirkel zu geben.

Friedrich war so ergeben in den Willen des Unsichtbaren, daß der leiseste Wink desselben genügte, ihn zur Ausführung jeden, des schwierigsten wie des unbedeutendsten Werkes zu vermögen.

Sein erster Gang des andern Morgens war zu Morgenstern, dem er, ohne seine Beziehungen zum Unsichtbaren zu verrathen, den Fall mittheilte. Dieser ging sogleich darauf ein und besuchte mit Friedrich seinen Schwiegersohn und Judith.

Es mußte nun ein Haus gefunden werden, in dem die Juden Zutritt hatten, und Morgenstern, der mit Simeon sehr gut bekannt war, schlug vor, Simeon zu einer Einladung Veloccino's zu bestimmen.

Dieser, der sich überhaupt für alle vorkommenden außerordentlichen Ereignisse auf's Lebhafteste interessirte, nahm den Vorschlag sogleich mit Vergnügen auf; aber er mußte natürlich auch in den eigentlichen Zweck eingeweiht werden. Auch dieß gestattete er und alle Vorbereitungen wurden getroffen. So kam der verhängnißvolle Abend heran.

Der erwartete Erfolg, daß Veloccino durch den Anblick des Todtgeglaubten, der in dem Bußprediger wirklich seinen Mörder erkannte, völlig zernichtet und zum Geständnisse gezwungen, für alle Zeit unmöglich gemacht werden würde, schlug an der Geistesgegenwart und Gewandtheit des Abenteurers fehl. Dieser erkannte im Gegentheil, daß es hier am Platze war, durch einen unvorhergesehenen Coup seinerseits zu imponiren. Er überblickte rasch den ganzen Standpunkt, und sein Mittel war gefunden. Die Juden durften gegen ihn nicht klagbar auftreten, um sich selbst nicht wegen der Unterdrückung des Todtgeglaubten und des Scheinbegräbnisses in die unangenehmste Lage zu bringen. Zudem war, wenn Meier Levi wirklich todt, kein Beweis mehr gegen ihn zu führen, und er hatte immer die Chance für sich, daß man den Alten gedungen hatte, um ihn eines nicht begangenen Mordes zu zeihen und seinen Ruf verleumderischer Weise zu beflecken.

Diese Combination war das Werk eines Augenblicks.

„Er sterbe!" war der Schluß seiner kurzen Ueberlegung. Während er den Greis auf den Stuhl setzte, hatte er ein zwischen den Fingern nicht bemerkbares Fläschchen jenes fürchterlichen Giftes hervorgeholt, das, in eine offene Wunde geträufelt, augenblicklich den Wahnsinn und den sofortigen Tod durch Vergiftung des Blutes zur Folge hat.

Der einzige Augenblick, in dem er den Anwesenden den Rücken kehrte, genügte, um aus dem Fläschchen einen Tropfen in die ihm wohlbekannte Wunde zu bringen.

Der Erfolg zeigte sich sogleich.

Er war in den Augen der Anwesenden von der Schuld nicht reingewaschen, aber sie waren ihm unschädlich und er — er hatte durch seine Wunderkraft einen falschen Ankläger augenblicklich todt hingestreckt. Ein neuer Ruhm in seinen Kreisen, ein neues Werk seiner stillen oder todten Reclame.

Der ersten Verlegenheit folgte nun die zweite auf der Ferse. Im ersten Augenblicke hatte man die Leiche Meier

Levi's in das kleine abgelegene Zimmer verschlossen, um schnell dem unangenehmen Auftritte ein Ende zu machen.

Was sollte aber aus der Leiche werden? Beerdigt auf dem Friedhofe konnte dieselbe, ohne die Oeffentlichkeit herbeizuziehen, nicht werden, und wie konnte öffentlich ein schon lange Beerdigter nochmals zur Ruhe bestattet werden?

Was thun?

Morgenstern, Simeon und einige Andere, näher Interessirte, hielten des andern Morgens Rath.

Die Auskunft war bald gefunden.

Zu dem Hause Simeon's gehörte ein großer Garten. An einer Stelle desselben war unter Bäumen eine tiefe Grube aufgeworfen, und kurz vor Mitternacht, als sich im Hause Niemand, selbst die Dienerschaft nicht mehr regte, pochte es an die Hinterthüre. Simeon schlich leise aus dem Gartenhäuschen, wo er Wache hielt, öffnete und ließ Morgenstern, seinen Schwiegersohn und einen Dritten ein.

Schweigend führte er die Männer durch den abgelegensten Theil des Gartens nach dem Hause. Leise schlichen sie in den Saal und von da in das Zimmerchen, wo die Leiche lag. Simeon öffnete und zündete ein Wachslicht an, bei dessen Schein der Todte in ein bereitgehaltenes Tuch gehüllt und dann aus dem Hause getragen wurde. Ohne Licht, ohne ein Wort zu sprechen, wandelten die Männer, die Leiche auf der Schulter, zu der Grube. Ein dumpfer Schlag dröhnte aus derselben herauf, der Leichnam war unten, und nun schaufelten die vier Männer Erde und Steine darauf, bis die Grube halb voll war. Dann gingen sie auseinander. Jene durch die Hinterthüre fort, Simeon in das Haus.

Wohl hatten sich die Hausgenossen gewundert, warum Herr Simeon eine so große Grube in dem Garten hatte graben lassen, aber die Ueberraschung wurde bald klar. Am andern Tage kam eine schöne große Marmorstatue mit einem starken Sockel aus dem Atelier eines berühmten Bildhauers an. Diese wurde in dem Garten an der Baumgruppe aufgestellt und dazu diente das Loch, das gegraben worden war.

Nun war Alles vorbei, und der alte Levi hatte das schönste Grab im Garten Simeon's unter dem Merkur-Standbilde im Schatten der Akazien; das verdankte er seinem Mörder, dem heiligen Veloccino.

---

Welche Pläne übrigens der schwarze Herr bei seinem sonderbaren Auftreten verfolgte, war wie gesagt sein alleiniges Geheimniß, daß dieselben aber keine geringfügigen waren, läßt sich denken, und daß sie alle Kraft und Entschlossenheit des riesigen Geistes dieses merkwürdigen Menschen in Anspruch nahmen, bewies sein zurückgezogenes einförmiges Leben.

Das Palais, in dem der Bußprediger zu Gaste wohnte, enthielt einige abgelegene, nach rückwärts gehende Zimmer, die er sich gewählt hatte.

Halbe Tage lang schloß er sich ein und brütete und grübelte. Es mußte ein ganzes System sein, das er sich aufgebaut hatte und wozu wahrscheinlich die Bußpredigten nur den Vorwand gaben. Zuweilen kamen eigenthümlich aussehende, scheue, finstere Leute zu ihm, mit denen er sich einschloß, zuweilen brachte er solche von seinen Abendzirkeln mit nach Hause und sie blieben die ganze Nacht bei ihm. Dann schimmerte helles Licht durch die dunklen Vorhänge bis zum lichten Morgen, und man konnte emsig arbeiten und hin- und hergehen sehen.

Es war eines Abends vor dem Beginn der Abendgesellschaft, die in dem Palais selbst stattfand und kurz nach dem Abenteuer mit Levi Meier in Simeon's Haus, als der Abbé mit noch einem Manne sich eben wieder eingeschlossen hatte.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, lieber Milizius, daß Sie mich nach Hause begleiteten. Nehmen Sie Platz und sprechen wir ein wenig von vergangenen Zeiten. Es ist wirklich ein Genuß, alte Freunde zu treffen, welche mit uns in die Vergangenheit zurückstreifen und mit denen noch ein Wort zu sprechen ist,“ sagte Veloccino.

Milizius schien dieser Besuch weniger angenehm zu sein, wie er auf das Schmeichelhafte von der Freundlichkeit des Abbé gern verzichtet hätte. Das leise Knacken, das er vernahm, als Veloccino hinter ihm die Thüre zugemacht hatte, kam ihm vor, als ob dieser das Schloß abgelassen hätte, und es erweckte dieß in ihm kein besonders behagliches Gefühl. Zudem hatte der Abbé durch die letzten Erfahrungen, die Milizius über ihn gemacht, sehr viel in seinem Ansehen verloren, und er hätte dieses Zusammentreffen lieber vermieden, aber Veloccino war wie eine Spinne, wer einmal in seinem Netze saß, der war sein Opfer.

Er spielte so gut den Unbefangenen und gab dem Gespräche so unschuldige und anziehende Wendungen, daß der arme Doctor, seinen Argwohn fahren lassend, schon daran war, dem Abbé im Stillen über den gehabten Verdruß abzubitten, als dieser plötzlich mit der Frage hervorbrach:

„Sagen Sie mir einmal, Doctor, Sie müssen das doch gewiß wissen, — man sagt allgemein, daß die Fürstin Louise — Sie wissen ja, unsere ehemalige Prinzessin — gestorben sei — ist denn das wahr?"

Milizius war wie vom Schlage gerührt. Der plötzliche Anblick einer Anakonda hätte ihn nicht mehr erschrecken können. Er antwortete nicht, sondern sah den Abbé stumm an, als hätte er ihn nicht verstanden.

„Ist die Fürstin todt?" fragte Veloccino wieder eindringlicher und den Doctor scharf fixirend.

„Sie ist gestorben und begraben!" antwortete Milizius.

„Gestorben und begraben? Ist das wahr?" fragte der Abbé mit seinem höhnischen wetterleuchtenden Gesichte.

„Ich habe Herrn Friedrich Gérard als Zeugen, er war bei dem Tode der Dame zugegen und begegnete mir, als ich acht Tage später den Sarg auf die Bahn brachte.

Veloccino lächelte eigenthümlich.

„Man hat Beispiele, daß Leute gestorben, sogar öffentlich als ermordet angezeigt und in allen Ehren begraben wurden und doch wieder als lebendig erschienen sind."

Milizius schwieg.

„Sie sind zu klug und zu fein, Herr Rath, und wir sind zu gute Jugendfreunde, als daß sie mir eine so plumpe Comödie à la Levi Meier vorspielen würden“, fuhr Veloccino fort.

„Haben Sie Gründe, in meine Aussage Zweifel zu setzen?“ fragte Milizius beleidigt.

„Die Erfahrung hat bestätigt, daß Alles möglich ist“, antwortete der Abbé, und wenn alle Welt dupirt wird, so möchte doch ich nicht gerne auch der Dupirte sein. Sie kennen die Vergangenheit der Fürstin und die meinige und wissen, daß ich ein gewisses Vorrecht habe, nach der Dame, um die es sich handelt, mich zu erkundigen. Sie waren die unmittelbar nächste Person an der Dame — oder sind es noch — ich wende mich also an Sie mit der Frage: „Ist die Fürstin todt oder nicht und wenn das Letztere der Fall ist, wo lebt sie?“

Es gibt Momente, wo die zaghaftesten Naturen wider Willen einen gewissen Muth entwickeln. Milizius war durch die spitzen und folternden Angriffe Veloccino's auf den Moment getrieben worden.

„Ich habe Ihnen Zeugen beigebracht für die Wahrheit meiner Aussage, die alle Welt glaubt, und kann den Grund nicht erkennen, warum Sie mich stets als Lügner behandeln, wissen Sie aber die Sache, um die es sich handelt, besser, so sehe ich nicht ein, warum Sie mich mit Fragen quälen“, antwortete der Doctor und stand auf.

Das war die sterbliche Stelle bei Veloccino. Die Selbstbeherrschung verließ ihn, knirschend trat er auf Milizius zu und rief: „Mensch, ich rathe Dir im Guten, antworte mir die Wahrheit!“

„Die Wahrheit?“ entgegnete dieser, Veloccino fest ansehend, „ich habe Ihnen mehr als genug geantwortet und bewege mich nicht gerne in Gesellschaft von Meuchelmördern.“

Damit ging er auf die Thüre zu.

Veloccino lachte boshaft auf, denn die Thüre war wirklich verschlossen.

„Oeffnen Sie!“ rief Milizius zornig.

„Oeffnen? Ich muß Sie noch einen Augenblick um die Ehre Ihrer Gesellschaft bitten“, sagte Veloccino boshaft. „Sie haben mich einen Meuchelmörder genannt und ich verspüre große Lust, Sie das Schicksal des eigensinnigen Juden kosten zu lassen.“ Er zog an seinem Kreuze und der blanke Stahl blitzte.

„Wenn Sie Lust haben, Ihr Gewissen mit einem Morde mehr zu belasten, so kann ich sterben, übrigens ist das für Sie kein Vortheil, denn wenn ich Sie wirklich belogen hätte, so fehlte Ihnen dann erst recht jedes Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen“, sprach Milizius ruhig.

Diese Worte waren der Panzer, an dem die Wuth des Abbé abglitt.

Langsam trat er einen Schritt zurück, verbarg den Dolch bedächtig und sagte dann:

„Sehen Sie, lieber Milizius, Sie kennen mich schon so lange und wissen, daß mein unglückliches Naturell keine Aufreizung verträgt. Hätten Sie mir gleich die Wahrheit gesagt: Sie wissen, daß die Fürstin lebt, aber Sie dürfen es nicht sagen“, so wäre Alles gut gewesen und es wäre zu der Scene, die ich herzlich bedaure, nicht gekommen. Ich werde nicht mehr weiter in Sie dringen und gebe Ihnen das Versprechen, Sie in keine Verlegenheit zu setzen, denn ich achte die Treue und Verschwiegenheit. Wenn Ihre Geschäfte Sie irgendwohin rufen, will ich Sie nicht abhalten.“

Er ging an die Thüre und drückte an die Feder, welche zurückschnellte. Milizius ging auf die Thüre zu.

„Herr Rath!“ rief Veloccino, als Jener das Zimmer bereits verlassen hatte. — „Nicht böse sein, nicht wahr“, sprach er, und hielt dem Scheidenden die Hand hin, welche dieser berührte, „und — Milizius, — — nein das geht ja nicht — — das kann ja nicht sein!“ rief er unwillig,

dann empfahl er sich aufs Höflichste und lud den Fortgehenden ein, recht bald wieder zu kommen.

Milizius eilte den Corridor entlang und die Treppe hinab, Veloccino schloß sich in sein Zimmer ein, setzte sich und blieb lange Zeit unbeweglich, den Kopf in die Hand gestützt starr gerade aus sehend.

Was mochte er auf die Worte Milizius hin Alles combiniren und welche neuen Pläne zeichnete sich sein ruheloser Kopf!

Es schlug acht Uhr, als er endlich die Arme sinken ließ und den Kopf erhob. Es war, als ob er aus einem tiefen Schlaf erwachte. Das Licht des Handleuchters, das er in der Eile, als er mit Milizius ankam, angezündet hatte, war hinabgebrannt.

Rasch fuhr er auf und sah nach der Uhr.

In dem Augenblicke klopfte es an seine Thüre. Er öffnete und ein Diener trat ein, um ihn zu erinnern, daß die Stunde zum Beginne des Vortrages geschlagen habe und eine zahlreiche Gesellschaft ihn erwarte.

Ruhig nahm Veloccino ein Buch vom Tische und ging.

Als er in den Salon trat, war er so gesammelt, sein Gesicht so geglättet und sein Blick so klar, als ob nicht die geringste Aufregung vorangegangen wäre und er nicht Stunden lang in seinem armen, schlechten, verkommenen Herzen gewühlt hätte.

Im Gegentheile, er sprach heute schöner, begeisterter und entflammte die Zuhörer mehr als jemals.

Es war, als ob er heute eine besondere Begabung, eine eigene Inspiration von Oben erhalten hätte. Es gibt Naturen, die, je mehr sie in sich selbst aufgehen, je verzehrender der Wurm in ihrem Innersten nagt, desto kräftiger, desto stärker in ihrer Wirkung der Mitwelt gegenüber dastehen, Genies, die schon ganz in sich selbst verkommen, leisteten erst dann ihr Größtes. Das zeigen uns große Männer aller Zeiten.

Veloccino hatte seine Zuhörer nicht nur entflammt, be-

geistert, er hatte sie mit sich fortgerissen und am Schlusse brach die Versammlung, was sonst nie der Fall war und was gegen die gewöhnliche Sitte sogar ist — die feine, streng conventionelle Gesellschaft brach in ein lautes Gemurmel des Beifalls aus.

Der Prediger, unbekümmert um diese Beifalls-Aeußerung, stand einige Sekunden still und schien sich von der Anstrengung zu erholen. Er warf zufällig einen Blick aufwärts und momentan, als ob ein Blitz ihn geblendet hätte, schloß er die Augen und bebte etwas zurück.

Wie in vielen großen Sälen lief hier an einer Seite eine Art Gallerie hin, welche den Eingang von einem Gange des höher liegenden Stockwerkes hatte. Diese Gallerie, oder mehr Loge, befand sich der Tribüne gegenüber.

Als Veloccino den Blick aufschlug, bemerkte er in einer Ecke dieser Loge die wohlbekannte weiße Dame, welche regungslos stand.

Wieder sah er hinauf und sein Blick blieb an der Erscheinung haften. Er schien die ganze Versammlung und Alles um ihn vergessen zu haben und er hatte nur mehr Augen für sie.

Man merkte das endlich und mit ängstlicher Unruhe forschte man nach der Ursache.

„Seht dort den Geist einer Verstorbenen!" rief Veloccino. Er hat sich hieher verirrt und scheint Hülfe zu suchen."

Alles drängte sich, nach dem Punkte zu sehen, den er andeutete.

„Wer bist Du und wen suchst Du?" fragte der Abbé.

„Du kennst mich wohl und weißt, daß ich nur Dich suche", antwortete die weiße Frau, indem sie an die Brüstung schwebte.

„Wenn Du mich suchst, so komme morgen um die neunte Stunde Abends zu mir."

„Ich komme!" rief die Gestalt, und schwebte davon.

Der Zwischenfall hatte das lebhafteste Interesse hervorgerufen und verschiedene Meinungen wurden darüber ausgesprochen laut und heimlich.

Veloccino aber verließ die Tribüne als ob gar nichts vorgefallen wäre und mischte sich unter die Gesellschaft.

In einer Ecke, ziemlich zurückgezogen von den Uebrigen, stand ein Herr und schien eine Gelegenheit zu erspähen, an den Abbé zu kommen. Dieser, der Alles, selbst das Geringfügigste, was Niemand achtete, bemerkte, ging absichtlich an demselben vorüber.

„Mein Herr, ein Wort!“ flüsterte der Mann, als Veloccino vorüberging.

„Was wünschen Sie?“

Der Mann zog einen Brief aus der Brusttasche und reichte ihn dem Abbé.

Dieser überflog das Blatt und warf einen scharfen, höhnischen Blick auf den Ueberbringer.

„Von wem kommt das und wer sind Sie?“ fragte er verächtlich.

„Sie werden ja gelesen haben!“ gab der Mann ebenso scharf zurück.

„Wer Sie sind, frage ich!“ rief der Abbé halblaut.

Der Mann kam in eine gelinde Verwirrung.

„Wenn Sie keine Hintergedanken haben und die Sache, die Sie hier betreiben, eine rechtliche ist, so können Sie Antwort geben“, fuhr Veloccino fort.

„Ich habe den Auftrag, Sie im Falle einer Remonstration einzuladen, mir in den bereitstehenden Wagen zu folgen“, antwortete der Herr.

„Warten Sie!“ rief der Abbé kurz.

„Ich muß Sie bitten“ — entgegnete der Ueberbringer des Schreibens.

„Ich muß Sie bitten, hier an dem Orte, den Sie sehr unpassend gewählt haben, keine Weitläufigkeiten zu machen. Ich erinnere Sie, daß Sie in einem Salon sind und Sie werden sich demgemäß benehmen oder —“ unterbrach Ve-

loccino den Abgesandten und ließ ihn stehen, indem er mit dem Briefe in der Hand die Tribüne bestieg.

Alle Blicke, die bis jetzt auf den Mann und Veloccino gerichtet waren, folgten nun dem Letzteren und als er das Blatt erhob, trat tiefe Stille an die Stelle des leisen Murmelns.

„Meine Lieben!“ begann er. „Es ist insofern nöthig, daß ich Sie mit dem kleinen, unangenehmen Zwischenfalle belästige, als Sie Alle in dem Schreiben, das an mich gerichtet ist, mit auf das Unzweideutigste beleidigt sind. Dieser Mann dort, der sich trotz zweimaliger Aufforderung weigert, mir seinen Namen und Stand zu nennen, überbringt mir eben diese Schrift. Hören Sie!

„„Herrn Abbé Veloccino!

Da höheren Ortes bereits bekannt ist, daß Sie heimlich unter dem Vorwande Bußpredigten zur Bekehrung der Menschheit, mit Wunder und Zeichen verbunden, zu halten, Leichtgläubige auf diese Weise an sich locken und zu allerdings noch nicht genau bekannten Zwecken ausbeuten, da ferner constatirt ist, daß sie weder überhaupt Priester sind, noch dem wahren Namen nach Veloccino heißen und Ihre Umtriebe jedenfalls einen bedenklichen Charakter tragen — so werden Sie hiemit ernstlich ermahnt, Ihr Treiben sofort einzustellen, widrigenfalls dieser Warnung die strengste Recherche folgen müßte, die für Sie, wie sie wissen werden, von einem sehr ungünstigen Resultate begleitet sein würde.

Der Ueberbringer Dieses hat den Auftrag, bei irgend welcher Remonstration, welche Ausfälle Ihrerseits enthält, Sie sofort in Begleitung zu nehmen.“

Gezeichnet —““

„Hier folgt eine unleserliche Unterschrift“, fügte Veloccino bei.

„Für was halten Sie das, meine Herrschaften?“ fragte er, das Blatt hinaushaltend. „Ich halte es für eine anonyme Schmähschrift, in der Sie als leichtgläubige Geistesarme hingestellt sind, die einem gewerbsmäßigen Schwindler

folgen. Es hängt von Ihnen ab, ein Urtheil zu sprechen. Wollen Sie, so gehe ich mit dem Blatte dahin, wo es hingehört, und ich fahre mit dem Herrn Ueberbringer dieses — Sendschreibens auf das Polizei-Bureau, wo er vielleicht nähere Auskunft ertheilen wird.

„Wünschen Sie das Ihrerseits? Ich für meine Person halte es nicht der Mühe werth, dem Pasquille irgend eine Bedeutung zu geben.“

Der Mann in der Ecke schien in einiger Verlegenheit zu sein.

„Nein, nichts, niemals!“ antwortete man.

„Gut!“ rief Veloccino. „Wollen Sie gefälligst vortreten, Herr!“

Der Mann that einige Schritte vor, obwohl er sich dabei nicht besonders angenehm berührt fühlte.

Veloccino gab ihm den Brief zurück.

„Tragen Sie das gefälligst dahin, wo Sie es erhalten, und berichten Sie, was Sie hier gehört und gesehen haben. Ich lasse die wohlmeinende Mahnung ergehen, uns künftig mit Dergleichen zu verschonen. Ihren Wagen werde ich nicht benutzen.“

Der Mann wollte etwas erwidern.

„Entfernen Sie sich“, rief Veloccino kurz, „wenn Sie nicht Unangenehmes erfahren wollen“.

Der Abgesandte sah, daß er hier die Macht verloren hatte, und entschloß sich endlich, zu gehen, nachdem er noch etwas von ernstlichen Folgen gemurmelt hatte.

„Was ist das eigentlich?“ fragte Jemand aus dem Kreise, der sich um den schwarzen Herrn gesammelt hatte.

„Ich kann es mir wohl denken und es wundert mich, daß Aehnliches nicht schon längst kam“, sagte ein ältlicher Herr.

„Wissen Sie, woher das kam“, fragte ein Anderer Veloccino.

„Ich nicht, ich will es auch nicht wissen“, entgegnete Veloccino. Es kann mir ganz gleichgültig sein. Was ich

thue und welche Absicht meinem Wirken zu Grunde liegt, ist klar und habe ich mich darum nicht zu fürchten, ich werde mich in jeder Hinsicht zu vertheidigen wissen und was die Anspielung auf meinen Namen und Stand betrifft, so befinde ich mich in der Lage, diese Verleumdung gründlich zu widerlegen. Es thut mir nur Ihretwegen leid, daß diese unliebsame Störung eintrat."

Man überging die Sache und nach kürzerer Unterhaltung zog sich die Gesellschaft zurück.

---

Des anderen Tages gegen Abend befand sich ein alter Herr von etwas sonderbarem Aussehen bei Veloccino auf dessen Zimmer.

Trotzdem der Herr schon sehr an Jahren vorgerückt zu sein schien, zeigte er doch eine stramme, aufrechte Haltung und die Narbe, die von der linken Schläfe bis unter den starken weißen Schnurrbart lief, sowie ein rothes Bändchen im linken Knopfloch seines Rockes ließen vermuthen, daß er einst Militär gewesen sei. Der Herr sprach französisch, doch konnte man an eingestreuten Redensarten und mitunter eingemengten italienischen Worten leicht erkennen, daß das Vaterland des alten Herrn eher Italien war.

„Sie haben also den Bericht dortmals richtig erhalten, Monsignor", fragte der alte Herr.

„Welchen Bericht?" entgegnete Veloccino.

„Den über die zwei Deutschen, die uns besuchten, ich glaubte, sie nicht abweisen zu können. Sie waren mir von einem Manne empfohlen, der sonst sicher ist."

„Wer ist der Mann gewesen?"

„Ein guter Mann, Signor, der alles Vertrauen verdient, und in allen Kreisen, in denen er bekannt ist, als verläßig gilt, man kennt ihn viel unter dem Namen Milaner."

„Und die Deutschen?"

„Ich hielt sie für harmlos und glaube auch nicht, daß

sie eine schlimme Anwendung von dem Geheimnisse machen. Ich habe den Bericht dortmals genau ausgefertigt."

„Ich erinnere mich und glaube, mich auf Sie verlassen zu können. Obwohl mich die Geschichte selbst weniger berührt, wollte ich doch, ich hätte sie los."

„Ich habe seit langer Zeit nichts mehr von Ihnen noch sonst Jemand erhalten und glaubte, mich persönlich an Sie wenden zu müssen." Aber ich fand Sie unter Ihrer Adresse nicht, sondern man wies mich hieher."

„Ganz recht, ich hatte Ihnen eben nichts mitzutheilen. Wenn Sie nichts zu berichten haben, so —"

„Es kamen zuweilen verdächtige Besuche, die ich aber glücklich abgewiesen habe."

„Hören Sie", sprach Veloccino nach einer Pause — „es naht eine verhängnißvolle Zeit, es kann sein, daß Sie bald von Ihrem fatalen Posten erlöst werden. Wenn Jemand kommt und einen Brief mit meiner Unterschrift bringt, so thun Sie, was in dem Briefe steht."

„Ganz wohl", entgegnete der Mann militärisch.

„Sie bekommen Ihr Jahrgeld ordentlich?" fragte der Abbé.

„Pünktlich!"

„Sie haben mir nichts mehr zu sagen?"

„Wüßte nichts!"

„So reisen Sie so schnell als möglich zurück, damit nichts vorfällt, und geben Sie allenfalls gleich Nachricht. Adieu!"

Der Mann erhob sich und grüßte mit militärischer Steifheit.

„Ich hätte mich in diese Verbannungsgeschichte gar nicht einlassen sollen, es verdirbt mir viel und der eigentliche Zweck, den das ganze Gebahren hatte, ist schon lange verloren gegangen", sagte Veloccino für sich, als der alte Herr das Zimmer verlassen hatte.

Die Conspiration, die das verwegene Werk einleitete, ist in sich selbst aufgegangen und die wenigen Kräfte, die

noch existiren, müssen eben das Geheimniß um jeden Preis wahren, obwohl es eigentlich jetzt sinnlos und bedeutungslos ist. Ich werde vielleicht, um dem Dinge irgend ein Ende zu geben, den Gefangenen auf eine passende Weise entfernen, doch muß ich das erst ausdenken."

Während er sich dieß genauer überlegen wollte, klopfte es leise. Ein Diener trat ein und meldete ihm, daß ihn zwei Herren zu sprechen wünschten und überreichte eine Karte.

„Ah, mein Freund Milizius!" rief der Abbé. „Lassen Sie die Herren eintreten", sagte er zu dem Bedienten.

Milizius und der Professor traten ein.

„Ich habe die Ehre, Ihnen hier einen guten Freund vorzustellen, Herr Doctor, der mich ersucht hat, ihn mit Ihnen bekannt zu machen, da er in einer wichtigen Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen wünscht", sprach Milizius.

Veloccino warf einen fragenden Blick auf den Professor und dann auf Milizius, welcher dem Abbé mit den Augen ein Zeichen gab.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?" wandte sich der Letztere an den Professor.

„Professor Storch", Privatgelehrter, wenn Ihnen mein Name vielleicht nicht so bekannt sein dürfte", antwortete dieser.

„Storch?" rief Veloccino. „Sie sind mir durchaus nicht unbekannt, ich glaube im Gegentheile, schon Manches von Ihnen gelesen zu haben."

„Nicht unmöglich," erwiderte Storch, „und es soll mich freuen, in Ihnen einen Gesinnungsgenossen zu finden."

„Im Gegentheil," entgegnete Veloccino, „wir sind in unseren Ansichten himmelweit auseinander. Sie sind ja strenger Naturalist und darum gerade meinen Theorien zuwider. Aber Sie wissen sehr geistreich zu schreiben, und Opposition muß sein; übrigens wissen wir ja Alle nicht, was eigentlich wahr ist."

„Wie?" fragte der Professor.

„Gewiß," fuhr der Abbé fort, „lehrt uns nicht alte Wissenschaft, daß —"

„Daß wir im Grunde nichts wissen!“ ergänzte Storch.

„Was führt Sie aber eigentlich zu mir?“ fragte Veloccino mit einer gewissen Hast.

„Eine sehr sonderbare Sache, auf die Sie wohl nicht kommen würden und in der nur Sie mir Auskunft geben können,“ antwortete der Professor seinerseits in einer Art Verlegenheit.

„Wenn es bei mir steht, so bin ich gern zu Diensten,“ sagte Veloccino freundlich, „bitte, sprechen Sie.“

„Es ist nicht so leicht gesagt,“ entgegnete der Professor, „und ich muß Ihnen als Einleitung eine ganze nicht gewöhnliche Geschichte erzählen, wenn Sie eine halbe Stunde an mich zu verlieren haben, so —“

„Ich habe jetzt gerade nichts vor, und diese Zeit ist überhaupt dazu bestimmt, Hülfsbedürftige, die zu mir kommen, anzuhören,“ sprach der Bußprediger mit einem leicht erkennbaren Anfluge von Ironie, „übrigens was das Wegwerfen betrifft, so ist das so schlimm nicht, ich werde mir einfach denken, ich lese eine Schrift von Ihnen, wir werden uns sehr gut dabei unterhalten,“ versetzte Jener und winkte mit den Augen nach Milizius, als wolle er sagen: „Darf dieser wissen, warum es sich handelt?“

Der Professor zuckte die Achseln. Er wollte damit ausdrücken: „Er weiß wohl den Betreff der Sache, aber es ist mir lieber, wenn er die Details unserer Verhandlung nicht hört.“ Der gewandte Veloccino ging zu Milizius und ihm die Hand auf die Schulter legend, sagte er: „Lieber Doctor, Sie kommen mir eigentlich gerade recht, darf ich zu Ihnen heute betteln kommen?“

„Mit größtem Vergnügen!“ antwortete dieser freundlich.

„Vorausgesetzt, daß Sie keine Zeit verlieren und daß Sie unsere wahrscheinlich wissenschaftliche Abhandlung nicht besonders interessirt,“ fuhr Veloccino fort, „ich habe da das Druckmanuscript von einer kleinen Brochüre, aber ich bin noch nicht dazu gekommen, die Correktur zu machen. Wollen Sie sich gegen Versicherung jeder anderen Dienstgefälligkeit

dieser Arbeit unterziehen? Ich weiß, daß Sie gewissenhaft sind und auch meine Manuscript-Hieroglyphen kennen."

Milizius war zu liebenswürdig, um Etwas, was ihm freundlich angetragen wurde, zu refüsiren. Er antwortete zwar nicht, aber er machte mit den Fingern gewisse Griffe, welche in der Umgangssprache bedeuten: „Geben Sie schnell her!"

Veloccino nahm einige Correkturbogen nebst einem kleinen zum Verzweifeln geschriebenen Manuscript aus einem Schubfache und legte sie dem Rathe mit der höflichsten Einladung auf den Schreibtisch.

„Wollen Sie wirklich so gütig sein, so leisten Sie mir einen unbezahlbaren Dienst," rief Veloccino und nahm den Professor am Arm, um ihn in das andere Zimmer zu führen.

Milizius hatte eine seltene Geschicklichkeit, zwei Dinge auf einmal thun zu können, er hatte, wie man sich ausdrückt, ein getheiltes Gehirn.

So stellte er sich denn mit dem Correkturbogen an die angelehnte Thüre und verfolgte das Gespräch innen, während er die Zeilen überfliegend mit dem Rothstift emsig anstrich.

Die Arbeit des Correktors währte gerade so lange, als die Unterhandlung der beiden Männer im Nebenzimmer dauerte.

„Sind Sie fertig geworden?" wandte sich Veloccino im Heraustreten an Milizius.

„Soeben," erwiderte dieser, „aber —"

„Was denn, lieber Herr Rath?" fragte der Abbé.

„Ich weiß nicht —" stockte der Erstere.

„Gefällt Ihnen das Ding nicht?"

„Hm" — machte der Rath — „es ist offen gesagt ein bischen —"

„Ein bischen suptil?" lachte Veloccino. „Was denn? Sehen Sie einmal den Titel, Herr Professor?"

Dieser las: „Der Hohenzollern Glanz und ihre Zukunft, eine Prophezeiung von einem namenlosen Propheten."

Er sah Veloccino mit einem Gesichte an, als wolle er sagen: „Was soll denn das bedeuten?“

„Sehen Sie, so sind die Menschen,“ wandte sich der Autor an den Professor, auf Milizius zeigend. „Dieses kleine unschuldige Ding bleibt jetzt schon beim ersten Leser hängen, und ich glaubte es so harmlos, als nur immer Etwas. Es ist auch in der That harmlos, und ich möchte es auf die Gefahr hin dem Kaiser schicken. Es ist so Wort für Wort wahr und geht so klar das Eine aus dem Andern hervor, daß man nicht anders kann als so folgern. Wenn ich sage: die Sache steht so und so und Das ist so oder so und wenn Das oder Jenes geschieht oder nicht geschieht, so muß nothwendig Das oder Jenes kommen — finden Sie darin etwas Staatsgefährliches oder eine persönliche Beleidigung?“

Der Professor sah den Verfasser der Brochüre und Milizius wechselweise an.

„Es ist freilich immer ein heikel Ding um so eine Prophezie, ich weiß es, und zwischen dem armen Propheten, der seine Worte für Goldkörner hält, und dem Publikum steht eben das fatale Gesetz, das die Sache durch eine andere Brille sieht und das, was der Prophet für Gold hält, als schwarzen, verderblichen Kohlenstaub bei Seite schiebt. Ich kenne das — aber allen Ernstes,“ fuhr Veloccino fort. „Es ist nichts im Geringsten Beleidigendes weder gegen Kaiser und Reich noch gegen die geheiligte Person des Kaisers in dem Schriftchen enthalten, und wenn es im Gegentheil an der betreffenden Stelle, wohin es zu kommen vielleicht Gelegenheit hat, nach Rechten gewürdigt wird, so kann Manches anders werden. Noch ist es Zeit — recht lange aber wahrlich nicht mehr!“ —

Der Professor zuckte bei den letzten Worten zusammen und wollte etwas sprechen, aber Veloccino schnitt ihm das Wort ab.

„Sei's drum, diese Prophezie geht hinaus und, wie alle meine Werke, ihre eigenen Wege. Ich bin einmal ein Lichtscheuer und meide die Oeffentlichkeit und wir wollen sehen,

ob der Prophet gesteinigt wird. Sapienti sat!" rief der Abbé und wandte sich an den Professor.

„Betreffs Ihres Ansuchens habe ich Ihnen meine Willens-Aeußerung mitgetheilt, Herr Professor — ich brauche Ihnen keine besondere Vorsicht anzuempfehlen, Sie sind sich ja selbst der Sache bewußt genug. Ich entziehe mich jeder Verantwortung zum Voraus. Wenn Sie wollen, können Sie den Brief gleich schreiben und ich unterzeichne ihn, denn wir sind einmal Menschen, die heute noch nicht wissen, was morgen mit ihnen ist. Freund Milizius, der immer etwas scrupulös ist, wird wohl nicht wieder Etwas einzuwenden haben."

„Es ist dieß eine Sache, die mir ziemlich ferne steht," warf dieser hin, „und ich entschlage mich ernstlich jeder Mitwissenschaft." Er warf einen bedeutsamen Blick, den Veloccino bemerken mußte, auf den Professor.

Dieser war inzwischen an den Schreibtisch gegangen und hatte flüchtig einige Zeilen in französischer Sprache auf ein Papier geschrieben, welches er dem Abbé zum Unterzeichnen hinhielt.

Veloccino zuckte zwar ein wenig zusammen, als ihm Jener die Feder in die Hand drückte, doch setzte er sie an und sprach, sich umwendend: „Es heißt das Jemand die Freiheit geben, nicht wahr? Es ist ein Freiheitsbrief?" Dann schrieb er die Unterschrift fest und kräftig und reichte das Blatt dem Professor.

Dieser und Milizius grüßten nun und verließen das Zimmer.

„Was war doch eigentlich das?" fragte sich Veloccino, als er allein war. „Mir kommt das Alles so sonderbar vor. Was ist das für eine wahnsinnige Idee von dem Menschen — was beginnt er? Meinetwegen. Mir schadet's nichts und wir Alle können froh sein, die fatale Geschichte hinter uns zu haben — aber — — die Folgen! — Die Folgen? — Ich glaube, es wird gar keine Folgen geben, denn es kommt ja doch zu nichts! — — — Und im

schlimmsten Falle bin ich bis dahin in Rom oder in einem anderen Welttheile. Ich bin außer dem Wirkungskreis. —

Ruhig ging er unter dem Selbstgespräche an den Schreibtisch, ordnete das Manuscript und legte es wieder in den Schrank.

„Der Hohenzollern Glanz und ihre Zukunft“, sagte er lächelnd, „was habe ich eigentlich mit dem zu thun? Wie komme ich darauf? — Ich weiß es selber nicht. Es sind so Gedanken gewesen, die mir über Nacht gekommen sind, und jene Gewalt, gegen die man nicht ankämpfen mag, hat mir zu den Blättern die Feder in die Hand gedrückt. Es ist unbewußt und absichtslos gekommen, wie so eine rechte Prophezie. — — —

Er lächelte wieder und sah dabei bedächtig vor sich hin.

„Wenn ich mir einmal die Mühe nehmen wollte, meine Biographie zu schreiben? Hm — ob sie gut zu lesen wäre!“ —

Plötzlich brach er ab. Eine leise Blässe überzog sein Gesicht und er senkte die Augen, wie er that, wenn er an etwas Unangenehmes oder Schmerzliches dachte.

„Heute um neun Uhr kommt sie zu mir!“ flüsterte er. — Sie? Ihr Schatten, ihr ruheloser Geist oder ihre Person? Lebt sie oder nicht. War das gestern wirklich der Geist einer Verstorbenen oder war es Louise, das geliebte, gehaßte, gefürchtete, ersehnte Weib? — Mir bangt heute vor ihrem Kommen und ich weiß nicht, warum.“

Er sah nach der Uhr. „Sieben!“ murmelte er. „Noch zwei Stunden, ich habe Zeit, mich vorzubereiten.“

Er hatte aus diesem Grunde für den Abend jede Einladung abgelehnt und blieb unter dem Vorwande, viel beschäftigt zu sein, auf seinen Zimmern.

Je näher die Stunde kam, desto höher stieg seine Unruhe und unfähig, irgend etwas vorzunehmen, lehnte er sich in den Stuhl zurück und schloß die Augen.

Die wirrsten, eigenthümlichsten Bilder umschwirrten ihn.

Er durchlief in kurzer Zeit sein eigenes bewegtes Leben von seiner frühesten Jugend bis zur Stunde.

Die schönen wonnigen Tage seiner Jugendliebe, die Tage, an denen er Früchte seines Ehrgeizes gepflückt — die bittern Tage, da ihn Mangel und Noth drückten, wo er mit der Lieblosigkeit und Erbärmlichkeit der Menschen kämpfte — die schrecklichen Tage, die ihn, um sein Ziel mit Gewalt zu erreichen, zu unrechten Handlungen, zu Schlechtigkeiten trieben — die Tage, die er mit Blut befleckt — alle, alle kamen sie heran, und er sah sie vorüberziehen, spielend, lachend, düster blickend und grinsend wie den Rache-Engel.

Verzweifelt schlug er die Hände vor's Gesicht, zitternd drückte er sie wieder auf die Brust.

„Gott, o Gott!" rief er schmerzlich. „So weit, so weit bin ich gekommen, so ein schlechter, verworfener Mensch bin ich geworden! Bis zum Verbrecher, bis zum Mörder! Ewiges Gericht, habe Erbarmen mit mir in meiner letzten Stunde — wirst du es haben, wirst du mich zu den Verworfensten stellen? — Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!"

„Aber bin ich allein daran Schuld, daß ich mein schönes, gut und edel angelegtes Leben so beschmutzt, so verdorben und so nichtswürdig dahingebracht habe? — Gewiß nicht, gewiß und wahrhaftig nicht. Das Weib ist schuld daran, das Weib! Sie mit ihrer unseligen, verderblichen Liebe — hätte ich sie hassen können, hassen, wie die Sünde selbst, und hätte ich nicht immer die schreckliche Liebesqual mit dem Hasse zu tragen gehabt! — das Weib und das Kind, sie sind schuld, wenn ich zu Grunde gehe für ewige Zeiten. — Louise, Du bist mein Unglück, von Dir fordere ich mein verfehltes Leben — Du wirst mir heute noch darum Rechenschaft geben!" —

Er erhob sich und sah wieder auf die Uhr.

„Es wird gleich neun Uhr sein", flüsterte er, und ein Schauer durchrieselte ihn. Er löschte die Lampe und stellte

sich an das Fenster am vordersten Ende des Zimmers gegenüber der Eingangsthüre.

In den langen gedehnten Schlägen, die zwischen jedem Ton eine Ewigkeit voll Gedanken fassen lassen, dröhnte es die neunte Stunde von der alten Hausuhr im Mittelbau des Hauses.

Veloccino drückte sich krampfhaft in die Fensterecke und harrte. So stille war's, daß er sein eigenes Herz klopfen hören konnte. Warum hatte er gerade heute so fürchterliche Angst?

Mit dem letzten Schlage der Uhr flog die Thüre weit auf, ein Luftstrom öffnete das Fenster, an dem er stand und das nicht ganz verschlossen gewesen war. Eine in der Dunkelheit unklare Gestalt schob sich herein, während sich die Thüre hinter ihr schloß.

„Du hast mich auf heute um neun Uhr bestellt, Karl!" sagte die unheimliche Erscheinung.

„Und Du kamst," antwortete Veloccino. „Was ist Dein Begehr?"

„Das mußt Du sagen, da Du mich bestelltest."

„Ich dachte, Du habest ein Anliegen an mich, da Du gestern auf der Gallerie erschienst?" —

„Ich denke, wir haben einander Manches zu sagen."

„Vorerst muß ich wissen, Louise, ob Du von der Erde abgeschieden bist, oder ob du noch lebst."

„Das ist noch nicht die Zeit, zu sagen — erst, wenn noch Verschiedenes zwischen uns geschlichtet ist, wirst Du es erfahren."

„Ich habe eine zweite Frage an Dich, — Du weißt, es naht die Jahresfrist, und ich habe bedungener Weise das Recht, mein Kind von Dir zu fordern. Wirst Du Wort halten und mir Karolina ausliefern?

„Karolina?" fragte die Gestalt, ich weiß nicht, wo sie ist, und ich bin da, Dich darum zu fragen."

„Du weißt nicht?" schrie Veloccino außer sich. —

„Louise lüg' nicht, lüge jetzt nicht — Du weißt nicht, wo Karolina ist?"

„Ich weiß es nicht, von dem Klosterweg, aus dem ich sie entfernen ließ, habe ich ihre Spur verloren, sie muß entflohen sein!" —

„Heilige Mächte — ist das wahr?" rief Veloccino, die Hände ringend, „ihre Spur verloren!"

„Ich glaubte sie in Deiner Gewalt, und dachte sie von Dir zu fordern, entgegnete die Gestalt dumpf und tonlos.

„Louise, ich glaube Dir nicht", entgegnete er — „ich glaube, daß Du falsches Spiel treibst; aber ich habe Dich in meiner Gewalt, jene Schriften, die Du dortmals mit Dir brachtest, als Du flüchtig zu mir kamst, sind wohlverwahrt, und an dem Tage, wo ich mein Kind nicht wieder bekomme, da ich es zu fordern habe, gemäß unseres Paktes, gehen die Papiere in Flammen auf. Ich weiß, daß sie Dir sehr wichtig sind, weil sie nicht Dir allein gehören, sondern eine Kaiser-Dynastie retten können, und Du darum einem Todten verantwortlich bist."

Die Erscheinung lachte gellend auf.

„Hab' keine Mühe, Veloccino, die Papiere habe ich längst wieder. Ich sah, wie Du sie mir stahlst, obwohl Du glaubtest, daß ich schlafe. Ich schlich Dir nach und habe mir das Versteck wohl gemerkt. Ich nahm sie mit mir, als ich ging."

Veloccino antwortete nicht. Er mußte in dem Augenblicke der höchsten Verzweiflung keine Worte haben.

„Karolina verloren!" stöhnte er nach einiger Zeit.

„Du bist mir ein Räthsel, Karl", entgegnete die Gestalt der Fürstin wieder, „daß Du Dich jetzt wie ein Wahnsinniger um die Tochter gebärdest, welche Du vor Jahren so frevelhaft hinbotest. „Louise komm' und nimm das Kind!" sprachst Du!"

„Ich wußte nicht, wie namenlos elend Du die Arme machen würdest."

„— Ich? Ich that mein Möglichstes für sie und Karolina wählte den Stand der Nonne selbst.

„Weil ihr kein anderer Ausweg blieb. Das Kloster, oder das Maitressenleben!"

„Wer sagt das?" fuhr die Gestalt zornig auf.

„Sie selbst erzählte mir Alles, als ich sie im Kloster besuchte."

„Sie selbst. Wir kommen auf etwas anderes: Als Du die Aebtissin aus dem Kloster entführen wolltest, — woran ich dich dortmals hinderte, — was hattest Du mit ihr vor?"

„Ich wollte sie vorerst Deiner Gewalt entreißen, ihre Zukunft war dann meine Sorge."

„Ihre Zukunft? — In dem Schutze eines — Veloccino, laß mich nicht in dein Leben greifen, es ist zu befleckt —"

„Halt ein!" rief der Mann gereizt. „Louise, wenn wir von befleckten Leben reden wollen, so nenne ich Dich vor Allem, die mich veranlaßte, die Bahn der Laster und Leidenschaften zu betreten.

„Du warst der Stein, an den ich stieß. Wärest Du dortmals mit mir und dem Pfande unserer Liebe geflohen —"

„Nun miß'st Du mir die Schuld bei, daß Du, ein Mann, nicht stark genug warst, ein Leben rein und unbefleckt zu erhalten. Mußtest Du um der verlorenen Liebe willen Dein ganzes reiches Leben wegwerfen? Armer Thor, Du dauerst mich! —"

Veloccino blickte düster für sich hin, ohne ein Wort zu erwidern.

„Hast Du mir sonst nichts zu sagen?" fragte die Gestalt der Fürstin wieder.

„Meine Tochter fordere ich von Dir!" grollte der Mann.

„Die kann ich Dir nicht schaffen", erwiderte Jene.

„So geh", rief der Abbé. „Wann kommst Du wieder?"

„Wenn Du mich rufst, ich bin Dir immer nahe!"

„Wo hörst Du mich, wenn ich Dich rufe?"

„An der Pforte von St. Cajetan jeden Abend!"

„Will's Gott, daß ich Dich zur Versöhnung rufe, Louise, daß unser Streit endet, denn — mir wird die Qual stets unerträglicher.

„Es steht bei Dir! Rufe mich und ich bin da!"

Die Thüre öffnete sich wieder mit demselben Geräusch und die Erscheinung verschwand.

Wie betäubt stand der Mann einige Zeit und er brauchte diese Pause, um sich zu erholen. Er hatte nicht umsonst mit solcher Bangigkeit auf die Ankunft der Fürstin gewartet — sie war gewiß peinlich diese Unterredung und doch konnte er nicht unterlassen, die einstige Geliebte wieder einzuladen. Er fühlte, daß er sie noch einmal sehen müsse und daß davon die Ruhe seines Lebens abhing.

---

Es müßte eigentlich hier ein eigener Abschnitt der Geschichte eingeschaltet werden, welcher in die Gegend von Golgatha zurückführt und zwei Menschen verfolgt, die bei ihrem seltenen Auftreten dennoch nicht minder wichtig auf den Verlauf des Ganzen wirken.

Nach jener Nacht, wo Robert auf Golgatha Karolina, die unglückliche Tochter Veloccino's, gefunden, kehrte dieser in das kleine Kloster zurück.

Es gelang ihm, ungesehen in seine Zelle zu schlüpfen. Bald brach der Morgen an; aber er brachte dem armen Schwärmer die alten Leiden wieder. Eine noch größere Unruhe befiel ihn, ein Sehnen und Drängen, wie er es nie gekannt und dafür er keinen Namen wußte.

Umsonst betete er mit aller Inbrunst, umsonst las er die heiligen Bücher — für ihn fand er keine Stelle in den gottgelehrten Schriften und je mehr er seine Lage überdachte, je armseliger und trostloser kam er sich vor.

Wenn eine Schlingpflanze noch so üppig an einem Baume hinaufwuchert und man reißt sie gewaltsam herunter, so wird sie eine Zeitlang auf der Erde fortkriechen und sie wird sich mühen, eine andere Stütze zu finden, an der sie

hinaufranken kann. Gelingt ihr das nicht, so muß sie eben langsam verkümmern und absterben.

Solange Robert unter Meister Veloccino's strenger Zucht stand, rankte er fort unbewußt. Sein ganzes Sein, sein Thun und Lassen ging in dem Gebieter auf. Keine Leidenschaft, kein selbstständig Fühlen kannte er und er war zufrieden. Selbst jenes Drängen, das ihn die letzte Zeit, seit dem Nonnenraube im Kloster zu St. Ursula, befallen, hätte sich nach und nach unter unermüdlicher Arbeit und strenger Bußübung wieder verloren; aber der Meister sandte den Schüler fort, die Schlingpflanze riß er gewaltsam vom Stamme los und der arme Schüler stand nun sich selbst überlassen da und merkte erst, daß — er nicht alleine stehen konnte.

Es fehlte ihm das leitende Prinzip, die Triebfeder der Maschine.

Er hatte Stunden, wo er sehnlichst zu dem düstern „schwarzen Herrn“ zurückzukehren wünschte, aber nie war er dazu gekommen, nur einen Bericht über seine Sendung niederzuschreiben. Was ihn davon abhielt, wußte er zwar selber nicht, aber es fügte sich eben immer, daß er davon abgehalten wurde.

An diesem Morgen wieder, als er traurig in seine Zelle zurückschlich und trotz aller Mühe sich des bangen Gefühles, das ihn belastete, nicht erwehren konnte, griff er zur Feder.

„Ich muß dem Abbé Veloccino Alles schreiben“, sagte er zu sich. „Dem Herrn muß ich mein Herz ausschütten und — wenn er die freudige Nachricht erfährt, daß ich die Aebtissin Clara gefunden habe, dann wird er mir meinen Ungehorsam, mein langes Schweigen und Alles verzeihen.“

Rasch machte er sich daran. Es wurde ein langer Brief, denn er hatte viel zu schreiben von seiner Abfahrt bis zur Ankunft in Jerusalem. Dann kam der Besuch des frommen Bruders Onorio und dann — hier stockte der Fluß und die Feder hielt gewaltsam an.

Was war das? Er konnte nicht schreiben, wen er auf

Golgatha getroffen hatte. Mißmuthig legte er die Feder weg und stand auf.

„Ist es nicht ihr Wunsch", sprach er für sich, „daß ich dem Meister von ihrer Wiederauffindung noch nichts entdecke? — Ihr Wunsch — der Wille, die Bitte der armen unglücklichen Nonne. Arm, hinausgestoßen, unglücklich wie ich."

Unwillkürlich versank er in seine Schwärmerei und er träumte fort und fort, er fand sich in seiner Phantasie auf Golgatha wieder, er sah die bleiche, leidende Gestalt der Jungfrau mit der verlöschten Fackel in der Hand und der Blick, der von ihr ausging, so sanft und doch so glühend, wie der einer rafaelischen Madonna, traf ihn in sein todtkrankes Herz, so daß er meinte, er müsse vergehen. Es war ihm, als fühle er noch die weiche, kaltfeuchte Hand in der seinen. Er glaubte, sie heranziehen und in seine Arme schließen zu müssen. —

Da fuhr er auf und kam zu sich.

„Sünde, Sünde!" rief er. Der Teufel umstrickt mich mit seinem Netze, die Versuchung mit ihren schönsten höllischen Künsten lauert auf mich. Fort, fort! —"

Er stand am Zellenfenster und wähnte das Blatt, das er aufgenommen, noch in der Hand zu haben, aber es war fort. Der Wind hatte es über das Fenster hinab in den Garten geweht, dort schaukelte es an einem wilden Rosenstrauche.

„Das soll eine Vorbedeutung sein", sprach er, „ich soll nicht schreiben".

Langsam stieg er hinab in den Garten und löste das Blatt ab vom Strauche und zerriß es in kleine Stücke, die der Wind davon trug. Wie er so Stück um Stück abriß und jedes Blättchen in der Luft herumgaukelte, da kam er wieder ins Träumen und dasselbe endlose Weh, dieselbe Angst und Pein beschlich ihn.

So quälte er sich den Tag durch und als es Nacht ward und die Brüder, ermüdet von der Last des Tages, ihre harten, schlechten Lager aufgesucht hatten, da stieg er auf. Der volle Mond hing am reinsten Himmel und ein süßer

Duft stieg mit der kühleren Luft vom Garten auf. Es zog ihn fort und willenlos suchte er das kleine versteckte Pförtchen und er schlich hinaus den gewohnten Weg nach Golgatha zu.

Als er hinaufkam und auf dem Stein saß, den bei seinem ersten Besuch der Blitz zertrümmert hatte, da sah er lange um sich. Mit gierigen Blicken verschlang er die Gegend herum.

„Dort ist die Höhle Onorio's", flüsterte er, „und dort unten muß die Judenwohnung sein, wo sie wohnt".

Er stand auf. „Ob sie schläft oder ob sie wacht, gleich mir", flüsterte er und er setzte den Fuß an und wollte den angezeigten Weg hinabsteigen; aber plötzlich riß es ihn zurück und unwillig rief er aus: „Was will ich doch? Zu Bruder Onorio wollte ich gehen!"

Er wandte um und suchte die Höhle des Greises auf. Am Eingange stand er stille und rief den Namen des Alten, doch dieser antwortete ihm nicht; als er sein Rufen mehrere Male fruchtlos wiederholt hatte, hob er den Stein, der den Eingang deckte, ab und trat hinein.

Der Kienspahn in dem Felsenspalt brannte schwach und glimmte fast nur mehr. Er zog aus einem Winkel einen neuen und brannte ihn an. Da sah er den Bruder auf dem Moosbette ausgestreckt liegen. Wie geistesabwesend stöhnte und jammerte derselbe und sah Robert mit matten, traurigen Augen an.

„Du bist hier, junger Freund?" stammelte er endlich. „Komm' her, reiche mir Deine Hand und laß mit Dir reden, denn mich dünkt, daß die letzte Stunde meines irdischen Lebens gekommen ist."

„Das wird Gott der Allmächtige verhüten!" rief Robert, sich ihm nähernd.

„Wirst Du Gott vorschreiben, wie er es machen soll?" fragte Onorio schwach. „Nach zweiundsiebenzig Lebensjahren, wie sie mir zugemessen waren, ist Einem der Tod kein Fremdling mehr und man nimmt ihn als willkommenen Führer ins Jenseits auf."

„Zweiundsiebzig Jahre! — Und wie lange dienst Du Gott in dieser Höhle auf Golgatha?“ fragte Robert?

„Fünfzigmal zähl' ich, daß ich die Sonne auf dem Golgatha wechseln sah. Als ein Jüngling wie Du kam ich hieher.“

Und was führte Dich in diese Oede in so jungen Jahren?“ entgegnete Robert.

„Was zwang Dich, auf den Golgatha zu steigen und da Ruhe zu suchen?“ sprach lächelnd der Greis.

Der Jüngling schwieg.

„Was mich zwang? Hab' ich Dir's nicht entdeckt?“ erwiderte er später seufzend.

„Wohl“, sagte Onorio, „und wenn Du willst, kannst Du nach mir die Höhle hier bewohnen, wenn Du meine Gebeine in einem Winkel dieses Geklüftes vergraben hast. Wenn Du aber glaubst, daß unbedingt die Seelenruhe in dem öden Felsen haust, so irrst Du, Freund. Ich habe fünfzig Jahre mit mir selbst gekämpft und nur der Ekel vor der Welt war's, der mich immer wieder davon abhielt, so oft die Versuchung an mich kam, zu ihr zurückzukehren.“

„Was mußt Du erlebt haben, das Dich in so jungen Jahren bestimmte, die schöne Welt mit diesem düstern Aufenthalte zu vertauschen, das Loos eines rauhen Wüstenbruders zu erwählen?“ forschte der junge Mann.

„Die schöne Welt?“ rief der Alte schmerzlich. „Die schöne Welt, — wohl ist sie schön, wenn sie nicht voll von schlechten Menschen wäre!“

Er machte eine Pause und winkte Robert zu sich. „Setze Dich ganz nahe hieher und höre mich. Ich will Dir eine Geschichte erzählen“, sprach er leise, die Dir vielleicht heilsam sein kann, aber ich vermag nicht mehr so laut zu sprechen. Meine Kräfte sind zu Ende und ich glaube, ich habe Eile, wenn ich zum Schlusse kommen will.“

Robert folgte dem Winke des frommen Bruders und setzte sich auf einen Stein, der neben dem Mooslager einen natürlichen Sitz bildete. Onorio erzählte:

„In der Welt halten sie mich für todt — seit fünfzig Jahren. Seit ich den Berg des Todes, die Schädelstätte, bestieg, hat mich kein menschlich Auge mehr gesehen. Niemand weiß von mir. Ich habe mich selbst lebendig begraben."

„Wie gelang Dir dieß?" fragte Robert staunend.

„Wie Alles gelingt, wenn man festen Willen hat, mein Freund, erwiderte Onorio. Warum aber that ich dieß, wirst Du fragen, und die Antwort darauf ist jene Geschichte, die ich Dir erzählen will."

Mit gespannter Neugierde lauschte der junge Mann dem Greise, der sich halb erhob, und, sich auf die Erhöhung am Hauptende des Lagers stützend, seine Kräfte sammelte.

„Mein Vaterland", begann er nach einer Weile, „ist fern von hier und liegt im deutschen Lande; dort, im Mittelpunkte Deutschlands fast, ist meine Vaterstadt. Ich ward als Judenkind geboren. Mein Vater war ein reicher Handelsmann und handelte mit der edelsten der Waaren, mit dem Geld. Das Gleiche lernten wir, mein Bruder Levi Meier und ich der jüngere, der Nathan Meier hieß.

Doch wie mein Bruder an dem blanken Golde hing und schon in früher Jugend sparsam, rechnend, fast zum Geize neigte, entfaltete sich freies, muntres Leben in mir und weniger den kalten Schachergeist als Trieb zum Wissen und zur Bildung fühlt' ich in mir rege werden. Mein Vater sah das bald und da er merkte, es würde nie ein guter Kaufmann aus mir werden, so ließ er mich in Schulen gehen und er sah mich schon als Rabbi auf dem Lehrstuhl in der Synagoge. Doch es kam anders, Freund. So seltsam sind die Wendungen des Schicksals, daß nie ein Menschensinn sie sich berechnen kann und wie aus einem Feuerstein der kleinste Funke Haus und Hof und ganze Orte oft in Flammen setzt, so ist das Geringste leicht genügend, um einen Anstoß hervorzubringen, der unser Leben weit ab vom vorgesteckten Ziele wirft. So ging es mir.

„In jener Zeit flog noch ein Geist durch Deutschland, der aus der Asche und dem Blut des großen Völkerkrieges

sich emporgeschwungen und der die Jugend dortmals namentlich erfaßte.

„Was wir wollten, war uns selber nicht so klar, und uneins waren oft die Führer der offenen und geheimen Verbindungen über unser eigentliches Ziel. Genug, wir wollten etwas Großes, darin begegneten wir uns, wie wir es nun erreichen wollten und wie die Frucht von unserem hastigen Ringen und Trachten sich gestalten werde, blieb uns dunkel. Es war ein unbestimmtes Drängen, ein Fühlen und ein Ahnen, das uns bewegte, und wir folgten diesem Triebe, weil wir mußten.

„Fast willenlos, ward ich auf der Schule, wo ich studirte, mit in das Treiben einer Landsmannschaft hineingeworfen, und einmal festgepackt, schwang ich mich in Begeisterung auf.

„Das ist der eine Abschnitt aus dem Jugendleben. Ein anderer kürzerer, doch folgenschwererer folgte drauf.

„In jenem Städtchen, wo ich damals weilte, kam ich oft zu einem Freunde, der mit in der Verbindung war, und wurde bald beliebt im Kreise der Familie, und war sehr gut gelitten.

„Es war dieß ein Christenhaus, in dem es mir so wohl gefiel.

„Vor Allem aber fesselte bald mehr als der Freund mich dort dessen Schwester, ein Mädchen, blühend, geistreich und sittig. Eine wahre deutsche Jungfrau, und ehe Vater und Bruder nur es ahnen konnten, hatten wir ein inniges Herzensbündniß geschlossen. Der Jude mit der Christin, der künftige Rabbi mit der Kaufmannstochter. Tolle Jugend — nicht wahr — wirst Du denken? Ei, Freund, was denkt der Mensch, was ist der schärfste Geist, wenn ihn der Taumel dieses süßen Truges befangen hat? Glaubst Du, ich dachte an die Zukunft? Glaubst Du, ich zog den Glauben, die Meinung meines, ihres Vaters in Betracht?

„Für mich war dieses Mädchen nun die ganze Welt,

in Alma lebte ich und nichts bot mir ein Augenmerk, was anders hieß.

„So glühend liebte mich das Christenkind, und wie wir uns vor Andern auch verbergen mußten, es fand sich manche heiß ersehnte Stunde, die unsern Herzen ganz allein gehörte.

„Aber auch der geheimste Faden kommt an's Licht, sagt der alte Spruch, und unser Bündniß war wie jedes Geheimniß dieser Art gar bald entdeckt. Der Bruder war es, der zuerst dahinter kam und mich als Freund zur Rechenschaft zog. — Ich war ein Schwärmer in Allem, was ich nur erfaßte. So glühend, wie ich meiner Liebe lebte, so schilderte ich sie dem Freunde, und als er mit der klaren Vernunft mich auf die Kluft hinwies, die mich von der Wirklichkeit, Alma besitzen zu können, trennte, da schlug ich die Vernunft mit einem kühnen Streich entzwei.

„Ich werde Christ!“ antwortete ich ihm, „was hindert mich darnach, Alma zu besitzen?“

„Dein Vater, Deine Familie, was wird die sagen?“ entgegnete mir mein Freund.

„Meine Familie, mein Vater? Ich bin ich und über mich habe ich selber zu gebieten, ich bin großjährig und mir selbst bewußt. Laß das kein Hinderniß sein, wenn nur Dein Vater und Ihr mich aufnehmt. Laß uns gleich zu Deinem Vater gehen!“ antwortete ich ihm begeistert.

„Mein Freund aber rieth mir davon ab und versprach mir, zuerst mit ihm zu sprechen und ihm mein Anliegen allein vorzutragen. Ich willigte ein und einige Tage später umfaßte uns Alle das zärtlichste, innigste Band.

„Ich hatte früher schon den Christenglauben studirt und fand ihn schön und gut. Wie ich die Anregung empfing, machte es mir keine Schwierigkeit, mich demselben zuzuwenden. Ich wandte mich gern zu ihm, und wie konnte ich eine bessere Lehrerin in der Religion der Liebe finden, als die Liebe selbst. Alma war meine erste Lehrerin.

„Mit meinem Vater mochte ich noch nicht in's Einvernehmen treten, da ich mit der vollendeten Gewißheit sicherer

mit einem Schlage zu wirken hoffte. Ich wollte in das Geschäft des Schwiegervaters treten und mit meinem Vermögen dasselbe erweitern, nebenbei auch meine Studien fortsetzen und vielleicht später zu einer Stellung in der Wissenschaft gelangen.

„Der Tag erschien, an dem ich dem alten Glauben der Väter abschwören und in den neuen aufgenommen werden sollte. Ein Tag sollte mich in ein Meer von Glück stürzen, mit dem Eintritt in den Christenglauben sollte mir Alma zugesprochen werden, auf die Taufe die Verlobung folgen.

„Einige Wochen vorher hatte ich meinem Vater geschrieben und ihm Alles auseinandergesetzt, ich legte ihm mein ganzes Glück an's Herz und that alles Mögliche, um der Nachricht von dem Glaubensübertritte, die den alten, orthodoxen Mann gewiß bestürzen mußte, das Bittere zu nehmen. Es kam lange kein Brief, und wir Alle deuteten dieß zum Guten, denn eine zusagende freundschaftliche Antwort konnte nur aus einem längeren Kampfe und reiflicher Ueberlegung hervorgehen, und in der gewissen Voraussicht wurde die Feierlichkeit vorgenommen.

„Die Antwort kam. Nach dem feierlichen Akte in der Kirche waren wir im Hause Alma's versammelt, um das Fest der Verlobung zu begehen, als mir ein Brief übergeben wurde. Ich kannte das Format und der Poststempel trug meinen Heimathsort, aber die Aufschrift war nicht von meinem Vater und das Siegel schwarz.

„Nichts Gutes ahnend, riß ich den Brief auf und las. Die Buchstaben tanzten mir vor den Augen, als ich die Zeilen von meines Bruders Hand überflog.

„Der Vater war gestorben, die Nachricht meines Vorhabens hatte den alten Mann getödtet. Fluch war sein letztes Wort für mich gewesen, Fluch und Enterbung, Ausstoßung aus der Familie, wie ich mich selbst aus der Gemeinde ausgestoßen.

„Das war der kurze, schwere Inhalt des Briefes und die Familie hatte sich beeilt, gewissenhaft dem Willen des

sterbenden Vaters nachzukommen, darum die Verzögerung. Man hatte sogleich die gerichtlichen Schritte eingeleitet und mit aller Hast getrieben, mir sobald als möglich die Nachricht zusenden zu können.

„Ein Anderer, der weniger feurig und aufrichtig, aber mehr bedächtig und berechnend gewesen wäre, hätte sich beherrscht, den Inhalt des Briefes klug verborgen und vielleicht später einen Ausweg gefunden, der über die unangenehmen Familienverhältnisse hinweggeholfen hätte.

„Ich hatte kaum zu Ende gelesen, als das Blatt in meiner Hand zu zittern anfing, ich sah Niemand mehr und erreichte mit genauer Noth einen Stuhl, auf den ich bewußtlos fiel, den Brief überlassend, wer ihn lesen mochte. Daß er gelesen wurde, zeigte sich.

„Wie lange ich in der Ohnmacht lag und was seitdem geschah, weiß ich nicht. Als ich zu mir kam, saß ich allein in dem Zimmer, mir selbst überlassen und, wie ich deutlich merkte, — verlassen. Eben wollte ich mit mir zu Rathe gehen, was denn eigentlich vorgefallen sei, und erblickte den traurigen Brief auf einem Tische liegen, der mich an Alles wieder erinnerte, als der Vater Alma's eintrat und mit eiskalten Worten, die mir heute noch durch's Herz rieseln, anzeigte, daß unter den Umständen, die der Brief aus der Heimath bekundete, aus einer Verbindung mit seiner Tochter nichts werden könne.

„Der kluge Mann hatte nur ein Wort aus dem Briefe genommen, das ihn zu der grausamen That bestimmte. „Enterbt!" — Das genügte. — „Enterbt, vermögenslos, arm! — —"

Der Greis schlug die Hände vor's Gesicht und ein heftiges Schluchzen unterbrach seine Erzählung.

„Siehst Du, Freund, so sind die Menschen — alle, alle — Christen und Juden — Juden und Christen. Wo es sich um den zeitlichen Vortheil handelt, gehen die Gefühle, die edelsten Fasern des Herzens, in der Habgier auf. —

„Die Mittheilung des Mannes brachte mich keiner Ohn=

macht mehr nahe, das Schlimmste hatte ich bereits ertragen gelernt, ich war auch nicht fähig, zu widersprechen, oder etwas einzuwenden, es würde auch nichts genützt haben. Endlich erleichterte ein wohlthätiger Strom von Thränen die Last, die drückend auf meiner Brust lag.

„Der Mann ließ mich kalt und gefühllos stehen und ging. Mitten unter dem Weinen stieg ein froher, wohlthuender Gedanke in mir auf. „Du hast ja doch nicht Alles verloren,“ dachte ich, „Du hast ja sie noch, Alma, sie liebt Dich von ganzer Seele und dieß Glück entschädigt Dich für Alles.“

„Ich wollte gehen und sie aufsuchen, aber es war unnöthig, Alma suchte mich. Aengstlich und zitternd, mit verweinten Augen schlich sie herein. Stumm warf sie sich in meine Arme und wie wir kein Wort sprachen, verstanden wir uns doch. Die ganze furchtbare Lage war uns nur zu klar. Wir schwuren uns, niemals von einander zu lassen, was auch kommen möge — es würde sich vielleicht ein Mittel finden lassen, das uns vereinen würde.

„In dem Augenblicke trat Alma's Bruder herein, schweigend und finster; mich keines Blickes würdigend, nahm re seine Schwester am Arme und führte sie von mir weg. Ich wollte nacheilen, aber er drängte mich zurück und schloß hinter sich die Thüre. Ich hörte, daß er sie die Treppe hinabführte, und eilte an's Fenster, das auf die Straße ging. Da stand ein Wagen, und der Freund öffnete den Schlag. Noch einen Blick voll Schmerz und Verzweiflung warf das Mädchen zu mir herauf, es war der letzte, dann drängte sie der Bruder in den Wagen, der Schlag flog zu und das Fuhrwerk rollte fort.

„Bebend hielt ich mich am Fenstersims. Es war mir, als ob der Leichenwagen mir mein Liebstes entführt hätte. Meiner Sinne nicht mächtig, taumelte ich vom Fenster auf den Stuhl zurück.

„Junger Freund“, unterbrach Onorio die Erzählung, „Du hast vielleicht noch nie geliebt, dann kannst Du nicht

fühlen, was ich litt, aber ich sage Dir, es ist der größte, bitterste Schmerz, es ist ärger als wenn Vater und Mutter stirbt!"

„Jetzt erst fühlte ich mich arm und elend", fuhr er fort. „Jetzt war auch Alma dahin und ich konnte nun mit meinem Leben machen, was ich wollte. Stumm grollend sah ich vor mich hin. Es ist der ärgste brennendste Schmerz, wenn das Auge keine Thränen mehr hat und jede Muskel krampfhaft zuckt, als wolle Glied um Glied abreißen. So stand ich, als mein Freund zurückkehrte und mir in schneidend höflichem Tone mittheilte, daß sein Vater mich ersuchen lasse, sein Haus zu verlassen und daß er es nicht gerne sehen würde, wenn ich mich fürder einfinden wollte.

„Diese Worte aus dem Munde des besten Freundes verhallten an meinem Ohr, er wiederholte die Mahnung einige Male, bis ich, ohne ein Wort zu entgegnen, das Zimmer und das Haus verließ. Was ich den Rest des Tages machte, ist mir heute wie nie niemals erinnerlich. Für mich war er abgeschlossen. Er hatte bald und traurig geendet, der schöne, festliche, Freude und Glück versprechende Tag, der unglückseligste meines Lebens.

„Wenn Du aber glaubst, Freund, hiemit war nun der Born des Unglücks erschöpft und ich brauchte weiter nichts mehr, um unglücklich zu sein, so irrst Du, wie ich damals irrte. Ich hatte ja noch Freunde, ein Vaterland, einen Namen, — um ganz unglücklich zu sein, muß man auch das noch verlieren.

Am andern Tage erhielt ich eine Einladung in die Versammlung der Burschenschaft, die ich in letzter Zeit wohl etwas vernachlässigt hatte. Ich erschien. Man eröffnete mir, daß ich verrätherischer Umtriebe beschuldigt sei, und forderte mich auf, mich zu rechtfertigen. Ich erklärte diese Anschuldigung für eine schändliche Verläumdung, und stellte mich jeden Verdachts frei. Auf mein Drängen, mir den Ankläger zu bezeichnen, nannte man mir nach einigem Zögern Alma's Bruder.

Das war zu viel vom besten Freunde, alle andere Unbill hatte mich schmerzlich ergriffen, dieß Unrecht aber entflammte meinen Zorn. Ich forderte den Elenden öffentlich auf der Stelle zum Zweikampf. Mein Ankläger, feig, wie alle derartigen Leute, wollte anfangs die Forderung ablehnen, aber es wurde ihm entschieden begreiflich gemacht, daß er das nicht könne, und so wurden sofort die Vorbereitungen veranstaltet, und am nächsten Morgen trafen wir uns in einem Wäldchen bei der Stadt.

Mein ganzer Schmerz hatte sich jetzt in eine leidenschaftliche Wuth umgewandelt, die sich gegen den verrätherischen Freund entlud. Die Degen blitzten, und ich hatte beim ersten Gange das Unglück, meinen Gegner so gut zu treffen, daß er todt hinsank. Mit dem rieselnden Blutstrom wich der Zorn, und das nächste Gefühl war Reue. Ich glaube, ich hätte mich auf den Sterbenden gestürzt, und ihn um Verzeihung gebeten, aber man ließ mir keine Zeit dazu.

Das Duell war damals strenge verboten, und wer das Unglück hatte, einen Gegner im Zweikampf zu tödten, der konnte nichts anderes thnn, als vom Orte der That augenblicklich zu fliehen. Man sah sich gewöhnlich für den Fall vor, auch ich hatte es gethan, und nachdem man sich überzeugt hatte, daß der Sieg entschieden war, packten mich Freunde in den Wagen, der bereit stand, und ohne zu wissen, wohin, ging's fort.

Weit außer dem Burgfrieden hielt der Kutscher die schäumenden Pferde an, und ich sprang aus dem Wagen.

Was nun beginnen? Hier stand ich geächtet und vogelfrei.

Wohin mich wenden. Ich hatte nur eine kleine Baarschaft in der Tasche und außerdem nichts, als was ich auf dem Leibe trug.

Nun erst war ich fertig mit der Welt! Ich hatte Alles hinter mir, Vater und Bruder, Braut und Freunde und der Name war mein Verräther, wie ich im Vaterlande nimmer sicher war.

„Gar nichts hatte ich von Allem, als den neuen Christen-Glauben, der war geblieben, um den hatte mich das Alles getroffen. Aber wunderbar, ich zürnte nicht, daß ich den Glauben angenommen, er war mir ein Vermächtniß von ihr, um ihretwillen hatte ich es gethan, und sie war meine Lehrerin gewesen. Der neue Glaube und der Christen-Gott, die waren mir geblieben, und wie ich so dastand, da kam mir ein Gedanke, den ich ausführte. „Fort aus der Welt, aus der schlechtesten, erbärmlichen Welt — fort in die tiefste Wildniß, dort vergrabe ich mich, und sie sollen glauben, ich sei gestorben.

„Sofort machte ich mich auf, und ging fort, vorsichtig Straßen und Städte meidend, durch Wälder und Sümpfe, bis ich das Vaterland hinter mir hatte, dann wandte ich mich nach Osten. Ich pilgerte nach Jerusalem, das war mein Plan. Eines Abends bestieg ich unvermerkt Golgatha, und da verschwand ich. Gott zeigte mir diese Höhle, und ich blieb da bis heute. Keinen Menschen sah ich, und mich sah Keiner, wenn ich um Mitternacht herauf stieg aus meinem Grabe, und Umschau hielt bei der Kreuzstätte des Heilandes.

„So trieb ich es fünfzig Jahre; oft — ich sage es — packte mich die Versuchung, nach Jahren zurückzukehren, zu hören, was aus den Freunden, aus Alma, aus dem Vaterland geworden sei, aber der Gedanke an jene Tage, an die schlechten, erbärmlichen Menschen erfaßte mich mit neuem Eckel, und ich blieb in meiner Höhle.

„Dich führte Gott mir in die Hand, und nun wirst Du um Manches klarer sein."

Als der Alte geendet hatte, lehnte er sich auf's Lager zurück, und schien zu schlummern. Robert kannte Welt und Menschen zu wenig, um die Geschichte Onorio's ganz zu fassen, aber der Grundzug des großen Drama's prägte sich ihm ein. Er hatte ein Weib geliebt, und daher kam sein Unglück — sollte das bloßer Zufall sein, daß er den Alten kennen lernen, und seine Erzählung hören mußte? — mußte das in ihm nicht die seltsamsten Gedanken wecken?

Lange Zeit lag der Greis still und regungslos, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, Robert wagte ihn nicht zu stören. Er betete für ihn. Endlich wandte sich Jener um, und rief leise.

„Was ist Dir, Bruder?“ fragte Robert ängstlich.

„Was thust Du?“ fragte der Alte entgegen.

„Ich habe gebetet für Dich!“ antwortete der Jüngling.

„Ich habe auch gebetet, und Alles rein gemacht mit meinem Gott, ich kann jetzt gehen“, sprach Onorio. Willst Du bei mir bleiben, bis ich gestorben bin, es wird nicht lange mehr währen.“

„Also thue ich, Bruder!“ entgegnete Robert.

„Wenn mein Leib kalt ist, so wirst Du ihn in die Höhle, dort unter dieser bringen, und gut verwahren, daß ihn Niemand findet, willst Du?“ fuhr der Greis fort, und seine Stimme zitterte.

„Ich werde es thun“, antwortete der junge Mann leise.

„So laß uns noch beten, bis zum Ende“, sagte der Alte mit matter Stimme, und faltete die Hände

Robert kniete nieder, und betete mit dem Sterbenden. Aber nicht lange, so schwieg dieser. Er setzte sich nochmal auf. „Herr im Himmel, starker mächtiger Christengott, sei barmherzig und verzeihe meinen Feinden, wie ich es thue, gib Denen Segen, die mir fluchten, und nimm mich gnädig auf, gib mir eine glückliche Auferstehung am Tage des großen Gerichtes, und mache es gnädig mit mir. In Deine Hände empfehle ich meinen Geist! —“

„Amen!“ sprach Robert bewegt.

Onorio fiel zurück, noch einmal zuckte er auf, dann verschied er.

Robert sah ihn sterben, und ohne die geringste Aufregung, ruhig, als wenn etwas Gewöhnliches geschähe, setzte er sich auf den Stein, die Arme auf die Kniee und den Kopf in die Arme gestützt träumte er vor sich hin. Endlich raffte er sich auf, befühlte den Leib des Todten und faßte seine Hände.

Die Leiche war kalt und steif. Mühsam lud er sie auf die Schulter und schleppte sie aus der Höhle. Unter dieser befand sich eine Kluft, kaum sichtbar, doch tief in das Innere dringend. Da hinein schob er den Leichnam und verwahrte die Oeffnung. Dann ging er zurück und trat sein Besitzthum an.

Wie sonderbar das Schicksal waltet! Meier Levi, der Jude, starb von Veloccino's Hand und der Bruder Nathan Meier, der Christ gewordene Jude, der bei seiner Taufe den Namen „Honorius“ erhalten und der sich daher „Onorio“ nannte, wurde zu Jerusalem auf Golgatha vom Schüler Veloccino's begraben.

Robert fühlte sich in der Höhle des Greises bald heimisch und es schien ihm, daß dieselbe eine eigene Wunderkraft des Vergessens besitze oder war es der Eindruck des Sterbenden und dessen Erzählung, die ihm seine eigene Angelegenheit in den Hintergrund stellten. Er dachte seines Seelenleidens nimmer und nur manchmal drängte sich das Bild der unglücklichen Nonne in dem Judenhause in seinen Sinn.

So blieb es einige Tage; wie sein Vorgänger sich von den spärlichen Erzeugnissen der Umgegend des Berges nährend und aus dem verborgenen Quell das Wasser trinkend, verbrachte er die Tage und Nächte in frommen Betrachtungen, nur in der stillen Zeit der Mitternacht ungesehen aufwärts kommend, um sich das Nöthige zu besorgen.

So stieg er in einer stillen Abendstunde aufwärts. Langsam schritt er dem Steine zu, der ihn einmal vor dem Gewitter geschützt und von dort hielt er Umschau. Unten lag die heilige Stadt, so still und dunkel wie ein großer Kirchhof und wie von einer verwunschenen Stätte schien alles Leben aus ihr gewichen zu sein. Er sah das Klösterlein, das ihn beherbergt und aus dem er entschwunden war, um nie wieder zu kommen. Die guten Väter, was mochten sie wohl denken, wie suchten sie den Gast wohl an allen Orten, aber daran dachte Keiner, daß ihn die Höhle auf Golgatha bergen werde. Von dem Kloster schweifte sein Blick den

Berg hin über Onorio's Grab und von da den unkennbaren Pfad hinab zum Abhange, wo das halbverfallene Judenhaus stand.

Das war seine ganze Welt, das war der Umkreis seines ganzen Denkens. So wenig genügt Manchem und er ist so glücklich wie ein Anderer, der Welttheile mit seinem Geiste ausfüllt.

Robert sah all' die Punkte mit gleichgültigen Augen, er sah sie, aber er dachte andere Dinge dabei als ein Fremder, der dieß Alles mit den oberflächlichen, neugierigen Blicken des Wanderers betrachtet, um schnell ein Bild zu bekommen, das er im Fluge mit fortnimmt. Für ihn war jeder Punkt der Umgebung, die Stadt, das Klösterlein, der Berg, die Höhle Onorio's, das Judenhäuslein — jedes einzeln ein Denkstein, ein Erinnerungszeichen an seine wichtigsten Lebenstage.

Das Judenhäuschen, diese zerfallene Lehmhütte, darin das schmutzigste Elend vielleicht seinen Wohnsitz aufgeschlagen, dort blieb der Blick des jungen Einsiedlers haften — warum?

Warum? Dort lebte ja die Aermste, die von Vater und Mutter verfolgt, ein Sündenkind, die Schuld zweier Verirrten tragend, das traurigste Leben dahinschleppt, — die Aebtissin Clara, Karoline, die Tochter des Abbé und der Fürstentochter.

„Wie arm, wie arm!" rief Robert. „So unschuldig und so elend wie nicht leicht ein menschlich Wesen auf der Erde, der Gnade der geizigen Schützer überlassen, die nur Hoffnung auf Gewinn abhält, sie vielleicht eines Tages hinauszustoßen und die Arme hülflos sich selbst zu überlassen.

Er schien, indem er dieß dachte, bei sich zu überlegen.

„Und ich sitze hier ruhig und blicke hinab auf diese Hütte, als ob ich fremd dem Jammer wäre", murmelte er. „Da unten liegt sie im tiefsten Elend, die schöne Tochter meines Meisters, da unten schmachtet sie als Sklavin, denen die harte Arbeit verrichtend, die tief unter ihr stehen. Ist es nicht die Pflicht der Dankbarkeit, die Schuld, die ich

gegen den Wohlthäter, den Gebieter habe, das Mädchen zu erlösen, es dem Vater zuzuführen?"

Seine Augen glühten und sein Kopf brannte, als er sich dieß zu Gemüthe rief. „Ich muß es thun, ich muß es heute noch!" rief er. Er erhob sich. „Es kostet einen Brief an Veloccino und in der kürzesten Zeit steht mir Alles zu Gebote, die Flüchtige ihrem traurigen Schicksal für immer zu entreißen", sagte er sich, stehen bleibend. „Aber sie will ja nicht, sie will nicht, daß der Vater ihren Aufenthalt erfahre", warf er sich selber ein. — „Deßhalb muß ich mit ihr sprechen, muß ihren Willen hören und nöthigenfalls mit aller Ueberredung ihre Einwilligung erhalten. Wenn etwas Besonderes mich treibt, so soll ich an die Thüre des Hauses pochen und sie rufen, sagte sie. Ich glaube, daß ich Grund habe, es zu thun." Er schritt wieder weiter, dem fast unsichtbaren Pfade zu, der an Onorio's Grab vorüber abwärts führte; aber er hatte kaum einige Schritte gemacht, als er wieder stehen blieb. Ein leises Summen machte ihn aufmerksam, das wie aus dem Grabe des Einsiedlers heraufdrang. Er lauschte. In kleinen Unterbrechungen hörte er die Töne, die nicht Gesang und nicht gesprochen waren, stets deutlicher. Horchend ging er zurück und spähte. Jetzt konnte er deutlich verstehen. Es waren deutsche Worte, welche die Stimme halb sang, halb sprach und die so wehmuthsvoll und so eigenthümlich schauerlich klangen.

„Meine Ruhe ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer und nimmermehr!"

So klang es klagend hinter der Kluft hervor.

Robert umging dieselbe und bebte mit einem unterdrückten Aufschrei zurück. In den Fels gekauert, in dem weißlich grauen Kleide, von dem Steingeklüfte kaum zu unterscheiden, saß die Tochter Veloccino's. Das Haar aufgelöst, das Gesicht nach Oben gekehrt, wie der Welt entrückt, summte sie halblaut vor sich hin, mit der abgelöschten Fackel, die ihr zur nächtlichen Wanderung gedient hatte, in den Boden bohrend.

„Bist Du es, Aebtissin Clara?“ fragte Robert.

Sie hielt inne und sah den Frager überrascht an. „Bin es!“ antwortete sie, „und Du willst?“

„Ich wollte Dich suchen unten in dem verfallenen Hause, wo Du wohnst, bei den Juden.“

„Was willst Du von mir?“

„Dein Elend geht mir zu Herzen, ich muß Dich erlösen und will mit Dir darüber sprechen.“

Die Aebtissin sah ihn verwundert an.

„Du kümmerst Dich um mein Leid, Mann? — Ich dachte, Du kümmertest Dich nimmer um mich — ich glaubte Dich längst nicht mehr hier“, antwortete sie.

„Warum vermuthest Du das?“

„Ich sah Dich nicht mehr seit acht Tagen, in denen ich fast jede Nacht den Berg bestieg.“

„Und ich war hier, denn ich wohne auf dem Berge.“

„Wie?“ rief Karoline, als verstände sie ihn nicht klar.

„So ist es!“ wiederholte Robert, und erzählte ihr in Kurzem die Geschichte seiner Begegnung mit Onorio.“

„Und was willst Du thun, um mich von da hinwegzubringen, wenn es Dir wirklich ernst ist?“ fragte sie mit leisem Mißtrauen.

„Wenn Du einwilligen würdest, daß ich Deinem Vater Nachricht gebe, so würde er mir in der möglichst kürzesten Zeit die Mittel senden, Dich zu ihm zu bringen“, entgegnete Robert zögernd.

„Zu ihm? Zu meinem Vater?“ fuhr Karoline zurück — „o, nein, ich will nicht zu ihm“.

„Warum?“ fragte der junge Mann.

„Weil ich ihn ebenso fürchte wie meine Mutter. Ich wage weder zu ihm noch zu ihr zurückzukehren.“

„Warum fürchtest Du Deinen Vater?“ entgegnete Robert. Du weißt nicht, wie Dich Dein Vater liebt, wie er Alles aufbieten würde, Dich zu besitzen und Dir das glücklichste Loos zu schaffen.“

„Du glaubst?“ fragte die Nonne zweifelhaft.

„Ich weiß es gewiß, denn ich kenne seine Anstrengungen, die er machte, Dich aufzufinden und seinen Schmerz, als jener Fluchtversuch durch Deine Mutter vereitelt wurde", antwortete er bestimmt.

„Und wenn ich zum Vater zurückkehrte, was glaubst Du, würde er mit mir beginnen?" fragte die Aebtissin wieder.

„Dir jeden Wunsch gewähren und Alles anwenden, Dein Glück zu gründen, Dir die verlorene Jugend zu ersetzen", erwiderte Robert.

Karoline schwieg eine Weile und sah den vor ihr Stehenden prüfend an.

„Wie gelang es meinem Vater, endlich meinen Aufenthalt in dem Kloster St. Ursula zu entdecken?" forschte sie.

„Durch mich?" antwortete Robert, „ich hatte einen seltsamen Traum, den ich ihm mittheilte, und in Folge der Beschreibung dessen, was ich im Traume sah, gelang es ihm durch seinen Scharfsinn, das Kloster zu errathen, wo wir Dich wirklich fanden."

Die Nonne schaute den Mann noch fester prüfend an. „Ist das wahr?" fragte sie.

„Es ist so wahr, als ich von dem Augenblicke an, wo ich Dich zum ersten Male sah, weder Ruhe noch Rast mehr hatte und der schmerzlichste Drang mich Tag und Nacht quälte. Wenn ich Dir es noch so lebhaft schildern würde, Du würdest es nie glauben, was ich um Dich gelitten habe. Im Wachen und Träumen sah ich stets Dein Bild vor mir, das mich mit dem schmerzlich lieblichen Blick verfolgte, wie er jetzt auf mir ruht. Ich entdeckte meinem Meister, Deinem Vater, die Bedrängniß meiner Seele. Um mich daran zu heilen, sandte er mich auf eine weite Reise, deren Zielpunkt Jerusalem sein sollte. Aber die Reise milderte das Leid der kranken Seele nicht, sie steigerte das Uebel und selbst am heiligen Grabe wich der Geist der Versuchung nicht. Fast in Verzweiflung floh ich einst Nachts nach Golgatha und Linderung der Qual suchend, fand ich die Urheberin derselben, Dich selbst!"

Karoline sah wehmüthig lächelnd zu ihm auf und streckte die Hand aus.

„Du littest um mich, armer Mann — ich kann Dein Leiden wohl begreifen, denn ich litt dasselbe. Im wilden Wahnsinnsfeuer des Deliriums, auf der Reise hieher und hier im Judenhause, überall sah ich Dich und wußte nicht, warum ich an Dich denken mußte. Nun weiß ich es."

„Warum?" fragte Robert mit zitternder Stimme.

„Weil ich es als einen Wink des Himmels sehe und weil es in dem Rath des Ewigen bestimmt ist, daß wir zusammenbleiben. Glaubst Du nicht?"

„Du sprichst, was tief im Grunde meines kranken Herzens bis jetzt vor aller Welt verborgen war, was ich mir selber nicht zu denken erlaubte, aus. Mein gehören, mein sein und ich Dein, Du liebstes, bestes Wesen, angebetet, für heilig gehalten von mir — das ist es ja!" rief Robert und sank auf die Kniee vor ihr nieder, ihre Hände in die seinen fassend und sie an die klopfende Brust drückend.

Karoline ließ es willenlos geschehen, er senkte das Haupt in ihren Schooß und Karoline ließ ihre Hände umschlungen an seinem Nacken ruhen. So blieben sie lange Zeit stumm und regungslos. Der Augenblick des Geständnisses hatte Beide überrascht und bewältigt.

Endlich erhob Robert den Kopf und blickte in das Antlitz der Geliebten. Sie neigte sich zu ihm herab und glühend brannten die Lippen aufeinander.

Armes Herz, armer Geist des ascethischen Schwärmers! Wo war die Willenskraft geblieben, warum hat er nicht verhindert, was kommen mußte!"

Wohl klopfte das Herz noch höher in der Umarmung des weiblichen Wesens, aber das Pochen war nicht mehr das Peinliche der Angst vor der Versuchung, es war die überstandene Versuchung — die Liebe.

„Was wirst Du nun beginnen — dort graut der Morgen?" fragte Robert.

„Das wirst Du mir sagen, Freund!“ entgegnete Karoline, sich sanft an ihn lehnend, „ich denke, Du wirst mir Rath wissen.“

„Du willst nicht, daß ich Deinem Vater berichte?

„Ich fürchte mich davor!“

„So lasse ich es und wir werden ein Mittel finden, hinzukommen und zu hören, was in seiner Nähe vorgeht. Willst Du das?“

„Ich vertraue Dir, Du kennst den Abbé Veloccino besser als ich.“

„Wirst Du einwilligen, wenn ich Dir rathe, nicht mehr zu den Juden zurückzukehren?“

„Ich würde das gerne, denn ich kann Dir nicht sagen, was ich unter den Halbwilden litt, und was man mir oft aufbürdete; nur die Furcht vor der Entdeckung hielt mich dort zurück.“

„So gehe nicht mehr zu ihnen.“

„Wo aber werde ich bleiben? Kannst Du mir einen Ort zeigen, wo ich verborgen bin, bis wir —“

„Du wirst bei mir bleiben —“

„Bei Dir, wo?“

„Dort!“

Robert zeigte auf die Höhle Onorio's.

„Dort hat ein Mann fünfzig Jahre verborgen vor aller Welt gelebt, der Zufluchtsort wird auch uns bergen, bis uns die Abreise glückt.“

Karoline sah ihn schweigend an, aber das Roth, das ihr Gesicht umfloß, sagte ihm, was er selbst in dem Augenblicke dachte.

Indeß die Noth gebot.

„Weißt Du besseren Rath?“ fragte der junge Mann, sie an der Hand fassend.

„Gehen wir!“ flüsterte sie, sich enger an ihn schmiegend.

„Wohin?“ fragte Robert.

„Dorthin, wohin Du mich führen wirst, ich vertraue mich Dir ganz an, denn ich denke: Gott hat Dich mir

geschickt, wie einem Irrenden in der Wüste einen Engel!" antwortete die Nonne.

„So komme, es wird Tag und wir dürfen sein göttliches Licht jetzt nicht schauen," flüsterte er, den Arm um sie schlingend und den Weg nach der Höhle Onorio's einschlagend. „Komm', in Gottes Namen. Ein Herz, ein Sinn und eine Liebe, warum soll nicht ein schützendes Dach uns bergen und ein Lager uns aufnehmen!"

Ein weißer flockiger Duft stieg hinter dem Berge auf und wie ein grauer Schleier zog es über die Stadt Jerusalem hin, es war der Frühnebel, fern im Osten säumte sich der Horizont violett, aber nicht lange dauerte dieses Morgendämmern.

In jener Gegend folgt der Uebergang von Nacht zu Tag rascher, auf einmal flammte der Sonnenball auf und wie glühende Zinken leuchteten die Spitzen der heiligen Stadt. Ein Strahl fiel mitten in den Winkel hinein, wo das kleine Kloster lag, und streifte die elende Lehmhütte der Judenfamilie. Es war einen Augenblick lang, als ginge das Kloster der Väter und das Haus der Israeliten in Feuer auf. Dann stieg der Strahl den Berg Golgatha hinan und übergoß Robert und Karoline mit dem rothen, magischen Lichte, wie mit einem Glorienscheine.

Stumm, in einander verschlungen, standen Beide sprachlos.

Was mochten sie denken?

Robert fuhr auf und setzte endlich den Fuß an, indem er sachte die Freundin mit sich fortzog.

Da, in die Höhle der Schädelstätte, wo ein junger Mann vor Jahren seine Liebe vergraben hatte, flüchtete jetzt ein Paar, die neue Liebe zu pflegen.

---

In den Tagen, da Veloccino als Bußprediger auftrat, bald nach dem Abend, wo ihm Louise erschienen war und die peinliche Unterredung mit ihm hatte, erhielt er einmal

einen Brief, den ein fremder Mann in das Palais brachte, wo er wohnte.

War ihm der Schriftzug der Aufschrift auch nicht unbekannt, so staunte er umsomehr darüber, von dieser Seite einen Brief zu erhalten, und noch mehr über den Brief selbst, der in einigen hebräischen Zeilen abgefaßt war.

Veloccino war sonst nicht der Mann, den so leicht etwas frappirte, aber diese Zeilen betrachtete er, wie er einen Bekannten betrachtet haben würde, den er Jahr und Tag todt geglaubt, auf einmal vor sich gesehen hätte. Er las die wenigen Zeilen wiederholte Male und schien die paar Worte kaum zu begreifen, welche doch nur eine einfache Einladung in ein Haus nahe bei der Stadt enthielten.

Es mußte ihm aber dennoch viel an dieser Einladung gelegen sein, denn an demselben Abend noch, an dem er den Brief erhalten, verließ er vorsichtig das Palais, miethete einen Wagen und fuhr hinaus auf die Landstraße. Er hatte Mühe, das bezeichnete Haus zu finden, welches versteckt und abseits von der Straße lag. Als er in dasselbe trat, wies man ihn auf sein Fragen an eine Thüre, die nach der Rückseite des Hauses führte. Auf sein leises Klopfen öffnete man ihm und er trat in ein matt erleuchtetes Gemach, in welchem sich zwei höchst sonderbare Personen befanden.

Ein Mann, der an die Thüre gegangen war, um zu öffnen, und ein Frauenzimmer, welches im Hintergrunde des Zimmers saß.

Beide waren in eine eigenthümliche, halb morgenländische Tracht gekleidet. Der Mann trug über einen langen Talar eine Art kurzen Kaftan von dunkler Farbe, der von einer ähnlichen breiten seidenen Schärpe zusammengehalten wurde, während das Haupt eine jener Kopfbedeckungen zierte, wie sie bei den griechischen und theilweise auch armenischen Geistlichen eingeführt sind, nur war sie am unteren Ende mit einem Tuche turbanartig umwunden. Die Kleidung des Frauenzimmers war im Gegensatze von heller, weißlicher Farbe und bestand aus einem langen tunikähnlichen Gewande mit weiten

langen Aermeln, um die Mitte hielt dieß Kleid eine dicke Schnur, wie die Habite der Franziskaner- und Kapuziner-Mönche, zusammen, das Haar hing lang und aufgelöst herab und quoll unter einem großen über den Kopf zum Schutze hängenden Tuche hervor, das nach rückwärts wie ein Schleier hinabfiel.

Veloccino war nicht wenig erstaunt über die beiden fremdartigen Gestalten.

„Ich grüße Dich, Meister!“ sagte der Mann ehrerbietig, als Veloccino eingetreten war und ihm gegenüberstand. Er kreuzte die Arme über der Brust, wie es die Orientalen beim Salem thun, und verneigte sich.

„Robert!“ rief der Abbé halb überrascht, halb zürnend.

„Du wirst mir verzeihen, Herr,“ fuhr Robert fort.

„Ich sandte Dich vor bald einem Jahre aus, und Du solltest mir Bericht erstatten, Du ließest mich aber ohne Bericht. Warum thatest Du das?“ fragte Veloccino kalt.

„Weil ich nicht konnte, Herr, ich hatte eine andere Sendung zu erfüllen —“

„Eine andere Sendung?“

„Ich will Dir jetzt, wenn Du Geduld hast, Alles getreulich berichten, und Du weißt, Herr, daß kein Falsch in mir ist — aber sieh', wen ich bringe!“

Veloccino hatte die in der Ecke kauernde Frauengestalt bis jetzt nicht beachtet; als Robert auf sie zeigte, erhob sie sich und trat schüchtern näher.

„Kennst Du sie nicht?“ fragte der Schüler des „schwarzen Herrn“.

Veloccino trat einen Schritt auf sie zu. Der Vater erkannte seine Tochter nicht sogleich, wie sein Famulus sie auf Golgatha erkannt hatte. Stumm blieb er vor ihr stehen.

„Es ist die Aebtissin Clara, die einst im Kloster zu St. Ursula war und die Dir so sehr am Herzen liegt“, sprach Robert.

Dieß Wort war der Zauberschlag, der den Abbé umstimmte.

Sprachlos rang er die Hände, als hätte ihn die Nachricht stumm gemacht, dann stürzte er auf Karoline zu und sie heftig in seine Arme schließend, rief er: „Clara — Karoline, mein Kind! Bist Du es wirklich? Meine Tochter? Bist Du meine Tochter?"

Kaum hörbar antwortete Jene: „Vater, ja, ich bin es!" Aber sie hatte kein zärtliches Wort für den Urheber ihres Lebens, sie sah ihm matt und ausdruckslos in die funkelnden Augen.

Was Veloccino in dem Augenblicke dachte und fühlte, welch' eine eigenthümliche inhaltvolle Geschichte jetzt an ihm wie ein Gespenst vorüberhuschte und welche Pläne, die nur sein Gehirn erfinden konnte, in ihm aufstiegen, das wußte der seltsame Mann nur allein. Er ließ nach der kurzen Umarmung die Aebtissin los und sank auf die Kniee.

„Gelobt sei Gott, der Allmächtige, er hat meinen heißesten, sehnlichsten Wunsch erhört, er hat mir mein Kind wiedergeschenkt," rief er. Dann stand er auf, küßte Karoline auf die Stirne und sprach: „Nun bist Du mein, immer und immer, und nichts in der Welt soll Dich mir mehr entreißen."

„Robert", wandte er sich dann an seinen Schüler. „Robert, Du erinnerst Dich, daß ich einst bei einer Gelegenheit sagte, ich würde Dich entweder so glücklich machen, daß Du nicht glücklicher sein könntest und möchtest, oder Dich verhungern und zum Skelett verfaulen lassen. Sieh', die Stunde der Erfüllung jenes Wortes ist dortmals ausgeblieben. Jetzt ist sie da. Wenn Du mich tausendmal belogen und betrogen hättest, ich verzeihe Dir Alles, Du hast mir Karoline in die Arme geführt. Jetzt wähle ein Glück, und wenn es in eines Menschen Kraft steht, es Dir zu verschaffen, so sollst Du es haben."

Robert stand einige Augenblicke schweigend seinem Erzieher gegenüber und schien in dessen Zügen zu forschen, die er so gut kannte, daß er die Stimmung desselben aus einem

Zucken der Mundwinkel oder einem Zwinkern der Augenlider zu errathen vermochte.

„Herr", begann er, „ich habe viel um Dein Kind gelitten, wie viele Nächte ich schlaflos um sie zugebracht, wie manchen Kampf ich mit mir selbst bestanden und da ich sie gefunden auf dem Calvarienberge, wie manches schwere Leid und manchen herben Streich wir zusammen erduldet, bis wir unter tausend Beschwerden und Gefahren, ohne Alles, bloß auf Gott vertrauend, der uns führte, die weite Fahrt endlich vollendet, das will ich Dir nicht schildern.

„Sieh', Herr, ein halbes Leben lang hast Du in der Pein der Sehnsucht zugebracht, Deine Tochter zu besitzen. Sie steht vor Dir. Was ich als Preis verlange, sagst Du? Wohlan: Gieb mir sie selbst, um die ich so viel Leiden der Seele, so marternde Unruhe ausgestanden und später so viele Beschwerden erduldet habe, gleich ihr. Gieb sie mir, daß ich sie mit Deinem Willen besitze, wie sie sich mir freiwillig hingegeben hat."

Veloccino staunte von Neuem — er glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

„Wie meinst Du?" fragte er noch einmal.

„Karoline, Deine Tochter, die ich Dir in die Arme zurückgeführt, die mich liebt, wie ich sie, gieb mir zum Lohne!" antwortete Jener.

Der Meister in der Verstellungskunst stand sprachlos, aber er hütete sich, eine übergroße Ueberraschung zu verrathen. Einige Sekunden schweifte sein Blick von Einem zum Andern, dann blitzte der eigenthümliche wetterleuchtende Zug voll Bosheit über sein Gesicht. Er faßte die Hände Beider und sagte im ruhigsten Tone: „Wohlan, ich habe nichts dagegen — wenn Ihr Euch liebt, so will ich diesem Glücke nicht hinderlich sein. „Aber", fuhr er fort, „es liegt in meinem, sowie Eurem Interesse, daß Ihr schweigt — tiefes Geheimniß über Alles haltet, bis ich Euch es sage, dann mögt Ihr frei und offen auftreten und recht glücklich sein, so

glücklich, wie es mir niemals vergönnt war und niemals vergönnt sein wird!"

Er wandte sich einen Augenblick ab und fuhr mit der Hand über die Stirne. Die beiden Liebenden, von der günstigen Wendung auf's Höchste betroffen, suchten auf die erhebendste Weise ihren Dank und ihre Freude auszudrücken und setzten ihrem Gefühle keine Schranke mehr.

Karoline, bisher kalt und zurückhaltend gegen ihren Vater, sank nun tiefgerührt unter Thränen dem Abbé an die Brust. Die Eisrinde, die vielleicht übertriebene Schilderungen der Mutter vor dem Erzeuger um ihr Herz gelegt, war hinweggeschmolzen von dem warmen Sonnenstrahle der Vaterliebe, die aus seinen letzten Worten geleuchtet hatte. Die Scheu und das Mißtrauen, welche sie vor dem kalten, finstern „schwarzen Herrn" befangen hielten, waren gewichen und zum ersten Male in ihrem freudelosen Leben fühlte sie wenigstens eine sonnige Seite.

Veloccino machte sich aus der Umarmung los und zu seinem früheren ernst besonnenen Wesen zurückkehrend, sagte er: „wie gelang es Euch, aus dem fernen Orient hieher zu kommen und wie fandet Ihr mich?"

„Es ist eine lange Geschichte", erwiderte Robert, „die auf einmal nicht klar werden wird und die wichtigsten Ereignisse in unser Beiden Leben enthält, erlaube mir, Vater —"

„Ich weiß das", unterbrach ihn Veloccino, dazu ist Zeit, nur Eure Reise und meine Auffindung will ich wissen, weil ich darnach vielleicht Maßregeln treffen muß, auch scheint mir Euer hiesiger Aufenthaltsort ein sonderbar gewählter."

„Wie wir reisten, Herr", begann der Schüler, „ist mir selbst noch unerklärlich; als wir unsern Zufluchtsort auf dem Berge Golgatha verließen, denn wir zögerten lange — ich gestehe es, aus Furcht — zu Dir zurückzukehren, als wir reisen mußten, weil wir dort uns nicht mehr sicher genug glaubten, war unsere Baarschaft eine so geringe, daß sie für eine solche Reise soviel wie nichts zu rechnen ist. Ich könnte die mannichfaltigen Mittel und Wege, die wir einschlugen

und die verschiedensten Arten und Weisen, wie wir die beschwerliche Tour bis Salzburg machten, nicht mehr ausführlich berichten und möchte es auch nicht. Genug, daß es überstanden ist, mit innigstem Danke gegen Gott den Allmächtigen, Allgütigen sage ich es. Ich kann nicht anders sagen, Gott der Starke hat uns geführt, er hat an uns ein Wunder gethan, wie wäre die Reise ohne Geld, ohne Papiere, ohne alle Hülfsmittel möglich gewesen! — In Salzburg, wo ich mich alleine in Veloccino's Haus begab, erfuhr ich zu meiner großen Bestürzung, daß der Herr abgereist sei. Unser alter Diener, den ich allein im Hause fand, gab mir zu meinem größten Troste, nachdem ich mich ihm, der mich nicht erkannt hätte, genannt hatte, die Adresse hieher und etwas Geld.

Daß ich nicht gleich in das Palais, das die Adresse bezeichnet, ging, ist natürlich, ich wagte es sogar nicht einmal, um Aufsehen zu vermeiden, die Stadt zu betreten. Hier außen in einer der schlechten Hütten hoffte ich den Inwohnern durch das übriggebliebene Geld und Versprechen von noch mehr zu imponiren und sie zu veranlassen, uns solange aufzunehmen, bis wir die Personen gesprochen hätten, an die wir uns wenden müßten. Es gelang nach einiger Ueberredung.

Das war gestern Abend, als wir ankamen und heute Morgen besorgte ich gleich die Nachricht, die ich, um sie, wenn der Brief möglicher Weise in unrechte Hände kam, Anderen nicht so leicht verständlich zu machen, in hebräischen Lettern schrieb."

„Es wäre eigentlich jetzt die beste Zeit, Euch von hier wegzubringen, es ist dunkle Nacht", sagte der Abbé, sich besinnend. „Aber wohin?" fuhr er fort. Er mußte jedoch bald einen Plan gefaßt haben, denn nach kurzer Ueberlegung rief er: „Kommt mit, ich will Euch vorläufig anständig unterbringen, aber ich binde es Euch auf's Gewissen, ganz verborgen zu bleiben, bis ich Euch selbst hole oder durch

eine vertraute Person, die den schriftlichen Auftrag von mir haben wird, holen lasse!" —

Karoline nahm über das tunikartige Kleid einen weiten Mantel aus grobem Stoffe um und alle Drei verließen das Häuschen und bestiegen den an der Straße harrenden Wagen.

Angedeutetermaßen begaben sich diese unter der Ueberschrift „Die Wunder des schwarzen Herrn" dargestellten Ereignisse am Ende des Winters, etwa Anfangs bis Mitte Februar.

An einem Abend dieser Zeit, der sehr kalt und dunkel war — es war derselbe Abend, der auf den folgte, an welchem Veloccino Robert und Karoline besucht hatte — stand der Bußprediger in der Nähe der St. Cajetanskirche. Er war in einen langen dichten schwarzen Mantel gehüllt und schien mit aller Anstrengung durch Bewegung sich der unangenehmen Kälte zu erwehren, während die Gaslaternen kaum zwei Schritte um sich einen Lichtschein warfen, der die umliegenden Gegenstände nur mangelhaft und unsicher beleuchtete.

Jedenfalls suchte oder erwartete der Mann Jemand. Bald schritt er in eiliger Hast an dem Portale der Kirche vorüber, bald blickte er spähend nach der einen oder anderen Seite aus.

„Sie wird mich jeden Abend an der St. Cajetanskirche hören, wenn ich sie rufe", sagte sie, murmelte er eben wieder, indem er die Schlagschatten der Portale von der Straße durchspähte. Wenn sie nicht wirklich ein Schatten ist und in der Luft schwebt, so begreife ich nicht, wo sie bei der Kälte und bei den geschlossenen Kirchenthüren sich verbergen könnte. Eine halbe Stunde wandle ich bereits auf und ab, um eine Spur zu entdecken, aber nichts, das der fatalen Erscheinung gleichen könnte, zeigte sich. Genug, einmal muß ich das räthselhafte Weib noch haben, es wird das Letztemal sein, daß wir uns so gegenüberstehen — — —" er verschlang den Schluß des Satzes in sich, indem er das Gesicht hinter dem Mantel vor der Kälte zu schützen suchte und, sich

vor dem Luftzug zu wahren, dicht unter die Mauer der der Kirche gegenüberliegenden Loggia trat.

„Wird sie mich dennoch hören, wenn ich Ihren Namen rufe?“ flüsterte er nach einer Pause wieder, als die Straße einen Augenblick menschenleer war. „Ich versuche es!“

„Louise!“ rief er, an das Hauptportal der Kirche tretend. Kein Laut, keine Spur gab Kunde von der Anwesenheit der Verlangten.

„Sie wird mich nicht getäuscht haben oder ich würde zu dem verzweifelten Mittel von damals greifen müssen“, murmelte er unwillig und sah nach allen Seiten um sich. „Louise, wirst Du hören, wenn ich rufe, wie Du sagtest?“ fragte er wieder.

Als er sich eben wandte, trat eine schwarzgekleidete, tief verschleierte Dame hinter ihn.

„Du suchtest mich, Karl, und riefst mich?“ sprach dieselbe.

Betroffen sah der Abbé um. „Wo kommst Du her, Weib?“ fragte er.

„Laß Dich das nicht kümmern“, antwortete die Dame, „sprich, was soll ich?“

„Du wirst heute Abend noch bei mir erscheinen?“

„Wann?“

„Um neun Uhr in dem Zimmer, wo Du einmal warst?“

„Ich werde es!“

„Gut — auf Wiedersehen!“

Veloccino ging und die Gestalt der Dame schien an der Kirchenmauer zu verschwinden.

„Sie lebt, sie ist Fleisch und Blut noch!“ murmelte der Abbé im Fortgehen, aber ich will heute Rache nehmen für Alles, wenn ich sie habe“, lächelte er boshaft.

In kurzer Zeit hatte er das Palais erreicht; seine Zimmer waren wie zum Besuche einer kleinen Gesellschaft hergerichtet und in kurzer Zeit fand sich auch eine solche ein.

Milizius war geladen und erschien zuerst, ihm folgte bald Friedrich und einige neuere Bekannte des Wunderthäters,

die er erst seit seinem Aufenthalte gewonnen hatte, vervollständigten den Kreis. Niemand kannte den eigentlichen Zweck der Einladung und die Angekommenen begrüßten sich und unterhielten sich, so gut es eben in solchen Fällen gehen wollte. Der Abbé selbst kümmerte sich verhältnißmäßig wenig um seine Gäste, sprach nur kurz mit dem oder jenem und schien in ziemlicher Unruhe bald nach der Uhr, bald nach dem Eingang zu seinen Gemächern zu sehen.

Endlich mußten seine Erwartungen erfüllt worden sein. Er trat auf den Corridor hinaus und erschien bald wieder mit unläugbarem Ausdruck der Befriedigung. Sein Blick strich prüfend durch die Versammelten und er stellte sich im vordern Theile des Zimmers so, daß er die Thüre, welche in das zweite Zimmer führte, zu seiner Rechten hatte, während er die Eingangsthüre vom Corridore aus vollständig beherrschen konnte. Die kleine, aus sieben bis neun Personen bestehende Gesellschaft war in den kleinen Raum, der zwischen der Verbindungsthüre und dem Fenster lag, gedrängt worden. Es lag eine gewisse Absicht zweifelsohne in dem Arrangement und es sah aus, als habe der Wunderthäter den größeren Theil des Zimmers zu besonderen Experimenten reservirt.

Jeder merkte, daß, als der Abbé an der Thüre Posto faßte, derselbe etwas vorhabe und Alles zog sich von selbst auf die Sitzplätze zu und gab unwillkürlich den Raum frei. Ein einigermaßen geschickter Arrangeur wird niemals verrathen was er will und was unbewußt entsteht, wird nie gemacht und vorausberechnet aussehen. So ist es bei geschickten Diplomaten, bei geistreichen Feldherren, bei Künstlern jeder Art und sogar im gewöhnlichen Leben bei gewandten Weltleuten. So war es bei dem „schwarzen Herrn", dem Abbé Doctor Veloccino, dem modernen Heiligen und wunderthätigen Bußprediger.

Die Uhr zeigte kurze Zeit vor neun Uhr als dieß geschah.

Im gewöhnlichen leichten Gesellschaftstone, ohne etwas Besonderes zu verrathen, begann Veloccino zu sprechen:

„Meine Herrschaften, es ist nun, denke ich, Zeit, daß ich Ihnen die Unklarheit benehme über den Zweck, zu welchem ich Sie eingeladen habe, heute mir die Ehre Ihrer Gegenwart zu schenken. Ich muß Ihnen im Voraus die Hoffnung benehmen, wenn Sie etwa glauben, eine der gewöhnlichen Bußpredigten von mir zu hören oder eine sonstige gottgelehrte Abhandlung zu vernehmen. Der Abend ist zu einigen sonderbaren Experimenten bestimmt, ich muß nothgedrungen dieselben vornehmen und damit Sie nicht etwa glauben, ich wollte Sie als professioneller Predistigiateur nur durch unterhaltende, überraschende Künste — sogenannte moderne Wunder — blenden, so sage ich Ihnen gleich voraus, daß, was Sie auch Wunderbares sehen werden, lediglich meine Privatperson betrifft, und Sie in Familiengeheimnisse eingeweiht werden, wozu ich mir Sie als Zeugen erbeten habe. Es wird wahrscheinlich der letzte Abend sein, wo wir uns sehen und ich betrachte denselben gleichsam als Abschiedsabend."

Der Sprecher schielte kaum bemerkbar nach der Uhr.

„Einige Herrschaften werden sich aus einem der letzten Abendzirkel in diesem Hause noch einer Erscheinung erinnern, die dortmals auf der Brüstung des Saales sich zeigte. Es ist der Geist einer Dame aus fürstlicher Familie, in distinguirten Kreisen vielbekannt, gestorben und beigesetzt in der Familiengruft, wie allbekannt, nicht wahr, Herr Doctor Milizius, und Sie, Herr Friedrich Gérard, Sie werden es jede Stunde bezeugen können, daß die Fürstin Louise von —"

„So ist es", unterbrach Milizius, „und ich glaube nicht, daß Jemand daran zweifelt."

Veloccino fuhr fort:

„Dieser Geist hat mich gewürdigt, heute bei mir zu erscheinen und ich glaube, daß ich die Kraft besitze, dem Geiste manches Geheimniß zu entlocken, aber wie gesagt, ich bedarf dazu der Zeugen. Die Uhr hob zum Schlage aus.

„Ich bitte die Herrschaften, sich etwas stille zu verhalten", sprach der Wunderthäter, die Arme erhebend und das Gesicht nach der Eingangsthüre wendend.

Dasselbe Geräusch wie damals, als Louise zum Letztenmal erschienen war, entstand, unter dem Geräusche öffnete und schloß sich die Thüre und die Erscheinung, wie sie auf der Gallerie des Salons gesehen worden war, schwebte in das Zimmer.

„Steh'", sprach Veloccino, und die Gestalt stand in Mitte des Zimmers.

Milizius sah mit dem Ausdrucke sichtlicher Verlegenheit bald auf die Erscheinung, bald auf Veloccino und Friedrich.

„Karl!" rief die Erscheinung in tiefem Tone: „Du hast mich gerufen, was willst Du?"

„Daß Du bleibst und mir Rede stehst", antwortete der Abbé.

„Um was?" fragte Jene.

„Beim allmächtigen Gott, antworte mir, ob Dein Tod und Deine Begräbniß Wirklichkeit oder Trug ist, ich habe den Glauben, daß das Letztere der Fall und Du ein Gaukelspiel und mit Deinem Tode einen höchst verwerflichen Betrug treibst", sprach der Wunderthäter.

„Darüber stehe ich Dir nicht Rede, Abbé Veloccino genannter Karl Reinold, falscher Priester und Meuchelmörder! Entlasse mich oder ich treffe Dich mit der Kraft des Marterbannes, den Du mir mitgetheilt hast in einer verzweifelten Stunde und mit dem ich Dich schlug am Felsen der Jungfrau vom See, als Du dem Kloster St. Ursula die Aebtissin Clara rauben wolltest", antwortete die Erscheinung.

Veloccino hielt sich bei der Rede derselben von rückwärts an der Wand, einen Augenblick wurde er noch blässer als gewöhnlich und er wäre vielleicht umgesunken, aber das war nur ein Augenblick. Ebenso schnell trat er einen Schritt gegen die Gestalt vor, sein Körper schien Stahl zu sein und sein Blick ein Blitz.

„Entlassen Dich?" Jetzt? rief er höhnisch. „Niemals! Gerade die Stunde ist die kostbare, ich habe sie gewählt, ich habe wohlbedacht die Zeugen hier zu mir geladen, vor denen

Du mir Rede stehen sollst und müßtest Du der Hölle ärgste Marter darüber dulden."

Er nahm das Kreuz, das er an der goldenen Kette trug, in die Hand und hielt es zwischen sich und die Gestalt, die leise bebte.

„Punkt für Punkt Deiner Anklage sollst Du mir beweisen oder meiner Rechtfertigung unterliegen", fuhr er fort. — „Abbé Veloccino genannter Karl Reinold? Worin liegt das Verbrechen, daß ich meinen Namen geändert, den ich nimmer tragen mochte, weil ein leichtfertiges Mädchen, das mich um das Glück meiner Jugend betrogen, ihn mir verdorben hatte. Ich mochte der Karl Reinold, der Geliebte, der genarrte Schäfer der Prinzessin Louise nicht mehr sein. Weil ich die Gunst mit einem Dritten und vielleicht einem Vierten nicht theilen wollte, ging ich vom Hofe Deines Vaters und niemals sollte Jemand mehr von Karl Reinold etwas wissen, deßhalb nannte ich mich Veloccino. Du weißt, daß Du die Urheberin meiner veränderten Laufbahn bist, wie meines tiefen Schmerzes und Du wagst es dennoch, mir vorzuwerfen, daß ich den Namen, der mit tausend Qualen der Erinnerung auf meiner Seele brannte, nimmer tragen mochte! Was erwiderst Du hierauf?"

Die Gestalt schwieg.

„Falscher Priester" sagtest Du?" fuhr Veloccino fort. „Wer sagt je, daß ich für einen Priester gelten wollte, daß ich als solcher figurirte? Wer das sagt, der lügt! Ich habe die Wissenschaften des geistlichen Standes studirt, habe mein Examen als katholischer Theologe bestanden, wie Keiner vielleicht, was ich mich rühmen kann, und bin mit gutem Rechte theologiae doctor. Wenn ich die Weihen, die zur Ausübung des Priesteramtes erforderlich sind, nicht genommen habe, so hatte ich dafür meine Gründe; ich schäme mich nicht, sie Dir und diesen hier darzulegen — ich liebte Dich, trotzdem Du mich so unendlich elend gemacht, so von Grund der Seele, daß ich mir denken mußte, Du würdest eines Tages kommen, mit reuigem Herzen zurückkehren zu mir und wie

ich Dich haßte um Deiner Fehler, so liebte ich Dich um Deiner Tugenden, ich würde mein höchstes irdisches Glück in Deinem Besitze gesehen haben. Der Cölibat, der den Priester bindet, hätte mir eine Vereinigung mit Dir unmöglich gemacht, ich hatte also Nebengedanken und um dieser willen hielt ich mich für unwürdig, ein Gesalbter des Herrn zu sein. Ich war niemals Priester und Niemand wird auftreten können, der mich das Meßopfer entrichten, ein Sakrament spenden sah, ich war also auch kein falscher Priester."

„Und nannst Dich Abbé und trägst die Kleider eines Priesters?" wandte die Erscheinung schneidend ein.

„Ich nenne mich „Abbé" als Laie, wie Du Dich als von Deiner Familie verstoßen, Fürstin nennen läßt. Du hast Dir Deinen Titel angemaßt und Jene, die um Deine Verhältnisse wußten, waren gutmüthig genug, Dir die Spielerei zu lassen. Ich habe meinen Titel nicht selbst gewählt, denn Abbé ist wohl zu Deutsch Abt, aber es ist auch ein honoris causa verliehener Titel, den mir der heilige Vater während meiner Dienstzeit in Rom beilegte, wohl wissend, warum.

Ich trage die Kleider eines Priesters? Wann sahst Du oder Jemand mich geweihte Kleider tragen? Wenn ich den Talar oft trug, in dem ich gerne ging und noch es thue, so ist das kein Priesterkleid, es trägt ihn jeder profane Kirchendiener auch, aber wer hat mich mit dem Kleide, mit den geweihten Insignien der Priester, mit Stola, Rauchmantel oder Meßgewand gesehen?

„Antworte mir, Prinzessin Louise, ob Du noch etwas zu erwidern hast?" schloß Veloccino.

Es entstand eine kleine Unruhe unter den Versammelten, ein Geflüster, denn die Meisten hatten geglaubt, daß der Abbé wirklich Priester sei und hatten sie über den Vorwurf der Erscheinung, den falschen Priester betreffend, gestutzt, so sahen sie sich durch das Geständniß des Abbé im höchsten Grade überrascht.

Ein Blick auf die Gesellschaft genügte, um das vorige Schweigen herzustellen.

„Du antwortest nicht?“ fragte der Abbé.

„Du kannst mit Worten blenden, kluger Mann“, entgegnete die Erscheinung, aber den feigen Meuchelmord des Juden Levi, dessen einzige Zeugin ich bin, wirst Du nicht hinwegraisoniren.“

„Den Meuchelmord? Frage etwelche hier, die an jenem Abend in der Gesellschaft waren, wo man mir verabredeter Weise einen alten Mann vorführte, der mich mit wahnsinnigen Gebärden anklagte, daß ich den Meuchelmord an ihm versucht. Gott strafte ihn durch mich und ließ ihn todt hinfallen. Wo ist das Recht? War dieß Levi Meier, der Jude, den ich gemordet haben sollte, wirklich, wie konnte er vor Jahresfrist gestorben und begraben sein, wie öffentlich bekannt gemacht ward, und war's eine Finte, von einem gedungenen Lügner vorgebracht, um mich zu verderben, warum zieh man mich nicht des Mordes, als der Alte durch Gottes Kraft und mein Wort jähen Todes starb und ließ mich frei ausgehen? Warum schleppte mich die Judensippe nicht vor den Richterstuhl? Warum, wenn Du die lebendige Zeugin des Meuchelmordes warst, klagtest Du mich nicht an? Ich gebiete Dir, Prinzessin Louise, laut zu sagen, daß ich des Meuchelmordes an dem Juden Levi nicht schuldig bin!“

Die Erscheinung schien einen Augenblick zu schwanken, dann sagte sie mit eigenthümlicher Betonung: „Wahr ist, Abbé Veloccino, daß Du den Juden damals nicht getödtet hast.“

Wie zweideutig waren diese Worte, aber die Entschuldigung des Mordes war ausgesprochen und Niemand zweifelte an der Richtigkeit außer Milizius, der den Hergang von Morgenstern wußte, und Friedrich, dem der Unsichtbare geschrieben hatte: „Veloccino hat den Juden ermordet“, aber sie schwiegen.

„Treffe mich nun mit der Kraft des Marterbannes, den ich Dir in jener Stunde auferlegte, als ich, schon an Deiner Treue zweifelnd, Dir befahl durch meine Willensmacht, zu kommen und Dein Kind zu holen. Ich glaubte Deine Treue, Deine Kindesliebe zu prüfen und Du wurdest

zur Frevlerin an mir und dem Kinde. Doch mit dem Banne, der seine Kraft auf Dich behielt, sagst Du, daß Du mich schlugst an dem Felsen der Jungfrau vom See beim Kloster zu St. Ursula, warum? Weil ich die Aebtissin Clara rauben wollte? Nicht? Sage, wer war die Aebtissin?"

„Meine Tochter!" entgegnete die Erscheinung.

„Unsere Tochter, nicht wahr? fuhr der Abbé fort und warum hast Du das Mädchen in das Kloster zu gehen gezwungen? Warum hast Du die Arme noch ärmer, die Elende noch elender gemacht? Weil sie Deinem Rath, sich mit ihrer Jugend für Dich zu verkaufen, nicht Folge leisten konnte. Ist das wahr, Prinzessin Louise? Treffe und schlage mich mit der Kraft des Bannes, der von mir auf Dich ausging?"

Die Gestalt bebte vor Zorn und Wuth, sprachlos stand sie, das erstorben scheinende Auge funkelte auf, aber der Blick des Beschwörers war schärfer und hielt die Erscheinung im Bann der Unbeweglichkeit.

„Mutter", frage ich Dich, was ist aus unserer Tochter geworden?" fuhr der Abbé fort — „doch nein, erst lege Zeugniß ab, daß wir es Alle wissen. Siehe, die Thüre ist geschlossen von außen, es geschah auf meinen Befehl, wenn Du nur der Schatten einer Hingegangenen bist, so hebe Dich hinweg, ich lasse Dich los aus dem Bann!" Hebe Dich hinweg!"

Die Gestalt reckte sich einen Augenblick auf, dann sank sie, wie von einem Blitzstrahl getroffen, zusammen.

Veloccino ging hin, richtete sie auf und brachte sie auf einen Stuhl.

„Du bist ja ein lebendiges, menschliches Wesen und kein Geist, Louise", sagte er ungeheuer höhnisch. „Wo ist denn die Leiche der Fürstin, Herr Rath Milizius, der guten alten Fürstin, die Sie in dem Sarge dortmals fortbrachten?" wandte er sich mit einem wahrhaft diabolischen Gesichte an den Geheimrath. „Was habe ich Ihnen jene Nacht gesagt, Friedrich Gérard? sagte er zu Friedrich.

Alles war über diese Entdeckung geschlagen. Kein Laut,

kein Athemzug wurde gehört. Der schwarze Herr hatte ein Wunder höchsteigener Art gewirkt und sich nicht nur von seiner Anklage gereinigt, sondern die Anklägerin so total vernichtet, daß der Sieg vollkommen auf seiner Seite war. Es war ein großartiger, glänzender Sieg; die Fürstin und Milizius hätten in die Erde versinken mögen.

Mit der grausamen Bedachtsamkeit eines Inquisitionsrichters ließ der Wunderthäter sein Opfer nicht verbluten; er ließ es sich neue Kräfte sammeln, um zum letzten, ganz zermalmenden Streiche noch stark genug zu sein.

Mit erkünstelter oder vielleicht auch wirklicher Zärtlichkeit — wer konnte das bei dem sonderbaren Menschen errathen — näherte er sich Louise, faßte sie bei der Hand und sagte ihr etwas leise. Die Fürstin richtete sich auf und sah ihn an.

„Du wirst mir noch eine Frage beantworten müssen, Louise", sprach er laut — wir kommen auf die arme Aebtissin vom Kloster St. Ursula noch einmal zu sprechen. Als ich die Schwester Clara entführen wollte und jene Gestalt am Felsenriff mich abhielt — nicht weil ihr Bann mich schlug, sondern weil Du es warst, Louise — was geschah mit ihr?"

„Ich weiß es nicht", antwortete die Fürstin.

„Du weißt nicht, was mit ihr geschah, nachdem ich sie bewußtlos verließ?"

„Da wurde sie ins Kloster zurückgebracht, —"

„Wo sie wohl noch ist?"

„Nein, sie verfiel in ein heftiges Fieber, dessen Delirium sich zum Wahnsinn, zum bösartigen Irrsinn ausbildete, so daß sie nach einer Heilanstalt gebracht werden mußte."

„Irrsinnig also?"

„Sie genas wieder und wurde zu frommen Schwestern nach dem Orient gebracht."

„Zu frommen Schwestern, also weißt Du ja, wo sie ist?"

„Von da an erhielt ich keine Nachricht, ich weiß nicht, was aus ihr geworden."

„Arme Mutter, die ihre Tochter so gut versorgt, daß

sie nicht einmal mehr weiß, was aus ihr geworden ist? Du möchtest es aber wohl gerne wissen? Nicht?"

Unbemerkt hatte der Abbé die Thüre des Nebenzimmers geöffnet und Karoline an der Hand Roberts, beide in dem seltsamen Kostüme, traten heraus.

„Sie ist es!" schrie Louise, die Hände vor's Gesicht schlagend.

„Sie ist es!" wiederholte Veloccino.

„Wie kommt sie hieher?" fragte die Mutter.

„Durch Gottes Fügung und an der Hand des jungen Mannes, dem ein gütiges Geschick sie zugeführt."

Stumm, ohne den geringsten Anschein der Freude des Wiedersehens, stand Karoline an der Hand Roberts dem Vater und der Mutter gegenüber. Der lange Aufenthalt in der Einsiedelei, der gänzliche Mangel menschlicher Gesellschaft außer dem Freunde und der Verkehr mit möglichst wenig Leuten auf der langen Reise hatte sie abgestumpft, der entwöhnte Anblick der Versammlung feinerer Menschen machte sie gewissermaßen befangen, so daß sie den Anblick einer Blödsinnigen darbot. Von der Mutter hatte sie nie sonderlich Gutes empfangen und hegte deßhalb auch keine besondere Neigung für sie; was der Vater ihr beim Besuche in St. Ursula von derselben erzählte, war, wenn auch ungenau und etwas übertrieben, wie er es selber wußte, noch weniger geeignet, die schwache Neigung zu erhöhen und das, was sie nach der verunglückten Flucht erfahren, hatte jeden Keim des edelsten Gefühles erstickt. So stand sie vor der Mutter kalt und theilnahmlos. Diese stand vor der Tochter mit gesenktem Blicke, beschämt, noch mehr gedemüthigt als vorhin durch die Entdeckung des Abbé.

„Also doch in seiner Gewalt!" murmelte sie. „Mit welchen Mächten arbeitet dieser fürchterliche Mensch!"

Auf einen Anwesenden aber hatte die Erscheinung Karolinens einen besonderen Eindruck hervorgebracht, es war Friedrich, der vorstürzte, die ehemalige Aebtissin heftig umschlang und sie seine Schwester nannte.

„Wie?“ rief diese erstaunt.

„Du kennst mich nicht mehr? Erinnerst Dich nicht mehr jenes Gérard, der Dich im Kloster zu St. Ursula im Auftrage Deines Vaters aufsuchte?“ fragte Friedrich.

„Sie wären jener —?“

„Ich bin Dein Bruder, der Dir so nahe war, ohne die Schwester zu kennen.“

„Mein Bruder?“ flüsterte die Nonne, wie zu sich kommend. „Wie ist das möglich? Habe ich denn einen Bruder?“

„Insofern ich der Sohn Deiner Mutter bin!“ antwortete der junge Mann.

„Mutter, Sie haben heute kein Wort für mich?“ wandte er sich leise an die Fürstin, welche ihn mit kaltem Staunen betrachtete.

„Herr von Gérard!“ rief die Fürstin.

„Sie kennen mich doch, haben Sie mich nicht in jener Nacht besucht, als sie mich vor Veloccino warnten und über den Unsichtbaren die Aufklärung gaben?“ flüsterte ihr Friedrich zu.

„Ich war?“ — preßte Louise heraus —

„Bei mir in meinem Zimmer in der Nacht des Neujahrtages, sie erschienen mir wie jetzt in dem weißen Gewande und ich bat Sie, mir zu sagen, ob sie noch auf Erden lebten oder abgeschieden seien — — ich bat Sie um Ihren Segen und Sie segneten mich und verschwanden“, sagte ihr der junge Mann leise.

„Wirklich?“ fragte die Fürstin, ebenso als besänne sie sich. „Wenn es war, so war es der gespenstige Bann des schwarzen Herrn da, dieses schrecklichen Veloccino, ich erinnere mich in der That nicht —“

„Dennoch sind Sie meine Mutter“, fuhr Friedrich wie vorher fort.

„Ihre Mutter?“

„Ihr Sohn, Fürstin, und des Unsichtbaren.“

„Des —? Sie zuckte krampfhaft zusammen. „Ich verstehe jetzt Alles“, flüsterte sie, ihre Hand auf die Friedrichs

legend, schweigen Sie jetzt, wir sprechen ein andermal darüber."

Friedrich trat zurück und wandte seinen Blick wieder nach Karoline, die sich mit Robert und Veloccino unterhielt.

„Louise", begann der Letztere, „Du wirst nicht böse sein, wenn ich Dich um etwas bitte. Du siehst, das Kind, um das wir uns lange Jahre stritten, anfeindeten und verfolgten, ist nun trotz Deiner Umsicht in meiner Gewalt, aber ich habe darauf verzichtet; diesem jungen Manne, meinem ehemaligen Schüler und Schützling, der sie mit Gefahren und Beschwerden zu mir brachte, habe ich sie zum Lohne als Braut zugesagt, Du wirst so edel sein wie ich und den Bund segnen."

„Wo Du gesprochen hast, habe ich nichts mehr zu sagen", entgegnete die Fürstin höhnisch — es müßte eine schlechte Mutter sein, die das Glück ihres Kindes nicht wollte, nicht wahr?"

Sie legte eine Hand auf Karolinens und eine auf Roberts Haupt. „Geht in Frieden und seid glücklich!" rief sie. „Aber wie arm die Ehe sein wird", setzte sie mitleidig hinzu, „ich kann meiner Tochter leider keine Mitgift geben, denn —"

„Desto reicher ist Robert, ihm gehört von heute Veloccino's Haus und mein Vermögen, ich brauche nichts mehr jetzt, Alles ist aus, meine Ehre bis auf den letzten Flecken rein gewaschen und vollkommen gerechtfertigt stehe ich vor einem abgeschlossenen Leben. Einmal rief man mich nach Rom zurück, aber ich konnte über manche Dinge noch nicht gerechtfertigt erscheinen und hatte noch so Manches zu besorgen. Ich bin nun reisefertig — jetzt gehe ich nach Rom als armer Büßer und dazu brauche ich nur ein Kleid und einen Stab."

Diese Worte sprach der Bußprediger mit solcher Erhabenheit, daß Alle bewundernd zurücktraten. Es lag solche Wahrheit in den Worten, daß Jeder glaubte, was er sagte.

Man betrachtete dieß als den Abschied, auf den er schon

früher angespielt hatte, und Jeder sagte ihm ein paar herzliche Worte als er ging, selbst Friedrich drückte ihm verstohlen die Hand und sprach leise: „Gebe Ihnen Gott im fernen Lande, was Sie hier nie finden konnten, ein Ziel für Ihren großen unruhigen Geist und Ruhe und Frieden für Ihr Herz, das dessen bedarf; ich bin Ihnen viel Dank schuldig und ich danke Ihnen.“

Lächelnd sah der Abbé den Scheidenden nach, Louise trat zu ihm. „Karl“, raunte sie ihm zu, „Du hast mich heute so tief gedemüthigt, daß ich dem Sterben nahe war, Du gehst nicht nach Rom. Heute schlugst Du mich, morgen vielleicht tödte ich Dich, armer unglücklicher Freund!“ —

Auch sie verließ das Zimmer. Veloccino sah ihr einen Augenblick befremdet nach.

„Kinder“, wandte er sich an Robert und Karoline, „Euer Wagen wird gleich da sein; heute behelft Euch noch in dem Gasthofe, morgen werde ich Zeit finden, für Euch zu sorgen. Er geleitete sie an die Thüre und ein damit betrauter Diener führte sie hinab und brachte sie zum Wagen.

---

„Der Mensch denkt und Gott lenkt.“ Wenn kein Sprichwort wahr ist, so ist es dieses, wenn man auch für Solche, die an keinen „Gott“ glauben, das Wort mit „Schicksal, Bestimmung, Weltseele“ umschreiben mag. Es ist das Gleiche. Die unenträthselte Macht, das undefinirbare gewisse Etwas, das herrscht und regiert und Alles lenkt, läßt sich einmal nicht hinwegdisputiren, weil das Dasein dieses Etwas sich tagtäglich im Kleinsten wie im Größten kundgibt.

Christus sagt einmal: „Es fällt kein Sperling von einem Dache ohne den Willen des himmlischen Vaters“ und „Eure Haare auf dem Haupte sind alle gezählt.“

Wenn der große Galliläer nicht Gottmensch, nicht Christus der Messias wäre, wenn er ein — wie heutzutage analog den Hebräern vielseitig angenommen wird — fanatischer Schwärmer, ein Religionsschwindler gewesen wäre, er

hätte das eine unabstreitbare Verdienst, in oft wenig, gleichsam hingeworfenen Worten die größte Wahrheit auszusprechen.

In den oben angeführten Worten liegen Bände eines Werkes, das ganze philosophische Systeme machtlos zu Boden schlägt.

Sie lauten frei übersetzt: „Der Mensch ist Null in seinem Wirken, all' sein freier Wille, seine Herrscherkraft über die Welt, seine Berechnungs- und Zusammenstellungsgabe ist nur solange, als das unergründliche Fatum nicht wirksam eintritt und wie kein Sperling vom Dache fällt, kein Haar von einem Haupte geweht wird, ohne den Willen des himmlischen Vaters — hier bekennt sich Jesus als Gottmensch, als Sohn von Gott, dem Allgegenwärtigen, Allgewaltigen, des unbegreiflichen Etwas — so ist kein Mensch im Stande, das Geringste wie das Bedeutendste ohne den Einfluß dieser Weltseele zu unternehmen.

Veloccino's Plan war entworfen. Die längst erlauerte Gelegenheit, Louise so zu treffen, wie gerade geschehen war, hatte sich eingestellt. Ein günstiges Geschick führte ihm seine Tochter an die Hand und gab sie in seine Macht, wie es dieselbe der Macht der Mutter entrissen hatte. Er hatte — um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen — die Fürstin da, wo er sie haben wollte. Sie, die als Anklägerin gegen ihn auftrat, wurde durch ihn gezwungen, sämmtliche Anklagen zu dementiren und selbst dahin brachte er sie, den länger gehegten Verdacht des Scheintodtseins an ihr auf eine schlagende Weise zu verwirklichen.

Veloccino hatte mit einem Worte Alles erreicht, was er in seinem unbegrenzten Ehrgeize nur hatte erreichen wollen. Umschwärmt von Verehrern und Bewunderern, öffentlich gerechtfertigt, rein von aller Schuld hingestellt, im Besitze seines Kindes, das er nur noch ganz glücklich versorgen wollte, sah er sich am Zielpunkte seines Wirkens und seiner Hoffnungen. Er konnte nicht mehr wollen. „Jetzt gehe ich nach Rom", sagte er mit der stolzesten Befriedigung, und er war auch wirklich gesinnt, es auszuführen, denn dort harrte seiner ein

neuer Triumph, dort vor den Füßen des Papstes mußte er als unschuldig an den Thaten erkannt werden, deren man ihn geziehen, dort in Rom konnte er seinen Anklägern jetzt keck unter die Augen treten und sagen: „Weß zeiht Ihr mich, das Ihr mir beweisen könnt?“

Diese Selbstbefriedigung drückte sich auch in dem Aeußern des Abbé aus; er schritt, nachdem alle Gäste sich entfernt hatten, mit einem stolzen, sichern Bewußtsein in dem Gemache auf und ab und hob den Kopf so frei und sorglos, wie man es nur thut, wenn man nichts zu befürchten, aber Alles zu hoffen hat.

Wenn man aber sagt: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben“, so kann man ebenso sagen: „Man soll den Abend nicht vor dem andern Tage loben.“

Milizius hatte sich mit Anderen fast unbemerkt entfernt, als er sich aber in einer kurzen Entfernung von dem Palais befand, wandte er sich um, warf einen Blick zurück und verschwand unter dem Thorbogen eines großen Hauses.

Die Fürstin hatte den Abbé zuletzt verlassen, das heißt nach der fremden Gesellschaft, Karoline und Robert waren noch anwesend. Sie kam nach einiger Zeit aus dem Palais, im schwarzen Kleide, verschleiert und in einen Mantel gehüllt.

Als sie die Straße betrat, sah sie vorsichtig um sich und hielt sich dann hart an den Häusern, ziemlich rasch vorwärts gehend. Sie kam an den Thorbogen und in dem Augenblicke huschte der Rath hervor. Darauf gingen Beide, eifrig sprechend und zuweilen behutsam umspähend, vorwärts bis zu dem nächsten Platze, wo Miethwagen hielten. Schnell waren sie in einem derselben verschwunden und der Kutscher lenkte den Weg nach jenem Hause in der nördlichen Vorstadt ein, wo die Fürstin bei ihrem Anwesendsein immer zu wohnen pflegte.

Als sie das Zimmer erreicht hatten, wo damals jener Vorfall sich ereignete, der die Fürstin für todt zu halten gestattete, warf Louise Mantel und Kopfbekleidung ab und fiel erschöpft in einen Stuhl. Milizius nahm ihr gegenüber Platz.

Einen Augenblick herrschte ein peinliches Schweigen, das der Rath zuerst unterbrach.

„Durchlaucht befinden sich wohl sehr erschöpft?“ fragte er leise.

„Gewiß, mein lieber Milizius, der Abend war dazu angethan, meine letzten Kräfte zu brechen, und wenn ich nicht das Naturell hätte — eine Andere wäre wirklich gestorben. Glauben Sie?“ entgegnete die Dame.

„Es ist leicht zu glauben, Madame, dieser Veloccino ist ein Teufel!“ sagte der Rath, sich vorwärts beugend und dem müden Körper auf diese Art die bequemste Stellung gebend.

„Veloccino ist ein Teufel, sagen Sie?“ lachte die Fürstin.

„Ein Teufel ist er nicht, wenn er sich auch in seinem Wahne einbildet, ein solcher zu sein. Wenn er das wäre, so hätte er übernatürliche Kräfte, aber der Abbé ist nur ein ganz gewöhnlicher Schwindler und Gaukler!“

„Durchlaucht reden sich in Zorn und verschlimmern Ihren aufgeregten Zustand“, beschwichtigte Milizius.

„Der Mann, der Bußprediger, der „schwarze Herr“ glaubt mit dem heutigen Spiele die Komödie abgeschlossen und bläht sich in seinem Triumphe, aber ich versichere Sie, Herr Doctor, es wird keine lange Zeit brauchen, die Chancen gewaltig zu ändern. Ich habe die Mittel und mit diesen Mitteln Veloccino in der Hand. Was das Beste ist, er selbst hat sie mir in die Hand gegeben.“ So fuhr Louise fort, ihren Eifer stets steigernd, und ganz gegen ihre Gewohnheit heftig mit Händen und Kopf gestikulirend.

Milizius sah der Dame eine Weile bedenklich zu, als sie aber immer heftiger zu werden schien, winkte er ihr näher, legte seine Hand auf die ihre, um sie dadurch gleichsam zum Einhalten zu bewegen, und sprach:

„Durchlaucht, ich bitte um Entschuldigung, wenn ich unterbrechen muß, aber ich befürchte, daß bei der Aufregung jener gefürchtete Anfall sich wiederholen möchte, der vor ei=

niger Zeit uns so in Angst versetzte, und der dießmal wirklich den Tod bringen würde."

„Wirklich, den Tod? Glauben Sie?" entgegnete die Fürstin, den Rath erschrocken ansehend.

„Glauben Sie auf mein Wort!" sagte Milizius ernst.

„Nicht doch, mein lieber Rath, es wird nicht geschehen, denn ich habe noch mancherlei in der Welt zu erfüllen, ehe ich abscheide und solange bis Alles erfüllt ist, werde ich, muß ich leben", sprach Louise halb wie in Gedanken für sich hin.

Milizius sah sie forschend an. Seinem geübten Auge und seiner genauen Bekanntschaft mit dem Naturell der Gebieterin entging es nicht, daß die Ereignisse des verflossenen Abends und die Aufregung der Dame sehr erschütternd auf ihren körperlichen Zustand gewirkt hatten. Er glaubte, besser zu thun, wenn er schwieg und durch Abbrechung jeglichen Gespräches die nothwendige Beruhigung ihrer Nerven herbeiführte, aber er wagte es auch nicht, sie zu verlassen, denn sie konnte in der ersten unbewachten Zeit sich selbst so aufregen, daß die gefürchtete Gefahr eintreten mußte und dazu befand sie sich dann ohne die nöthige Hülfe, was jedenfalls noch schlimmer war. Er lehnte sich zurück und sah, als denke er über etwas nach, still für sich hin.

Die Fürstin senkte ebenfalls den Blick und schien ruhig zu werden, wenigstens hatte sich die Aufwallung, die sich in den heftigen Worten Luft gemacht, gelegt, aber in Wirklichkeit durchlief sie das kurz Vorgefallene und führte sich Punkt für Punkt nochmal zu Gemüthe. Nach einiger Zeit begann sie halblaut:

„Wie kommt der Mensch nur darauf, zu glauben, daß ich nicht gestorben war, ich meinte doch, es wäre unmöglich gewesen, das Geheimniß schien so gut verwahrt, daß es Jedem unentdeckbar sein mußte."

„Jedem Andern außer ihm", antwortete Milizius ebenso.

„Jedem Andern außer ihm —", wiederholte sie, und ich hätte so viel leichteres Spiel gehabt, wenn ich verstorben geblieben wäre, die Entdeckung hat mich und meine Pläne

gerichtet", fuhr Louise fort, „aber es rächt sich Alles und es erfüllt sich Alles in dieser und in jener Welt — gewiß, Milizius, Sie werden es sehen und Sie werden auch erfahren, wer zuletzt triumphirt."

Milizius, der wieder die vorige Aufregung befürchtete, schien nun das einzige Gegenmittel doch in seiner Entfernung zu suchen. Er erhob sich, die späte Abendstunde vorschützend, und wollte sich entfernen.

„Sie gehen", fragte die Fürstin etwas gereizt.

„Es wird Zeit, Madame, daß wir uns Beide zur Ruhe verfügen", entgegnete der Rath — wir bedürfen sie und ich muß Sie bitten, sich die Ruhe höchst angelegen sein zu lassen, wenn Ihnen am Herzen liegt, die großen Pläne, die Sie beschäftigen, noch ausführen zu können."

Louise schwieg. Sie hielt sehr viel auf den alten Freund und Ratbgeber und sie glaubte ihm in Allem, aber es war ihr schwer, sich manchmal zu bewältigen.

„Ich hätte Sie gerne noch ersucht, zu warten, bis ich ein Billet geschrieben habe — aber es kann auch morgen besorgt werden — nicht wahr, Sie kommen morgen zeitig zu mir und wir werden hernach das und Manches ins Reine bringen", sprach sie dann in einem gewissen familiären Ton, den sie gegen ihre Bekanntesten sogar selten anwandte.

„Gewiß", antwortete der Rath. „Sie versprechen mir also, für diese Nacht recht ruhig zu seiu und alles Gemüths-aufregende zu unterlassen?"

„Wenn es geht, Herr Rath", erwiderte Louise, und empfahl sich.

Nachdem sie vergewissert war, daß Milizius die Wohnung verlassen hatte, schloß sie das Zimmer ab und setzte sich an den Schreibtisch, die Augen mit den Händen verhüllend.

„Ich werde ihm doch heute noch schreiben, denn morgen — morgen — ich kenne mich — morgen ist wieder Alles anders und es muß geschehen. Ich weiß, daß dieser schreckliche Mensch mich zeitlebens unglücklich gemacht hat, ich weiß es und darum hasse ich ihn auch, wenn ich nur nicht immer

wieder von der unerklärlichen fatalen Macht bezwungen, mich so zu ihm hingeneigt fühlen müßte."

Während diesen Worten ergriff sie einen Bogen Papier und fing an zu schreiben. Bald aber hielt sie wieder inne.

„Wenn ich Jemand hätte, der ihn mir, ohne daß ich davon wüßte, aus dem Wege schaffte! — Er geht ja aber nach Rom! — Nach Rom? Wer es glaubt. Dieser unenträthselbare Mensch thut nie, was er sagt, und sagt nie, was er thut. Er wird mich nie verlassen und mich quälen, so lange er lebt." —

Sie besann sich lange, indem sie, die Feder in der Hand, auf den angefangenen Brief hinsah, und schien mit sich zu Rathe zu gehen.

„Der Hohn, die Demüthigung war zu groß, mir muß Genugthuung werden," sprach sie endlich und schrieb hastig den Brief zu Ende.

„Wird er ihn aber am Ende annehmen," fragte sie, „wenn ich ihn abschicke und die Adresse schreibe? — Das wird morgen Milizius thun und ihn auch besorgen. Milizius, die treueste Seele!"

Sie faltete das Blatt und steckte es in ein Couvert, das sie dann bei Seite warf. Müde und abgespannt erhob sie sich.

„Es macht mir jetzt schon wieder Mühe, den Haß gegen ihn fortzusetzen, ich merke es und ich bin froh, den Brief geschrieben zu haben, denn nun muß ich," sagte sie, indem sie die hingeworfenen Kleidungsstücke aufnahm und verschloß. Bald darauf löschte sie die Lampe und warf sich halb angekleidet auf das Ruhebett. —

Des andern Morgens besuchte Veloccino Karoline und Robert im Hôtel.

„Ich habe Alles überdacht und wohlerwogen," sprach er. „Was in eines Menschen Macht steht, Eure Zukunft, Eure glückliche Zukunft zu sichern, habe ich gethan. Wenn wir Alle, ich und die Andern (wen er damit meinte, drückte er wohl nicht aus), zu Grunde gehen, Ihr sollt gerettet sein,

auf Euch soll keine Vergeltung kommen der Schuld, von der wir Jedes sein Theil auf sich hat."

Er wandte sich an Robert.

„Dir übergebe ich dieses arme Geschöpf, das die schönste Zeit seines Lebens in unsäglichen Leiden dahingebracht hat, ich binde es Dir auf die Seele, über Karoline zu wachen, und Alles zu thun, um sie in den künftigen Tagen für die Vergangenheit zu entschädigen."

Er überreichte ihm einige Papiere.

„Ich übergebe Euch also mein Haus in Salzburg mit Allem, was darin und darum ist, Ihr werdet sofort abreisen und dort wohnen, indem Ihr davon Besitz ergreift," fuhr er fort. Hier diese Papiere sichern Euch den Besitz, und mein Anwalt, an den der beiliegende Brief weist, wird Euch in Allem beistehen und Eure Rechte, wo sich Streitigkeiten erheben sollten, wahren."

Die beiden jungen Leute drängten sich an ihn und bezeigten auf alle Weise ihre Dankbarkeit.

„Laß das gut sein," entgegnete der Abbé, sie abwehrend, „es ist nur Schuld, nur Pflicht. Also macht Euch fertig, man wird Euch gleich andere Kleider bringen und in einer Stunde werdet Ihr auf dem Bahnhof sein. Dann reist Ihr, wohin ich Euch bestimmte, dem alten Diener dort habe ich Auftrag und Verhaltungsbefehl zugesandt. Ihr werdet aufgenommen werden, wie die Herren des Hauses.

„Lebt wohl, es ist sehr leicht möglich, daß ich das Veloccino-Haus nicht mehr betrete, daß ich Euch nicht mehr sehen werde, darum für alle Fälle lebt wohl für immer!"

Er reichte Robert die Hand, umarmte seine Tochter und trat schnell aus der Thüre.

Als er unten angekommen war, sah er nochmals zu den Fenstern hinauf. Die Trennung mußte ihn mehr bewegen, als er sich hatte scheinen lassen.

„In einer Stunde fahren sie," sagte er für sich. „Ich werde auch bald fort sein. Ich denke, wo möglich, auch heute noch. Ueber die Alpen hinüber, nach Rom gehe ich.

Es ist jetzt Alles vorbei und Alles durchgekämpft; habe ich ein Leben lang in Kampf und Sorge, mitunter in bitterem Schmerz sogar zugebracht, so möchte ich jetzt das letzte Restchen dieses Lebens noch in Ruhe zubringen."

Während dieses Selbstgespräches war er langsam fortgewandelt und ohne es zu achten, kam er zu Hause an.

Ein Diener überreichte ihm einen Brief.

„Herr Doctor Milizius läßt sich empfehlen," sprach dieser. „Er war hier, da er aber den hochwürdigen Herrn nicht traf, so hinterließ er diesen Brief."

Veloccino nahm denselben. Er war von Milizius Hand überschrieben.

„Was kann er wollen?" murmelte er, indem er, in seinem Zimmer angekommen, das Couvert öffnete.

„Von ihr?!" rief er, die Schriftzüge Louisens erkennend, erstaunt, und sein Befremden stieg mit jeder Zeile.

Als er zu Ende gelesen, faltete er den Brief wieder und steckte ihn in das Couvert, das er sorgfältig verbarg.

„Sie lädt mich ein" — sagte er mit seinem ironischen Lächeln — „ich werde aber keinen Gebrauch von der gütigen Einladung machen können, denn, so leid es mir thut, um diese Stunde, die mich zu ihr ruft, reise ich nach Rom. Der Fuchs ist zu alt geworden, er geht nicht mehr in die Falle."

Mit diesen Worten wandte er sich, als bekümmere ihn die Sache gar nicht weiter, zum Schreibtische und packte Verschiedenes zusammen.

Der Abend kam und mit einer besonderen Hast und Eile hatte der Abbé sich fertig gemacht, die Stadt zu verlassen und seine Reise anzutreten.

Es mußte Etwas sein, das ihn so trieb und das er sich selbst nicht erklären konnte. Es ist ein gewisser Zug in uns manchmal, eine Art innere Stimme, und sie spricht selten ohne Grund.

Auf dem Bahnhofe angekommen, war er eben im Be-

griffe, seinen Koffer zu besorgen, als sich von rückwärts eine Hand auf seine Schulter legte. Er sah um.

„Sie sind im Begriffe, abzureisen, Herr Abbé Veloccino?“ fragte ihn ein ihm gänzlich unbekannter Mann.

„Sie sehen das,“ antwortete Jener befremdet, „doch wie deute ich mir —?“

„Ich muß Sie ersuchen, mir zu folgen,“ unterbrach ihn der Mann.

„Ihnen, warum?“

„Weil ich den Auftrag habe, Sie zu verhaften.“

Veloccino lächelte.

„Kennen Sie das Blatt noch?“ fragte der Fremde und hielt Veloccino jenes Schreiben vor die Augen, das ihm dortmals bei der Abendversammlung im Palais überreicht worden war, das Blatt mit der Warnung, die ihn so erzürnt hatte.

„Was soll das?“ fragte der Abbé unwillig.

„Ich rathe Ihnen, mich ruhig nach dem Wagen dort zu begleiten und mit mir zu fahren, ein Aufsehen, das Sie machen würden, würde Ihre Lage nicht angenehmer gestalten.“

„Und ich rathe Ihnen, sich so schnell als möglich zu entfernen, wenn Sie nicht durch den nächsten Polizeisoldaten arretirt sein wollen,“ entgegnete Veloccino, und sein Gesicht zuckte in dem unheilkündenden Wetterleuchten.

„Machen Sie sich keine Mühe,“ sagte der Mann ernst und gebieterisch, „ich verhafte Sie im Namen des Unsichtbaren! Folgen Sie mir!“

„Des Unsichtbaren, wer ist das?“ fragte der Abbé; aber in dem Augenblicke sammelten sich mehrere Reisende, es entstand ein kleines Gedränge, wie oft bei einem abfahrenden Zuge, und er sah sich in dem Gedränge von einigen Leuten umringt. Ohne sich mehr erwehren zu können, ward er rasch, aber ohne Aufsehen nach dem Wagen gebracht, der blitzschnell davon fuhr.

Kurz nachdem Friedrich angekommen war, wurde er eines Abends von einem Manne, der Dominik hieß, in einem

Wagen abgeholt, der ihn nach einem Hause bei einem Dorfe in der Nähe der Stadt, im Süden gelegen, brachte.

Dieses Haus war an dem Abend, wo Veloccino auf dem Bahnhofe durch die Abgesandten des Unsichtbaren verhaftet worden war, wenn auch von außen durch dichte Läden dunkel gehalten, im Innern hell erleuchtet.

Das Zimmer, in welches Friedrich dortmals geführt worden war, befand sich in einer eigenthümlichen Ausstattung. Die Wände waren grün ausgeschlagen, den ganzen Boden bedeckte ein grün und schwarz gestreifter Teppich. Von der Mitte des Zimmers und zu beiden Seiten hingen Lüster herab, mit brennenden Wachskerzen besteckt, zwei Tische, fast in Mitte des Zimmers, ebenfalls mit dunkelgrünen Tüchern behangen, trugen Armleuchter, auf denen ebenso Wachslichter brannten.

Auf einem Tische lagen Schriften und stand ein Schreibzeug. Der andere war leer. Um beide Tische waren Stühle, mit schwarzem Leder überzogen, gereiht.

Im Hintergrunde des Zimmers, der Eingangsthüre gegenüber, war ein Zelt aufgeschlagen, das mit einem durchsichtigen Vorhang abgeschlossen war, so daß der im Zelt Befindliche, weil dasselbe dunkel gehalten, den ganzen Raum übersehen konnte, während er Allen unsichtbar blieb. Kaum konnte man gewahren, daß sich in dem Zelte die Gestalt eines Mannes bewegte.

Auf und neben den Stühlen an den Tischen saßen und standen verschiedene Herren, die dortmals mit Friedrich zusammen waren.

Ein unstätes Hin- und Herbewegen, ein geheimnißvolles Flüstern verrieth, daß hier etwas Außerordentliches vorgehen müsse und daß diese Leute etwas ganz Besonderes zu verhandeln hätten.

Zuweilen trat Einer der Herren an das Zelt und sprach leise durch den Gaze-Vorhang oder erhielt von dem hinter demselben Befindlichen einen Auftrag.

Ein Anderer suchte in den Papieren, ordnete, schrieb

und trug dieselben nach dem Zelte zur Ansicht und brachte sie wieder zurück.

Das Ganze hatte das Gepräge einer geheimen, der alten Vehme ähnlichen Versammlung und machte einen sonderbaren unheimlichen Eindruck. Es war der „Unsichtbare" mit seinem Hofstaate und wer die räthselhafte Gestalt in dem Zelte hinter dem verhüllenden Vorhange und die gleich Schatten eilig und geheimnißvoll hin und her sich bewegenden Herren, alle schwarz gekleidet, ernst und in der Beleuchtung sehr bleich aussehend, rasch geschaut hätte, würde an ein Märchen von einem verwunschenen Hause, das mit Gespenstern angefüllt war, geglaubt haben.

Ein Uhr schlug die Stunde.

Plötzlich veränderte sich das Treiben. Die Rührigkeit, die sich bis jetzt, wenn auch bei der größten Stille, in der Versammlung bemerkbar gemacht hatte, hörte auf und Jeder trachtete einen gewissen Platz einzunehmen, während sich Alle mit wohl sichtlicher Spannung nach der Eingangsthüre richteten.

Jetzt schlug eine Glocke an, ähnlich wie ein telegraphisches Zeichen, bei diesem Zeichen entstand wieder eine Bewegung, aber sie dauerte nicht lange.

Nun trat Dominik, ebenfalls schwarz gekleidet, ein und sagte Einem der Anwesenden etwas leise. Dieser ging zum Zelte und schien die Nachricht dem im Zelte Befindlichen mitzutheilen, worauf der Andere sich wieder zu Dominik begab, welcher sich auf einen Wink durch die Eingangsthüre entfernte.

Im nächsten Momente wurde Veloccino von dem Manne, der ihn auf dem Bahnhofe verhaftet hatte, und einem anderen hereingeführt.

Der Abbé war ohne Kopfbedeckung und Mantel. Bleich, noch die Spuren der gewaltigen Aufregung in den Zügen tragend, sah er sich beim Eintritte ziemlich unruhig um. Er wußte von der Macht und Existenz des „Unsichtbaren" nichts und hatte keine Ahnung, mit wem er es hier zu thun habe. Seine Meinung war wohl, daß er das

Opfer einer geheimen Gesellschaft geworden und er fing an, sich in sein Schicksal zu ergeben in der Hoffnung, auf irgend eine Weise mit derselben fertig zu werden.

Man führte ihn an den mit den Schriften belegten Tisch. Der eine Herr, der früher die Papiere geordnet hatte, fragte ihn: „Sind Sie der sogenannte Abbé Veloccino und wie heißen Sie eigentlich?"

„Ehe ich überhaupt eine Antwort hier abgebe, ersuche ich den Herrn Vorsitzenden oder wer immer das Wort hier führt, mir zu sagen, wo und bei wem ich bin. Ich muß darauf bestehen, zu wissen, wem ich mich gegenüber befinde und dann erst habe ich die Frage für mich, mit welchem Rechte mich irgend Jemand, dem ich meines Wissens in keiner Weise näher stehe, wie einen Verbrecher festnimmt, entgegnete der Abbé.

„Das thue ich, Herr Abbé Veloccino, eigentlich Karl Reinold, ließ sich eine laute, tiefklingende Stimme aus dem Zelte vernehmen.

„Wer sind Sie?" fragte Veloccino kurz.

„Der Unsichtbare!" antwortete die Stimme ebenso.

„Das ist kein Name und keine Personenbezeichnung, wenn Sie ein ehrlich Spiel treiben und Ihren Namen zu nennen sich nicht scheuen müssen, so nennen Sie denselben, wie ich den meinen nicht läugne. Andernfalls habe ich hier nichts zu thun", sagte Veloccino, und machte Miene, sich umzuwenden.

Ein „Halt!" donnerte aus dem Zelte hervor und zugleich traten die zwei Männer, die den Abbé hereingebracht hatten, so dicht an ihn, daß ihm ein Vor- oder Rückwärtsgehen unmöglich wurde.

„Ich bin hier, der richtet und fragt", fuhr die Stimme fort, und Sie, als vor dem Richterstuhle Stehender, haben Antwort zu geben", fuhr der Mann hinter dem Vorhange fort. „Sie haben sich mancher Handlungen schuldig gemacht, für welche Ihnen eine gerechte Strafe nicht ausbleibt. Dem Arme der öffentlichen Gerechtigkeit entgingen sie geschickt,

aber jenen Mächten, die Sie seit vielen Jahren bewachen, und Sie, wenn auch geheim, doch genau beobachten, sind Sie nicht entschlüpft.

„Sie erinnern sich des Mahnungsschreibens noch, das ich Ihnen dortmals in den Saal des Palais sandte, wo sie eine frommgläubige Gesellschaft durch Ihre Gaukelei bethörten —"

„Herr!" fuhr der Abbé auf.

„Ruhig!" rief die Donnerstimme aus dem Zelte.

„Die Anklage — man verlese die Anklage!" sprach der Unsichtbare weiter.

Der Mann am Tische, der, wie es schien, der Secretär oder Aehnliches war, nahm ein Schriftstück und las:

„Unter dem Namen Abbé Veloccino, auch der „schwarze Herr" genannt, existirt ein Individuum, das eigentlich „Karl Reinold mit Namen, von Jugend auf ein höchst abenteuerliches Wesen treibt und zur Erreichung seiner Zwecke manche nicht ehrenhaft zu nennende Handlungen sich zu Schulden kommen ließ. Viele dieser Handlungen tragen einen Charakter, der dieselben nicht gerade vor die Oeffentlichkeit verweist, die aber demungeachtet Diejenigen, die dadurch betroffen wurden, nicht ungesühnt lassen können. Zudem ist der Weg, den der Veloccino genannte Abenteurer Karl Reinold einzuschlagen gedenkt, der, daß davon gehalten werden kann, er werde in Rom, wohin er sich zu begeben gedenkt, seine Manipulationen fortsetzen und es ist die Gefahr zu erkennen, daß sein Wirkungskreis dort ein ausgedehnter sein wird, er der menschlichen Gesellschaft nicht zum Guten, sondern zum Bösen arbeiten wird.

Es ist also nöthig, den Karl Reinold über die von ihm bekannten Anklagepunkte zu vernehmen und daraus ein Urtheil durch Abstimmung abzuleiten.

Anklagepunkte:

Karl Reinold, von Geburt der Sohn eines armen Handwerkers, hat sich durch Kenntnisse und Talent sowohl

als durch ein einschmeichelndes, geschmeidiges Benehmen in die Stellung eines der vertrautesten Diener eines Fürsten emporzuschwingen gewußt.

Sein Ehrgeiz und seine Habsucht ließen ihn in dieser Stellung sein Glück ahnen, er suchte sich auf alle Weise in der erlangten Gunst zu befestigen und scheute zu diesem Zwecke kein Mittel.

Die jüngste Tochter, die sich von dem auch in solchen Bethörungskünsten wohlerfahrenen Abenteurer leicht verlocken ließ, sollte ihm ebenso als Mittel dienen. Er verführte sie und brachte sie zum Falle.

Sein Ziel wurde aber dadurch nicht erreicht, denn der Vorfall hatte nur zur Folge, daß das bethörte Fürstenkind von dem Liebhaber getrennt und dieser, der es nur der außerordentlichen Gunst des Fürsten zu danken hatte, daß er nicht vom Hofe gejagt wurde, ward von nun an strenge bewacht.

Das Mißlingen seines Planes und die Unannehmlichkeit, für das ihm gebliebene Kind zu sorgen, sowie Rache gaben dem Menschen den eigenen Gedanken ein, die Tochter des Fürsten in einen Bann zu legen, daß sie ihm unbedingt folgen, seinem Gedanken nachkommen mußte.

So beschwor er sie eines Tages, zu kommen und das Kind von ihm zu nehmen. Die Prinzessin mußte seinem Willen gehorchen, sie kam und holte das Kind. Seitdem hält der unselige Mann sie in magischen Banden; nach Art der Gespenster treibt sie ein unheilvoller Drang in der Welt herum, sich selbst und Anderen zur Qual; selbst ihn, wie sehr sie entschlossen war, nie mehr von ihm zu hören, mußte sie besuchen und immer wieder muß sie auf seine Spur gerathen.

Der Mensch, als er sah, daß hier nichts mehr zu holen war, verließ die Dienste des Fürsten, legte seinen Namen ab und abenteuerte eine Zeitlang in der Welt herum, bis er in Rom unter dem Namen Veloccino wieder auftauchte, wo er, ohne ein katholischer Priester

zu sein, sich unter dem höchsten Clerus eingeschmuggelt hatte.

Sein ränkesüchtiger, ehrgeiziger Charakter ließ ihn auch hier viel zu Schulden kommen, was ihn bewog, die Mauern Roms zu verlassen; es kann demselben kein Verbrechen zur Last gelegt werden, das man beweisen kann, aber es ist doch klar, daß er mehrere derselben begangen hat. Er weiß das wohl und hütet sich, über die Zeit zu sprechen.

Von da an ist sein Leben eine Kette von Abenteuern, Intriguen und Gewaltstreichen.

Was hervorzuheben ist, sind:

Der Nonnenraub im Kloster zu St. Ursula, wo er seine Tochter der Mutter, die sie seit dem unseligen Abende versorgt hatte, rauben wollte, aber durch sie verhindert wurde.

Der Mord des Juden Levi Meier, der im Besitze von Papieren war, welche die Fürstentochter bei ihm verborgen hatte, und welche der Jude ihm herauszugeben sich weigerte.

Ferner das Unternehmen in jüngster Zeit, wo sich Karl Reinold erfrechte, als Bußprediger und Wunderthäter aufzutreten und auf diese Weise von Leichtgläubigen, die er um sich sammelte, verehren und beschenken zu lassen.

Da der Abbé sich nebenbei mit religiös-politischen Umtrieben, in denen er jederzeit zu seinem persönlichen Vortheil wirkte, abgab, so steht zu erwarten, daß er dieß Treiben jedenfalls in höherem Grade und nicht zum Gedeihen der Menschheit fortsetzen wird.

In Hinsicht dieser Anklagepunkte und aus Vorsicht wird das Urtheil, welches dahin lautet, den Abenteurer für immer der Freiheit zu berauben, gegründet sein."

Der Herr legte das Papier bei Seite. Eine tiefe Stille trat ein.

„Was hat der Angeklagte auf all' dieß zu erwidern?“ fragte der Unsichtbare.

„Daß ich dieser Gesellschaft, die mir gänzlich unbekannt und die in keiner Weise befugt sein kann, über Freiheit oder Leben eines Menschen Recht zu sprechen, niemals Rede stehe. Wessen ich da angeklagt bin, besteht theils aus Handlungen, die rein persönlicher Natur sind und darum von keinem Gesetz und keinem Richter beurtheilt werden können, theils sind es Vorkommnisse, die selbst von der Oeffentlichkeit nicht angegriffen werden konnten, folglich einem Privatgerichte gegenüber sich jeder Beurtheilung entziehen. Da ich aber hier stehe und in dieses Possenspiel verflochten bin, so frage ich den Mann dort hinter dem Verstecke, was ihn abhält, vor mich hinzutreten, wenn er sein Gesicht zu zeigen sich nicht zu scheuen braucht. Man nennt mich einen Abenteurer und ich glaube eher, daß ich mich in der Gesellschaft von Abenteurern befinde, deren Oberhaupt Bedenken tragen muß, seinen Namen zu nennen und sich mir gegenüber zu stellen.“

„Du bist in der Gewalt des Unsichtbaren!“ dröhnte die Stimme aus dem Zelte. „Wer ich bin und weßhalb ich Dir wie Allen unsichtbar erscheine, thut hier nichts zur Sache. Genug, Karl Reinold, Dein Maaß ist voll und Dein Schicksal wird in wenig Minuten entschieden sein.“

Veloccino lachte höhnisch, doch verbarg sich unter dem höhnischen Lachen keine geringe Angst, er sah sich in jedem Falle überwältigt, denn die stärkere Partei war ihm gegenüber. Wenn man ihn mit Gewalt packte, fesselte, in einen Kerker warf? Was wollte er thun? —

„Sind wir einig, den Angeklagten als Strafe für seine Vergangenheit und zur Wahrung für die Zukunft, für alle Zeit der Freiheit zu berauben?“ fragte der Unsichtbare.

Die ganze Versammlung erhob die Rechte zum Zeichen des Einverständnisses.

„Wohlan, in diesem Hause sind zwei Gemächer, wo er gut verpflegt, doch von allem Umgange abgeschlossen und streng bewacht, seine Tage beschließen wird, um ferner un-

schädlich zu sein, da er doch nicht nützen will. Führt ihn fort!"

Die beiden Männer, die dem Abbé zunächst standen, wollten Hand an ihn legen, mit einer Kraft, die nur die höchste Verzweiflung gibt, schleuderte dieser sie aber weit weg und in dem nächsten Augenblicke blitzte der Dolch, den er aus dem Kreuze zog, in seiner Hand.

„Zurück Ihr Henkersknechte eines Narren!" schrie er wüthend. „Wer mich anrührt, der fürchte für sein erbärmliches Hundeleben, aber den sonderbaren Richter in dem geheimnißvollen Zelte will ich mir näher besehen."

Alles fiel über ihn, er aber drängte die Angreifenden zurück, mit beiden Armen sich Bahn räumend und stürzte mit dem erhobenen Dolche nach dem Zelte.

In dem Augenblicke ertönte das Glockenzeichen.

„Sie kommt!" rief der Unsichtbare.

„Sie, wer?" fragte Veloccino, von einer Ahnung ergriffen.

„Dein Opfer, Louise!" antwortete der Mann im Zelte.

„Louise!?" stammelte der Abbé, und blieb, von der Ueberraschung gelähmt, mitten im Saale stehen, die Arme sinken lassend.

Zu gleicher Zeit trat Dominik ein und führte Louise, schwarz gekleidet und tief verschleiert herein.

Ihr erster Blick fiel auf Veloccino.

„Warum kamst Du nicht, ich erwartete Dich so lange und versäumte fast, hieher zu kommen."

„Ich bedaure das", entgegnete der Angeredete höhnisch, ich hatte keinen Grund mehr zu Dir zu kommen, indeß bin ich hier in sehr lebhafter Gesellschaft, wo ich einen warmen Vertheidiger von Dir kennen lernte."

„Meinen guten Geist, meinen Schützer!" rief die Fürstin, und wollte auf das Zelt zustürzen.

„Steh!" gebot der Unsichtbare.

Louise hielt an und stand einige Schritte vor Veloccino.

„Was geht hier vor?" fragte sie erstaunt.

„Dir ist Recht geschehen", antwortete Jener, „der Mann, der Dir Dein Leben in der frühesten Jugend geknickt und Deine Tage Dir bis heute auf die grausamste Weise verbitterte, ist soeben von uns verurtheilt worden. Er wird dieß Haus nie mehr verlassen."

„Morden? Ihr wollt ihn morden?" schrie die Fürstin, zu Veloccino tretend.

„Nicht doch", entgegnete der Mann im Zelte — „fern sei es, daß wir das Blut des Menschen sehen wollten, er wird hier sitzen und in Betrachtung seiner Vergangenheit, abgeschlossen von der Welt, die er so lange betrog, seine Tage verbringen."

„Ins Gefängniß? Karl ins Gefängniß?!" rief sie wieder.

„O, thut es nicht!" — Tausendfältige Rache habe ich ihm unzählige Male geschworen, wer hat mein Herz, wenn es noch so zornerfüllt war, zur Milde gewendet, als ich in seine Nähe kam? Seht und jetzt, da ich Grund hätte, dafür, daß er mich in den tiefsten Staub gedemüthigt, ihn zu verfluchen, jetzt bitte ich für ihn um Gnade! Laßt ihn gehen, laßt ihn seine Straße ziehen, er hat den Wurm der bittersten Reue im Herzen, er hat — ich weiß es — fern von mir keine Stunde der Ruhe und der Freude, das ist ihm Strafe genug und wenn er noch mehr verbrochen hätte. Noch einmal, unsichtbarer Freund, bitte ich um Gnade!"

„Gnade, Gnade?" lachte Veloccino, „Du bettelst für mich um Gnade? Glaubst Du, ich würde sie annehmen? — Wer ist der Mensch dort, ich weiß es nicht, und für mich ist er Niemand, er hat mir keine Gnade zu geben, wie er kein Urtheil über mich zu sprechen befugt ist."

„Es ist der Mann, der mich einst zur Glücklichsten gemacht hätte, der selbst die gefallene Fürstentochter in sein Fürstenhaus, in seine Familie aufgenommen hätte, wenn —"

„Laß das, Louise, es ist vorbei!" rief der Unsichtbare. „Ich wähnte Dich unwerth meiner Liebe, ich lernte erkennen, daß ich Dir unrecht gethan, aber mein Stolz ließ keinen

Rückweg zu. Dennoch liebe ich Dich wie am ersten Tage und werde es bis zum letzten."

„Mein Nebenbuhler, mein fürstlicher Nebenbuhler also ist der Mann hinter der Decke?" lachte der Abbé teuflisch auf. „Nun ist mir Alles klar. Vor ihm freilich konnte ich nicht bestehen und allerdings, wenn er Dich noch liebt, muß ich aus der Welt, damit ihm der Weg zu Deinem Herzen frei bleibt."

Der schneidende Ton dieser Worte machte Louise und selbst den Fürsten verstummen.

„Ich habe allerdings die erste Hand auf Dich", fuhr Veloccino fort, „denn ich habe Dich ja verführt, aber in Sachen der Liebe gibt es kein Recht, dieser Herr hat einen ebenso gültigen Anspruch, er ist ein Fürstensohn, wie Du eine Fürstentochter bist. Ich habe es immer für den Schlußstein aller meiner vieljährigen Sorgen und Mühen gehalten, Dich doch noch als Weib in meine Arme zu schließen, seit gestern, da ich Dich als so falsch entlarvte, freilich nicht mehr; aber es steht Dir noch die Wahl frei. Willst Du mir folgen oder dem Unsichtbaren angehören? Wähle ohne Scheu. Ziehst Du ihn vor, so sind wir fertig, ich habe ein Leben umsonst gelebt und das ist Alles."

„Karl?!" rief die Fürstin, und sah ihn mit großen Augen an.

„Geh' zum Fürsten!" entgegnete er mit dem fürchterlich höhnischen Gesichte, wer hindert Dich; er läßt mich in einem Thurm verhungern, während Ihr an der Freudentafel schwelgt, aus Strafe, weil ich Dich zuerst geliebt. Du wirst doch entschlossen sein?"

Louise sah stumm vor sich hin — sie hatte für die herben Worte Veloccino's keine Erwiderung, sie fühlte sie nur in ihre Seele schneiden, so tief als den Abbé die Trennung von ihr verwundete. Ihr Herz hing an dem Einen und an dem Anderen und die Wahl war nicht in ihrer Macht.

Noch besinnst Du Dich?" fragte Veloccino wieder.

Hier steht Deine erste Liebe vor Dir, ein moralisch verkommener Mensch, der eben wegen einer Unzahl von Verbrechen zur lebenslänglichen Haft verurtheilt wurde, dort sitzt der Richter desselben, ein sittlich reiner Mann, das Abbild menschlicher Tugend, der Dich unendlich liebt und Dich sehr glücklich machen kann, geh' doch zum Zweiten."

Die Macht, die Veloccino in seinen Worten besaß, hatte selbst den Unsichtbaren stumm gemacht. Auf die letzte Rede des Abbé folgte eine tiefe, lange Pause. Louise stand da wie fest gebannt und sie fühlte sich, wenn möglich, noch mehr gedrückt als am Abend vorher, da Karl sie vor der Gesellschaft aufs empfindlichste gedemüthigt hatte.

„Ich sehe, ich muß dem Spiel ein Ende machen", fuhr Veloccino wieder fort, Deine Wahl ist entschieden, denn Du mußt ja zu ihm, aber Du wagst es in meiner Nähe nicht. Komm her!"

Er nahm sie bei der Hand und willenlos folgte sie ihm, als er sie hart an den Vorhang führte.

Ohne mehr ein Wort zu sprechen, wandte er sich und ging durch das Zimmer, kein Mensch hielt ihn auf und er verließ das Haus.

Das war die letzte Stunde des schwarzen Herrn, seitdem hat Niemand mehr etwas von ihm gehört.

## XVII.

# In der Gruft zu St. Cajetan.

Es war Anfangs Februar, ein leidlich milder, feuchter Abend, als nach kaum eingetretener Dunkelheit sich zwei Männer aus Simeon's Haus bewegten.

Sie schlugen den Weg nach der Stadt ein und schienen Etwas sehr eifrig zu verhandeln.

„Was glaubst Du, Morgenstern, daß da zu machen ist?" fragte Simeon.

„Was ist zu machen? Nichts! Wir müssen abwarten, was die nächsten Tage bringen."

„Es war ein heißer Kampf, sagst Du?"

„Ein heißer Kampf, wie damals als Mazzini die Erklärung abgab.

„Und das Resultat?"

„Das Resultat — nun. Offen gesagt, es ist gar kein Resultat. Was mit Friedrich und Mazzini ist, weiß man nicht, man kennt ihre Gesinnung nicht mehr, der Professor hob unter allgemeiner Unordnung die Versammlung auf und sagte, daß er als heute abreisen werde."

„Was ist das Alles?" fragte Simeon, erstaunt stehen bleibend. „Soll jetzt, am Vorabend des Schlußereignisses, das uns den Preis der Mühen und den Erfolg der schweren pekuniären Opfer bringen soll — jetzt die Gesellschaft in Uneinigkeit auseinandergehen?"

„Das wird niemals geschehen!" rief Morgenstern.

„Wenn wir noch dreie wären, so dauert der Bund fort und das Kraftgesetz des Bundes trifft jeden Abtrünnigen, ob er Mazzini oder Friedrich oder anders heißt, sagte der Professor, und ermahnte uns, auszuhalten und das Möglichste zu thun, was von uns verlangt wird.“

„Aber die Abtrünnigen, die Verräther des Bundes?“ entgegnete Simeon.

„Die Verräther des Bundes? Noch sind keine solchen zu nennen, sagte Morgenstern, sie haben bis jetzt noch nichts gegen den Bund unternommen, es sei nur eine Meinungsverschiedenheit und eine solche sei noch keine Spaltung. Man dürfe jetzt, in der wichtigsten Periode, die tüchtigsten Kräfte nicht unnütz abschlachten.“

„Das ist gut“, meinte Simeon, aber wenn nur diese Nachsicht nicht von üblen Folgen für unser Unternehmen ist, wer weiß, was die Leute im Sinne haben und ausführen.“

„Nicht möglich“, entgegnete Morgenstern, „der Professor versicherte uns, daß Mazzini, Friedrich und Alle, die es mit ihnen halten, geheim aber streng bewacht sind.“

Simeon antwortete nur mit einem ungläubigen Lächeln.

„Wohin ist der Professor gereist?“ fragte er nach einer Weile bedenklich.

„Niemand weiß es? Man vermuthet, daß er die Sache in Ordnung bringen wird.“

„Welche Sache?“

„Du weißt ja, was der Anfang der großen Begebenheit sein wird. König Max wird unter uns erscheinen und von unsern Leuten unter das Volk geführt werden. Das soll das Zeichen des Angriffs sein.“

„Und der Professor holt den König?“

„Man glaubt es.“

„Von wem geht die Anregung aus“, fragte Simeon abbrechend, „das durch die Tagespresse in Bezug auf den König Max verbreitet wird. Es wird im Auftrage der Mitglieder geschehen und zunächst von der Nähe des Professors

ausgehen, um das Volk aufmerksam zu machen und vorzubereiten?"

„Auch das weiß ich gerade nicht, ich glaube es aber nicht, denn unsere Führer wissen so etwas doch auf eine weniger plumpe und abgeschmackte Weise zu machen. Diese Verbreitung kann uns eher schaden als nützen, denn sie regt nicht nur das Volk, sondern auch die auf, die uns gegenüberstehen und weckt eine uns gefährliche Vorsicht."

„Man kann also im Allgemeinen nicht sagen, daß die Dinge schlimm stehen?" meinte Simeon.

„Gewiß nicht. Wir haben die Sache immerhin noch in der Hand und werden sie auch behalten," entgegnete Morgenstern.

„Jener wunderthätige Heilige, der einige Zeit soviel Aufsehen in seinen Kreisen machte, ist spurlos verschwunden, sagt man mir", sprach Simeon nach einer kurzen Pause. „Ich bin froh, denn offen gesagt, die Geschichte mit Meier Levi —"

„Wer hat sie angeregt?" — fragte Morgenstern.

„Es war eine verfehlte Geschichte, was willst Du, es ist vorbei, laßt es sein. Seien wir froh, daß der Gaukler fort ist, wer weiß was noch entstanden wäre, wenn wir ihn gereizt hätten.

„Friedrich muß mit diesem Wunderthäter in näherer Verbindung gestanden haben."

„Es scheint mir aber, in keiner sehr freundschaftlichen."

„Wer weiß! Es ist ja jener Veloccino, von dem er schon vor Langem berichtete —"

„Den er aber dortmals in der Versammlung, als er zum Mitglied vorgeschlagen wurde, nicht empfohlen hat."

„Ich weiß es, aber deßwegen können doch gewisse Beziehungen zwischen ihnen bestehen."

„Zu diesen scheint mir der Herr Doktor Milizius der Dritte im Bunde," sprach Simeon. „Er spricht nicht für Das und nicht für Jenes, scheint nach allen Seiten still hinzuhorchen und —"

„Und am Ende den Zwischenträger zu machen, meinst Du?“ unterbrach ihn Morgenstern. „Ich will Dir nicht recht und nicht unrecht geben, aber möglich ist Alles, wir leben in einer so sonderbaren Zeit, daß man an sich selber irre werden möchte.“

„Dieser Doctor oder Rath Milizius ist doch der besondere Vertraute der Fürstin?“

„Gewesen“, fügte Morgenstern bei, „Du vergißt, daß sie todt ist.“

„Und Du weißt nicht, was allerdings selbst Vielen von uns ein Geheimniß ist, daß sie lebt, sie ließ aus besonderen Absichten, jedenfalls durch den Doctor, ihren Tod verbreiten, während sie nur dem Tode sehr nahe gewesen war.“

„Wirklich?“ rief Morgenstern. „Dieses sonderbare Weib hat mich immer mit einem seltsam eigenen Gefühle befangen. Mir war immer, als sähe ich ein Gespenst, wenn ich sie sah.“

„Es ist wahr, sie machte, man darf sagen, einen unheimlichen Eindruck, nicht todt und nicht lebend, schien sie wie aus einer andern Welt herüber zu schauen,“ bestätigte Simeon.

„Bei alledem hat sie aber dem Bunde viel gethan und wer weiß, was sie für Zwecke hatte, als sie sich todt sagen ließ,“ entgegnete Morgenstern, „übrigens wo mag sie wohl sein, wo wird sie sich aufhalten, sie scheint sehr versteckte Orte zu lieben?“

„Milizius wird das Alles besser wissen und ich glaube, daß zwischen der Fürstin und ihm und Friedrich ein eigenes Band läuft, das wohl mehr persönlicher Natur zu sein scheint“, sagte Simeon, „doch kümmert uns das weniger, unsere Sache ist das Interesse des Bundes und das Ziel unserer Aufgabe, mögen wir es bald erreichen.“

Unter diesem Gespräche waren die beiden Männer am Hause von Morgenstern's Schwiegersohn angekommen und Morgenstern verließ Simeon, um in das Haus zu treten.

Zur selben Stunde saß in Friedrich's Zimmer in Meister Joachim's Hause, Jener mit Rath Milizius.

Letzterer schien in ziemlich aufgeregter Stimmung, was sonst gerade nicht sein Charakter war. Er mußte dem jungen Freund eine besonders wichtige Mittheilung gemacht haben, denn auch dieser war ziemlich erregt und die Art der Mittheilung hatte unverkennbares Erstaunen zurückgelassen.

„Und Veloccino ist spurlos verschwunden, sagen Sie?" fragte Friedrich.

„Wie ich Ihnen sage," antwortete Milizius. Ich war mit der Fürstin, welche ich auf ihre Fürbitte und auf ihr Wort, daß ich ihr vertrauter Diener sei, und um Alles wissen dürfe, zu begleiten die Erlaubniß erhielt, bis vor das Haus gefahren. Man verweigerte mir aber dennoch den Eintritt in das Innere desselben und hieß mich in einem kleinen Seitenzimmerchen an der Eingangsthüre warten — —"

„Ich kenne das Haus wohl", unterbrach ihn Friedrich, „ich war einige Male dort."

„Sie waren in dem Hause des Unsichtbaren?" fragte der Doctor neugierig.

„Ich war dorthin gerufen von dem Unsichtbaren," antwortete Jener gleichgültig, „doch erzählen Sie nur weiter, was Sie dort erlebten, es interessirt mich sehr."

„Darüber kann ich Ihnen außer dem Gesagten, wie bemerkt, wenig mittheilen", entgegnete der Rath, — „ich merkte nur am Ganzen, daß hier eine besondere Sache verhandelt würde, doch wer eigentlich hier versammelt sei, konnte ich mir nicht denken, das heißt ich wußte von der Fürstin, daß wir uns bei dem Unsichtbaren befanden, aber von der übrigen Gesellschaft hatte ich keine Spur. Ich staunte um so mehr, als ich bald die Stimme Abbé Veloccino's vernahm, den ich hier am allerwenigsten vermuthet hätte. Wir, die Fürstin und ich, glaubten ihn abgereist, weil er einer Einladung zur Ersteren, die ich selbst besorgt hattte, nicht gefolgt war.

„Es war mir unmöglich durch die Wand, welche mich von dem Zimmer, in welchem die Gesellschaft war, trennte,

etwas Zusammenhängendes zu verstehen, trotzdem, wie es mir vorkam, sehr laut gesprochen wurde.

Das dauerte so ziemlich eine Stunde, bis plötzlich die Thüre des Zimmerchens, in welchem ich mich befand, aufgerissen wurde und Veloccino eintrat. Er sah sehr erregt aus, grüßte mich aber freundlich, nahm seinen Hut und Mantel und nahm Abschied von mir.

Der mit mir im Zimmer befindliche Diener schien bestürzt über das Entfernen des Abbé, es kam mir einen Augenblick vor, als wolle er ihn zurückhalten, doch machte er keinen Versuch und Veloccino ging."

„Wohin?" fragte Friedrich.

„Das weiß ich nicht. Er hatte die Absicht nach Rom zu reisen, aber —"

„Aber?" fragte Friedrich dazwischen.

„Nach dem Vorgefallenen habe ich Grund zu vermuthen, daß er seinen Cours geändert hat."

„Warum vermuthen Sie das?"

„Ich glaube es wurden bestimmte Andeutungen hierüber gegeben."

„Und die Fürstin?" forschte Friedrich mit sichtlicher Spannung.

„Die Fürstin?" sagte Milizius verlegen, „die Fürstin habe ich seitdem nicht mehr gesehen und auch nichts mehr von ihr gehört."

„Wie?" rief der Erstere. „Sie wissen nicht, was aus meiner Mutter geworden ist?"

„Nein," antwortete der Rath noch verlegener. „Ich wartete lange Zeit um die Fürstin wieder nach Hause zu begleiten. Endlich aber merkte ich, daß es im anstoßenden Zimmer sehr stille geworden war, wegfahrende Wagen belehrten mich, daß die Gesellschaft auseinandergegangen sein mußte, auch hörte ich Viele sich entfernen.

Endlich theilte ich dem Diener meine Vermuthung mit. „Sie erwarten die Prinzeß Louise?" fragte dieser. Ich bejahte es, worauf derselbe sich nach dem Saale begab.

Nach einigen Minuten kam er zurück und erklärte mir, daß die Prinzeß sich bereits mit dem Herrn entfernt habe.

„Mit welchem Herrn?“ fragte ich befremdet.

„Mit dem Prinzen“, antwortete mir der Diener, „Ihr Wagen steht noch bereit.“

„Auf meine Frage, wohin sich die Fürstin begeben habe und ob sie für mich keine Unterweisung zurückgelassen, schüttelte er den Kopf und reichte mir Hut und Ueberzieher. Ich ließ mich willenlos aus dem Hause und in den Wagen schieben. Natürlich fuhr ich sogleich zum Hause der Fürstin, aber Alles war dort finster und versperrt, so wie wir die Wohnung verlassen hatten. Ich konnte nichts thun, als nach Hause fahren und den Wagen entlassen.

Das war vor etlichen Tagen und seitdem traf ich die Dame nirgends mehr, weder in ihrer Wohnung noch sonst wo.

Die Sache fing an, mich — zu beunruhigen und ich muß gestehen, daß mein heutiger Besuch bei Ihnen der Sache galt. Ich hatte die schwache Hoffnung gehegt, daß Sie vielleicht eines Näheren unterrichtet worden waren.“

„Leider nicht“, entgegnete Friedrich, „obschon es mir räthselhaft vorkommt, daß meine Mutter mich über dieses wichtige Ereigniß ohne Nachricht läßt, wie der Vater. Würde ich den Letzteren nicht als so aufrichtig und zärtlich mir zugethan wissen —“

„Dabei bleibt aber die Sache in der vorigen Ungewißheit“, unterbrach der Rath, „und ich könnte mir auch kein Mittel denken, Licht und Aufklärung zu schaffen.“

„Darüber machen Sie sich keine Mühe, lieber Milizius. Ich kenne den Unsichtbaren und seine Handlungsweise zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß in seinen Angelegenheiten alles Nachforschen umsonst ist, ich bin aber anderseits gewiß, daß, wenn er es für gut hält, er mich über Alles in Kenntniß setzt.“

Milizius schien von diesem Troste nicht sehr befriedigt, er senkte den Kopf und sah fast traurig für sich hin.

„Was geht denn Neues im Bunde vor?“ fragte Friedrich, um seinen Gast auf andere Gedanken zu bringen.

Der Gefragte schüttelte das Haupt. „Ich weiß nicht“, antwortete er — ich fange an, an der ganzen Sache irre zu werden. Der Professor soll wirklich fort sein, wie es nach dem letzten Tumulte hieß.“

„Wo glauben Sie, daß er hin ist?“ fragte Friedrich.

„Dahin, wo er vor einem Jahre ungefähr war, jedenfalls. Es schwebt darüber ein „appartes Geheimniß.“

„Das Sie wissen?“

„Ich? Nun ja, ich begleitete in der Angelegenheit — vor Ihnen ist das ja kein Geheimniß — den Professor in der letzten Zeit einmal zu Veloccino.“

„Zu Veloccino?“ fragte Friedrich. „Ist der auch in der Sache betheiligt?“

Milizius nickte mit dem Kopfe und sagte: „Sehr, er ist es, der das Geheimniß kennt.“

„Welches Geheimniß?“

„Sie wissen ja, um was sich Alles dreht.“

„Um diese unselige Königsgeschichte.“

„So ist es!“

Friedrich schwieg einige Zeit, indem er aufstand und im Zimmer auf- und niederging.

„Ich will sehen, wie die Dinge sich gestalten in kurzer Zeit“, begann Milizius das Gespräch wieder, ich glaube, es wird einen ordentlichen Kampf geben unter den Brüdern.“

„Ich glaube“, entgegnete Friedrich, „daß der Kampf kurz sein wird. Entweder muß eine Partei siegen oder zu Grunde gehen. Ich weiß den Standpunkt, auf dem ich stehen werde.“ Er sah bei diesen Worten Milizius fest an.

„Wir wissen das“, antwortete der Rath ebenso.

„Und wer glauben Sie, wird Sieger sein?“

„Wir, denn wir haben das bessere Prinzip und das bessere Prinzip muß siegen.“

„So denkt jedenfalls die andere Partei auch“, sagte der Weltenstürmer.

Wir werden ja sehen, das steht Alles in zweiter Linie, vorerst möchte ich nur Auskunft über die Fürstin haben", lenkte der Rath ein.

„Das lassen Sie unbesorgt sein", entgegnete Friedrich, ich bin sicher, daß wir zur Zeit Alles erfahren."

Er sah dabei zufällig nach dem Fenster. Es mußte Etwas sein, das ihn besonders interessirte, denn er sah noch einmal und länger hin, um bei dem Schein des Gaslichtes den Gegenstand zu erkennen.

„Da kommt Mazzini die Straße herüber, sehen Sie?" sprach er hinabdeutend.

„Mazzini? Wirklich! —" Milizius war ebenfalls aufgestanden und folgte mit den Augen der Weisung Friedrichs.

„Er wird Sie besuchen?" fragte er.

„Gewiß", antwortete Jener, „lassen Sie sich aber darum nicht vertreiben, wir haben nichts zu besprechen, das Sie nicht wissen dürften."

Währenddem war Mazzini bereits in's Haus getreten und Therese öffnete die Thüre, um ihn anzumelden.

„Laß ihn immer kommen", sprach der Herr des Hauses, „wir erwarten ihn."

Mazzini trat ein.

„Willkommen, Freund!" rief Friedrich ihm entgegengehend und seine Hand fassend.

„Guten Abend, Mazzini" stimmte Milizius mit seiner stereotypen Freundlichkeit ein.

Mazzini grüßte mit einem Kopfnicken und sah Beide stumm an.

Friedrich bot ihm einen Stuhl und fragte, ob ihm etwas Unangenehmes zugestoßen, daß er so niedergeschlagen sei.

Der Agitator verneinte es mit einem Kopfschütteln, ohne ein Wort zu sprechen.

Offenbar war mit dem Manne etwas vorgegangen oder ging etwas vor, denn er, der sonst Feuer und Leben, ja selbst noch rüstig dann war, als unter der Bürde des Bundes seine Kraft theilweise gebrochen, er saß zusammengeknickt in

dem Stuhle und sein Auge irrte unstätt umher oder senkte sich zur Erde, als wäre er im Geiste ganz wo anders.

„Du bist müde Freund und fast kalt", sagte Friedrich, soll ich Dir nicht ein Glas Wein besorgen oder Punsch?"

Mazzini nickte wieder, indem er schweigend die Lehne des Armstuhles streichelte und starr in das Gesicht von Milizius sah.

„Du weißt, die Fürstin ist nicht todt, wie man glaubte, sie lebt!" sagte Friedrich.

„Weiß es!" erwiederte Mazzini tonlos.

Der Rath kam in sichtliche Verlegenheit und wandte sich, um diese zu verbergen, um.

„Sie verzeihen, Herr Milizius," sprach Friedrich schnell zum Rathe, ich erwähne das nicht Ihretwegen, Sie mußten jedenfalls in höherem Auftrage handeln und ich war ja selbst der Düpirte, ohne Ihnen etwas darüber nachzutragen.

Milizius gab dem Gespräche eine andere Wendung.

„Was sagen Sie dazu, daß Ihr Freund, der Professor, abgereist ist?" fragte er Mazzini.

Dieser zuckte die Achseln und verzog den Mund, als wolle er sagen: „Ich weiß es, aber davon läßt sich nichts reden."

„Man spricht davon, daß er dahin abgereist sei, wohin er voriges Frühjahr die größere Reise machte — in die Schweiz glaube ich", fing der Doctor wieder an.

Mazzini begann bei Berührung dieses Gegenstandes sehr unruhig zu werden und ließ deutlich merken, daß es ihm unlieb war, davon zu hören.

Friedrich gab Milizius einen Wink und dieser ließ das Thema fallen.

Indeß trat eine sehr gezwungene Unterhaltung ein, die durch keinen Stoff, den Friedrich oder der Rath hervorsuchten, in Fluß gebracht werden konnte, da jedes Gespräch an Mazzinis Einsilbigkeit scheiterte.

Die beiden Männer sahen sich hinter dem Rücken desselben verlegen an. „Warum kam er denn eigentlich?" schien

Milizius fragen zu wollen. „Ich weiß es nicht", deutete Friedrich.

Mehreremale suchte Mazzini mit den Augen den Blick des jungen Freundes, bis es ihm endlich gelang, denselben auf sich zu fesseln, ein unmerkliches Wimpernzucken genügte Friedrich zum Verständnisse und als Mazzini davon überzeugt war, erhob er sich.

„Du willst schon wieder fort?" fragte der Erstere, sich erstaunt stellend.

„Ich muß", antwortete Mazzini, „ich bin gar nicht wohl heute und werde mich bald legen."

Friedrich suchte nun, ohne Milizius zu verletzen, eine Gelegenheit, um Mazzini's Wunsch zu erfüllen. Er ließ ihn bis an die Thüre kommen, dann rief er, als fiele ihm plötzlich etwas ein: „Ah, Freund Mazzini, Du mußt mir noch einen Augenblick Gehör schenken, ich habe beinahe vergessen, Dir —", dabei verschwand er im Nebenzimmer, die Thüre halb offen lassend, so daß Mazzini genöthigt war, umzukehren und zu ihm einzutreten.

„Was wünschest Du?" fragte Friedrich.

Mazzini zögerte einen Augenblick, als nähme er Anstand seinen Wunsch vorzutragen, er warf einen scheuen Blick nach der halboffenen Thüre und sagte dann leise: „Kannst Du mir etwas Geld geben, Friedrich, ich bin auf Ehre ganz entblößt und mag zu Niemand etwas sagen, Du weißt ja, wie ich zu Morgenstern und den Andern stehe —"

„Wie viel?" fragte Friedrich ebenso leise ihn unterbrechend.

Mazzini griff in die Tasche und nahm ein Papier heraus.

„Ich habe einen Schuldschein auf hundert Gulden ausgestellt, mit ein Monat Frist", sagte er, den Schein hinlegend.

Friedrich öffnete eine Chatouille, schob den Schein Mazzini zurück und legte ihm zwei Hundertguldenrollen in die Hand.

Mazzini weigerte sich erst, doch Friedrich drängte ihm die Hand mit den Rollen zurück und steckte ihm den Schuld-

schein dazu. Das wurde schnell und ohne ein Wort zu sprechen abgemacht.

„Hast du sonst etwas mir mitzutheilen?" fragte dann Friedrich so laut, daß es Milizius außen hören konnte.

„Ich habe hier auch einen Brief, ich weiß nicht, ob er Dich interessirt", entgegnete der Agitator, einen solchen aus der Tasche ziehend.

„Ein Brief an mich?" fragte der Erstere.

„Nein, er ist an mich geschrieben und von Wien, ich erhielt ihn heute Abend erst. Du kannst ihn ja lesen."

Mit diesen Worten übergab Mazzini den Brief Friedrich, welcher ihn einsteckte.

„Ich hätte Dich noch um etwas angegangen", fuhr der Erstere fort, „wenn ich nicht fürchtete, Dich zu überbürden."

„Was ist es?" fragte Friedrich.

Mazzini zog ein Paquet in grauem Papier, mit zwei Siegeln versehen, hervor und reichte es zögernd dem Freunde. „Es ist", sprach er, „mein Testament. Ich bin nicht mehr jung und, ich fühle es, hinfälliger, als man in meinem Alter eigentlich sonst ist. Es kann leicht geschehen, daß mir einmal über Nacht etwas zustößt oder — er machte eine Pause — ich kann in ein Unglück kommen. Auf alle Fälle mache ich Dich zum Vollstrecker meines letzten Willens. Ich habe nur wenige geringe Verbindlichkeiten, aber sie wollen eben doch erfüllt sein."

Friedrich nahm das Paquet, das keinerlei Aufschrift trug.

„Ich nehme das vertrauensvolle Anerbieten an, obgleich ich Dir bemerke, daß ich bezüglich der Hinfälligkeit Dir nicht nachstehe. Wir stehen hierin gleich, Du kennst meine Stellung zur Welt so gut wie ich. Leute wie wir sind immer von heute auf morgen. Ich nehme also Dein Testament hin mit dem Bemerken, daß ich es herzlich gerne vollziehe, wenn ich kann."

„Wenn nicht, dann mag es Gott!" antwortete der Agitator mit bitterem Lächeln, „ich habe sonst Niemand. Wir Menschen des Schicksals sind einmal auf äußerste Dinge

gestellt, wir sollten das ja längst wissen und doch gewöhnen wir uns nicht daran." Er wandte sich und ging hinaus.

„Guten Abend, Friedrich, guten Abend Herr Doctor Milizius!" grüßte er im Fortgehen.

„Guten Abend, Mazzini, auf Wiedersehen!" entgegneten Beide.

Dieser wandte sich an der Thüre nochmal um, „Auf Wiedersehen!" sagte er mit schmerzlichem Lächeln, „wann? wer weiß es?" Dann ging er. Bald sah man seine dunkle Gestalt aus dem Hause treten, aber sie mischte sich ebenso bald in die neblige Nacht und die treibenden Schneeflocken, so daß man nicht erkennen konnte, welche Richtung er einschlug.

„Er wird immer sonderbarer, der Alte", sagte Friedrich, „wenn man ihn so hört und sieht, so glaubt man einen Greis von siebzig Jahren vor sich zu haben und er ist doch höchstens —"

„Wie alt schätzen Sie ihn?" fragte Milizius.

„Höchstens fünfzig und einige Jahre", war die Antwort.

Milizius lächelte. „Ich weiß es ganz gewiß, daß er weit über sechzig Jahre zählt und von siebzig nicht mehr so ferne ist", sprach der Doctor.

„Dann hat er sich merkwürdig gut erhalten", antwortete Friedrich erstaunt, „er scheint aber sein Alter nicht wissen lassen zu wollen".

„Gewiß, er fängt jetzt erst zu altern an", meinte Milizius.

„Aber auffallend schnell", sagte der Andere, „indeß, es scheinen auch andere Dinge in ihm vorzugehen, die ihn schwer drücken."

„Es ist leicht zu glauben", entgegnete Milizius, „liegen wir ja doch alle unter diesem Drucke und die nächste Zukunft wird entscheiden, wer unter diesem Drucke liegen bleibt."

Beide Männer fühlten, daß sie diese Betrachtung wieder auf das gewöhnliche Feld führen würde und um dem auszuweichen, schwiegen sie. Das Schweigen war aber noch

peinlicher und um auch dieß zu brechen, schützte Milizius einen nöthigen Gang vor und entfernte sich rasch.

Als dieser das Haus verlassen hatte, zog Friedrich den Wiener Brief, den ihm Mazzini gegeben hatte, aus der Tasche. Ohne ihn noch geöffnet zu haben, stieg eine Ahnung in ihm auf, die ihn nicht freudig bewegte, dennoch schlug er den Brief auseinander und fing an zu lesen. Er war von Ambros.

Flüchtig ging er über die ersten Sätze hinweg, sie mochten ihn nicht interessiren. Nun kam er aber an eine Stelle, die ihm das Herz klopfen machte, und er fuhr sich wie in einem Anfalle von Wahnsinn durch die Haare, als er las:

„Lieber Mazzini, ich habe noch schließlich eine Bitte, nämlich diese, die folgende Stelle Friedrich mitzutheilen, diese Bitte wird die letzte in meinem armen Leben sein, ich werde Dich und ihn und Niemand mehr belästigen.

Ich erinnere Friedrich an eine Nacht; was da vorgefallen, weiß nur er und ich. Ich gestehe es offen jetzt am Rande meines Lebens, ich habe den Jüngling zu lieb gehabt und für Leidenschaften kann kein Mensch, Keiner weiß, ob ihm der Versucher in dieser oder jener Gestalt in den Weg tritt. Diese Stunde hat mich um all' mein schönes, reiches Leben gebracht. Wie habe ich sie schon verflucht diese Stunde!

Ich hatte am Morgen nach jener Nacht bereits die schußfertige Waffe zwischen den Zähnen, Friedrich war es, der sie mir entriß und so die Henkersfrist verlängerte. Heute, unmittelbar nachdem ich diesen Brief vollendet habe, wird die Sühnethat dennoch geschehen und dießmal wird mir Niemand das Pistol zwischen den Zähnen wegreißen. Es wird auch Niemand meinen Leichnam finden, ich habe eine Stelle gefunden, die sehr gelegen zu diesem düsteren Werke ist. Es muß sein, ich kann nicht mehr leben in der Qual der Reue und in dem Bewußtsein der zerrissenen Freundschaft des Freundes, den ich so geliebt, wie ein

Mann den Mann nicht lieben darf. Ich sehe das ein, ich bereue es in tiefster Seele und in dieser Reue sterbe ich. Leb' wohl, Freund Mazzini! Alles Glück Friedrich, möge er mir verziehen haben, wie ich die Kränkung mit meinem Blute sühne! Ambros."

Wie eine Wetterwolke schwer und bange legte es sich um Friedrich, als er diese Stelle gelesen hatte.

Lange blieb er sprachlos mitten im Zimmer, den offenen Brief in der Hand, die Augen emporgerichtet, stehen, als suche er mit dem Auge des Geistes die Ferne zu durchdringen, um den verlorenen Freund noch einmal zu sehen.

„Ambros!" rief er endlich schmerzvoll aus, „Ambros, Du warst ein guter, ein seltener Mensch, aber ein ebenso unglücklicher. Ich habe Dir längst verziehen und ich rufe es Dir nach in die andere Welt: „Ich verzeihe Dir und habe Dir verziehen, möge Dir die Erde leicht sein, wo Du ruhst — aber —" fuhr er nach einer Pause fort, „es ist für solche Unglückliche, wie Du warst, besser, daß sie sterben, als daß sie länger leben!"

Dann faltete er den Brief, steckte ihn in die Tasche und unwillkürlich kam ihm Mazzini's Testament, das er ebenfalls zu sich gesteckt hatte, in die Hand. Er trug dasselbe in sein Schreibzimmer und dabei mußte er sich nothwendig an ein eigenes Vermächtniß erinnern, das er in jener düstern Stunde der Neujahrsnacht abgefaßt hatte. Er öffnete die Brieftasche und nahm den Brief heraus, den er dortmals an seinen Freund Peter Kurz geschrieben hatte und in welchem er Diesem Therese und ihren Vater empfahl, im Falle ihm eines Tages Schlimmes begegnen sollte.

„Es wird gut sein, ihn aufzubewahren", sprach er, „er wird vielleicht in einer schweren Stunde ein treuer Führer für mein Leben sein!"

Eben verbarg er ihn wieder, als Therese die Thüre öffnete, munter auf ihn zusprang und ihn fragte, warum er so lange nicht zum Abendessen komme.

„Ich hatte nur noch etwas zu ordnen“, entgegnete der Mann, „und war eben im Begriffe, zu kommen“. Dabei umarmte und küßte er die Geliebte.

Alle bangen Ahnungen, alle düsteren Bilder dieses Abends, die Parteisorgen, der traurige Besuch Mazzini's, Ambrosens Todesbrief, seine eigene schwankende Zukunft, Alles war in diesem Kuß aufgelöst, verflogen.

Wie wenig braucht der vollkommenste Mensch, um sich so glücklich zu fühlen, als nur ein irdisches Wesen sein kann und über diese kleinen Sandkörnchen am Wege schreiten wir großthuenden Thoren weisheitsstolz hinweg und greifen in die leere Luft nach den Sonnen, von denen wir doch wissen, daß wir sie nie erreichen können. Aber wir thun es, es haben dieß die größten Männer vor uns gethan, wir thun es und es wird nach uns ebenso geschehen, da warnt keine Unglücksgeschichte, kein Schaffot, kein Strafgericht wie es heißen möge, davor; wir bedauern, belächeln oder bemitleiden die Vorangegangenen, um dasselbe zu thun, was sie thaten: das Sandkorn des gewöhnlichen aber glücklichen Lebens zertreten und nach hohen unsterblichen Ruhmessonnen vergeblich haschen, wie die Thoren, wie die Kinder, darum sind wir eben Menschen, es ist traurig, aber wahr!

---

Wie sonderbar das Schicksal der Welt in dem Leben der Menschen spielt! Wie oft Einem zum höchsten Glücke wird, was dem Andern zum Verderben, wie oft Mancher Etwas wegwirft aus Unmuth, aus Verzweiflung und der Andere greift danach, es rettet ihm das Leben. Muß nicht oft Einer sterben, daß Tausende glücklich leben können und müssen nicht oft umgekehrt Tausende sterben, daß einige Andere — glücklich leben können!

Das sind die unbegreiflichen Fügungen des Schicksals, die noch von Keinem enträthselt und erklärt worden sind und die wir mit allem Raffinement und aller Weisheit nicht umgeh n können.

Als Mazzini sich von Friedrich aus Meister Joachims Haus entfernt hatte, schlug er die Richtung nach dem nördlichen Theile der Stadt ein.

Die Arkaden des Hofgartens bieten zu dieser Stunde und um diese Jahreszeit einen lebhaften Verkehrspunkt. Es ist die Einkaufszeit vieler Vornehmen und Reichen, die Zeit des Besuchemachens für Andere, die Promenadezeit für Solche, welche die früheren Nachmittagsstunden nicht benützen können, es ist auch die Stunde, wo eine gewisse Klasse von Bettlern an diesem Orte unbemerkt reichliches Almosen erhält.

Wenn es stürmt, schneit, regnet, unter diesen Arkaden ist der Wandelnde vor jedem Witterungseindruck geschützt und wenn Abends die Bogengänge hell erleuchtet sind, so hebt sich das Dunkel des baumreichen Hofgartens fast magisch ab und die prächtigen Auslagen der Magazine und die herrlich ausgemalten Wände sehen ganz feenhaft aus. Ehedem prangten zwischen den Schaufenstern auch noch herrliche italienische Landschafts-Fresken, sie existiren noch, aber man hat sie jetzt zum Schutze hinter garstige, fleischroth angestrichene Eisenläden versperrt, so daß man auf den ersten Augenblick glaubt, in ein Schlachthaus zu kommen.

Vor diesen Schaufenstern der Arkaden promenirte an dem fraglichen Abende ein ältlicher, für die Jahreszeit sehr leicht gekleideter Mann. Wenn er Jemand kommen sah, so musterte er die Herankommenden aus der Entfernung und zog sich dann bei der Annäherung gewöhnlich in das Dunkel der Bögen zurück.

Zuweilen sah es aus, als wolle er auf den Einen oder Anderen zustürzen oder ihn ansprechen, aber jedesmal zog er sich wieder zurück und ein unwilliges Murmeln entrang sich dann seinem Munde, der in einem dichten grauen Vollbarte vergraben war.

Es war die Stunde des regsten Verkehrs, die sich nicht lange über sieben Uhr ausdehnt, vorüber. Die Vorübergehenden kamen jetzt einzelner und in größeren Zwischenpausen. Der Mann trat nun öfter ans Licht vor, ging hastiger auf

und ab und untersuchte mit seinem Stocke die auf dem Boden der Arkaden und außer demselben herumliegenden Papierstücke.

Müde schleppte er sich endlich wieder zurück nach dem Eingange, der nach einer Seite auf die Theatinerkirche und den Odeonsplatz, nach der andern Seite den Hofgarten oder die Residenz entlang abwärts führt.

„Was soll ich machen?“ fragte er sich fröstelnd und schauernd, und die rothen vom Schneegestöber nassen Hände in den Hosentaschen verbergend.

Was soll ich jetzt beginnen? Es geht auf acht Uhr und ich habe noch keinen Kreuzer Geld. Es ist auch keine Hoffnung mehr, welches zu bekommen. Helf mir Gott, ich bring's nicht fertig, einen anzubetteln, es wären Viele vorbeigegangen, die ich gut kannte und denen es auf einen Thaler oder Gulden nicht angekommen wäre, ich brauchte mich nur zu erkennen zu geben; aber wie ich mir's vorgenommen hatte, wann der oder die Betreffende herankam, brachte ich das Maul nicht auf. Das Betteln sieht sich so leicht an und ist doch verdammt schwer, ich hätte es nicht geglaubt.

Indeß stehe ich noch hier mit leeren Taschen, wie ich Mittags ausging. Soll ich jetzt heimgehen? Was thun zu Hause? Da ist auch kein Geld; ebenso kein Essen, kein Holz, kein Licht. Die Mutter hungert und friert, die Kinder kommen nach Hause und möchten warmes Zimmer und zu essen haben und — wenn ich jetzt mit leeren Händen zurückkomme, sehen sie mich scheel an und dann jammern und weinen sie — ich kann das aber nicht hören und sehen und darum gehe ich lieber gar nicht nach Hause — — —“

„Aber dann wissen sie wieder nicht, wo ich bin, und dann ist's noch schlimmer — verflucht! — Wenn ich nur stehlen könnte, ich wüßte ein paar Wohnungen ehemaliger Kameraden, wo jetzt Niemand zu Hause ist, wie höchstens eine Magd, die Herrschaft ist im Theater oder in Gesellschaft, ich dürfte nur anklingeln, man würde mir öffnen, und — Pfui Teufel, mich eckelt der Gedanke an!“

Wieder ging er einige Schritte hin und her.

„Mich friert und hungert und die zu Hause nicht weniger", rief er verzweiflungsvoll, und nicht so einen lumpigen Gulden oder Thaler kann ich haben — es ist zum Todtschießen — Todtschießen? Ha, das ist auch vorbei, ehedem hätte ich mich freilich nicht besonnen, aber wenn man ein Weib hat und Kinder, dann geht das nicht mehr. — —" Er brach plötzlich ab und ein leises Schluchzen war die Fortsetzung dieses Selbstgespräches. Auch das Schluchzen hörte auf und der Mann begann eigenthümlich ruhig zu werden. Willenlos, rath- und thatlos lehnte er in einer Portal-Nische, die Hände in den Taschen der Beinkleider, den Stock unter dem zitternden Arme, den alten schäbigen Hut in's Gesicht gerückt, in stummer gräßlicher Gleichgiltigkeit. Ihn kümmerte kein Vorübergehender mehr, er sann auf kein Erwerbsmittel mehr, es fing bereits an in kleinen Sternchen vor seinen Augen zu flimmern und es war nicht mehr weit zum Schwarz sehen, zur Ohnmacht.

Da drang es ihm durch seine Sinnlosigkeit, wie ein feines, schneidendes Hüsteln, langsame, schlürfende Schritte kamen heran, es ging ein alter Mann vorbei. Gleichgültig sah er ihm nach, aber der Mann hielt an und sah um, er kehrte sogar um und sah näher in die Nische, das frappirte den Armen und er versuchte sich stramm zu stellen, aber er knickte zusammen.

„Habe ich mich doch nicht getäuscht, ich glaubte ja, da stehe Jemand", rief der Herangekommene halblaut.

Der in der Ecke Stehende gab keine Antwort.

„Was machen Sie denn hier, gehen Sie heraus, wenn Sie ein Gendarm sieht, können Sie Unannehmlichkeiten haben", sagte der Andere wieder.

„Das ist gleich", brummte der in der Ecke Lehnende, aber der Mann, der herzugekommen war, ließ nicht nach.

„Was haben Sie denn für einen Grund hier hereinzustehen, das sieht sonderbar aus — fehlt Ihnen etwas?" fragte er wieder.

„Was habe ich vom Fragen, es hilft mir doch Keiner“, antwortete der Gefragte unwillig mit schwacher Stimme.

„Sie sind nicht wohl!“ rief Jener und faßte den Wankenden an der Schulter.

„Ich bin schon wohl“, stammelte Dieser und in dem Augenblicke drohte er umzufallen, da lenkte Gott das Schicksal dieses Mannes.

„Ich weiß nicht, ob ich mich nicht irre, aber ich dächte, ich kenne Sie“, sagte der Andere, ihn unterstützend.

„Kann sein!“ erwiederte der Erstere matt, indem er sich, alle seine Kräfte zusammen nehmend, weiter schleppte. „Sie sind mir auch bekannt, sind Sie nicht der —“

„Still“, unterbrach ihn der alte Mann, nennen Sie meinen Namen nicht — ich glaube, daß Sie mich kennen, „Sie sind doch der ehemalige Hauptmann Bornemann?“

Sie standen bei diesen Worten unter einer Gaslaterne.

„Ja, so ist es, ich bin der kassirte Hauptmann Bornemann“, antwortete kaum hörbar der Mann in dem dünnen Röckchen, sein hungerbleiches Gesicht hatte sich vor Verlegenheit geröthet und er hatte sich so viel als möglich aufzurichten gesucht.

„Nicht wahr, ich irre mich nicht, Sie sind —“ er erfaßte die Hände des alten Mannes und sagte ihm einen Namen in's Ohr.

„Ja wohl“, entgegnete dieser, „ich bin es, doch lassen wir das jetzt gut sein; aber Ihnen scheint es schlecht zu gehen. Warum wurden Sie kassirt? Waren ein so braver Offizier, in Schleswig nicht? Und auch noch im Jahre sechsundsechzig und infam kassirt?“

„Wissen Sie denn nicht mehr die Geschichte? Weil ich einem Vorgesetzten eine Ohrfeige gab — es ging wegen meiner Frau her, das war freilich stark, aber auf das wurde ich nicht kassirt, ich kam auf die Festung und wie ich zurückkam, insultirte ich den Ehefriedensstörer auf offener Straße, weil er mir die Satisfaktion verweigerte und so kam die

Geschichte, jetzt bin ich ein alter Mensch und kann auch nichts verdienen — —"

„Der Mann, der den Unglücklichen so theinahmsvoll behandelte, war Mazzini. Die Arkaden entlang gehend, waren die beiden Bekannten am Ende angekommen.

„Sie brauchten wohl Geld?" flüsterte Mazzini dem kassirten Hauptmanne zu.

„Nur einen Gulden wenn ich hätte zu Brod, Licht und Holz für meine Leute daheim, ich will mich schon noch heimschleppen", flüsterte dieser entgegen.

Mazzini sah sich um, dann griff er in die Tasche und langte eine Hundertguldenrolle hervor. Er brach sie schnell entzwei gab die eine Hälfte dem Andern und steckte den Rest wieder ein.

Der Beschenkte stand einen Augenblick sprachlos. So viel Geld hatte er lange nicht mehr gesehen, vielweniger in den Händen gehabt. Er glaubte noch immer nicht, daß das ihm Dargereichte ihm gehöre.

„Stecken Sie ein", flüsterte Mazzini „und machen Sie, daß Sie nach Hause kommen, ich brauche Sie heute noch, Sie kommen mir eben gelegen."

„Zu was?" fragte Bornemann, langsam und unvollkommen begreifend.

„Gehen Sie jetzt mit mir, ich werde Ihnen unterwegs Alles klar machen", entgegnete Mazzini, indem er umkehrte und ihn durch das Portal quer über den Platz führte. Als sie sich einige Schritte gegenüber der Kirche befanden, blieb er stehen und faßte den Arm des Begleiters.

„Von hier aus, merken Sie sich die Stelle ungefähr, übersieht man alle Zugänge. Sie werden bis wann auf diesem Posten sein können?" Es ist acht Uhr jetzt — in zwei Stunden etwa?"

„Ja," antwortete der Mann.

„Gut", fuhr Mazzini fort, „hier haben Sie ein Instrument, mit dem Sie, wenn Sie mich auf die Kirche zukommen sehen, ein Zeichen geben werden, wenn sich gerade

Jemand nähern sollte und ebenso, wenn Sie merken, daß ich die Kirche verlassen werde — das können Sie leicht thun, nicht wahr?"

Er gab ihm ein Instrumentchen, das sehr täuschend die Stimme fliehender Rehe nachahmt, einen sogenannten Rehruf.

„Besorg' es schon und werde pünktlich sein", antwortete der Hauptmann, „aber", fragte er, „was machen Sie denn um diese Zeit in der Kirche?"

„Damit haben Sie nichts zu schaffen — jetzt gehen Sie, versorgen Sie sich und die Ihren und kommen Sie zur Zeit wieder", entgegnete der Agitator und ließ sich wegwendend, Bornemann, stehen.

Noch übermannt von dem Eindrucke des eben stattgefundenen Schicksalswechsels, kam er nur langsam zu sich, und schleppte sich endlich weiter.

---

Die Kirche St. Cajetan, die zu dem anstoßenden einstigen Kloster der Theatiner gehörte, ist ein großer massiver Bau. Eine hohe weite Kuppel, ähnlich wie die der Peterskirche in Rom, wölbt sich in der Mitte, zu beiden Seiten von schlanken Thürmen flankirt. Die Kuppel und das Hauptportal, die Thüren und die Nebeneingänge stehen im wechselseitigen Verhältnisse.

An diesem Abende hob sich die St. Cajetanskirche, in der durch die Gasflammen schwach erleuchteten Umgebung, als ein dunkler massiver Körper von unbestimmten Umrissen ab.

Die Dunkelheit machte, daß das finstere große Gebäude noch umfangreicher und düsterer, fast unheimlich aussah und Niemand würde es verlockt haben, in das Innere zu treten. Es waren aber auch Wenige, die da vorübergingen und diese eilten rasch vorbei.

Zehn Uhr hatte es lange geschlagen, als ein Mann in ziemlich raschem Schritte am Hauptportale der Kirche ankam. Er bewegte sich dann langsam, als zähle er die Schritte ab, von da weg dem freien Platze zu und faßte, nur kurze

Strecken hin- und zurückgehend, Posto, ungefähr wie ein Soldat, der Schildwache steht.

„Zweiundfünfzig Gulden waren es — das ist mehr als gerettet, der alte Kamerad muß gut bei Kasse sein, sonst könnte er solche Summen nicht verschenken. Da muß man freilich gefällig sein, wenn der Dienst, nebenbei gesagt auch ein kurioser ist. Ich begreife nicht, was der Mensch um diese Zeit in der Kirche will. Er wird doch keinen Kirchenraub begehen und auf diese Weise sein Geld verdienen. Wenn ich das wüßte, würde ich nicht lange Spähe stehen."

So murmelte der Mann für sich, indem er langsam auf- und abging, nach allen Richtungen durch die Dunkelheit hin das Terrain rekognoscirend.

„Ein Hundewetter ist — regnet und schneit durcheinander, als müßte Alles auf einmal herunter", fuhr er, wieder stehen bleibend, fort, — „wenn er nur bald käme, er wird doch nicht schon dagewesen sein".

Währenddem schlich von der Seite der inneren Stadt ein anderer Mann, dicht eingehüllt, an der Fronte des ehemaligen Klosters und der Kirche heran. Er hatte die erste Seitenpforte erreicht und blieb einen Augenblick stehen, horchend und lauschend.

Er hörte kein Zeichen und verschwand schnell unter dem tiefen Vorbau.

Mazzini trat in die dunkle Kirche ein, die kaum soviel erleuchtet war, daß sich die Hauptrichtungen nothdürftig erkennen ließen. Er verließ tastend das linke Seitenschiff und schritt auf den Hauptgang zu. So leise er aufzutreten suchte, hallte jeder Schritt durch die weiten schauerlich stillen Räume.

Er zog ein Stück von einer Wachskerze hervor und brannte sie an. Das Innere der Kirche sah in dem Dunkel geisterhaft aus. Wie Glühwürmer hingen die Ewiglichtlampen in der Luft und umdämmerten kaum den Altar, vor dem sie brannten; die weite hohe Kuppel, die am Tage die zierlichste und kunstvollste Stukkatur-Arbeit zeigt und durch die vielen Lichtöffnungen einen sanften Dämmerschein durch die Kirche

herabfließen läßt, schien sich in dem kaum bemerkbaren Lichte, das durch die Fenster von der trüben Nacht hereinfiel, ins Unendliche der Höhe und Weite auszudehnen und die schweren Gesims- und Pfeilerverzierungen zuckten und wankten bei dem flackernden Kerzenschein Mazzini's seltsam und Schritt für Schritt glaubte er, das Gewölbe müsse über ihm zusammenstürzen, ihn unter den geweihten Trümmern begrabend, aber er achtete dessen nicht. Wenn Jemand von einem Wahne, von einer Idee oder einer Eingebung so eingenommen ist, daß er das Schauerlichste darum wagt, so unternimmt er es, unbekümmert um das, was um ihn vorgeht oder um die Lage, in der er sich befindet. Wäre das nicht, so könnten Mütter ihre Kinder nicht aus brennenden Trümmerhaufen retten, könnten Diebe nicht bei Nacht die gefährlichsten Wege wandeln und Abgründe überklettern, die in einem anderen Falle unmöglich zu passiren wären, könnten Schiffer nicht in dem tosenden Sturme über das Meer fahren und ferne Schätze holen. Alle Diese und Andere sehen in dem Augenblick die Gefahr, die Situation nicht, in der sie sich befinden, sondern nur das Ziel, die vollbrachte That, deren Gedanke sie erfüllt.

Mazzini tastete, nicht vor- und rückwärtsschauend, in einer Hand das Wachslicht, Schritt für Schritt langsam vorwärts. Ihn kümmerte nicht die eisige Luft, die das Licht im Gehen bewegte, nicht die nickenden, im Lichtschein verzerrten Heiligen und Engelsgesichter, die von den Wänden herabzuschweben schienen, nicht der lange gespenstische Schatten, den er selber warf und der ihm folgte. Er schritt nur vorwärts. Als er ungefähr in der Mitte der Kirche angekommen war, wandte er sich wieder nach links unter den Bogengang des Seitenschiffes. Hier führt eine Wölbung in eine Kapelle und hier ist der Eingang zur Gruft, wo viele hohe und höchste Leichname ruhen.

Sicherlich war der Mann mit den Verhältnissen der Kirche sehr vertraut und kannte wahrscheinlich jeden Winkel. Er blieb lange in der Kapelle und an dem hin- und her-

schwebenden Lichte war zu sehen, daß er emsig sein Ziel verfolgte. Man konnte das Klirren eines Bündels an einander gereihter Schlüssel hören; endlich kam er zurück.

„Es ist nicht möglich hinabzukommen“, murmelte er, „ich hatte geglaubt, es müsse mir gelingen, aber sie haben zu gut verschlossen. Es müßte jedenfalls von hier ein Weg unter der Kirche durch nach der andern Gruft hinübergehen. Ich werde es dort versuchen.“

Er wandelte nun in dem Schiffe fort, bis er an dem einfachen, weißen Hochaltare, der sich aus dem Hintergrunde eines reichen, schön gearbeiteten Chores abhebt, angekommen war. Von dem Hochaltare gegen das Hauptthor links in der ersten Nische befindet sich eine einfache aber prächtige Grabkapelle, einfach wie das Leben des Mannes, der unter diesem Mausoleum ruht und doch so prächtig wie es das Grabmal eines Königs sein muß.

Die Inschrift auf dem Marmorsarkophage lautet ebenso einfach:

„Maximilian II.
König von Bayern,
geb. den 28. November 1811, gest. den 10. März 1864.“

Mazzini war eben an dem Grabmale angekommen, als (zufällig jedenfalls) ein Luftzug das Wachslicht erlöschte.

Einen Augenblick stand der Mann überrascht und bewegungslos.

„Soll das ein Zeichen, eine Mahnung sein?“ sagte er zu sich. „Ist das nicht wie ein Geisterwink: Laß ab, nach meinen Gebeinen zu forschen, daß der Neugier Frevel Dir nicht Schaden bringt.“ —

„Ja, ich glaube es, ich glaube unbedingt, wie ich es immer glaubte, daß Du hier ruhst mit dem irdischen Leibe, daß Du gestorben bist und daß alles Andere eine abscheuliche Fabel ist. Ich glaube es, großer König, mein treuer edler Freund, der Du einst warst, und dem ich soviel verdankte.

Daß Du sterben mußtest in so frühen Jahren! Du hattest den Schlüssel zum Glück Deines Volkes:

„Ich will Friede haben mit meinem Volke."

Das Wort, das Du einmal sprachst, hätte vielleicht Nation um Nation glücklich gemacht und wie gerne und treu arbeitete ich mit Dir an dem schönen großen Werke — jetzt ist's wohl vorbei, ich konnte ohne Deinen schützenden Arm alleine nimmer wirken und so kam Alles."

Der Agitator kniete vor dem Sarkophage nieder und beugte das Haupt auf den kalten Marmor.

„König Max, König Max!" rief er. „Höre mich, königlicher Freund, wenn Dein Geist die Macht hat, hier Deine Gruft zu umschweben, höre mich und Alle, die es gut und treu meinen, laß den Frevel, den die Andern mit Deinem Namen treiben wollen, laß das pöbelhafteste Possenspiel nicht gelingen, zerstiebe sie und das unreine Werk, einer wilden Idee entsprungen. Ich selbst, ich stehe fest dagegen und werde Alles thun, um gegen das Königserscheinen zu arbeiten. Nur bitte ich Gott und Dich um Kraft und Gnade, wenn der Sturm daherbraust und die losgelassene Revolutions-Megäre dahinstürmt, daß sie mich und meine Anhänger nicht zu Boden werfe, daß ich kräftig dagegen stemme und Friedrich sein Weltfriedenspanier erheben helfe mit Erfolg."

Er erhob den Kopf und wollte eben aufstehen, als sein Blick zufällig hinter sich fiel, erschrocken sprang er auf und kaum im Stande sich zu halten, stierte er die Gestalt einer Dame an, die gleich ihm stumm und regungslos stand.

„Wer ist da?" keuchte er endlich, sich erholend.

„Die Frauengestalt legte die Hand auf seine Schulter und lispelte: „Ich habe Dich gehört, Mann. Wenn je ein Tag kommt, der Dich versuchen möchte, sage es nicht, daß Du mich zu der Stunde hier gesehen."

Leicht, wie selbst ein Geisterbild aus dem Jenseits, entschwebte die Dame hinter dem Hochaltare.

Mazzini sah ihr stumm nach und wandte sich. Er

zündete das Wachslicht wieder an und nahm den Weg zu der Thüre zurück, durch welche er eingetreten war.

Als er dieselbe behutsam öffnete, schlug es elf Uhr. Er hatte das Licht gelöscht und trat schnell heraus; auf dem Posten stand der Wächter. Er erhob die Hand und dem Zeichen folgte der Andere. Kein Ruf ertönte, die Luft war rein und rasch entfernte er sich aus der Nähe der Kirche.

Sicherlich war das Haupt des geheimen Bundes um ein Geheimniß reicher; er kannte die Dame, die mit ihm die Gruft besuchte, aber er verrieth es Niemand, wer sie war.

Das Leben dieses seltenen Mannes hatte soviel Geheimnißvolles und Räthselhaftes, daß er auch dieß Geheimniß noch trug, ohne daß ihn die Last desselben drückte und Eines hatte er sich doch geholt in der Gruft zu St. Cajetan: Wenn er auch den Sarg des Königs nicht geöffnet hatte, wie er wollte, um sich zu überzeugen, so hatte er in der ernsten Stunde am Sarkophage des Königs den festen Muth gewonnen, der Königssage fest gegenüberzustehen und den Plänen des Professors und seiner Partei entgegenzuarbeiten.

## XVIII.

# Des Unsichtbaren Rath.

Robert und Karoline waren im Veloccino-Haus in Salzburg angekommen und nach der vorausgegangenen Vorschrift Veloccino's von dem Diener empfangen worden.

Robert war so gewohnt, in Allem der personifizirte Wille seines Herrn und Meisters zu sein, daß er einen Wunsch oder Befehl desselben ohne Ueberlegung, ohne die geringste Zögerung oder Aenderung ausführte, an keine Folgen oder ein Mißlingen des Auftrages denkend. Für ihn war Veloccino wirklich eine Art höheres Wesen, ein Schicksal.

Er betrat mit der Erwählten das Haus, darin er so zu sagen aufgewachsen war, ohne Befremden, mit einer Art Gleichgültigkeit. Er fand selbst in dem Gedanken, daß er das Haus jetzt sein nennen solle, nichts Außerordentliches. Veloccino hatte es gesagt und so mußte es sein.

Er ging zu dem Anwalte Veloccino's und that die nöthigen Schritte, um sich den Besitz des Hauses zu sichern, sowie er unter der Anleitung des Anwaltes die eheliche Verbindung mit Karoline anstrebte.

Er that dieß Alles, weil es der Abbé so gewollt, geschäftsmäßig, im Auftrage. Nicht als ob er Karoline weniger liebte als ehedem, im Gegentheile, sein Leben bestand jetzt nur in der Vereinigung mit dem Weibe, das er als von Gott geschickt betrachtete. Aber in der Liebe genügte ihm die Felsenhöhle von Golgatha und die Eremiten-Existenz, das

was ihm an zeitlichem Gute werden sollte und wurde, war ihm für seine Person Nebensache.

Anders verhielt sich Karoline zu dem Schicksalswechsel. Eine gewisse bange Beklemmung lastete auf ihr, als sie die neue Heimat betrat. Das Vaterhaus! Es war etwas Eigenthümliches für sie, das Haus ihres Vaters zu betreten, sie hatte nun das, was sie in ihrem vergangenen Leben so schmerzlich vermißt hatte: einen Vater und ein Vaterhaus.

Wie that ihr das so wohl und wie fürchtete sie dennoch, daß das Ganze wie ein schöner Traum zerrinnen möge, daß das Alles nur in ihrer Einbildung existiren möchte.

Die arme, von der Mutter stets als überflüssig und hinderlich behandelte Tochter, die ins Kloster gejagte, aller Lebensfreude entzogene Nonne, die halb wahnsinnig unter einem fremden Volke herumirrende Entflohene hatte nun auf einmal Alles, was ihr Herz bedurfte: Eine Liebe für ihre Liebe, ein Haus, aus dem sie nicht mehr gestoßen wurde, und das Bewußtsein, daß ein Vater für sie sorge.

Wie ein Kind, das mit etwas Neuem beschenkt wird, durchstrich sie fortwährend in aufgeregtester Stimmung das ganze Haus. Alles war ihr neu und fremd und Alles erregte ihre Aufmerksamkeit, das Kleinste, das Geringfügigste.

Karoline war glücklich, zu glücklich fast, um an die Dauer dieses Zustandes zu glauben, aber sie wiegte sich in der Seligkeit der Gegenwart, freilich bange und ungern an eine weniger glückliche Zukunft denkend.

Robert tröstete sie stets mit den liebreichsten Versicherungen über ihre ihm geäußerten Bedenken und Alles ging wirklich so gut, daß an die Möglichkeit eines schlimmen Umschlages nicht zu denken war. Das Einzige, was Beide in gleicher Weise befremdete und gewissermaßen beunruhigte, war, daß Veloccino nichts mehr von sich hören ließ. Er hatte allerdings bei seinem Abschiede Andeutungen gegeben, daß sie sich möglicherweise nie mehr sehen würden, dennoch glaubte dieß Robert ebenso wenig als Karoline, welch' letztere ihre

Gesinnung gegen den Urheber ihres Lebens nach den letztgemachten Erfahrungen sehr geändert hatte.

Warum sollte und konnte der glückliche Vater nicht in ihrer Mitte weilen, warum wollte oder durfte er nicht die frohen Tage seiner Kinder theilen? Was mußte ihn bewegen, in seinem vorgerückten Alter nochmal die weite Welt aufzusuchen? Es war die Meinung Roberts wie Karolinens, daß der Abbé sie nur prüfen wolle und daß er gewiß zu ihnen kommen würde; deßhalb blieben auf Anordnung Roberts die Zimmer des Abbé unberührt und wurden stets in Stand gehalten, jederzeit bezogen werden zu können, wie die Gemächer eines Gastes, der tagtäglich, stündlich erwartet wird.

Aber Veloccino gab keine Spur von sich. Er kam nicht und schrieb auch nicht, wie überhaupt jedes Zeichen seines Daseins von dem Augenblicke an, da er das Haus des Unsichtbaren verlassen, für alle Welt aufhörte.

War er ein Selbstmörder geworden? War er entflohen und trieb abermals unter anderem Namen ein neues Abenteurerleben? Wer wußte es, wer ergründete die Geheimnisse des „schwarzen Herrn" ? —

Merkwürdiger, oder ebenso richtig: natürlicher Weise fiel es weder Robert noch Karoline ein, an das Schicksal der Fürstin zu denken nnd Karoline hegte als natürliche Tochter nicht die geringste Besorgniß um dieselbe. Das hatte die unglückliche Mutter sich selbst gethan — warum hatte sie die Tochter so gezwungen, das Kindesgefühl zu ersticken? Warum? Konnte das nicht auch von den Einflüssen des Abbé abhängen? Warum war überhaupt Vieles bei all' den sonderbaren, räthselhaften Menschen, womit sich diese Geschichte befaßt, anders als im gewöhnlichen Leben? —

---

Ebenso wie Veloccino für Robert und Karoline verschwunden blieb, ebenso war es die Fürstin für Friedrich. Er bekam weder vom Unsichtbaren noch auf sonst eine Weise Aufklärung über die Ereignisse im einsamen Hause vor der

Stadt und doch war er gewohnt, über alle einigermaßen bedeutenden Vorkommnisse, die ihn berührten, von dem Unsichtbaren berichtet zu werden.

Hatte sich Louise wirklich mit dem Prinzen verbunden und lebten sie vielleicht irgendwo in einem stillen Winkel der Erde nach vollbrachter Aufgabe vom Schauplatze der Welt zurückgezogen, hatten sie sich nach diesem Begegnen wie zwei gleiche Pole abermals abgestoßen und irrten nun neuerdings im räthselhaftesten Dasein sich verfolgend, scheuend und dennoch einander anziehend durch die Welt?

Wer wußte es? Das Befinden der Fürstin und des Unsichtbaren blieb so unaufgeklärt für Friedrich, wie das Verschwinden Veloccino's für die ganze Welt und für Robert und Karoline.

Bei Friedrich drängte sich aber diese Frage gegen eine andere in den Hintergrund, die sich brennender und lastender auf ihn legte, je näher sie dem Tage ihrer Entscheidung rückte.

Es war dieß keine andere als die große Zukunftsfrage, in der das Werk des Weltenstürmers gipfelte.

Wie konnte sich Alles gestalten? Wird er in dem bevorstehenden Kampfe der beiden Parteien des Bundes als Sieger hervorgehen, wird er mit seinem Anhange durchdringen und seinem Paniere das glänzende Ansehen verschaffen, das er so oft geträumt als bezweifelt hatte! Wird er endlich der Weltenstürmer, der gehoffte Welterlöser werden, als den ihn nun Tausende bereits betrachteten?

Sein Stern stand gut und das Beste war zu erwarten, aber konnte nicht eine Zufälligkeit, ein Umstand Alles anders fügen? Wer konnte die Fragen, die sich der junge Feuergeist täglich, stündlich stellte, mit Gewißheit beantworten und doch rückte die Zeit auf schnellen Sturmflügeln heran.

Schon war Tag und Stunde bestimmt. In der Nacht vom neunten zum zehnten März, der Nacht vor dem Sterbetage des Königs Max, die sich in diesem Jahre zum zehnten Male wiederholte — sollte König Max wiederkommen und

dieses Wiederkommen war das Signal zum Weltsturm, zum großen Kampfe. —

Es knüpfte sich nicht nur sein und der Seinen Schicksal, sondern die Zukunft einer ganzen Partei an die verhängnißvolle Stunde, kein Wunder also, daß Friedrich dieser Stunde eben so bange als hoffend entgegensah, und daß dieses Hoffen und Bangen die Frage um Vater und Mutter verschlang.

In diesen Tagen, als er eines Abends in seinem gewohnten träumerischen Brüten am Fenster lehnte und ohne etwas zu sehen in den kleinen Hof hinabstarrte, wo der erste Frühling sich bereits an dem alten Hollunderbaume bemerkbar machte, der unter dem Schnee hervor junge Knospen trieb, sollte ihm Rath werden, wie er es nicht erwartet.

Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter und als er umsah, gewahrte er Therese hinter sich.

„Es ist ein Herr außen, der Dich zu sprechen wünscht", sagte sie in einem gewissermaßen besorgten Tone.

„Was für ein Herr ist das und warum siehst Du so sonderbar drein?" fragte Friedrich.

„Ich weiß nicht", entgegnete das Mädchen, „aber der Herr sieht mir so seltsam aus und ich ahne von seinem Besuche nichts Gutes. Ich fragte ihn um seinen Namen und er sagte mir, daß Du ihn kennen würdest, und daß er Dominik heiße."

„Vom Unsichtbaren. Was will er?" flüsterte Friedrich. „Laß ihn nur hereinkommen, es wird so schlimm nicht sein", antwortete Friedrich, „Du bist auch immer gleich so ängstlich, wenn es nicht tägliche Gäste sind, die nach mir fragen", fügte er bei, sie streichelnd, „geh' und führe Herrn Dominik herein!"

Therese warf noch einen forschenden bedeutungsvollen Blick auf den Geliebten und verließ das Zimmer.

Unmittelbar darauf trat der Angemeldete herein.

„Guten Abend, Herr Friedrich", grüßte der allerdings etwas ungewöhnlich aussehende Besuch.

„Guten Abend“, erwiderte Friedrich. „Sie sind Dominik und kommen?“

„Sie werden es wissen, Herr!“

„Vom Unsichtbaren, nicht wahr?“

„So ist es!“

„Und was steht Ihnen zu Diensten?“

„Ich habe für's Erste dieß Billet abzugeben“, antwortete der abenteuerliche Mann und überreichte dem Fragenden einen Brief.

Friedrich las.

„Dieser Brief sagt mir wenig Neues und nichts besonders Wichtiges“, entgegnete er, nachdem er gelesen hatte. „Haben Sie mir vielleicht mündlich mehr mitzutheilen, denn aus diesem Billet erfahre ich nur, daß sich zwischen dem Unsichtbaren, der Fürstin und Veloccino etwas für alle drei Personen sehr Wichtiges zugetragen, was ich schon anderseits erfahren habe. Was aber eigentlich geschehen, sagt mir kein Wort dieses etwas unklaren Schreibens.“

„Es wird für Sie wohl von keiner Bedeutung sein“, entgegnete der Abgesandte des Unsichtbaren, „soviel ich Ihnen aber sagen kann, ist, daß der Herr Abbé Veloccino, von dem Sie vielleicht wissen werden, daß er in sehr intimen Beziehungen zur Prinzeß Louise Ihrer gnädigsten Mutter stand, vom Prinzen verhaftet und vor ein heimliches Gericht gestellt worden war. Veloccino wurde verurtheilt, den Rest seines Lebens in strenger Gewahrsam unter der Obhut unsers Herrn zuzubringen.

Der Vollstreckung des Urtheiles aber trat die gnädigste Prinzeß entgegen. Eine heftige Scene, die sich zwischen dem Abbé, der Prinzeß und dem Prinzen abspann, endete damit, daß Veloccino dem Prinzen die Dame förmlich übergab und auf alle Anrechte verzichtete, worauf er sich unangehalten entfernte. Trotzdem aber sofort Vorkehrungen getroffen wurden, die Spur des Verurtheilten zu verfolgen und obwohl jetzt noch alles aufgeboten wird, ist es noch nicht gelungen, nur annähernd zu erforschen, wo sich der Abbé jetzt aufhalte.

Der Prinz ließ die Prinzeß Louise nach seinem nicht weit von hier entferntem Aufenthalte bringen, man glaubte, es würde wirklich zu einer Verbindung kommen, und dadurch die seit Jahren den Prinzen umgebende Unzugänglichkeit fallen, die ihm den Namen des Unsichtbaren verschaffte.

„Sie sind viel in der Nähe des Prinzen, meines Vaters?“ unterbrach Friedrich. „Verstoßen Sie sehr gegen Ihre Dienstpflicht, wenn Sie mir mittheilen, warum der Prinz diese seltsame Abgeschlossenheit eingeführt hat. Ein so vernünftiger und gebildeter Mann muß auch hiefür einen vernünftigen Grund haben.“

„Gewiß, ich zweifle nicht daran, aber wenn ich selbst wollte, könnte ich Ihnen das ebensowenig mittheilen, als wenn ich Ihnen sagen wollte, wie der Prinz seit fünfundzwanzig Jahren aussieht. Seine Vertrautesten verkehren nicht persönlich mit ihm und empfangen Befehle und geben Berichte von einer einzigen Person und an eine einzige Person, welche direkt mit dem Unsichtbaren verkehrt.“

„Und dieß ist?“ fragte Friedrich.

„Ein alter häßlicher Mann, der, seit der Fürst selbstständig ist, seine Nähe theilt. Er lebt ausschließlich bei ihm und ist sein zweites „Ich.“ Er schläft in seinem Zimmer, er verläßt ihn nie und wenn derselbe ein Reise macht, so ist es der unheimliche Mann, der ihn ganz allein begleitet. Niemand weiß, wer eigentlich derselbe ist und woher er stammt, man sagt, der Fürst habe ihn von einer Orientreise mitgebracht und er sei in seiner Heimath im Rufe besonderer Künste und Wissenschaft gestanden.“

Friedrich kam diese Mittheilung so fabelhaft vor, als das ganze Gebahren des Unsichtbaren und er drang auf keine weiteren Enthüllungen, da dieselben doch zu keinem Resultate führen würden.

„Und diese Verbindung, von der Sie vorhin sprachen, die zwischen dem Unsichtbaren und der Fürstin Louise in Aussicht stand?“ fragte er weiter.

„Diese Verbindung zerschlug sich in Folge einer un=

bekannten Sache vollkommen und die Fürstin hat den Wohnsitz des Prinzen plötzlich verlassen, ohne daß darüber laut wurde, wohin sie sich gewendet."

„Und es besteht nun dieselbe wechselseitige Spannung, dieselbe Abstoßung und Annäherung und dasselbe sonderbare Einverständniß, wie in früherer Zeit?" fragte Friedrich.

„In höherem Grade, wie früher", antwortete Dominik. „Früher war es nur die verletzte Liebe und die Treue, die den Unsichtbaren von der Geliebten abstießen und ihn wieder auf ihre Spur trieben, die ihn zu ihrem Schutze herbeiriefen und ihre Pläne, soweit sie nicht zu den seinen stimmten, vereitelten. Jetzt scheint ein noch weiterer Beweggrund dieses seltsamen Treibens entstanden zu sein, aber er ist selbst uns ein Geheimniß."

„Hat man Ihnen außer dem Berichte keine direkten Mittheilungen für mich aufgetragen?" fragte der junge Mann.

„Doch", antwortete Dominik, „ich bin beauftragt worden, Sie einzuladen, mir zu folgen."

„Ihnen zu folgen?" wiederholte Friedrich verwundert.

„Und zwar sogleich", entgegnete der Diener des Unsichtbaren, „wir werden nicht weit gehen, bis wir den Wagen treffen, der uns zu unserm Bestimmungsort führt, ich nahm ihn absichtlich nicht mit hieher, um kein unnöthiges Aufsehen zu erregen."

„Und wohin werden Sie mich führen?" fragte Jener.

„Wohin? Das wird Ihnen bald klar werden, Sie wissen, daß Sie sich meiner Führung unbedingt anvertrauen dürfen, und daß Sie von dem Unsichtbaren, Ihrem hohen Herrn Vater nichts zu befürchten haben."

„Ich werde mich auch nicht weigern und wüßte mich in einem mir ungünstigen Falle schon zu vertheidigen."

„Ich habe nur den Auftrag, Sie zu bitten, mir zu folgen, und kann über meinen Auftrag hinaus Ihnen keinerlei Aussicht offen stellen, glaube aber, daß Sie keine Ursache zu irgend einer Bedenklichkeit haben", erwiderte der Diener.

„So gehen wir denn", schloß Friedrich, sich zum Aus-

gehen fertig machend, „doch können Sie mir vielleicht beiläufig sagen, wie lange die Sache dauern mag, der ich entgegengehe, um die Meinigen darüber zu benachrichtigen und in keine unnöthige Unruhe zu versetzen."

„Die Fahrt", entgegnete Dominik, „wird kaum mehr als eine Stunde in Anspruch nehmen, das Weitere ist mir, wie gesagt, unmöglich zu bestimmen, da ich selbst darüber nicht im Geringsten unterrichtet bin."

Friedrich öffnete die Thüre und ließ Dominik vorausgehen. Nachdem er von Theresen Abschied genommen und sie in Kenntniß gesetzt, daß er wohl vor Mitternacht nicht zurückkehren werde, folgte er seinem Begleiter.

Als sie den kleinen Platz überschritten hatten und das Gäßchen hinaufgegangen waren, trat Dominik an einen Wagen und öffnete den Schlag. Beide waren eingestiegen und alsbald sauste das Gefährte davon, dem nächsten Thore zueilend. Trotz der Aufmerksamkeit, mit der Friedrich den Weg verfolgte, verlor er bald in Folge des dunklen Abends und der vielleicht absichtlichen Kreuz- und Querwendungen, die der Wagen machte, die ursprüngliche Richtung und nach einiger Zeit befanden sie sich in einer ihm nicht mehr bekannten Gegend.

Sie mochten nach seiner Uhr ungefähr eine Stunde gefahren sein, als er glaubte, daß sie eine Art Park aufnahm, welcher sich jedoch bald lichtete und der Wagen hielt vor einem, wie es schien, sehr ansehnlichen Hause. Dominik stieg zuerst aus und führte Friedrich durch das Thor in das Innere, welches mit nicht gewöhnlicher Eleganz eingerichtet zu sein schien. Vor- und Treppenhaus waren aber der Einrichtung entsprechend, nur spärlich erleuchtet, so daß man vom Ganzen keine genaue Uebersicht bekommen konnte, auch ließ sich weiter nichts von einer Dienerschaft sehen.

Indem sie die mit hübschem Teppich belegte Treppe hinaufstiegen, fragte Friedrich Dominik: „Wollen Sie mir nicht sagen, wo wir uns befinden, oder wissen Sie das auch nicht?" fügte er spitz bei.

„Im Hause des Unsichtbaren“, entgegnete dieser kurz und öffnete die Flügelthür, welche in ein Vorzimmer führte.

Auch hier war Niemand zu sehen. Dominik bedeutete Friedrich, hier zu warten, bis er zurückkommen würde und verschwand in der entgegengesetzten Thüre. Ersterer, dem das ganze Vorgehen mehr als auffallend vorkam, sah sich flüchtig um und trat wieder gegen die Eingangsthüre zurück. Es war ihm, als Dominik die Thüre hinter ihnen zugemacht hatte, ein eigenthümliches Knacken verdächtig vorgekommen, in Folge dessen versuchte er zu öffnen — und seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht, die Feder eines starken Vexirschlosses war abgelassen worden und er sah sich — eingeschlossen.

Dieß steigerte den leicht aufgeflogenen Argwohn noch mehr und er erging sich in den verschiedensten Betrachtungen, was man eigentlich mit ihm vorhaben könne. Wiewohl er den Unsichtbaren keinen schlimmen Absichten gegen ihn unterschieben mochte, so kam ihm doch das Ganze so sonderbar vor, daß er unmöglich einen ganz gewöhnlichen Verlauf der Dinge ahnen konnte.

Ueber diesen Betrachtungen störte ihn das leise Knarren einer sich öffnenden Thüre, unter welcher Dominik mit noch einem Manne erschien. Dieser mußte derjenige sein, von dem der Erstere erzählt hatte, daß er allein in der unmittelbaren Nähe des Unsichtbaren sein dürfe. Er trug eine Art morgenländische Kleidung: Kurze, weite Hose, die bis unter die Kniee reichte, dunkle Strümpfe und spitz auslaufende Schuhe. Ein hellfarbiges Oberkleid von einem breiten schwarzen Gürtel zusammengehalten, aus dessen weiten Aermeln die dunkelbraunen Hände kaum hervorsahen. Ueber dieses schlug sich ein langer, weiter Mantel von gleicher Farbe, den der Mann dicht an den Leib zog. Ein großer Kopf, mit breitem Gesichte von derselben dunkelbraunen Farbe wie die Hände, sah mit stechenden Augen unter einem weißen Tuche, das ähnlich wie bei den Beduinen, Arabern um den Kopf geschlagen, hinten

herabfiel, hervor und ließ das große plumpe Gesicht mit dem starken graulich-weißen Barte nur noch mehr hervortreten.

Obwohl Dominik erkannt haben mußte, daß sie Friedrich bereits gesehen hatte, setzte er doch sein, wie es schien, sehr eifriges Gespräch mit dem Orientalen fort und einige entschiedene Zeichen, die er gegen Friedrich machte, bekundeten, daß dieser der Gegenstand des Gespräches sein müsse.

Nachdem die Männer ein Zeichen des Einverständnisses gemacht hatten, entfernte sich Dominik durch die halboffene Thüre, die jedenfalls in die inneren Gemächer des Unsichtbaren führten und der Andere trat auf Friedrich zu. In kurzer Entfernung von ihm blieb er stehen, legte die Arme kreuzweise über die Brust und beugte sich tief, indem er in einer kreischenden Stimme und in unterwürfigem Tone sagte: „Sei mir gegrüßt, Prinz, Sohn meines Herrn!"

Friedrich erwiderte den Gruß anständig und fragte: „Wer sind Sie, mein Herr, und was will man hier von mir?"

„Ich bin der ergebenste Diener unsers hohen Herrn und komme, Dich gesegneter Prinz zu ihm zu führen, daß Du seine Wünsche vernehmen mögest", antwortete der Mann mit seltsamem Grinsen.

„Sie werden mich zu meinem Vater führen und ich werde den Unsichtbaren sehen?" fragte Friedrich weiter.

„Niemand ist, der sich rühmen könnte, seit Jahren das Antlitz des großen Mannes, der sich den Unsichtbaren nennt, geschaut zu haben, selbst Dir, Sohn meines Gebieters, muß er unsichtbar bleiben, bis ein guter oder schlimmer Tag für Dich die Hülle von der Gestalt des Gewaltigen löst. Jetzt komm' und folge mir, antwortete der Greis, indem er in die Thüre trat, durch welche Dominik fortgegangen war und Friedrich ein Zeichen machte, ihm zu folgen.

Der Führer geleitete nun Friedrich durch mehrere mehr oder minder phantastisch ausgestattete Gemächer, die von Geschmack und Reichthum des Besitzers Zeugniß gaben, in einen

kleinen, hochroth ausgeschlagenen, mit dunklen Möbeln garnirten Salon.

Mit einiger Umständlichkeit ersuchte der Führer den jungen Mann, einige Augenblicke zu warten und schlüpfte durch eine enge Portière. Friedrich gewann hiedurch Zeit, sich etwas umzusehen und mit sich über die Lage, in der er sich befand in's Klare zu treten. So viel Achtung, ja fast geheimnißvolle Scheu er jederzeit vor dem Unsichtbaren hegte, selbst wenn dessen Beginnen noch so excentrisch schien, wie das Abenteuer mit der geheimnißvollen Flamme, so kam ihm das heutige Beginnen so gemacht und komödienhaft vor, daß er nicht ganz mit der sonstigen sicheren Ergebenheit dem Kommenden entgegen sah und doch mußte die ganze mysteriöse Einleitung ihren wohlberechneten Zweck haben, denn gegründete Absicht hatte der Unsichtbare überall.

Dominik hatte Friedrich erzählt, daß der Vereinigung des Prinzen mit Louise ein besonderes Geheimniß entgegengetreten sei und er vermuthete wohl nicht ohne Grund, daß sein Hieherbescheiden mit dieser Sache zusammenhängen würde, indeß mußten die nächsten Augenblicke entscheiden.

Das Gemach, in dem er sich befand, war mit hochrother Tapete ausgeschlagen und ebenso trugen Portière und Gardinen dieselbe Farbe, welche durch vergoldete Lamperien und Gesimse gehoben wurde. Dagegen stachen die dunklen Möbel von schwarz lakirtem Holze und schwarzem Ueberzuge sonderbar ab. Gegenüber der Eingangsthüre, in deren Nähe Friedrich stehen geblieben war, befand sich ein großes Gemälde in einem breiten geschnitzten Rahmen von dunklem Holze, das Bild war das eines jungen Mannes in ganzer Figur im Jagdanzuge und konnte wohl ein Porträt des Prinzen aus seiner Jugendzeit sein.

Eben studirte der Wartende dieses Bild, als der Vertraute des Unsichtbaren wieder aus der Gardine hervorschlüpfte und sich zu Friedrich wandte.

„Sohn meines Herrn", sprach er demüthig, „wolle Dich

dort dem Bilde nähern, der Prinz, Dein hoher Vater, unser Herr, geruht mit Dir zu sprechen."

Mechanisch ließ sich der Angeredete in Mitte des Zimmers führen, wo er in der Nähe eines Tisches stehen blieb, während der Greis leise in den Hintergrund zurückschlich.

Weit entfernt, sich einschüchtern zu lassen, sprach Friedrich vielmehr gegen das Bild gewendet: „Vater, Du hast mich zu Dir bringen lassen, um mit mir zu sprechen, geruhe gnädig mir Deinen Willen kund zu thun, ich erwarte Dich!"

Unmittelbar darauf ließ sich hinter dem Bilde ein leichtes Geräusch vernehmen und eine Stimme, die der Harrende sofort als dieselbe der geheimnißvollen Flamme erkannte, rief: „Friedrich, bist Du da?"

„Du hast es vernommen", antwortete der junge Mann.

„So höre", begann dieselbe Stimme wieder, die so klang als ob der Kopf des Bildes sprach. „Du befindest Dich im Augenblick in großer Aufregung über Deine Zukunft sowohl als über das Schicksal der Partei, die Du selbst gebildet hast. Aus dem Bunde heraus, in den Dich Dein Schicksal willenlos führte, hast Du einen zweiten, nicht minder bedeutenden Verein geschaffen; das Ziel, das Du Dir gestellt, das Du Deinen Freunden vorgestellt, ist kein gewöhnliches, es könnte erhaben und großartig genannt werden, aber man kann ebenso Dein Unternehmen ein keckes, unüberlegtes nennen."

Friedrich war daran, gegen diese Anrede einen Einspruch zu thun und wollte durch ein leises Räuspern den Unsichtbaren unterbrechen, allein die Stimme fuhr fort:

„Ich habe Dir in hundert Fällen meine Macht, mein Gewicht auf Deine Umgebung in der verschiedensten Weise gezeigt und Dir bewiesen, daß ich, wenn auch ein Dir unsichtbarer, doch ein Dich liebender und schützender Vater bin. All' Dein Beginnen, jeden Zug Deines Lebens weiß und wußte ich und wenn ich Manches, das Dir zukam, zuließ oder Etwas, das Dir begegnete, nicht hinderte, so geschah es, um Dich die Schule des Lebens kosten zu lassen, wie ich es

mußte und Dich durch Prüfungen erstarken zu machen. So ließ ich Dich in den geheimen Bund eintreten, so stand ich Dir bei, Deine Partei zu gründen, nicht als ob ich Interesse an den Unternehmungen des geheimen Bundes der Namenlosen hätte oder ob ich die Ansichten Deiner Weltenstürmer-Idee theilte. Ich wirkte mit, weil es Dich anging und weil Du in der Laufbahn leben, denken und handeln lernen konntest —"

Der Sprecher machte eine kleine Pause, aber Friedrich benützte sie zu keiner Einwendung und der Unsichtbare fuhr fort:

„Du stehst in wenig Tagen am Schlusse Deines Unternehmens oder, richtiger gesagt, am Anfange desselben. Die Wendung der bevorstehenden Dinge wird entscheiden, ob Du der Weltenstürmer sein wirst oder ob Du in dem Sturme mit Deiner Partei machtlos untergehen wirst —"

„So ist es", entgegnete Friedrich.

„So ist es, nicht wahr?" fuhr Jener fort. „Und Dir bangt vor der entscheidenden Stunde, was sie wohl bringen wird, und das Ungewisse, dem Du Dich und Deine Anhänger entgegentreibst, martert Dich mit verzehrender Aufregung?"

„Das müßte Jedem, dem Erfolg und Zukunft nicht gleichgültig und der einen Ernst für die Sache, die er als seine Ehrensache hält, so sein!" antwortete der Weltenstürmer.

„Das glaubst Du und wenn ich Dir jetzt rathen wollte, Dich unschädlich aus dem ganzen Gedränge zu winden, —"

„Wie?" unterbrach Friedrich.

„Die ganze Conspirationsgeschichte, die auf der einen und auf der anderen Seite schaal, fahl und erfolgsunsicher ist, mit einem Male fahren zu lassen und Dich zurückzuziehen, ehe der Sturm der Wahnsinnigen das Unheil auf Dein Haupt schleudert —"

„So würde ich glauben, daß Du, mein Vater, den ich als den ehrenhaftesten, bedachtesten und tugendstärksten Menschen halte, mich auf eine eigenthümliche Weise prüfen wolltest, denn Du weißt wie ich, daß das Aufgeben der heiligen

Sache jetzt gar am Zielpunkte, wo sie der Mit- und Nachwelt erst geboren werden soll, eine Unmöglichkeit für einen Ehrenmann, nur der Streich eines gewissenlosen Narren wäre!" erwiderte der Agitator ernst und fest.

„Du würdest es nicht, wenn ich Dir rathe, jetzt zurückzutreten?" fragte der Unsichtbare.

„Niemals", versetzte der Gefragte, weil Du es mir im Ernst nicht rathen wirst!"

„Du täuschest Dich, armer Verblendeter", rief Jener mit fürchterlicher Stimme, „ich rathe Dir nicht nur, ich befehle Dir, augenblicks zurückzutreten von dem wahnwitzigen Parteigetriebe und alle diese fortan zu meiden, die wie todte Mücken in dem Spinnweb liegen, an dem sie selbst gesponnen."

„Niemals!" schrie Friedrich erzürnt.

„Niemals?" lachte der hinter dem Bilde höhnisch. „Wie kannst Du, Kind, sagen: „Niemals", wo ich befehle? Du wirst Deine Weltenstürmer-Idee abstreifen und Deine eingebildete Mission niederlegen und das zur Stunde."

„Hättest Du einen haltbaren Grund für dieses Verlangen, das ich in keiner Weise vor mir rechtfertigen kann", fragte Jener.

„Einen Grund willst Du für den wohlgemeinten Rath, Dich Deiner lächerlichen Grille zu entschlagen, mit der Du Dich und Deine Anhänger quälst — wohlan, Du sollst Gründe haben:

„Für's Erste ist jedes derartige Unternehmen, dem kein sicherer und haltbarer Boden unterliegt, eine Verirrung, die nur sträflich wird, wenn man sie bis zu einer gewissen Katastrophe treibt. Eine Verirrung zu bekennen und aufzugeben, ist nicht ehrlos, aber in derselben absichtlich verbleiben und Andere darin befangen halten, ist ebenso lächerlich als unrecht.

„Für's Zweite wirst Du wissen, wer Du bist. Du bist mein Sohn, der Sohn eines Prinzen aus fürstlichem Geblüte, und als solcher kann und darf ich nicht dulden, daß Du Dich derartigen demagogischen Umtrieben hingibst.

Der Sohn eines Mannes, der mit den ersten regierenden Häuptern verwandt ist, kann niemals Revolutionär sein.

„Genügen Dir diese beiden Gründe nicht, so fasse den dritten unanfechtbaren in die Augen: Du bist mein Sohn, den ich nicht der Gefahr preisgegeben sehen will, die ihm als Anführer eines so projektirten Unternehmens entgegentritt, Du bist mir zu jung, zu hoffnungsvoll und zu lieb, um Dich in so früher Zeit für ein Spiel verderben zu sehen. Du lebst noch in der ersten Hälfte des Lebens, wo man Manches für ächt hält, was nur Schein ist und Manches für eine Ehrensache ansieht, was, im Lichte der wahren Weisheit betrachtet, als ein Kindertand erscheint; Deine Entrüstung über meinen Rath erzürnt mich daher nicht, aber da Du, wie ich sehe, nicht gutwillig zur Befolgung desselben Dich bequemen kannst, so muß ich ihn in einen Befehl umwandeln: Du wirst also von jetzt an nichts mehr mit den Leuten und mit den Sachen zu thun haben, die Dir den rathlosen Kummer bereiteten, versprichst Du das?"

„Ich kann es nicht", entgegnete Friedrich der Frage des Unsichtbaren, die auf die lange Auseinandersetzung folgte. „Ich kann es nicht um den Preis meiner Ehre, meines Wortes und meiner Ueberzeugung und Du wirst es nicht verlangen!"

„Nun hast Du keine Wahl mehr frei, den wohlmeinenden Rath hast Du verschmäht, dem Befehle Dich widersetzt, jetzt verfällst Du dem unbedingten Zwange. Nun hast Du hier zu bleiben, bis die Stunden der Gefahr für Dich vorüber sind — um meinen Sohn zu schützen, muß er mein Gefangener sein!" entgegnete der Unsichtbare mit Kraft.

„Wer wird es wagen, mich der Freiheit zu berauben!" rief der Weltenstürmer zornentbrannt.

Ein heiseres Lachen hinter dem Bilde war die ganze Antwort.

Wüthend stürzte Friedrich mit geballten Fäusten gegen den Rahmen, aber machtlos wie ein Kind fiel er zurück, die Leinwand, die er vermuthete und zu durchdringen hoffte, war

eine Eisenplatte, die seinen Muskeln spottete, und knirschend im Gefühle seiner Ohnmacht warf er sich mit den Armen über den Tisch.

„Verrath, abscheuliches Possenspiel“, schmähte er — „unmöglich kann der Unsichtbare mein Vater, mein edler Freund, der Urheber dieses Werkes sein!“

Der Orientale, der bis jetzt einer Statue gleich an der Eingangsthüre gestanden war, trat nun leise bis zu Friedrich vor, berührte ihn mit der Hand und sprach unheimlich grinsend:

„Sohn meines Herrn, ergib Dich in Dein Schicksal und folge mir!“

„Folgen? Wohin?“ fragte Jener.

„Du wirst es sehen“, antworetete der Greis, „komm!“

„Zur Pforte dieses Hauses, sonst nicht“, rief Friedrich.

„Nicht zur Pforte, Du hörtest, daß Du gefangen bist“, sprach der Mann kalt. „Sohn meines Herrn, folge mir gutwillig!“

„Niemals“, keuchte Friedrich, „entlasse mich oder Du bist des Todes und ich suche mit Gewalt die Freiheit, die man mir frevelhaft verweigert.“ Er zog ein Dolchmesser aus der Tasche und schwang es über dem Alten.

Lachend parirte dieser die Waffe mit der bloßen Hand und schlug sie dem Angreifer aus der Faust, daß sie weithin flog, indem er einen eigenthümlichen Laut ausstieß. Wie auf einen Zauberruf flogen aus den Thüren schwarzgekleidete Männer herbei, welche den Gefangenen umringten und unfähig, sich mehr zu wehren, wurde Friedrich fortgetragen.

---

An demselben Abend, da dieß mit Friedrich auf dem Schlosse des Unsichtbaren vorging, ereignete sich im Veloccino-Hause ein keineswegs für die Bewohner geringeres Ereigniß.

Robert hatte Alles geordnet, um sich in den vollständigen unanstreitbaren Besitz des erworbenen Eigenthums zu setzen und die eheliche Verbindung war bis zur letzten Bedingung reif. So wie diese für ihn so wichtige Sache ihrem Ab-

schlusse nahte, drängte sich der Frühling gewaltsam in das abgeschlossene Bergland.

Veloccino's Garten war immer, sei es durch eine zufällige Naturbegünstigung des Fleckchens Erde oder durch kluge Behandlung des Besitzers oder in Folge von Beidem zugleich, in der Vegetation der Umgegend bedeutend voraus. Wenn außer den Mauern des Gartens noch Schnee und Eis lag, blühten in den Beeten desselben schon die ersten Frühlingsblumen und wenn außen das erste spärliche Grün die Rasen überflog, dufteten im Garten des „schwarzen Herrn" bereits Flieder und Jasmin.

An diesem Abend gingen Robert und Karoline schweigend Arm in Arm durch die Gartenwege dahin. Es war dieß eine der süßen, wonnevollen Stunden, die ganze Tage des Leides und Trübsals vergessen machen. Auf die ganze traurige Vergangenheit dieser beiden seltsam ins Leben gestellten Menschen wirkten diese Ruhestunden wie kühlender, einschläfernder Balsam. Sie sogen und schlürften denselben auch in vollen Zügen und waren sich jede Minute dieser kostbaren Zeit bewußt. Welch' ein Glück für die Tochter der Fürstin und den Sklaven des „schwarzen Herrn" diese Abendstunden voll Liebe, Ruhe und Hoffnung waren!

Wenn Veloccino der verworfenste, schlechteste, verkommenste Mensch gewesen wäre, für diese eine That, womit er zwei Menschen aus dem augenscheinlichen Verderben in den Himmel des Glückes gehoben — für diese eine That hätte er die vollständigste Verzeihung des Himmels verdient.

„Ist's nicht schön hier?" fragte nach langer Stille Robert die Geliebte.

„Schön?" erwiderte diese, „ich finde es göttlich hier und wenn ich so manchmal unbewußt aufdenke, wie man von einer schönen Fernsicht um sich zu ruhen aufsieht, so meine ich, ich müßte dort auf Golgatha gestorben sein und genösse jetzt den Himmel."

„Wohl gleicht dieß Leben einer Vergeltung, wenn auch nur einer irdischen, für das, was wir vorerst gelitten", ant=

wortete ihr Robert. „Wir haben die Hoffnung, daß wir das Glück vorerst fortgenießen, wenn wir es zu erhalten trachten."

„Zu erhalten trachten, wie so?" fragte Karoline.

„Wenn wir uns gleich bleiben in unserer Liebe, unserer Genügsamkeit und der Uebung unserer Tugend."

„Würden wir das wohl jemals aufhören wollen, können?" fragte die Geliebte wieder, ich könnte mir kein schöneres, genußreicheres Leben denken, als diese ruhige Beschaulichkeit, wie sie die ersten Christen geführt haben mögen, die dieses Thun zur Heiligkeit brachte."

Robert schwieg. In Folge der Zeit war das frühere gewohnheitsmäßige Ascethenleben bei ihm wohl etwas zurückgetreten, er fühlte, daß er mit der Schwärmerei, wie er sie ehedem gepflegt, nicht durchkommen würde und drängte sich daher absichtlich in einen sinnlicheren Ideenkreis, es hätte aber nicht großer Anregung bedurft, um ihn zum jung gewohnten Hange zurückzuführen; Karoline aber hatte im Gegensatze erst durch den Umgang mit dem Geliebten sich dessen Schwärmernatur anzueignen angefangen, und er mußte gewisse Gewalt anwenden, um nicht sich mit ihr in ein für Beide wenig förderliches Traumleben hineinzuziehen.

„Wie weit die Natur auf diesem Fleckchen gesegneter Erde schon vorgeschritten ist", bemerkte der junge Mann. „Zu unserer Hochzeit werden wir frische Rosen aus unserm Garten haben, glaubst Du nicht?"

Karoline sah ihn erröthend an. Die Liebe ist nicht empfindlicher, als wenn sie durch etwas erinnert wird, was auf Liebe Bezug hat.

„Du freust Dich wohl auf diesen Tag?" fragte Robert.

„Ich freue mich, wie man sich auf Alles freut, was uns zu einem erwähnten Ziele führt, und dennoch kann ich nicht verbergen, daß ich dem Tage mit einer unerklärlichen Bangigkeit entgegensehe", antwortete Karoline.

„Warum?" forschte Robert.

„Warum?" entgegnete Karoline. „Ich weiß es nicht,

es ist ein eigenthümliches Gefühl. — Wenn ich so denkend mein Leben in Zeitabschnitte eintheile. Meine Jugend unter wildfremden Leuten und der harten Mutter, das Kloster zu St. Ursula, wo ich anfing langsam abzusterben und wo gerade als ich daran war, die letzte Hoffnung zu begraben, mich der Mann erlösen wollte, der sich als mein Vater bekundete, der mir aber weder die Neigung noch das Vertrauen zu einem Vater einflößte — die schwere Zeit, wo ich das Kloster mit der weiten Welt vertauschte, und wo ich mit aller Gewaltanstrengung mich aus all den Banden losriß, die mich wie unheilvolle Schlangen umwanden — die Zeit, wo ich flüchtig vor der ganzen Welt, unter den Juden Jerusalems, herumkroch und zuweilen Nachts den Golgatha bestieg; dieß war die traurigste und die glücklichste Zeit meines Lebens; in dem größten Elende fand ich Dich, Du zogst mich wieder herauf zu den Menschen und führtest mich dem Vater zu, den ich jetzt erst als Vater kennen lernte und von da, von Golgatha aus, von der Höhle des Eremiten ging der Pfad zu meinem schönsten Glücke fort bis heute und dieß Glück drückt mich fast wie ein Alp, so daß ich nicht glauben will, daß es lange dauert."

„Du sprichst sonderbar", erwiederte Robert verwundert, „es klingt, als ob Du eine trübe Ahnung vor unserm Hochzeitstage hegtest. Warum? Was führt Dich auf die trüben Gedanken?"

„Ich kann es Dir nicht sagen, laß uns darüber schweigen. Gott wird uns beschützen und er, dessen Name gesegnet ist von seinen Kindern, wird auch in der Ferne schützend bei uns sein!"

Als Karoline diese Worte sprach, standen sie am Hinterthore, das in den Garten führte, ein Schlüssel wurde angesteckt und das Thor öffnete sich langsam.

Beide sahen erschrocken hin. Es war der alte Diener, der aus der Stadt zurückkehrte und immer seinen Heimweg durch die Hinterthür nahm. Er grüßte freundlich und sah

erstaunt auf seine Herrschaft, die sich von der Ueberraschung noch nicht erholt hatte.

Der alte Mann hielt einen Brief in der Hand, und reichte ihn Karoline. „Verzeihen Sie“, sprach er, „da außen begegnete ich einem Manne, der mir fremd schien und der jedenfalls schon längere Zeit hier herumgeforscht haben muß. Als er sah, daß ich auf das Thor zuging, trat er an mich heran und fragte mich, ob dieß hier Veloccino's Haus sei, ich bejahte es und da zog er diesen Brief aus der Tasche und sagte, daß er ihn an die junge Dame im Hause bestellen solle. Ich nahm ihm den Brief ab und fragte ihn, ob er eine Antwort erhalten müsse, er verneinte dieß, und ging weg.

„Haben Sie nicht gefragt, von wem der Brief komme?“ sprach Robert.

„Wahrhaftig es fiel mir gar nicht ein“, entgegnete der Diener, aber ich denke, Sie werden das finden, wenn Sie ihn lesen.“

Robert nahm den Brief aus Karolinens Hand und besah die Aufschrift.

„Fräulein Karoline, Veloccino's Tochter“, lautete diese.

„Eine mir ganz unbekannte Hand!“ rief er. „Was mag das sein, am Ende doch von ihm?“ fuhr er fort, Karolinen den Brief zurückgebend, sie verließen den Garten und zogen sich nach dem Hause zurück. Dort öffneten sie den ominösen Brief.

Derselbe trug weder Datum noch Aufgabeort. Robert las:

„Mein Fräulein!

Sie werden sich jedenfalls über den seltsamen Brief wundern, sowie über die außergewöhnliche Art der Zustellung desselben. Es kann Ihnen aber wenig daran liegen, woher der Brief kommt und mir liegt manchmal daran, nicht wissen zu lassen, wo ich bin. Gleichviel also, diese Zeilen sind von demselben, der Ihnen einst auf eine für Sie wohl unerklärliche Weise den Zettel mit den Worten:

„Hüten Sie sich vor dem Manne, der Veloccino heißt ꝛc. ꝛc.“, innerhalb des Fensters der Klosterzelle zu St. Ursula brachte. Es soll Ihnen der Brief nur beweisen, daß Jemand existirt, der sich für Ihr Schicksal, ohne daß Sie davon eine Ahnung haben, interessirt und von allen wichtigen Momenten in Ihrem Leben so genau unterrichtet ist, als Sie selbst. Als der Abbé Veloccino mit seinem Diener kam, um Sie mit Gewalt aus dem Kloster zu entfernen, war ich mit der weißen Frau am Felsen der Seejungfrau, und wenn es ihr nicht gelungen wäre, Sie dem Entführer zu entreißen, so würde er an mir und den Meinen einen unsichtbaren aber entschiedenen Widerstand gefunden haben. Während ich die Geschicke Anderer in Europa überwachte und lenkte, kam mir Ihr Aufenthalt im Orient nicht aus den Augen und ich könnte Ihnen den Tag bezeichnen, an welchem Sie in dem Famulus des Abbé den Gefährten des Lebens fanden. Sie wundern sich. Fragen Sie den Mann, der Sie liebt, ob er den Einsiedler Onorio kannte. Er wird die Geschichte noch wissen, die dieser ihm vor seinem Tode erzählte — sie ist theilweise wahr, er ist Meier Levis Bruder gewesen, obwohl er nicht fünfzig Jahre in der Höhle des Berges Golgatha lebte und dortmals nicht gestorben war, als der junge Mann ihn begrub. Er war einer meiner Untergebenen und verstand die Kunst sich todt zu stellen gar wohl. Vielleicht erinnern Sie sich auch des griechischen Kaufmanns, der bei der Heimkehr Ihnen so mitleidig mit Rath und That zur Seite stand. Es war derselbe. Er brachte mir den pünktlichen Bericht und starb im Heimatland.

Dieß nur zum Beweise, daß und wie ich die überwache, die ich überwachen will.

Warum aber, werden Sie fragen, das Interesse?

Weil Sie Veloccino's Tochter sind? Nein, weil Sie die Tochter einer Dame sind, zu der ich in dem intimsten Verhältnisse stehe, in demselben wie der Abbé — Sie staunen? Veloccino ist Ihr Vater, aber in demselben

Grade und auf dieselbe Weise habe ich das Recht auf Ihre Mutter durch einen Sohn, den Sie vielleicht kennen unter dem Namen Friedrich oder Gérard. Er ist Ihr Bruder.

Es konnte mir wie das Treiben des frommen Bußpredigers, ebensowenig die glückliche Wendung Ihres Geschickes verborgen bleiben und ich wünsche Ihnen dazu umsomehr Gedeihen, als Ihre Mutter Sie nicht so beglückwünscht. Ihre Mutter hat die fatale Eigenschaft, ihre Kinder nicht sonderlich zu lieben. Wie sie im All emeinen ein abnormes Weib ist, so ist sie es auch in der Mutterliebe. Und aus diesem erklärt sich der Grund dieses Schreibens.

Ich halte es für meine Pflicht, Sie als meine theilweise Verwandte, zu schützen, so lange es möglich ist, und ich thue das durch Warnungen, Mahnungen und Rathschläge.

Sie wissen vielleicht nicht, daß Sie das Opfer eines unaussöhnbareu Zwiespaltes zwischen ihrer Mutter und dem Abbé sind. Würden sie sich vereinigen können, so würden Sie so wenig gewinnen, als da sich Beide im Wechselgefühle von Haß und Liebe, von Verachtung und Sehnsucht verfolgen. Der Abbé ist spurlos verschwunden — wirklich spurlos, denn ich selbst konnte bis jetzt nichts von ihm entdecken —, aber ich zweifle nicht daran, daß er eines Tages wieder auftauchen wird, unter irgend einer Gestalt und dann — Veloccino, Sie mögen Ursache haben, jetzt für ihn eingenommen zu sein, ich gebe das zu, aber ich kenne den Mann besser als Sie und selbst der Famulus, der jahrelang um ihn war. Veloccino ist gelehrt und geistreich, tückisch und grausam und erreicht seinen Willen auf jede mögliche Weise. Ihr Vater ist im Stande, Sie zu schlachten, um Ihrer Mutter, die er eben vielleicht haßt, einen Plan zu verderben und das Haus, zu dessen Besitzerin er Sie vor kurzem großmüthig machte, kann

eines Tages Ihr Gefängniß, Ihr Kerker werden. Beherzigen Sie diese Worte, es ist nichts zuviel gesagt.

Ihre Mutter, die ich noch am Abend ihres Lebens für mich wieder gewinnen wollte, indem ich sie bewog, von ihren Abenteurerplänen und ihrem unatürlichen, unweiblichen Wesen abzustehen, entfloh mir ebenso spurlos, wie vor Kurzem der Abbé, und es ist vielleicht möglich, daß sie, wieder versöhnt, einen gemeinsamen Schlupfwinkel haben.

Eines aber wage ich zu behaupten, Ihre Mutter hat einen natürlichen Widerwillen gegen Sie und sucht Sie auf irgend eine Weise zu verderben, warum, weiß sie am Ende selbst nicht, es ist ihr angeboren. Ihre Mutter hat ferner die traurige Gabe, gleich einem Gespenste überall einzudringen und plötzlich zu erscheinen. Wenn sie das jetzt thut, und ich vermuthe es, so geschieht es nicht zum Guten für Sie.

So ist ihre Constellation. Glauben Sie einem erfahrenen, selbst viel versuchten Manne, der es Ihnen wahrhaft gut meint.

Ich rathe Ihnen also, Ihnen sowohl, als dem Herrn, der Ihr Gatte werden wird, äußerst vorsichtig zu Werke zu gehen und Niemand, der nicht nothgedrungen eingeweiht werden muß, Ihre Verhältnisse Preis zu geben, seien Sie so vorsichtig als möglich im Empfang von Besuchen und in Annahme von Geschenken, woher sie und unter welchem Vorwande sie kommen, entfernen Sie sich so wenig es nur sein kann vom Hause und halten Sie dasselbe geschlossen. Vor Allem glauben Sie Niemanden, der Ihnen Nachrichten von Veloccino oder der Prinzeß Louise bringt.

Ich glaube selbst, daß Sie das Vorangehende für übertrieben halten und vielleicht mit einer gewissen Verachtung dieß Blatt aus der Hand legen werden, denn es ist unnatürlich und unglaublich, was darauf steht und dennoch ist es leider wahr, so wahr, als ich aufrichtig wünsche, daß Sie sich davon überzeugen müssen, es wäre Ihr Tod. Ich liebe Sie, weil Sie die Tochter Louisens

sind und weil ich Louise trotz ihrer schrecklichen Eigenschaften stets lieben werde, lieben muß."

Leben Sie wohl.

Der Unsichtbare."

„Wenn Sie in irgend etwas Rath oder Beistand bedürfen und es in meiner Möglichkeit steht, Ihnen zu dienen, so wenden Sie sich an die angefügte Adresse, der Mann wird Ihnen in meinem Namen zu Diensten sein." D. O."

Robert und Karoline hatten abwechselnd laut gelesen. Als sie geendet hatten, sahen sie sich gegenseitig stumm an und Karoline legte das Blatt, als wäre es Gift getränkt, mit zitternden Fingern weit von sich.

„Was soll das sein?" flüsterte sie endlich, Robert fragend.

„Ich weiß es nicht!" antwortete dieser. „Wohl entsinne ich mich, manchmal den Herrn belauscht zu haben, wenn er mit sich selber sprach, und auch einiger Andeutungen erinnere ich mich, daraus hervorging, daß Jemand existiren müsse, der in einem gewissen geheimnißvollen Verhältnisse zu ihm steht, und den er damals zu fürchten schien. Ich weiß auch, daß er wohl sehr geheim nach Jemand forschte, aber er schien nur von dem Dasein dieses „Jemand", weiter jedoch von nichts Kenntniß zu haben. Das muß der „Unsichtbare" sein."

„Mir graut, ich fürchte mich!" rief Karoline, sich an Robert schmiegend.

„Soll es eine Vorbedeutung irgend welcher Art sein?" fragte dieser wie für sich und griff nach dem Briefe.

„Nicht", fuhr die Dame ängstlich auf und wollte den Geliebten abhalten, ihn zu nehmen. „Ins Feuer mit dem Papier, verbrennen diesen Brief!"

„Nicht doch!" entgegnete Robert gefaßt. „Wer weiß, es kann immer von Bedeutung sein und erweist sich der Inhalt dieser Zeilen als grundlos, desto besser, aber es gibt

Dinge in der Welt, die unserm Verstande und unserer Berechnung spotten. Wer weiß, wozu der Rath des Unsichtbaren gut ist." Er legte den Brief in das Couvert und verschloß ihn in ein leeres Fach des Schreibtisches.

Daß die Stimmung der jungen Leute vom Augenblick an geändert und das stille Glück der Ruhe dahin war, ist erklärlich. Das Gespenst, der störende Gast war eingezogen und duckte sich in den Winkel, um jede Stunde als Mißtrauen, Angst oder in ähnlicher Gestalt hervorzutreten.

Warum that dieß der Unsichtbare? Um den jungen Leuten ihr Glück zu verderben? Gewiß nicht, er wollte rathen, warnen und er hatte wirklich Grund dazu. —

XIX.

# Die Geheimnisse der Residenz.

Es war in den allerersten Tagen des Monates März, ein freundlicher, etwas kalter, aber heller und heiterer Morgen.

Unter dem Thorbogen der Residenz, der nach dem Platze führt, an welchem sich die Allerheiligenkirche befindet und gegenüber der Marstall, auf dem sogenannten Marstallplatz, standen zwei bejahrte Männer, welche dem Gespräche nach zu den niedereren Hofbediensteten gehörten.

„Wo hinaus, Klas, fragte der Eine der Männer, der eben in den Hof treten wollte, den Andern, der schnell durch den Bogen ging.

„Ah, guten Morgen, Paul!“ antwortete dieser, dem Kollegen die Hand reichend. „Sieht man Dich auch einmal wieder, hab' schon geglaubt, Du kommst gar nicht mehr!“

„Hat auch nicht viel gefehlt, Freund“, entgegnete der „Paul“ Genannte. „Es hat mich böse gehabt, aber jetzt geht's wieder langsam. Unkraut verdirbt nicht. Wie geht's denn immer zu?“

„Na, wie es geht zu der Zeit, Arbeit genug, das kannst Du Dir denken, jetzt ist der Dienst wohl streng. Hast gut gethan, daß Du Dich jetzt ausgeruht hast, ich möchte wahrhaftig so einige Zeit Urlaub haben“, entgegnete Klas.

„Oho!“ lachte Paul, „wird nicht so gar arg sein, an unserm Hof weiß man so kaum, daß ein Hof ist, wir sind eben verwöhnt worden — ehedem ging's anders, da jagte

um die Zeit ein Hofball den andern und ein Diner wartete auf das andere, jetzt sind die hohen Herrschaften auch vernünftiger geworden und thuen wahrhaft, als ob's der Geldbeutel nicht erlaubte. Wenn ich denke unter König Max seliger noch —"

„Da war's schon lange nichts mehr", unterbrach Klas, „auch unter dem alten Ludwig war's nichts Rechtes mehr, wiewohl's noch anging, aber es wurde schon gespart und eingezogen und da und dort abgerissen — die sogenannte „gute Zeit" ist dahingegangen mit Maximilian dem Ersten, der da außen sitzt auf dem Max-Joseph-Platz. Da war noch ein Leben! Trotz der Kriegsjahre und der theuren Zeit war dortmals ein Leben, so hat mir mein Vater noch erzählt" —

„Weiß nicht, ob das dortmals klüger war oder jetzt", unterbrach Paul wieder. „Damals wurde das Geld gerade hingeworfen, man wußte nicht, wer es bekam und was damit geschah, heutzutage rechnet man eben ein Bischen besser nach."

„Das kann schon sein, lieber Freund", entgegnete Klas, „aber damals war doch ein ander Leben, alle Welt hatte Geld, es hieß leben und leben lassen, es kam an Alle etwas und heutzutage ziehen eben Einzelne Das, was früher Tausende wohlhabend machte."

„Da sind wir, glaube ich, zu wenig dazu, um das auszurechnen", meinte Paul, „für uns mag's auch ziemlich gleich sein, wir haben unser Auskommen und sind versorgt —"

„Was das betrifft", sagte Klas etwas bedenklich, „so könnte es doch am Ende auch noch etwas geben, das einen Strich darein macht."

„Wie so?" fragte der Andere betroffen.

„Nun, Du hast doch gewiß auch schon von der König Max-Geschichte gelesen und gehört", entgegnete Klas ernsthaft. „Wenn es wirklich wahr ist und es ist der König Max selig wirklich nicht gestorben und er kommt wieder, dann kann es zu einer abscheulichen Geschichte kommen und wer weiß, wie's geht."

„Was ist das?“ rief Paul. „Du wirst doch nicht den Unsinn glauben. Das ist bloß so eine Erfindung von den Pfaffen und den Blättelschreibern und ich möchte es auch gar nicht öffentlich sagen.“

„Hm“, lachte Klas höhnisch, „wirst es schon glauben, wenn's daran ist. Ich kehre so manchmal Nachmittags in einem kleinen Wirthshäuslein ein, wo Leute zusammenkommen, die so etwas verstehen. Da kommt auch Einer hin, der scheint mehr zu wissen, als Manchem lieb ist, und der hat neulich etwas erzählt, das hab' ich mir hinter die Ohren geschrieben. Der sagt, es hätte die Sache schon einen Hintergrund, das was erzählt und herumgesprengt wird, sei Alles erlogen, aber es sei Jemand, der es gewiß weiß, wo der König Max sitzt und der ist abgereist und bringt ihn mit, das soll so ein Klub zusammen sein und da ist noch allerlei damit verbunden. Wenn der König kommt, wird er gleich in Empfang genommen und das gibt keinen geringen Auflauf, auf das ist's abgesehen, eine Revolution soll es werden, dann soll es aber so zugehen, daß seit Menschengedenkens keine solche Affaire war, Alles soll darunter und darüber gehen, wer weiß dann wie's am Hof zu stehen kommt, denn auf die ist es alle abgesehen, namentlich auf den deutschen Kaiser auch, der muß fallen, sagt der Mann, die Hohenzollern wollen sie durchaus nimmer haben, davon kommt Alles, was nicht gut ist.“ —

„So?!“ antwortete Paul ungläubig, aber doch von dem Berichte des Kameraden herabgestimmt. „Und was sagt man denn in höheren Kreisen?“ fragte er, mit dem Kopfe aufwärts winkend.

„Bei uns?“ fragte der Kollege, und schob die Achseln in die Höhe. „Man hört gar nichts, aber etwas gespannt ist Alles, man merkt schon, daß etwas nicht ganz richtig ist; indeß da wird nichts laut, — wie viel hat's da schon gegeben, aber da geht nichts über die Residenz hinaus, das weißt Du ja!“

„Das ist natürlich“, sagte Paul, „aber unser Einer

30*

merkt es doch, wenn irgend etwas nicht recht ist, — aber sagen möcht' ich nichts."

„Die weiße Frau erwartet man auch und das ist nichts Gutes", fuhr Klas fort.

„Die weiße Frau?" wiederholte Paul.

„Nun ja, das wirst Du doch wissen, das ist doch nichts Neues. Die weiße Frau erscheint ja oft, ist doch kein Mensch in der Residenz fast, der sie nicht schon selbst gesehen hat", erklärte Klas.

„Von einer schwarzen Dame habe ich einmal gehört, die vor dem Tode der Königin Therese erschienen sein soll, aber dergleichen sind so Erscheinungen und Ahnungen, die nicht viel bedeuten", erwiderte Jener.

„Es ist die weiße Frau, die erscheinen soll", sagte der Andere, „das ist der eigentliche Hausgeist, und wenn die kommt, geschieht immer etwas."

„Woher weiß man denn, daß sie erscheinen wird", fragte Paul spitzfindig.

„Sie soll schon erschienen sein, Jemanden, den es nahe angeht", entgegnete Klas geheimnißvoll, „man munkelt das so ganz im Stillen. Da soll die weiße Frau verkündet haben, daß sie in Kurzem wieder erscheinen werde und dann geschähe etwas sehr Bedeutendes."

Während die beiden Männer so sprachen, schritt eine ältliche Dame, dem Aussehen nach eine Fremde, auf sie zu und fragte, ob man wohl die königliche Residenz besehen könne. Einen Augenblick waren die Diener unwillkürlich betroffen, Paul indeß faßte sich im Augenblick und erklärte, daß es zwar eine ungewöhnliche Zeit sei, er glaube aber, wenn sie sich an den Schloßkaplan wenden würde, daß es dennoch geschehen könne; natürlich, fügte er bei, müsse man sich im außerordentlichen Falle auch etwas Außerordentliches kosten lassen.

„Ich verlange es nicht umsonst", entgegnete ihm die Dame kurz, „werden Sie mir vielleicht zeigen, wohin ich mich zu wenden habe?" —

Paul grüßte den Kollegen schnell zum Abschied und ging mit dem Freunde durch den Hof der Residenz fort, während sich Jener durch das Thor hinaus entfernte.

Eine breite steinerne Freitreppe führt von einem geräumigen Hofe aus aufwärts in einen düsteren, getäfelten Saal, in welchem Hartschiere der Leibgarde Wache halten. Dieser Saal, der zum älteren Theile der Residenz gehört und jetzt keinen eigentlichen Zweck mehr hat, macht einen unheimlichen beengenden Eindruck, wenn man aus dem weiten, hellen Hofe die breite lichte Treppe aufwärts steigt und heißt nicht umsonst „der schwarze Saal". Von hier führt ein langer Corridor um zwei Seiten des Altbaues. Dieser Gang, in welchem Bild an Bild, in alten Oelgemälden Porträts von Personen aus allen Familien, Geschlechtern und Häusern hängen, die je mit den Landesfamilien verwandt oder in Beziehung waren, macht einen ebenso düstern Eindruck.

Die Porträts, in der Zeit gemalt, in denen die Personen gelebt haben, schauen in den Kostümen jener Zeit auf den Vorübergehenden wie aus einer andern Welt herab, als wären sie alle zumal aus ihren Grüften aufgestanden und hätten sich hier versammelt. Bei Nacht in der Beleuchtung hat dieser Corridor ein wirklich spukhaftes Ansehen. Durch diesen langen Gang kommt man in den sogenannten Herkules-Saal, von dem man in die Prachtgemächer der alten Residenz tritt.

Diese Zimmer und Säle, im Geschmacke des siebzehnten Jahrhunderts überreich eingerichtet und zum Theile wirkliche Kunstmerkwürdigkeiten enthaltend, bilden eine eigene Abtheilung des Schlosses, welche nie mehr bewohnt ist und nur als Sehenswürdigkeit den Fremden gezeigt wird.

„Diese Gemächer sind 1809 zum letzten Male bewohnt worden und der Letzte, der hier wohnte, war Napoleon der Erste", sagte der Führer zu der Dame, als sie im mittleren der Zimmer angekommen waren.

„Ich weiß das", entgegnete die Fremde, aus einem

Fenster auf den kleinen, in einen netten Garten umgewandelten Hof sehend.

Der Führer setzte die Tour fort.

„Sie wissen wohl auch von der weißen Frau, die hier zuweilen spukt?“ fragte die Dame den Vorangehenden leise. Dieser aber schien die Frage nicht hören zu wollen.

„Sie wird wohl namentlich in diesem älteren Theile der Residenz erscheinen?“ fing Jene in Kurzem wieder an.

„Die Sage von der weißen Frau ist allerdings sehr bekannt, aber es ist ihr kein Glaube zu schenken“, antwortete der Führer, „dergleichen erzählt man sich von andern Häusern auch und diese Geschichten beruhen immer auf Täuschungen oder Einbildungen.“

„Es gibt also gar keine weiße Frau?“ fragte die Dame lächelnd.

„Nein“, antwortete der Führer, „was man ihnen davon erzählt hat, ist Unwahrheit.“

Inzwischen hatten sie die Tour vollendet und der Mann, der die Fremde herumgeführt hatte, schloß die Thüre ab. Sie standen wieder in dem Corridor.

Die Dame schob dem Manne Etwas in die Hand und fragte: „wo liegen wohl die Zimmer der Königin-Mutter?“

„Dorthin!“ antwortete der Führer und zeigte mit der Hand die Richtung.

„Man kann sie wohl nicht sehen?“ fragte die Dame.

„Majestät ist hier und auch außerdem werden die bewohnten Zimmer niemals gezeigt“, war die Antwort.

„Ich denke mir das“, erwiderte die Fremde. „Und die Zimmer des verstorbenen Königs Max?“ fragte sie weiter, „sie liegen dort, nicht wahr?“

„Sie wissen das?“ sagte der Führer erstaunt.

„Man sagte es mir früher einmal“, warf die Dame hin. „Man kann sie auch nicht sehen?“ fragte sie.

„Sie sind immer verschlossen“, antwortete Jener etwas betroffen. Die Dame aber verabschiedete sich schnell und

ging rasch den Gang nach der Seite fort, die auf einer anderen Treppe abwärts führt.

Der Mann sah ihr lange nach. Das Benehmen und die Fragen der Fremden waren ihm sonderbar vorgekommen.

So rasch dieselbe den Gang entlang gegangen und die Treppe hinabgestiegen war, so schnell verließ sie die Residenz. Als sie aus dem Thore trat, öffnete ein ältlicher Mann den Schlag eines bereitstehenden Wagens, sie stieg ein und der Wagen fuhr ebenso rasch weg.

Zu einer andern Zeit würde der Besuch dieser Fremden Niemand aufgefallen sein, zu dieser aber sah ihr Jedes, das ihr in dem Corridor begegnete und ihre Hast, sowie die Neugier, mit der sie Alles betrachtete, beobachten mußte, bedenklich nach. Der Führer war über die eigenthümlichen Fragen erstaunt, öfter in Verlegenheit zu antworten und doch waren dieß Fragen, die am Ende jeder Fremde stellen kann und was war an dem Benehmen Auffallendes gewesen?

Zu solchen Zeiten aber, wo es in der Luft liegt wie ein gewisses Etwas und man in jedem Schatten ein unheilbringendes Wesen sieht, ist das Gewöhnlichste auffallend.

Einige Stunden darauf kam in jedes größere Hôtel Jemand, um zu fragen, ob nicht hier eine fremde ältliche Dame wohne, welche um die neunte Stunde ungefähr sich die Residenz habe zeigen lassen. Um diese Jahreszeit ist der Fremdenbesuch kein so großer, daß dieß am Ende leicht ermittelt werden konnte, aber nirgends fand sich die Gesuchte.

Was wollte man ihr? Sonderbar, aber zuweilen sind die Menschen eben alle von einem eigenthümlichen Geiste beseelt — es liegt in der Luft.

---

„Es gibt keine weiße Frau“, sagte der Führer zu der Dame. „Die Königs-Geschichte ist ein Unsinn, eine Lüge, eine Majestätsbeleidigung“ sagte man. Das mag wahr sein, aber um diese Zeit waren die Wachen in und um die Re-

sidenz verstärkt, so unmerklich zwar, daß es nicht auffiel, aber so merklich, daß es den Anschein besonderer Vorsicht hatte.

Traten die Abendstunden ein, so strichen die Seiten des Schlosses entlang und um dasselbe verschiedene Personen, welche absichtslos in Civilkleidern auf- und abgingen, zu Zweien plaudernd oder einzeln.

Waren dieß verkappte Wächter oder waren es Leute jenes Revolutions-Klub, deren der Diener gegen seinen Kameraden erwähnt hatte?

Zwei solche Männer trieben sich an dem Abende desselben Tages, an welchem das Vorhererzählte geschehen war, in der Nähe des Residenzplatzes herum.

„Was suchst Du denn eigentlich hier?" fragte der Eine den Anderen.

„Was führt denn Dich hieher?" gab der Gefragte zurück.

„Ich weiß es selbst nicht, aber es ist mir jeden Tag Abends, als müßte ich hieher gehen und ich habe keinen besondern Grund."

„Ich weiß wohl, was es ist", entgegnete der Andere, „und Du weißt es auch, man will's nur nicht sagen. Es sind mehrere von uns da. — Na, es wird nur mehr etliche Tage dauern und dann ist der Zweifel gelöst."

„Glaubst Du wirklich, daß der Professor fort ist, um den König abzuholen, wie man sagt?" fragte der Erstere wieder.

„Ich glaube es sicherlich."

„Der Professor ist ein Teufelsmensch, er läßt nicht aus."

„Er hat recht, es muß Jemand die Geschichte aufdecken."

„Gewiß, und es ist Etwas daran. Wenn sie sich so bewußt wären, dann hätten sie die Gruft in der Theatinerkirche geöffnet und den König gezeigt."

„Haha, da liegt's eben. Warum geschah es nicht, weil er nicht darin liegt. Der Mazzini kann sagen, was er will

— überhaupt gefällt mir der Mann gar nicht mehr und war der Erste, der Alles regierte und angab.“

„Dem Mazzini sitzt der Dolch auf der Brust. Wenn es losgeht, ist er weg, wie man ein Licht ausbläst.“

„Aber Du mußt Dir denken, daß das nur das Vorspiel ist, die eigentliche Sache hat eine ganz andere Bedeutung und der König Max gibt nur die Ursache zum Anfang ab.“

„Das ist klar, der eigentliche Zweck ist eine allgemeine Umwälzung, wie sie längst geplant ist, aber wie wird es werden? wer wird den Anfang machen wollen?

„Die Dynastie, die im Norden Deutschlands sich festgesetzt hat und von der das ganze Leben Deutschlands jetzt ausgeht, sitzt zu fest und obwohl Jeder weiß, daß uns von dort nichts Gutes kommt, wagt Keiner etwas zu unternehmen. Sie sitzen wie geschützt von höherer Macht und nichts scheint sie trotz der Bewegung, die sich in manchen Kreisen zeigt, zu beunruhigen. Mit einem Wort, die Hohenzollern scheinen unantastbar, und dennoch wollen wir es versuchen, müssen es, unser Prinzip durchzusetzen, selbst auf die Gefahr, wie manche Andere an den Klippen zu zerschellen; denn eben die Macht der Hohenzollern ist, was wir zu brechen hätten, wenn wir nicht von ihr gebrochen werden sollen.

„Weit haben sie es gebracht, das muß man sagen. Der Erste, der sich an die Regentschaft von Preußen heranahte, that fein, es war ein Burggraf von Nürnberg, Friedrich der Vierte genannt. Sie haben ihr Stammhaus in Schwaben und breiteten sich durch ihre Besitzungen, die sie wohl erwogen in Franken sammelten, im Mittelpunkt von Deutschland aus.

Dieser Friedrich von Hohenzollern hatte dem bedrängten Churfürsten Sigismund von Brandenburg so viel vorgeschossen, daß er nicht anders konnte, als ihm das Land verpfänden und schließlich verkaufte er es ihm hinter dem Volke. Jetzt war's gewonnen. In einer Provinz saßen sie, und nun ging's fort, vom Vater auf Sohn und Enkel, eine Provinz, eine Mark nach der andern wurde herumgebracht, und was

nicht gutwillig ging, wurde genommen, so brachten sie das Königreich Preußen zusammen und wie sie das fertig hatten, ging's weiter, der letzte Krieg half dem Ganzen noch."

„Der König von Preußen mußte ja deutscher Kaiser werden, es war darauf angelegt."

„Da hat der Kaiser weniger die Schuld, als sein erster Rathgeber", unterbrach der Andere.

„Sein erster Rathgeber, dessen Name unter den Ahnen bei den Raubrittern steht, die sich am hartnäckigsten der Herrschaft des neuen Besitzers Friedrich des Hohenzollern widersetzten", ergänzte der Erstere. „Das mag nun also sein. Eine Dynastie, die so hoch gestiegen ist in Deutschland, wie es nur je Eine in der Neuzeit konnte, aber der Uebermuth hat seine Grenzen, jetzt ist der Glanz der Hohenzollern, ihr Stern steht wirklich hoch — aber wer hoch steht, kann tief fallen, und vielleicht währt es nicht so lange, als das neue deutsche Reich jetzt dauert, so weiß man von den Hohenzollern nimmer mehr, als daß sie ein altes Schwabengeschlecht sind, die dort im Schwabenland ein Stammschloß haben." —

„Das wird gut sein", sprach der zweite Mann, die Willkürherrschaft muß ein Ende nehmen und die Tyrannei unter der leidigen Maske von Freiheit und Einigkeit!"

Während die beiden Männer sich so unterhielten, gingen sie beständig auf und ab und richteten die Blicke nach verschiedenen Fenstern des königlichen Schlosses.

„Wenn die ersehnte Stunde schlägt", sagte Einer, „werden wir auch hier stehen und wer weiß, ob wir so ruhig stehen werden."

„Das bezweifle ich, wir werden vielleicht kämpfen und wo jetzt die Stille der Nacht herrscht, wird wildes Getöse und der Schein der Brandfackeln den Platz erfüllen."

„So arg wird es doch nicht werden", meinte der Andere.

„So arg nicht? Wenn wie Lauffeuer aus allen Gegenden die Telegramme von der ausgebrochenen Revolution eintreffen und überall hin hinausgehen, muß das nicht sein,

als ob an zehn Orten zugleich die Welt brennte, und muß das nicht Jeden mitreißen!" erwiderte der Erstere begeistert.

„Wir wollen sehen!" sagte der Vorige bedachtsam für sich hin.

Eben wollte sein Gefährte wieder etwas erwidern, als der Andere vorsichtig umsah und mit einem leisen „St" den Finger auf den Mund drückte, indem er zugleich den Nebenstehenden mit dem Ellbogen leicht anstieß.

Der also Gewarnte hatte kaum Zeit, sich nach der Ursache der Unterbrechung umzusehen, als ein dritter Herr auf sie zukam.

„Was suchen Sie hier, meine Herren?" fragte er die Beiden leise, — „ich sehe Sie schon eine geraume Zeit hier herumgehen, Sie sind vielleicht fremd und können eine Straße nicht finden."

„Fremd?" erwiderte der Eine erstaunt, „wie kommen Sie auf die Idee, wir sind seit unserer Geburt hier, ich weiß nicht, was Sie auf den Gedanken bringt."

„Auf den Gedanken? Ihr Herumstehen hier."

„Ist es denn verboten, sich hier zu bewegen, das wußten wir nicht."

„Wer sind Sie? legitimiren Sie sich."

„Legitimiren? Sonderbar!" mischte sich der andere Herr in das Gespräch, „das klingt ja wie Standrecht, ist denn in München —"

„Keine Bemerkung", herrschte der Hinzugekommene ihn an, „folgen Sie mir sogleich, oder Sie haben Unangenehmes zu erwarten."

„Unangenehmes?" lachte der Erste der beiden Männer, „ich rathe Ihnen, uns nicht weiter zu belästigen, wir gaben Ihnen und Niemand Anlaß zu einer Begegnung, wie sie uns von Ihnen zukommt, — noch einmal entfernen Sie sich, oder ich stehe Ihnen für keinen Skandal gut, aus dem Sie nicht glorreich hervorgehen möchten."

Der Mann schien von dieser Erklärung wenig Notiz

zu nehmen, er gab einen Wink und wirklich näherten sich sogleich zwei Gensdarmen.

Lassen Sie die Leute zurückgehen, oder bei Gott, es geht Ihnen nicht gut", sprach der Andere leise aber in zornigem Tone.

Indeß näherten sich die Gensdarmen.

„Wollen Sie mir gutwillig folgen oder ich lasse Sie eskortiren.

„Das wüßte ich nicht aus welchem Grunde", rief der Eine der Beiden sehr laut, lassen Sie uns ruhig unseres Weges gehen!"

Der Ruf, sowie das Hinzutreten der beiden Gensdarmen verfehlte nicht, sogleich einen kleinen Volksandrang zu bilden und die beiden Männer, welche verhaftet werden sollten, entwickelten eine Rednergabe, welche den armen Polizeispion nicht zu Worte kommen ließ und die Umgebung vollständig auf ihre Seite brachte, so daß die Gensdarmen unschlüssig dastanden. Die beiden Männer benützten die Gelegenheit und entfernten sich rasch. Trotz der fortwährenden Aufforderung des Polizisten, stehen zu bleiben und des Befehles an die Gensdarmen, anzugreifen, wurden die Letzteren durch die Umstehenden, welche gleichsam die Fortgehenden deckten, an der Ausführung der Arretirung gehindert, bis Jene in eine Seitengasse verschwunden waren.

Die Versammlung ging lachend auseinander und ließ den erzürnten Sicherheitsbeamten mit den Gensdarmen stehen.

---

Während dieß auf dem Platze geschah, spielte sich auf einem andern abgelegeneren eine weitere Scene ab, die zwar nicht so viele Zuschauer herbeilockte, aber an und für sich ernster war.

Aus einem der Thore der königlichen Residenz, die nach dem Hofgarten gehen, trat um diese Stunde ein Mann, der tief eingehüllt, schnell vorwärts ging, um sobald als möglich aus dem Bereiche zu kommen.

Soeben war er im Begriffe, die Straße zu erreichen, als ein ebenso verhüllter Mann ihm entgegentrat, der auf das Thor zuging.

„Sie kommen schon zurück?“ fragte der Zweite.

„Gewiß, ich habe das Meine gethan“, sagte der Erstere, „Sie gehen nach der Residenz?“

„Ich muß. Wie steht es?“ entgegnete der Zweite.

„Ich weiß nicht, wofür die unnütze Besorgniß, ich kann mir nicht denken, warum wir Tag und Nacht Gänge auf und ab patrouilliren müssen, unter uns gesagt, die Geschichte fängt an, langweilig zu werden. Was sagen Sie dazu?“

Der Andere zuckte die Achseln und sah aufwärts. „Es muß doch einen Grund haben“, entgegnete er kurz. „Wie fanden Sie Alles?“

„Wie gesagt“, entgegnete Jener, „ich wüßte nicht, was anders sein sollte? Ich finde Alles in der größten Ordnung.“

„So? Das ist gut; wissen Sie auch, daß wir unsere Aufmerksamkeit jetzt mit jedem Tage verdoppeln müssen“, antwortete der Andere.

„Wegen der weißen Frau am Ende?“ lachte der Erstere, der das Schloß verlassen hatte. „Glauben Sie wirklich, daß wir sie aufhalten können, wenn sie kommen sollte, wegen was ist denn eigentlich diese leidige Vorsichtigkeit? Oder glauben Sie auch, daß uns ein verbannter oder untergeschobener König einmal in die Residenz geschmuggelt wird?“

„Ich glaube dennoch nicht, daß an der Sache soviel zu spaßen ist, mein Lieber“, erwiderte der Andere, „ich möchte nicht, daß sich etwas ereignete, was wir bedauern müßten.“

„Ereignen würde? Zum Beispiel?“

„Man spricht von Allerlei —“

„Man spricht überhaupt viel heutzutage, aber man muß so wenig als möglich glauben und vor Allem keine unnöthige Angst haben.“

„Wir thun eben unsern Dienst und haben uns um Weiteres nicht zu kümmern!“ entgegnete der Ankommende ziemlich ernst.

„Da haben Sie recht, das thun wir", entgegnete der Andere, über die beinahe schroffe Bemerkung frappirt, und zog sich mit einem kurzen Gruße zurück, den der Zweite ebenso erwiderte und auf das Thor des Schlosses zuging.

Er wandte sich, vor er eintrat, nochmal nach dem Fortgehenden um und brummte leise für sich: „Geh' Du hin, Thor, der Du nicht begreifst, was Dir dient. Wollte Gott, ich könnte heute noch irgend den unschuldigsten Fang thun, ich wollte eine Affaire daraus machen, daß mir ein Orden sicherlich nicht ausbliebe. Solche Zeiten muß man gerade benützen und wenn man zur Gelegenheit nicht zu Etwas zu kommen trachtet, so bleiben wir armen Teufel, die keine Geburt und kein besonderes Verdienst zu einer besseren Stellung berechtigt, immer unten. Die Leute sind eben zu leichtsinnig, um das zu berechnen, aber ich hoffe aus dieser Geschichte doch noch meinen Gewinn zu ziehen."

Indem er so mit sich selber sprach, schlich er mehrere Höfe durch und wandelte eine Treppe aufwärts.

„Wie herrlich der Winkel gelegen wäre zu so einem Abenteuer!" rief er, als er, in einer abgelegenen Ecke des Corridors angekommen, durch das Fenster in den düsteren Hof blickte. „Bei Gott!" fuhr er fort, es käme mir auf einiges Geld nicht an, wenn ich Jemand wüßte, der eine Komödie mit mir spielen wollte, freilich könnte der arme Teufel in die Patsche gerathen, aber", sprach er nach kurzem Ueberlegen weiter, „es gäbe wohl auch wieder eine Hinterthüre für ihn und mir wäre geholfen, wie vielleicht auch ihm."

Er schritt eine Zeitlang sinnend weiter, dann blieb er wieder stehen. „Man müßte so etwas ausdenken und Jemand finden, der sich zu einem solchen Streiche hergäbe", sagte er leise und vorsichtig umblickend.

„Ich werde mir das besser ausdenken", murmelte er, indem er weiterging.

Bis jetzt war ihm in Hof und Gängen außer einzelnen Bediensteten Niemand begegnet und er fluchte im Stillen über den Mißerfolg seines Diensteifers.

So kam er in den sogenannten schwarzen Saal.

Mit wichtiger Miene öffnete er die Thüre weit und schlug den Ueberrock auseinander. Die Hartschiere standen und zogen die Karabiner an, ohne zu salutiren.

„Guten Abend“, rief der Eintretende. „Nichts vorgefallen? Alles in Ordnung?“

„Nichts — Alles in Ordnung“, antwortete Einer der Wachestehenden.

„Sie wissen, daß Sie die strengste Aufmerksamkeit auf Alles zu richten haben, und daß ein Versehen strenge bestraft würde. Sie haben alles Recht, selbst im Nothfalle Feuer zu geben“, rief der Mann in einem befehlshaberischen Tone.

Einer der Gardeleute wandte das Gesicht und lächelte.

„Guten Abend“, verabschiedete sich der Visitator kurz und ging durch den Saal fort.

„Wer ist denn das?“ fragte ein Hartschier einen andern, als der Mann im Ueberrocke aus dem Saale getreten war.

„Ich habe nicht die Ehre zu kennen, es wird eben noch ein ziemlich grüner Sprosse sein, der mit besonderem Feuer daran geht und glaubt, sich eine rechte Würde geben zu müssen“, meinte der Gefragte.

„Kommen überhaupt sonderbare Leute hier vor jetzt“, erwiderte der Erstere, „ich denke, die werden Alle nicht recht alt, man sagt strenge Herren regieren nicht lange.“

Der Mann im Ueberrocke war langsam den langen Gang vorgeschritten, überall spähend und untersuchend und jedem Gensdarmen, der ihm begegnete, besondere Wachsamkeit empfehlend.

So wandelte er Säle und Gänge durch und war schon verdrießlich, die ganze Tour umsonst gemacht zu haben, als er an einer Stelle, wo sich der Gang, in dem er sich befand, theilte, plötzlich stehen blieb.

Der eine kürzere Theil lief auf eine Treppe aus, die aufwärts führte, und es war ihm gewesen, als hätte er Jemand die Treppe herabschleichen sehen. In dem Augenblicke blieb er stehen und lauschte, aber er sah und hörte

nichts mehr. Nach kurzem Besinnen ging er vor auf die Treppe zu und wirklich stand ein Mann von großer hagerer Gestalt in einer Ecke und suchte sich beim Herannahen des Spähers so viel als möglich zu verbergen.

„Wer da?“ kreischte der Visitator.

Der Ertappte lehnte regungslos in dem Winkel.

„Wer da, frage ich!“ rief jener lauter und trat einen Schritt gegen den Regungslosen, doch dießmal erscholl von dorther als Antwort ein leises aber kräftiges „Halt!“

Der Späher stutzte, ging aber doch noch einen Schritt vor.

„Halt da und zurück!“ rief der Mann aus dem Winkel. „Wie unterstehen Sie sich zu dieser Zeit —“

Der Fremde unterbrach die Frage des Inquirenten, indem er hervortrat und fragte: „Wer sind Sie?“

„Unverschämt!“ rief dieser. „Wo kommen Sie eben her?“

„Von den Zimmern der Königin“, antwortete der Mann kurz und bestimmt.

„Von den Zimmern der Königin?“ Der Visitator stutzte. „Was haben Sie dort gemacht?“

„Es thut mir sehr leid, daß ich Ihnen das nicht mittheilen kann, man pflegt keinem untergeordneten Beamten eine Audienz mitzutheilen, und wenn Sie ein wenig Takt hätten, würden Sie nicht so fragen, ich bedauere Sie und empfehle mich!“ sagte der große hagere Mann und wollte vorübergehen.

„Halt da!“ rief der Andere, seiner Beute sicher. „Mich täuschen Sie durch Ihr Auftreten nicht. So geht man nicht zur Audienz und zu dieser Stunde ist auch keine Audienz bei der Königin Majestät! übrigens, wenn Sie Ihrer Sache gewiß sind, so brauchten Sie sich ja nicht zu verstecken.“

„Ich wollte eben nicht von jedem Neugierigen gesehen sein“, gab der Mann zur Antwort.

„Ihr Geschwätz kann Sie nicht entschuldigen, Sie sind mir verdächtig und ich werde Sie dem nächsten Gensdarmen übergeben“, entgegnete der Beamte wichtig.

„Eher werde ich Ihnen den Schädel mit diesem Siegel-

ring einschlagen, wenn Sie noch einen Laut von sich geben", zischte der Fremde und machte Miene, das Gesagte auszuführen.

Statt einer Antwort griff Jener nach dem Rocke des Gegners, aber schneller flog der Arm desselben in die Höhe, die Wucht der Faust mit dem Ringe traf ihn und der Visitator kollerte einige Stufen des Treppenabsatzes hinab.

„Verdammt, das war kühn und nur meine Geistesgegenwart hat mich gerettet", flüsterte der Hagere, über den am Boden Liegenden wegschreitend, der sich eben aufraffen wollte.

„Einen Schritt, den Sie mir folgen oder einen Laut, den Sie von sich geben, bezahlen Sie mit Ihrem jungen Leben", rief der Kühne dem sich Aufrichtenden nach und eilte die Treppe hinunter.

„Ich habe meine Notizen und werde jetzt glücklich hinauskommen", murmelte der Entfliehende, den Ueberrock öffnend, unter welchem er einen schwarzen Frack trug. „Das hätte mir theuer zu stehen kommen können, indeß, es ist nur wegen des zehnten März", setzte er lächelnd hinzu.

Eben kam ein Gensdarm um die Ecke. Der Mann nahm eine Papierrolle von der Fracktasche vor und schritt gravitätisch auf den Polizeisoldaten zu.

„Bitte, ich glaube mich vergangen zu haben", redete er denselben an, würden Sie mich wohl auf den nächsten Ausgang hinführen."

„Der Gensdarm wies ihn aufmerksam zurecht, indem er ihn ein Stück begleitete.

„Der Gensdarm hat ihn arretirt und mir entging die Bestie!" murmelte eine Stimme hinter ihnen.

Der Fremde sah um und erkannte sogleich seinen Mann von vorhin.

„Sie sind schon wieder zurück? rief er ihm zu und ließ den erstaunten Soldaten stehen, indem er sich mit der größten Freundlichkeit an den Arm des noch erstaunteren Visitations-Beamten hing.

„Das ist gut, jetzt entgehst Du mir nicht mehr, er fürchtet den Gensdarmen, dem ich ihn abgejagt habe", flüsterte der Beamte, auf das Spiel des Spions eingehend.

Als sie den Polizeisoldaten aus dem Gesicht hatten, machte dieser aber rasch Front und faßte seinen Mann an der Kehle, indem er leise zischte: „Junger Mensch, jetzt bitte ich mir Ruhe aus!" und drückte ihn so entschieden an die Wand, daß er den Ausgang gewann, ehe der Arme zur Besinnung kam.

Der andere Herr, der eben aus der Residenz gekommen war, als sein dienstthuender Kollege ihm begegnete, ging so rasch als möglich über die Straße nach dem Hofgarten, eilte durch denselben fort und wandte sich der Stadt zu.

„Ich habe doch etwas entdeckt auf meiner Tour heute, um das mich mein Herr Kollege jedenfalls beneiden würde", lachte er still vor sich hin und zog ein Billet aus der Seitentasche. „Es ist kein schlechtes Papier und wenn ich will, kann ich Jemand, der hier sehr gut angeschrieben ist, scheußlich kompromittiren, ich darf es nur gehörigen Ortes abgeben; aber — — —" er stockte einen Augenblick, sah das Billet prüfend an und sagte bedenklich: „Wer weiß, was klüger ist . . . ob mir mein Fund von dem Herrn, dem er aus dem Portefeuille fiel und vor dem ich ihn schnell verbarg, nicht besser abgelöst wird als die lobende Anerkennung ausfällt, die ich mir durch die Hinterlegung des Papieres verdiene."

Währenddem war er einige Straßen weit gekommen und hielt nur vor einem Hause, dessen Nummer er mit der verglich, welche eine im Billet enthaltene Adresse trug.

„Es muß hier sein!" murmelte er und sah zum erleuchteten ersten Stockwerk hinan. Einen kurzen Augenblick Zögerung und er trat in das Haus, stieg den ersten Stock hinan und stand bald in einem komfortablen Salon einem ältlichen eleganten Herrn gegenüber.

„Sie entschuldigen meine Freiheit", begann der Eintretende, „ich wollte Sie nur gelegentlich fragen, ob Sie nicht heute einen Brief verloren haben, der an Jemand in

einer gewissen Stadt Preußens adressirt ist und der ungefähr so anfängt: „Lieber Freund, ich schildere Dir hiemit die Geheimnisse der Residenz in München, wie . . .“

Der Herr unterbrach denselben sofort, indem er erbleichte und stammelnd fragte: „Was ist aus dem Brief geworden, wissen Sie darüber etwas?“

„Gewiß, er ist gefunden worden und liegt auf der Polizei.“

„Um Gotteswillen!“ —

„So ist es —“

Der Herr stand sprachlos.

„Würde Ihnen daran liegen, wenn er von dort die gesetzlichen Wege ginge?“

„Mein Gott!“ —

„Ich habe mir aber die Freiheit genommen, Sie darüber in Kenntniß zu setzen, wenn Sie etwa —“

„Was kann noch irgend ein Schritt nützen, wenn der Brief bereits gelesen ist —“

„Noch können Sie ihn ohne alle Folgen haben, würden Sie etwas darum geben, ihn zurückzuerhalten?“

„Ich würde eine ansehnliche Erkenntlichkeit nicht scheuen. Können Sie es möglich machen?“

Der Mann lächelte. „Der Brief“, sagte er, „ist gelesen, aber bloß vor der Hand von mir, es handelt sich nur darum, ob ch ihn weiter gehen lassen soll oder ob Sie ihn wieder zu besitzen wünschen.“

„Ganz gewiß, um jeden Preis!“

„Um jeden Preis?“ lachte der Besitzer des Briefes, „das könnte Ihnen doch zu theuer werden. Wir wollen anders rechnen.“ Er nahm das Billet heraus. „Ist das Ihr Brief?“

„Ja, er ist es!“

„Gut, nehmen wir an, ich habe ihn gefunden und stelle ihn ganz gebührendermaßen dem Eigenthümer zurück, der mir einen angemessenen Finderlohn zukommen läßt —“

Der Herr griff in eine Chatouille, nahm eine kleine Rolle heraus und hielt sie dem Finder des Briefes hin. „Hundert Zwanzig-Reichsmarkstück“ sagte er leise.

„Für die Geheimnisse der Residenz“, fügte der Andere bei, und Goldrolle und Brief changirten.

„Es ist doch mehr, als mir die Offenlegung des Briefes getragen hätte“, sagte der Finder im Herabgehen zu sich, „und ich hätte den Mann vielleicht wirklich ruinirt“.

---

XX.

# Die weiße Frau.

Friedrich war von den Dienern des Unsichtbaren nach einem Zimmer im obersten Stockwerke des Gebäudes gebracht worden. Dort angelangt, überließ man ihn für's Erste sich selbst, indem man sich begnügte, die schwere Thüre hinter ihm mit einem äußerst starken und kunstreichen Schlosse abzuschließen.

Nach der furchtbaren Erregung, die den jungen Mann erfaßt hatte, trat eine vollständige Erschlaffung ein, so daß er in einer Art von Geistesabwesenheit in seinem Gefängnisse ankam, wo er mit geschlossenen Augen und herabgesenktem Kopfe auf einen Stuhl niedergelassen wurde.

Als er zu sich kam, brannte eine kleine Lampe auf einem runden Tischchen, an welchem er saß, das Gemach war angenehm und wohnlich.

Friedrich sah sich wie ein Träumender um und brauchte einige Zeit, um sich über das Vorgefallene zu besinnen. Rasch, wie in einem Anfalle von Verzweiflung, stürzte er nach der Thüre; sie war verschlossen. Der Gedanke des Eingesperrtseins benahm ihm den Athem und er riß das Fenster auf, um seiner gewaltig arbeitenden Brust genug Luft zuzuführen.

Es schlug eine kalte, regen- und schneeerfüllte Atmosphäre herein und der Blick gestattete in der dunklen Nacht kaum, einen Arm weit Etwas zu erkennen. Friedrich sog die wilde

Sturmluft in langen Zügen ein und kühlte sich allmälig ab, wie er in seinem Innern zur Beruhigung kam.

Schwermüthig zog er sich vom Fenster nach dem Tische zurück und seufzend rief er:

„Was ist mir geschehen? Wie kam ich hieher? Eingeschlossen vom Unsichtbaren, meinem Vater — was soll aus Allem werden, was soll aus meinen Anhängern, aus mir selbst werden, was wird man sagen, wenn der Weltenstürmer am Tage der Entscheidung nicht auf dem Platze ist? Man wird sagen, er hat seiner Sache nicht getraut und sich aus dem Staube gemacht — ich, Friedrich! Welche Schande, ich ertrag' es nicht, eher renne ich mir den Schädel an diesen Wänden ein!"

Er sprang wieder ans Fenster und beugte sich hinab.

„Wie tief mag es wohl da hinunter sein?" fragte er sich. „Ich werde es morgen sehen", setzte er sich selbst beruhigend hinzu.

Wieder von einem andern Gedanken gepackt, fuhr er plötzlich auf: „Therese, die arme Therese, und Vater Joachim! — Was wird Therese denken, wenn Stunde um Stunde vergeht und ich komme nicht." Er sah auf die Uhr. „Es ist längst Mitternacht vorüber und ich versprach, um Mitternacht zu Hause zu sein.

„Wenn ich nicht mehr loskomme, wenn der Unsichtbare mich einschließt für alle Zeit und ich das Glück der Freiheit nimmer genießen sollte", er griff in die Tasche und zog jenen Brief an Kurz hervor. „Immer hatte ich ihn als letztes Mittel in einer traurigen Stunde aufgehoben; aber das dachte ich nicht, daß ich so schnell, so grausam von den Meinen abgeschnitten würde, daß selbst der letzte schwache Trost und das letzte Rettungsmittel für die Meinen verloren gehen müßte.

„So grausam kann meiu Vater doch nicht sein, er weiß, in welchen Verhältnissen ich stehe, er wird mir gestatten, der armen Therese und Joachim über meine Lage Mittheilung machen zu dürfen", tröstete er sich.

So schwand Stunde um Stunde und der Morgen rückte an, der Friedrich einen leisen, von Aufregung unterbrochenen, kurzen Schlaf brachte.

Von schrecklichen Traumbildern umschwirrt, fuhr er auf, als bereits der lichte Tag ins Fenster schien. Er erhob sich, löschte die noch brennende Lampe und ging wieder zum Fenster. Das Gemach, in dem er sich befand, war jedenfalls auf der Rückseite des Schlosses, das nach dieser Richtung viel höher erschien als nach der Vorderfronte. Er starrte verzweiflungsvoll in eine schauerliche, Abgrund ähnliche Tiefe hinab, aus der sich Bäume und Buschwerk emporstreckten und die Aussicht so versperrten, daß es nicht möglich war, sich über die Gegend zu orientiren.

„Eine Flucht von hier würde nur das Leben riskiren heißen und keine Möglichkeit des Entkommens zulassen. Hier unten aber in dieser unbekannten Tiefe todt liegen oder hier oben eingeschlossen sein, kommt auf Eines heraus — es läßt sich nichts thun, als leider das Kommende abwarten, sprach er für sich und lehnte sich in einem Zustand von selbstbewußter Ohnmacht, die durch die Ueberzeugung der Unternehmungsunfähigkeit herbeigeführt wurde, auf das Bette.

Während Friedrich in der Gefangenschaft des Unsichtbaren saß, hatte Therese nach Mitternacht jede Viertelstunde gezählt und den Morgen in banger Aengstlichkeit herangewacht, ohne den Geliebten zurückkommen zu sehen.

Tausenderlei Gedanken und Folgerungen quälten die Arme.

Was war geschehen, daß Friedrich, seinem Worte untreu, ausblieb, war es aus eigener Veranlassung oder war ihm etwas zugestoßen? Wer mochte der Fremde gewesen sein, in dessen Gesellschaft er das Haus verließ und der ihr schon beim Eintritte so verdächtig vorkam, daß sie vor Friedrich ihre Besorgniß nicht zu verbergen im Stande war?

Oder war es wirklich auf seine Veranlassung geschehen, hatte er den unheilverkündenden Menschen zu sich bestellt, hatte er einen jener oft berührten abenteuerlichen Entschlüsse

auszuführen beabsichtigt und war dabei auf irgend eine Weise verunglückt — wie und wo konnte sie Etwas über ihn erfahren?

Oder — das war wohl der bitterste Gedanke — sollte er durch die Leute, von denen er in so geheimnißvoller Weise umgeben war, verführt worden sein, sie und den Vater, auf eine ähnliche Art wie schon einmal, plötzlich zu verlassen und dießmal ohne allen Abschied, ohne jede Ahnung oder Trennung? Das konnte, wollte sie nicht glauben und doch, wo war er geblieben? —

Die Nacht war vorüber, der Morgen angebrochen und der alte Joachim erwachte. Auch seine erste Frage war nach Friedrich, als dieser zur gewohnten Frühstücksstunde noch nicht zurück war.

Das Mädchen, selbst im Innersten von Angst und Verzweiflung gefoltert, suchte durch allerlei Vorwände und Ausflüchte den Vater zu beruhigen, indeß Stunde um Stunde verstrich und die Zeit bereits in den tiefen Vormittag hineinging.

Endlich ertönte ein bekanntes Klingeln. Er selbst oder wenigstens ein Bote mußte es sein. Sie flog an das Schubfensterchen und erkannte Mazzini. Dieser konnte Nachricht bringen. Rasch zog sie das Schloß auf und erwartete den Ankommenden auf der Treppe.

„Ist Friedrich zu Hause?“ fragte der Mann wie gewöhnlich.

Befremdet entgegnete Therese: „Sie wissen nicht?“

„Was?“ fragte Mazzini, der jetzt erst auf das bestürzte Gesicht des Mädchens aufmerksam wurde.

„Friedrich ist seit gestern fort und seitdem noch nicht heimgekommen“, antwortete Therese.

„Was ist das?“ rief Mazzini, indem er die Treppe ganz hinaufstieg und forschend in das Gesicht der Harrenden sah.

„Ich weiß es nicht, Herr, ich bin in der größten Angst!“ rief sie und führte den Alten in das Wohnzimmer, wo

Joachim am Ofen saß und in dunkler Ahnung dessen, was vorging, leise die Lippen wie zum Gebete bewegte.

Halblaut theilte das Mädchen dem Freunde Friedrichs das Wenige mit, was sie über dessen Entfernung wußte und hatte Sorge, es soviel wie möglich vor dem Vater verborgen zu halten.

„Und wie hieß der Mann, der ihn abholte?“ fragte Mazzini.

„Dominik, meine ich verstanden zu haben“, war die Antwort.

„Dominik?“ wiederholte der Mann und schüttelte den Kopf. „Wie sah er aus?“ fragte er weiter.

„Er kam mir, ohne besonders auszusehen, doch so seltsam vor, daß ich beim ersten Anblick erschrack“, antwortete Therese. „Es ist eine mittelgroße Figur mit einem blassen Gesichte und tiefschwarzem Haar ohne Bart. Er trug schwarze Beinkleider und einen langen weiten Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft.“

Mazzini schüttelte wieder den Kopf. „Ich kann mir keinen solchen bekannten Menschen denken“, sagte er, vom Stuhle aufstehend. „Da steckt etwas anderes dahinter“, murmelte er, wie für sich.

„Was meinen Sie?“ fragte das Mädchen ängstlich.

„Es wird so schlimm nicht sein, er wird vielleicht in ein Geschäft verwickelt worden sein, das ihn über Gebühr aufhielt und konnte noch nicht zurückkehren“, beruhigte der Gefragte, indem er seinen Hut nahm und sich verabschiedete.

„Teufel!“ brummte er, die Treppe hinabsteigend, sollte er am Ende in unrechte Hände gefallen sein, denn daß er uns ausgerissen ist, glaube ich nicht.“

„Was ist denn mit Friedrich?“ fragte Meister Joachim mit bebender Stimme. „Nicht wahr, er hat uns wieder verlassen?“

„Doch nicht!“ antwortete Therese — „der Herr meint, er habe vielleicht unvorgesehen eine kleine Reise unternehmen müssen und es wird auch so sein!“

„Da hätte er doch ein Paar Worte nach Hause schreiben können", meinte Vater Joachim.

„Es muß doch nicht gewesen sein", erwiderte die Tochter, aber ihre verzweifelte Miene bestätigte, daß sie selbst am wenigsten glaubte, was sie sagte.

Eine peinliche Pause, die einer Ewigkeit glich, trat ein. Die beiden Menschen befanden sich jedenfalls in einem und demselben Gedanken und doch hütete sich Jedes, ihn auszusprechen, um das Andere nicht zu beunruhigen, ebensowenig aber konnte das Eine oder das Andere ein Wort zum Troste finden.

So verstrich eine lange, bange Stunde, bis sich die Klingel wieder regte.

Unruhig spähte Therese durch's Schiebfensterchen, fuhr aber augenblicklich getäuscht mit dem Kopfe zurück und zog auf.

„Ist er es nicht?" fragte der alte Mann ängstlich.

„Nein, es ist Einer seiner Freunde, der Herr Doctor Milizius", antwortete sie, indem der Genannte schon die Stiege herauftrippelte.

Er pochte an die Thüre des Wohnzimmers und trat auf das leise „Herein!" ein.

„Ist Herr Friedrich —"

„Wissen Sie von Friedrich?" schnitt Therese die Frage des Doctors ab.

„Ich von Friedrich?" fragte Milizius gespannt. „Warum? Ich komme eben, ihn zu besuchen — ist er nicht zu Hause?" —

„Nein, noch nicht!" antwortete das Mädchen, in Weinen ausbrechend.

„Was haben Sie denn?" rief der Rath. „Ist etwas geschehen?"

„Wir wissen es eben nicht, er ist fort seit gestern Abend und hatte versprochen, bis Mitternacht längstens zurück zu sein, aber noch ist keine Spur von ihm", erwiderte das Mädchen schluchzend.

Der Rath sah Therese forschend an, als wollte er sagen: Was ist denn das eigentlich?

Therese verstand die stumme Frage gar wohl und erzählte Milizius, was sich beim Weggang Friedrichs zugetragen.

„Dominik, sagen Sie, heißt der Mensch, und so wie Sie sagten, sieht er aus? —“ fragte der Rath bedenklich.

„Ganz gewiß“, entgegnete das Mädchen, „ich habe ihn genau angesehen, weil er mir so sehr auffiel.“

„Mir ist doch, als hätte ich erst kurz den Namen irgendwo nennen hören und einen ähnlichen Menschen gesehen“, sagte Milizius, halblaut sich besinnend.

Therese blickte ihm forschend ins Gesicht, als wolle sie einen günstigen Bescheid von seinen Mienen lesen.

„Hm, hm“, brummte der Doctor, und eine dicke Falte legte sich auf seine Stirne. „So muß es wohl sein! Adieu, ich habe jetzt einige Gänge zu thun und sehe dann nach Mittag wieder her, bis dahin werden wir wissen, wie die Sachen stehen.“ Mit diesen Worten verneigte sich der Doctor leicht gegen Therese und Joachim und verließ das Zimmer.

Wie in der größten Pein, in der traurigsten Ungewißheit, ein Funke Hoffnung, ein Tropfen Trost wohlthut, erfuhr Therese. Aus der ihr unklaren Rede des Rathes und aus seinen Mienen folgerte sie, daß er Dominik kennen müsse und daher auch die Spur Friedrichs zu finden wisse, sie nahm ferner an, daß Milizius selbst viel daran gelegen sei, den jungen Freund ausfindig zu machen und daß er jedenfalls nicht ruhen werde, bis er ihn zurückgebracht.

Das arme Kind, wie es sich abmühte, aus den paar Worten des alten Mannes Luftschlösser aufzubauen!

Aber ehe Milizius wiederkehrte, sollte den Harrenden die reine, nackte Wahrheit werden, die freilich wenig Hoffnung für Milizius' Bemühung übrig ließ.

Es war inzwischen Mittag geworden und Vater Joachim und seine Tochter gaben sich, Jedes in einem Winkel sitzend, in apathischer Abgespanntheit ihren Gedanken hin. Noch

stand der Tisch, der sonst um diese Zeit schon der Gäste wartete, ungedeckt, heute dachte Keines an ein Essen, Therese hatte nicht einmal etwas zugerichtet.

Nach einiger Zeit wurde die Klingel gezogen, aber nicht auf die gewöhnliche Art, sie schlug kaum hörbar einmal an.

Das Mädchen traute kaum ihrem Ohr, erhob sich aber dennoch und sah durch's Schiebfenster, gewahrte aber Niemand an der Hausthüre. Sie trat an das große Fenster, welches die Aussicht auf die Straße bot. Da erkannte sie von rückwärts den Mann, der am letzten Abend Friedrich abgeholt hatte. Er mußte am Hause gewesen sein und schritt jetzt ruhig, aber doch ziemlich schnell die Straße hinauf.

Theresens erster Gedanke war, das Fenster zu öffnen und dem Manne nachzurufen; doch wurde dieser Gedanke schnell von einem anderen verdrängt.

„Er war am Hause, was kann er gewollt haben?“ dachte sie und eilte die Treppe hinab. Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen, in der Kluft zwischen der Hausthüre und den ausgetretenen Steinstufen lag ein Brief. Rasch faßte sie den Fund und trug ihn ins Zimmer zurück.

„Was ist denn gewesen, Therese?“ fragte Joachim wie träumend.

„Ein Brief ist gekommen, Vater“, antwortete die Tochter in fliegender Hast.

„Ein Brief von ihm?“ fragte der Alte aufhorchend.

Jetzt erst besah das Mädchen die Aufschrift. „Nein“, erwiderte es stockend, indem es den Namen Joachim entzifferte. „Es ist seine Schrift nicht, aber der Brief ist an uns.“

„Was wird's sein?“ fragte der Meister halb enttäuscht.

Therese setzte sich zum Vater, öffnete den Brief und las:

„Herrn Joachim und seiner Tochter Therese!

Zu Ihrer Beruhigung veranlaßt es mich, Ihnen diese Zeilen zukommen zu lassen.

Ohne Zweifel hat Sie das Ausbleiben Friedrichs sehr beunruhigt. Fürchten Sie nichts für ihn, er ist in

guten Händen. Sie haben von Ihrem Freunde vielleicht manchmal Andeutungen gehört, daß er unter dem Schutze einer besonderen unsichtbaren Gewalt stehe. Augenblicklich ist er unter meinem Schutze. Wenn Sie Friedrich wahrhaftig lieben und wahre Freunde für ihn sind, so werden Sie dieser meiner Einwirkung auf ihn später nur dankbar sein.

Der junge Mann hat sich in seiner feurigen Begeisterung zu Dingen hinreißen lassen, die ihn unfehlbar ins Verderben stürzen müßten, deren Ausführung sein und Ihr Glück nicht nur gefährden, sondern ganz sicher vernichten würde.

Aus dem Grunde ließ ich ihn gestern Abends zu mir bringen, um ihm seine Lage lebendig vorzustellen und ihm von seinem Vorhaben abzurathen. Da er aber zur Umkehr und zum Ablassen von dem gewählten Ziele nicht zu bewegen war, so blieb mir kein Mittel übrig, als ihn gewaltsam hier zurückzuhalten, bis die Sache, welcher er sich hingegeben, eine solche Wendung genommen hat, daß sie für ihn nicht mehr gefährlich ist. Es wird nicht sehr lange dauern.

Soviel zu Ihrer Beruhigung, bis der Vermißte Ihnen zurückgegeben wird. Machen Sie sich keine schlimmen Gedanken, er leidet weder Mangel an irgend etwas, noch widerfährt ihm Böses. Er darf nur die Welt für einige kurze Zeit nicht betreten, weil es ihm nicht von Gutem wäre.

Sie werden diesen Brief, nachdem Sie ihn gelesen haben, sogleich vernichten und Niemanden, sei es von Friedrichs Gesellschaft wer immer, davon Etwas sagen. Würden Sie das nicht befolgen, entstünde für Sie daraus nur Unheil, Friedrich weiß, daß meine Anordnungen und Rathschläge immer nur zum Guten waren und auch Sie werden sich davon überzeugen. Leben Sie wohl!

Der Unsichtbare."

Therese faltete bedachtsam den Brief und sah ihren Vater fragend an, als wollte sie sagen: Verstehst Du das?

„Ah, ja so!" rief der Alte getröstet. „Der Friedrich ist eben von Geburt aus kein gewöhnliches Menschenkind und steht von jeher in Beziehung zu Leuten, an die wir Gewöhnlichen nicht können. Laß das jetzt nur gut sein, Therese, und weine nicht mehr; ich weiß jetzt, daß ihm nicht schlimm geschieht und wir thun am besten, wenn wir machen, was der unsichtbare Herr räth. Wir kümmern uns nicht weiter um Friedrich und lassen die Sache in Gottes Namen gehen wie sie will, es wird schon seinen aparten Grund haben und den Brief steckst Du gleich in den Ofen. Der Mann hat ganz recht, die Freunde des Friedrich können ihm und uns nichts helfen, also brauchen sie auch davon nichts zu wissen."

Therese folgte schweigend dem Wunsche des Vaters und zündete den Brief an, den sie hellodernd in den Ofen warf.

„So ist's recht", sagte der Alte, „jetzt lassen wir das Andere Gott anheim."

---

Es war am späten Abend desselben Tages, als Mazzini mit einem seiner näheren Freunde langsam in der Nähe von Joachims Haus auf- und abging.

„Es will mir nicht einleuchten, daß Friedrich spurlos verschwunden ist", sagte der Agitator leise, „das ist nicht richtig." —

„Du glaubst wohl, er hat die Sache kurz abgemacht und ist durchgebrannt und der Alte mit der Tochter, wo er wohnte, spielen die Komödie weiter, um seine Leute zu täuschen?" unterbrach ihn der andere Mann.

„Gewiß nicht", fuhr Mazzini auf und wer das behaupten wollte, der hat es mit mir zu thun — Horst, Du kennst mich und ich kenne den Friedrich, ich garantire Dir, der Mann ist gut und wenn ich für Jemand einstehe, dann weißt Du, daß es Grund hat."

„Gewiß", entgegnete der „Horst" Genannte, „was aber ist Deine Ansicht von der Sache?"

„Was?" erwiderte das Haupt des Geheimbundes —

„das ist ganz leicht zu errathen.“ Er blieb stehen und faßte den Arm des Anderen, indem er flüsterte: „Er ist aufgehoben worden.“

„Aufgehoben?“ entgegnete Horst, „schon möglich, aber von wem?“

„Von wem?“ wiederholte Mazzini, „das ist eben die Frage, womit ich seit heute Morgen mein altes Hirn foltere.“

Sie gingen wieder einige Schritte, plötzlich blieben sie wieder stehen.

„Weißt Du, er hat viele Feinde gegen sich, mit der Weltenstürmer-Idee hat er sich schroff hingestellt“, sprach Horst.

„Er mußte“, antwortete Mazzini, „das Haupt eines solchen Unternehmens kann nie verdeckt bleiben und er wollte es auch nicht, ich weiß es, daß sie bereits einige Zeit schon im Bunde über ihn munkeln.“

„Du glaubst am Ende, daß die Partei des Professors ihn sich versichert hat? Freilich, das „Tod dem Verräther“ läßt nicht spaßen und wenn das der Fall ist, dann ruht der Kadaver des Weltenstürmers auch schon bestimmt an einem Ort, wo weder Sonne noch Mond, noch irdische Gerechtigkeit hinscheint“, erwiderte der Andere.

„Hat man nicht von jenem Abbé Veloccino, der vor kürzerer Zeit als Bußprediger ein wenig Lärm in gewissen Kreisen schlug, auch gehört, daß er spurlos verschwunden ist? Wie war's da?“ fragte der Agitator, als suche er sich selbst zu erinnern.

„Ach, der Abenteurer, der wie ein Komet kam und ging, wie kannst Du den mit Friedrich in Verbindung bringen?“ rief Horst unwillig halblaut aus.

„Ich weiß doch, daß sie beständig von einander Fühlung hatten, daß sie sogar in einer mir nicht näher bekannten persönlichen Beziehung zu einander standen und daß Friedrich in dem was er geworden, dem schwarzen Herrn, wie man ihn nennt, viel verdankt, erklärte Mazzini. „Gewiß ist, daß sie in einem Punkte gemeinsame Feinde hatten und ich möchte es nicht ganz verwerfen, daß sie jetzt beisammen sind —“

Horst sah den Sprecher erstaunt an.

„Was denkst Du?“ fragte Mazzini.

„Auf einem Punkte haben sie gemeinsame Feinde, jawohl, Du hast recht und Du bringst mich jetzt auf Etwas. Weißt Du, daß es oben bedeutend spukt?“

„Wie so?“ fragte Mazzini, den Gefährten gespannt unterbrechend.

„Es will nimmer recht klappen im Mittelpunkt des deutschen Reichs, sie haben einen sonderbaren Geruch von der Sache bekommen und darum arbeiten sie so fürchterlich nach allen Seiten herum.“

„Wissen wir schon“, entgegnete Mazzini ruhig, „das ist nichts Neues, für was wäre denn das ganze Projekt schlußreif erklärt? Glaubst Du die Herren von Hohenzollern wüßten nicht, wo sie stehen? Wir haben ihnen den Boden schön unter den Füßen weggegraben, das heißt, sie haben sich ihn selbst weggegraben, indem wir ihnen Schritt für Schritt Spur gaben. Ich wußte ja, wie ich es machen mußte und habe glücklicher Weise die rechten Leute an die Hand bekommen. Erst das Jesuitengesetz, dann die Ermeland-Affaire und was drum und dran hing, jetzt wieder die Ledochowski-Geschichte und alle die kleinen Nebenbilder zu dem Haupttableaux — die guten Herren glauben immer noch nicht, daß ein tüchtiger Staatsmann Mazzarin und Richelieu studiren muß. Die Religion und ihre Priester sind die Stützen eines jeden Staates und mit dem geflügelten: „Der Staat für sich und die Kirche für sich“, haben sie sich selbst untergraben, sie glauben nicht, daß das Volk — und das Volk ist ja das Land und nicht die etlichen Beamten — nur durch Vermittlung des Clerus regiert werden kann. Jetzt können sie sich den Thron Deutschlands und das Haus Hohenzollern von ihren Aufgeklärten stützen lassen.“

„So ist’s“, erwiderte Horst, „es ist der Hohenzollern Ende — traurig für das brave Geschlecht, sie selbst tragen weniger Schuld an dem Gang der Ereignisse, aber wenn mit

dem deutschen Kaiser das Geschlecht sinkt, so ist es aus mit dem Glanz vielleicht auf lange Zeit."

„Auf immer", sagte Mazzini mit einer schauerlichen Bestimmtheit. „Es kommt der Tag des Weltenstürmers, der Alles hinwegfegt, Geschlechter und Namen, es ist veraltet, paßt nicht mehr. Die Geschlechter mögen gut und edel sein und achtenswerth, aber die Welt verlangt nach Anderem. Doch wird das nicht über Nacht gemacht, wie unsere Leute glauben und darum verstehen sie mich nicht — darum der Zwiespalt. Friedrich hat das Rechte, nicht von Außen hinan, von Innen heraus muß es wachsen das Weltreich, und so muß der Weltsturm geführt werden."

„Ad vocem Friedrich", rief Horst, „da sind wir wieder. Ihn hatten wir ja auf unserer Abschweifung ganz verloren —"

„Du wolltest eine Vermuthung aufstellen", unterbrach Mazzini.

„Gewiß und ich möchte sie begründen", sagte Horst. „Ich habe ja, wie Du weißt, eine eigenthümliche Mission übernommen, ich sende ja Notizen von hier nach Berlin —"

„Nach Berlin?" fragte Mazzini.

„Auf Umwegen und ich bediene nicht schlecht", antwortete Horst, Du kennst ja mein Abenteuer mit dem Briefe, der die Geheimnisse der Residenz enthielt —"

„Du berichtest nach Berlin?" fragte der Agitator.

„Gewissenhaft, aber es kann ihnen nichts nützen, denn wir sind ja immer um acht Tage voraus und ich habe sogar mein Gutes dabei, daß ich mit den Leuten der anderen Richtung auf gleichem Niveau stehe, hier gleich ein Beweis, der meine Vermuthung bezüglich Friedrichs bestätigt", antwortete Horst und zog einen Brief hervor, den er Mazzini hinhielt.

„Was enthält der Brief?" fragte Mazzini kurz.

„Mein angewiesener Correspondent theilt mir darin mit, daß man in höchsten Kreisen sehr übel vermerke, es treibe sich im Süden und namentlich hier allerlei reichsfeindliches Gesindel umher, und es werde hiemit aufgefordert, auf diese

sicherheitsgefährlichen Individuen in allem Ernste Jagd zu machen. Besonders sind benannt: ein Privatgelehrter, dessen Name nicht genau bekannt, der aber so gezeichnet ist, daß man unsern „Professor" darin erkennen muß, ferner das Haupt einer sozialdemokratischen Gesellschaft, der den Pseudonym „Mazzini" tragen soll, und als alter eingefleischter Demagoge weitläufige Bekanntschaften genießt, deßhalb er besonders zu befürchten sei, endlich ein junger, weniger bösartiger als schwärmerischer Mensch, der von seinen Leuten „Weltenstürmer" genannt werden soll, der aber eben in seiner maßlosen Schwärmerei gefährlich werden kann."

Mazzini starrte Horst mit offenem Munde an.

Du begreifst nun meine Befürchtung?" fragte der Correspondent — „Friedrich ist einem meiner Herren Kollegen, einem Reichsspion — nota bene einem ehrlicheren als ich — ins Garn gegangen und erfreut sich vielleicht jetzt schon der Ansicht einer preußischen Festung."

Mazzini zückte als Antwort die geballte Faust gegen Himmel und rief mit gedämpfter Stimme: „zum Tage der Entscheidung müssen wir ihn haben und säße er bei Reichskanzlers Gnaden in Ketten!"

„Nicht so laut!", mahnte Horst, „es gibt Zeiten, wo die offenen Straßen hören, aber ehe wir den Herren an der Spree unrecht thun, sollten wir uns doch noch einmal um ihn erkundigen, möchtest Du nicht einen Augenblick vorsprechen, Du bist ja bekannt im Hause?"

Mazzini ließ statt aller Antwort den Gefährten stehen und ging auf Meister Joachims Haus zu, in dem er bald verschwand, aber auch eben sobald zurückkam.

„Er ist nicht da?" fragte der Wartende.

Mazzini schüttelte trübselig den Kopf.

„Also, es nützt nichts, wir müssen ihn für jetzt schon aufgeben", sagte Horst, und nahm Mazzini am Arm, ihn die Straße hinaufführend.

So waren Therese und Joachim so ziemlich beruhigt, während Mazzini und seine Freunde, über Friedrichs Verschwinden aufs Aeußerste bestürzt, Alles aufboten, sein Versteck ausfindig zu machen. Es war auch keine Zeit dabei zu verlieren, denn das Ereigniß, welches die Entscheidung über den Triumph des Weltenstürmers oder dessen Untergang in dem Sturm der alten Revolutionspartei des geheimen Bundes bringen sollte, konnte in seinem Eintreten schon nach Tagen gezählt werden.

Stündlich erwartete man den Professor selbst oder irgend eine bestimmte Nachricht von ihm, obwohl es eigentlich Niemand gewiß wußte oder vielmehr wissen wollte, wohin und zu welchem Zwecke er abgereist sei.

Friedrich saß in Mitte der sich drängenden Dinge unthätig — gewaltsam unthätig gemacht — in seinem Kerkerzimmer und zermarterte sich das Gehirn, irgend ein Fluchtmittel ausfindig zu machen.

So nahe am Ziele, so nahe an der gereiften Sache, wo er den Lohn seines Wirkens finden konnte, wurde er derselben grausam entrissen und das Schlimmste: Niemand wußte von seinem Aufenthalte, er konnte Niemand Auskunft geben. Mußte nicht seine Partei auf den Gedanken kommen, daß er feige und schmählich die ganze Sache aufgegeben und sich selbst aus dem Bereiche gezogen habe, während er in Wirklichkeit mit jeder Stunde mehr für den Erfolg glühte.

Aber was nützte das ihm, was nützte es seinen Anhängern! Tag um Tag verging und er erfuhr nichts in seinem einsamen Gefängnisse hoch über allen Menschen; zu ihm kam keine Nachricht. Er sah Niemand als den Orientalen oder Dominik; Letzterer bediente ihn, Ersterer besuchte ihn öfter auf einige Augenblicke, aber mehr um nachzusehen, wie es um den Gefangenen stehe, ob er keine Versuche mache, fortzukommen, oder wie er sich überhaupt verhalte. Er glich einem Stummen und hatte auf keine Frage eine Antwort, keine Frage, kein Trostwort, nichts. —

Am ersten Tage war der Gefangene benachrichtigt wor-

den, daß Therese und Joachim über seinen Aufenthalt beruhigt seien — sonst kam ihm keine Kunde von der Außenwelt zu und er befand sich wie lebendig im Grabe.

So war Tag um Tag dahingegangen bis zum letzten, an dessen Abend der Sturm beginnen sollte. Welche Marter für den Mann, der Tausende für sich gewonnen hatte, denen er Ehre, Glaube und Alles für den Erfolg dessen, was er gepredigt, verpfändet hatte. Er wird der Weltenstürmer sein, der ersehnte Messias, der mit dem Worte nicht mit dem Schwerte den Weltsturm wagen würde, hatte er gesagt. Jetzt war die Zeit da, aber wo war der Weltenstürmer, der Held des großen Schauspiels? Wie ein todter Körper, machtlos, ohnmächtig, saß er in dem einsamen Zimmer in der Haft des Unsichtbaren.

Nicht einmal hatte er den Entschluß gefaßt, Dominik oder den Alten, wenn sie öffneten, zu erwürgen und den freien Ausgang zu benützen, aber was konnte das frommen? Wie weit konnte er kommen? Waren nicht jedenfalls alle Ausgänge besetzt und wer wußte, was der Unsichtbare, wenn sein Zorn gereizt wurde, auszuführen im Stande war?

Ein Sprung über das Fenster, das auf dieser Seite fünf Stockwerke hoch lag, glich einem Selbstmord, er konnte voraus berechnen, daß nur zerschellte Gliedmassen von ihm unten ankommen würden, was war aber der Welt damit gedient? gerade so gut hätte er sich den Kopf am Fensterkreuze eingeschlagen.

So saß er in stummer Ergebung, in stumpfsinnigem Hinbrüten an dem Fenster. Das Schiff war leck und mit gebundenem Steuerruder ließ es der rathlose Matrose auf dem Ocean treiben, bis es untersank. Friedrich hörte und sah nichts mehr, er dachte nicht mehr. —

„Jetzt warten sie im letzten entscheidenden Augenblick auf mich und ich komme nicht; sie werden mir fluchen, mich einen Verräther heißen an der heiligen Sache; aber Gott weiß es, ich bin nicht schuld, mein redlichstes Wollen war es

bis zum letzten Augenblicke, jetzt noch, aber wer kann gegen das Unmögliche!" —

So lispelte er leise vor sich hin, den Kopf auf das Sims des offenen Fensters gelegt. Der Nachtwind fuhr in seinen Haaren herum, er fühlte es nicht; die Lampe auf dem Tische brannte düster und flackerte zuweilen, wenn ein Windstoß, der sich außen in den Bäumen fing, ins Zimmer fuhr, auf, er sah es nicht, manchmal klang es wie leises Weinen oder entferntes Heulen durch die Aeste und Stämme, je nachdem der Wind stärker oder schwächer durchfegte, Friedrich hörte nichts.

Eine kleine Uhr auf einem Seitentischchen schlug die siebente Stunde. Leise, wie durch eine unsichtbare Gewalt geöffnet, schob sich die Thüre auf und der Vertraute des Unsichtbaren, jener häßliche alte Mann in der orientalischen Kleidung, lehnte mit untergeschlagenen Armen an dem Thürstock und sah regunglos nach dem Gefangenen; dieser bemerkte es nicht, er lag im Stuhle, den Kopf rückwärts auf das Fenster hinabgebeugt, die Beine ausgestreckt, die Hände nachlässig gefaltet und schien zu schlafen.

Der Orientale stand einige Minuten regungslos und sah unverwandt hin, endlich schüttelte er den Kopf, murmelte einige unverständliche Worte und ging rückwärts hinaus. Gleich darauf knackte das Schloß wieder zu und man hörte den unheimlichen Besuch einige Schritte lang fortschlürfen.

Wieder trat dieselbe Pause, nur unterbrochen von dem dann und wann auffahrenden Nachtwinde, ein.

Einmal war es Friedrich, als riefe Jemand leise seinen Namen, er glaubte zu träumen und achtete nicht darauf, aber das Rufen wiederholte sich und zugleich strich eine kalte weiche Hand über seine Stirne. Er warf rasch den Kopf in die Höhe und mit vor Entsetzen gesträubtem Haare blickte er vor sich hin.

„Meine Mutter!" rief er.

Die Genannte hielt mit einem Arm das Fensterkreuz

umklammert, während sie den anderen nach dem jungen Manne ausstreckte.

„Du sitzest unthätig hier, während man im Bunde von Minute zu Minute gespannt den Anfang des Weltsturms erwartet", flüsterte die Fürstin in verweisendem Tone.

„Kann ich denn meinem glühenden Triebe folgen, wenn ich hier eingekerkert bin? entgegnete Friedrich. „Zeigt mir Jemand hinaus?"

„Ich!" rief die Fürstin halblaut, wenn Du frei sein willst, so bist Du es, Du darfst nur meiner Spur folgen."

„Wie kamst Du hier herauf?" fragte jetzt der junge Mann, sich von seinem Staunen erholend.

„Wie ich hinabkam", antwortete die Fürstin. War nicht auch ich hier im Schlosse? Wollte der Halbwahnsinnige nicht auch mich abhalten, den Erfolg der Sache, der ich diene mit mehr Eifer als alle Männer zusammen, zu erkämpfen, war nicht dieses Eckzimmer im obersten Stockwerke auch mein Aufenthalt, wo man mich einzuschließen drohte, wenn ich mich der gutwilligen Verzichtung auf die Antheilnahme an der Sache des Bundes weigern würde?" Aber ich fand den Ausweg der Verzweiflung, ein Blick in den Abgrund zeigte mir die einzige Möglichkeit der Flucht, ich lernte den Weg des Blitzes finden."

Dabei zeigte sie auf den Draht des Blitzableiters, der kaum eine Spanne weit am Fenster vorbei zur Erde lief.

„Folgst Du mir?" rief Louise, und griff nach dem Drahte.

„Gewiß!" antwortete Friedrich.

Die Fürstin hatte die Hände in dichte Handschuhe gesteckt, faßte den Draht zwischen die Kniee und die beiden Hände und fuhr wie ein Blitz an demselben hinab.

Friedrich überlegte nicht mehr zwischen der Möglichkeit der Flucht, dem Zorn des Unsichtbaren und den Gräueln der Verfolgung desselben, ihm winkte die Freiheit, die Gelegenheit, sein Wort einzulösen und seine Ehre herzustellen, er nahm die dichten Winterhandschuhe, die er noch in der

Tasche trug, zog sie über, stieg auf's Fenstersims und faßte rasch den leitenden Draht, indem er die Augen schloß.

Wohl brannte es bald an seinen Händen und Knieen, als wenn der Draht glühend wäre, die rasche Luftdurchschneidung benahm ihm den Athem, aber in dem Augenblicke berührte sein Fuß die Erde und er fühlte sich von einer Hand von rückwärts gehalten.

„Kommen Sie rasch!" rief Jemand hinter ihm. Es war Milizius, der ihn in der Dunkelheit so schnell als möglich fortzog, während die Fürstin in geringer Entfernung voraneilte.

Der Weg ging quer durch den Park an das nördliche Ende desselben, wo die Einfahrt war, über Stock und Stein. Plötzlich hielt die Fürstin stille und horchte.

„Noch sind wir nicht bemerkt, flüsterte sie, es ist Alles still, und mit einem Satze schwang sie sich auf das Thorgitter, an welchem oben eine Eisensprosse etwas ausgebogen war. Ebenso rasch war sie hindurch und jenseits, dann folgte Friedrich, der, um durchzukommen, die Stange mit aller Anstrengung weiter ausbiegen mußte, endlich schwang sich auch Milizius hinaus.

Einen Steinwurf weit lief unten eine schmale Fahrstraße, die zwar nicht die war, welche direkt mit dem Schlosse in Verbindung stand, aber einen näheren Weg nach der Stadt bot. Auf dieser Feldstraße in einem Buschwerk geborgen harrte ein Wagen, wieder querfeldein stürzten die Dreie auf denselben zu und kaum waren sie eingestiegen, so ging's in wilder Fluchthast dahin, galt es doch um Sekunden.

---

Schon mit Anbruch des Abends strichen einzelne Leute um jenes Haus in der Vorstadt, in dessen Rückgebäude die Versammlungen des geheimen Bundes abgehalten wurden.

Morgenstern ging mit Simeon auf das Haus zu. Beide blieben in einiger Entfernung stehen. Bald kamen

Gruppen von Dreien und Vieren, die sich in eifrigem Gespräche daherbewegten.

Simeon schnitt ihnen den Weg ab, während Morgenstern Andere aufhielt.

„Leute, zerstreut Euch, geht nicht so nahe hieher, bis die Stunde der Eröffnung geschlagen hat, kommt dann einzeln, höchstens zu Zweien und in Abständen, Eure Aufgeregtheit könnte Alles verderben, glaubt, daß man heute doppelt wachsam ist und wenn man uns entdeckte, jetzt noch, in der letzten Stunde, wäre Alles verloren", belehrte Simeon.

„Sprecht nicht so laut und laßt ja kein Wort, das auf das kommende Ereigniß anspielt, fallen; ein Wink, der auf einen Unrechten fiele, wäre ein Funke ins Pulverfaß. Seid ruhig, seid gemäßigt, Alles wird gut gehen, aber verhaltet Euch jetzt still. Trinkt nicht, regt Euch nicht auf — geht weit auseinander, nicht mehr als Zwei zusammen und nicht denselben Weg, die Einen nach der Stadt zurück, die Andern wo anders hin — geht!" ermahnte Morgenstern.

Die Leute zerstreuten sich schweigend und bald war die Straße leer.

„Heute ist der verhängnißvolle neunte März", sagte Simeon im Weggehen zu Morgenstern, wie ist er doch schnell herangekommen trotz des Hoffens und bangen Harrens."

„Es ist gut", antwortete Simeon, lange hätte sich die Geschichte nimmer gehalten, die Leute sind aufs Aeußerste gespannt und wären keine acht Tage länger mehr zu halten. Auch ist es ein Wunder, daß wir bis heute der vieläugigen öffentlichen Wachsamkeit entgangen sind oder hat man uns absichtlich fortmachen lassen, in der Hoffnung, daß wir doch nur harmlose Stümper sind?"

„Heute ist der große Entscheidungsabend, wo aber sind die Koryphäen, wo sind die Häupter des Bundes?" fragte Morgenstern. „Mazzini, der uns gelenkt und geführt hat, der die eigentliche Seele des Bundes war, wo ist er heute und längere Zeit schon? Man hört und sieht nichts mehr von ihm, er ist wie verschwunden und verschollen. Ambros,

der kühne geistreiche Freund des Bundes — hat sich erschossen in Wien, Friedrich, der neue Stern, der aufging und den Alles anbetete, wo ist er? Ich glaube, daß der Verdacht, der am Neujahrabend bei Dir ausgesprochen wurde, nicht so ungegründet war — der Professor ist fort, Niemand weiß wohin."

Simeon gab keine Antwort. Stumm schritt er neben dem Freunde her.

„Für alle Fälle, wie hast Du Dich gedeckt?" fing Morgenstern nach einiger Zeit das Gespräch wieder an.

„Gedeckt?" Die große Kasse ist geleert und die Effekten sind — vertheilt in der Familie, auswärts ist auch nicht rathsam, viel kann man nicht machen. Geht's wie's geht, wir wußtens ja, daß es kommt", entgegnete Simeon.

„Ich habe Alles so ziemlich bei meinem Schwiegersohn in Meier Levi's Kassazimmer untergebracht. Das Haus steht abgelegen vom Gewirre und es ist dort so sicher wie nur möglich", sagte Morgenstern.

„Es ist eigentlich jede Vorsicht unnütz, Morgenstern", erwiderte Simeon. „Ich weiß die größten Häuser, die während der Revolution in Paris ihre Effekten nicht einmal vom Platze rührten und es wurde kein Stück angetastet, während die geheimsten Versteckwinkel aufgefunden, durchstöbert und geplündert wurden. Dann mußt Du nehmen, wir stehen an der Spitze, wir können getödtet werden, können sogar sehr wahrscheinlich aufgegriffen, prozessirt und nach Gnade für Recht gezwungen werden, den Rest unseres Lebens auf einem höchst unangenehmen, unfreiwilligen Aufenthalte zuzubringen, im Falle es schief geht; was kann da alle Vorsicht nützen? Höchstens für die Hinterbleibenden soviel als möglich retten und sich für eine schnelle Landesflucht eine entsprechende Handkasse bereit halten, so habe ich's gemacht."

In diesem Gespräche waren die beiden Männer wieder aus der Vorstadt herauf der Altstadt zugekommen. Wieder begegneten ihnen Brüder, die sie ansprachen und die auf gleiche Weise ermahnt wurden.

Der Abend war hell und heiter, für die Jahreszeit sogar angenehm und über der Stadt lag der tiefe stille Alltagsfriede, wie er nicht anders sein konnte. Ueberall war die Königs-Geschichte das laufende Gespräch, aber nicht in dem Sinne. In Wirthshäusern und auf der Straße hörte man die verschiedensten Bemerkungen, aber Niemand glaubte an den Ernst der Sache, Niemand wenigstens schien daran zu glauben, denn die es wirklich dachten, hüteten sich wohl, es auszusprechen.

Was laut wurde, waren Witzeleien und schlechte Späffe oder mißbilligende Auslassungen über die Plumpheit der Erfindung, womit man auf die Dummheit des Volkes spekulirte, aber es war nicht das Wetterleuchten, das einem großen Sturm vorangeht, es war nicht das unheimliche Fiebern und Zucken, das vor einem außerordentlichen Ereignisse durch die Massen läuft.

So alltäglich der Anblick der Stadt und des Volkes sich zeigte, so wild gährte es im Herzen des geheimen Bundes.

Mit dem Schlage neun öffnete sich der Zugang zum Versammlungssaale und rascher als sonst füllte sich der Raum. Alles Abwehren, alles Regeln und Dirigiren von Seite der hervorragenden Glieder der Gesellschaft nützte wenig. Im Saale summte es durcheinander wie in einem Bienenstocke und an den Zugängen der Straße standen Morgenstern und Simeon bis zum letzten Manne, um die Leute möglichst wenig auffallend passiren zu lassen.

Endlich betraten auch sie den Versammlungsplatz.

Mit Mühe konnte sich Simeon die nöthige Stille zum Worte verschaffen.

„Brüder", sprach er, „wir sind versammelt und ich halte die Versammlung für vollzählig, es fehlen zwar noch einige Häupter des Bundes, aber sie scheinen an diesem wichtigen, entscheidenden Abende uns ihrer Gegenwart nicht zu würdigen, wir brauchen sie nicht, einige kurze Stunden werden zeigen, ob sie Verräther am Bunde geworden sind und dann —"

Ein tiefes Gemurmel „Tod den Verräthern!" unterbrach ihn.

Er gebot Ruhe, aber verschiedene Stimmen riefen: „Mazzini, wo ist Mazzini?" andere: Friedrich ist nicht da, wo ist Friedrich?"

Erst auf wiederholtes Andringen gelang es ihm, wieder zu Worte zu kommen.

„Ihr wißt, was diesen Abend gilt und was der Zweck der heutigen Versammlung ist, es ist der Vorabend des größten Werkes, des Nationalsturms, des Weltsturms.

„In der nächsten Stunde wird König Max unter uns erscheinen, er kommt gewiß. Von hier wird er nach der Residenz gehen, wir werden ihn begleiten, Alle, aber merkt und ich bitte Euch, thut nicht mehr und nur das, was Euch geheißen wird.

„Ihr werdet, in Rotten getheilt, Führern übergeben werden, die wir auswählen und genau unterrichten. Wir werden ein Zeichen bekommen, wann wir von hier aufbrechen müssen, denn eine Erscheinung der sogenannten weißen Frau in der Residenz wird dort das Schloß in Allarm setzen, es ist längst bestimmt und vorhergesagt, an dem Sterbetage des Königs Max wird die weiße Frau in der Residenz an den Zimmern des Königs erscheinen und das wird der Prüfstein für uns sein; würde ein falscher Mann uns untergeschoben, der nicht der verbannte König ist, die weiße Frau würde ihn vernichten. Sobald also die erste Kunde von dem Auftreten der Erscheinung zu uns kommt, schnell nach der Residenz, eine Schaar wird den König decken, der auf einem schon ausersehenen Wege ins Innere des Schlosses gebracht wird.

„Wahrscheinlich wird ihn die weiße Frau nach seinen Zimmern führen, indeß seid Ihr mit Euren Führern postirt, ein Theil ist aufgestellt, bereit, auf das erste Zeichen sich zusammenzurotten. Sobald der König am beleuchteten Fenster erscheint, beginnt das Rufen, während die anderen Partien auf den vorgeschriebenen Wegen die Stadt durchziehen, mit ähnlichen Rufen die Kunde im Fluge zu verbreiten. Lärm

wird werden, die Residenz allarmirt, die Straßen werden sich füllen und das Volk, vom ersten Eindruck ergriffen, wird mit Euch laufen und in Eure Rufe einstimmen. Bis es zum Einschreiten kommt, haben wir Körper gewonnen und den Vorrang. Was dann geschehen mag, wer kann es wissen, der Sturm ist los und zu gleicher Zeit wird ein Telegramm durch die Reihen fliegen: „Der Kaiser von Deutschland ist abgesetzt, die Revolution ist in Berlin, die Hohenzollern sind nicht mehr!“ Alsdann wißt Ihr, wie weit wir sind.“

Ein leises Gemurmel begleitete die letzten Worte Simeons.

Bald darauf öffnete sich die Thüre und der Professor trat ein, an seiner Seite ein Fremder, bei dessen Anblick eine eigene Bewegung durch den Saal lief. — „Er ist's, es ist der König, es ist König Max“, flüsterte man von allen Seiten, während Alles scheu und ehrfurchtsvoll zurücktrat.

In der That, wer den König je gesehen, mußte glauben, daß der Mann der König sei, — so war sein Gang, seine Haltung, jede leichte Falte des Gesichtes, jedes Haar, nur schien er sehr gealtert und leidender als er je war. Er trug ein einfaches schwarzes Kleid und grüßte wie immer mit dem einnehmenden Lächeln.

Der Professor führte ihn auf einen eigens hergerichteten Sitz auf der kleinen Erhöhung und sah dann im Saale um. Die Abwesenheit Mazzini's und Friedrich's frappirte ihn Anfangs und er sprach längere Zeit mit Simeon, indeß wurden die Vorkehrungen getroffen, die Führer erwählt und unterrichtet. Kein Auge wandte sich vom Könige und Einige, die in seiner Nähe standen und leise Worte von ihm hörten, schwuren auf seine Leibhaftigkeit.

Plötzlich ging wieder die Thüre auf und herein wankte Mazzini. Er blieb einen Augenblick an der Thüre stehen und sein Blick fiel sogleich auf den Angekommenen. Er schritt auf ihn zu, blieb überrascht stehen und betrachtete ihn wieder. Der König betrachtete ihn ebenfalls.

„Ist das König Max?“ fragte er leise.

„Du siehst ja“, antwortete ihm der Professor streng.

Mazzini stutzte wieder.

„Brüder, laßt Euch von Dem hier nicht betrügen, König Max ist längst todt, leider todt, Der hier ist nicht König Max, es ist eine traurige Nachäffung, eine Puppe, die sich zu einer Posse gebrauchen läßt!“ wandte sich der Agitator an die Versammlung.

„Mazzini!“ rief der Professor zornig und einige Stimmen erhoben sich gegen ihn.

„Soll ich Euch beweisen, daß ich Recht habe und daß Dieser da König Max nicht ist?“ rief das Bundeshaupt und wollte auf den Bezeichneten zugehen.

„Schützt den König, rettet den König vor dem Wahnsinnigen, vor dem Verräther am Bunde!“ rief der Professor, Mazzini den Weg vertretend, und ein Theil der Versammlung folgte dem Beispiele, so daß sich von nun an die Mitglieder des Bundes in zwei Theile schieden.

„Ein Wahnsinniger!“ rief Mazzini, „ein Verräther, ich? Warum? Weil ich den Afterkönig nicht anerkenne und das Possenspiel nicht mitmache, das Du in Deinem hirnlosen Eifer erfunden hast — ich ein Verräther, der ich die beste Sache im Sinne geführt; aber es soll sich zeigen, wessen Waffe stärker ist. — Brüder! ich, Mazzini, befehle Euch, sofort diesen einfältigen Popanz, den man Euch für den verbannten König von Bayern dargestellt hat, wegzubringen und wer es gut mit der Sache, die ich vertrete, meint, der trete zu mir herüber, über die Andern spreche ich das „Tod dem Verräther“, das erfüllt werden wird in der Nacht noch —“

Eine tiefe Stille trat ein, Niemand rührte sich vom Platze.

„Wagt Ihr es nicht oder hat Euch der Thor da so verblendet, daß Ihr meine Stimme nicht mehr hört?“ fuhr der Agitator fort und wandte sich zu Denen, die ihn umgaben. „Auf Ihr, greift an. Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen. Nieder mit dem Afterkönig, nieder mit dem Possenreißer dort und nieder mit den Allen! So wahr ich Mazzini heiße unter Euch, nicht ein Streich geschieht heute

Nacht, ich will Euch zeigen, daß ich noch der Alte bin. Faßt den Menschen dort und wer im Augenblicke nicht zu mir steht oder den Saal verläßt, der ist mein Gefangener!"

„Narr, Du!" rief der Professor wüthend, und drängte sich mit Morgenstern und Simeon vor die Königsgestalt.

„Narr, der Du bist!" entgegnete Mazzini. „Warum spricht Dein Machwerk dort nicht, wenn es der legitime König ist? Weiche oder ich zerspalte Dir den Schädel!"

Ehe der Professor den Mund öffnete, fiel des Agitators Faust auf den Kopf des Professors nieder, daß dieser lautlos umfiel. „Tod dem Verräther!" rief der Agitator, den der Zorn um zwanzig Jahre jünger und stärker machte.

Dieser Streich war das Signal. In wirrem Knäuel drängte und stieß sich Alles durcheinander; um die Königsgestalt und den am Boden liegenden Professor bildete sich ein dichter Knäuel, ein eben solcher um Mazzini, der mit Löwenkräften ringend von mehr als Dutzend Brüdern umgeben war, die sich seiner zu bemächtigen suchten.

„Haltet ihn, bindet ihn, bringt ihn fort, er ist wahnsinnig und wird uns Alle verrathen!" schrie Simeon, die Ringenden anfeuernd.

„Haltet Euch, jeden Augenblick muß das Zeichen von der Erscheinung der weißen Frau in der Residenz kommen, richtet Euch zum Aufbruch!" mahnte Morgenstern.

„Sprecher, Maulhelden!" rief Mazzini dazwischen, „Ihr werdet kein Zeichen erhalten und auch kein Revolutions-Telegramm aus Berlin, dafür ist gesorgt!" aber seine Worte verhallten im Gesumme und Gewirre.

Jetzt flog die Thüre weit auf und Friedrich, athemlos, bleich wie ein Gestorbener, und schweißtriefend stürzte herein. Ein Blick ließ ihn das Ganze überschauen.

„Was geschieht hier?" fragte er, doch ein zweiter Blick auf Mazzini, der im Gedränge erlahmte, belehrte ihn eines Weiteren. „Ich errathe Alles", rief er, und machte sich, mit den Armen die Gruppe theilend, Bahn zu dem Bedrängten. Wenige Augenblicke und Mazzini war frei.

„Ruhig da!“ rief der Angekommene mit kräftiger Stimme. „Schämt Ihr Euch nicht, Männer, daß Ihr Euch wie Kinder umherbalgt? Was wollt Ihr mit der Puppe dort, wer hat sie hergebracht? Das Spiel wird nicht getrieben, fort mit dem Popanz und dann ein einziges ernstes Wort!“

Aber von Neuem wüthete der Sturm und neue Angreifer warfen sich auf Friedrich und Mazzini, von dem Professor und Simeon gehetzt.

„Seid Ihr denn Wahnsinnige oder Teufel?“ schrie Friedrich. „Geht's nicht mit dem Worte, so muß ich Euch anders zur Raison bringen, ein Laut noch, ehe ich gesprochen habe, und ich schieße dem ersten Ruhestörer eine Kugel durch den Kopf!“

Einen Augenblick war Ruhe.

„Ich bin gekommen, um Euch zu sagen, daß Euer Handel nichts ist, es gibt nur zwei Dinge — entweder Ihr schließt Euch mir und Mazzini an und folgt mir, der ich Euch auf einer anderen besseren Bahn zum Ziele führe, oder Ihr sagt Euch los vom Bunde und geht planlos, armselig in der Irre. Den Weltsturm führe ich, ich bin der Weltenstürmer!“

Nur einen Augenblick trat eine tiefe beengende Pause ein, dann aber brach ein Sturm los, der verkündete, daß sich die Brüder des Bundes in Folge des inneren Bruches zerfleischen und selbst aufreiben würden.

---

Als der Wagen mit Friedrich, der Fürstin und Milizius in der Stadt angekommen war, hielt er in der Nähe eines Hauses, das dem Weltenstürmer bekannt vorkam, er besann sich, daß es dasselbe war, in dem die Prinzeß Louise dortmals schon gewohnt hatte, als er sie besuchte und als er glaubte, sie sterben gesehen zu haben.

„Ich muß auf kurze Zeit Abschied nehmen“, sprach diese, Friedrich die Hand reichend, Du weißt, mein Sohn, was heute für ein wichtiger Abend ist, Jedes gehört auf

seinen Posten. Wenn es Zeit ist, werden wir uns Alle, so Gott will, froh und zufrieden sehen, heute ist der letzte Abend! Milizius, Sie werden Jedem in der Nähe zu sein suchen, wer irgend Hülfe oder Beistand braucht, Adieu!" — damit eilte sie vom Wagen in das Haus und stieg rasch die Treppe hinauf.

„Sie werden in den Bund gehen, Herr Friedrich?" fragte Milizius.

„Ich werde erst nach Hause gehen und für alle Fälle Einiges ordnen", entgegnete Friedrich.

„Es ist nur, daß ich Sie zu finden weiß", meinte Milizius. „Es wird eine stürmische Nacht werden, mir ahnt nichts Gutes", sagte er seufzend.

„Es ist die lange erwartete Entscheidungsstunde!" erwiderte der Weltenstürmer bitter lächelnd, „wir wollen sehen, wie das Loos fällt. Auf alle Fälle, Milizius, Sie sind bei mir?" —

Milizius reichte ihm statt einer Antwort die Hand.

„Und die Fürstin?" fragte Friedrich.

„Sie wissen, daß die Dame ein undurchdringliches Geheimniß selber ist", antwortete der Doctor achselzuckend.

„Ich sage Ihnen, daß ich nur bis zur großen Sache meine Mutter in ihr kenne, wie ich selbst meinem Vater über der Entscheidungsstunde den Gehorsam kündete und wäre er zehnmal mächtiger gewesen!"

„Gott wird's lenken!" sagte Milizius leise, und ging in entgegengesetzter Richtung die Straße fort, während sich Friedrich nach der Stadt wandte.

Fliegenden Schrittes eilte er Joachims Haus zu.

Therese traute sich selbst nicht, als sie die Klingel hörte und durch das Fensterchen die nur zu bekannte Gestalt erblickte. Sie meinte, es müsse sein Schatten oder ein Traumbild sein, bis sie die Treppe hinabeilend in seinen Armen lag.

„Bist Du endlich wieder da?" rief sie freudetrunken.

„Ja, ich bin da, aber nur auf eine kurze Spanne Zeit, Du weißt, was mich erwartet —"

„Du willst dennoch der Sache nachjagen, die, wie der Unsichtbare schreibt, doch nur zu Deinem Verderben ist —?“ fragte Therese traurig.

„Der Unsichtbare? Was weißt Du von ihm?“ fragte Friedrich entgegen.

„Du warst doch die Zeit bei ihm, er hat es uns ja geschrieben!“ antwortete das Mädchen bestimmt.

„So ist es, aber selbst seine Macht hielt mich nicht, als die heilige Stunde schlug“, sagte Friedrich, sich sanft von ihr lösend. Er begrüßte den Vater Joachim, welcher wie zu einem höheren Wesen zu dem jungen Manne aufsah. „Ich weiß nicht, was Du vorhast, Friedrich“, sagte er ergeben, „Du mußt Deine Sache besser verstehen, ich weiß nur, daß Du der beste, edelste Mensch bist, den ich je gekannt habe, und was Du unternimmst, muß Dir vom Guten sein.“

„Ihr habt recht, guter Alter“, antwortete Friedrich, „es wird Alles gut werden. Jetzt laßt mich einen Augenblick auf mein Zimmer gehen, um das Nöthigste zu ordnen und dann in Gottes Namen noch einmal fort, auf eine kurze Zeit.“

Er machte sich rasch von der ihn wieder umschlingenden Geliebten los und ging nach der Thüre.

„Wer irgend kommen und um mich fragen sollte, Ihr habt mich nicht gesehen, außer wenn Doctor Milizius kommen sollte“, flüsterte er zurück und ging hinaus.

Er blieb einige Zeit in seinem Zimmer, für Therese eine Ewigkeit. Als er zurückkam, hielt er den dortmals an Peter Kurz geschriebenen Brief in der Hand.

„Nun lebt wohl“, sprach er, „ich gehe jetzt vielleicht in einen furchtbaren, aber jedenfalls entscheidenden Kampf, in einigen kurzen Stunden bin ich das Haupt einer Partei, die ich zum schönsten, edelsten Ziele führen werde, die mich als einen Gott verehrt, oder —“, er brach ab und reichte Therese den Brief, indem er sprach: „auf alle möglichen Fälle gebe ich Dir hier einen Schützer und Führer. Wenn Du hören solltest, daß ich nicht glücklich gewesen bin oder nichts mehr von mir hören solltest, so tröste Dich und gehe

mit dem Vater dahin, wohin der Brief Dich weist. Es ist ein guter edler Mensch, mein bester Freund."

Schluchzend war das Mädchen an ihm niedergesunken, er aber raffte sich selbst, mit blutendem Herzen wohl, zusammen. Die Stunde ist da, ich muß!" rief er gepreßt, hob Therese auf, küßte sie und legte sie in die Arme des Alten. Rasch, ohne mehr umzusehen, verließ er das Haus und eilte fort. Nochmal, vielleicht in einer dunkeln Ahnung, ging er vor das Haus, wo die Fürstin wohnte und sah zu dem Fenster hinauf. Alles war finster. Er wäre vielleicht hinaufgegangen, um zu spähen, aber die Thüre war verschlossen.

„Was treibt das sonderbare Weib heute mit solcher Sturmeshast?" fragte er sich. „Die Zeit wird uns wieder zusammenführen und es mich lehren!" antwortete er sich selbst — „jetzt in den Bund!"

---

Es war um die elfte Stunde dieses Abends, als auf der Treppe in der Residenz, die schon einmal erwähnt wurde, eine weiße Gestalt erschien, es war die Gestalt einer hohen schlanken Frau, wie sie in den Bildern auf den Gängen des Schlosses vielfach zu sehen sind. Ihr Kleid trug den Schnitt aus früheren Jahrhunderten und ihr Gesicht war das einer ältlichen Dame. Blaß und fahl wie das Gesicht der Dame war die ganze Erscheinung, welche auf den schwarzen Saal zuschritt und die Thüre desselben öffnete.

Obwohl die Wache der Hartschiere auf einen ähnlichen Spuk gefaßt war, wich doch Alles bei dem Erscheinen bestürzt zurück und Einige waren sogar daran, die Flucht zu ergreifen.

„Bleibt ruhig", sprach die Erscheinung, ich thue Niemand etwas zu Leide!" und schritt langsam fort durch den Saal, den folgenden Gang entlang. Einige Wachen kamen ihr in den Weg, aber keine derselben wagte die weiße Frau anzusprechen, sie ließen sie ruhig ziehen oder gingen ihr gar aus dem Wege.

So wandelte dieselbe fort, von Gang zu Gang, von Saal zu Saal, alle Thüren schienen sich vor ihr wie von selbst zu öffnen und zu schließen, bis sie an die Zimmer des verstorbenen Königs Max kam.

In dem Augenblicke erschien an der Thüre eine zweite, ganz ähnliche Gestalt und blieb beim Annähern der ersteren regungslos stehen.

Auch die Erstere stand. So standen sie längere Zeit; die zweite aufgetauchte wich nicht von der Thüre, die Erstere wich nicht vor-, noch rückwärts, die zweite weiße Frau bebte sichtlich und schien in dem Bann der Ersten gefangen zu sein.

Es war nahe an Zwölf, als die erst erschienene Gestalt in unwilligem Tone rief: „Magst gehen, Frevlerin, Du hast die Gräfin von Orlamünde gesehen und wirst hinfüro nimmer spuken wollen, magst gehen, aber rasch entferne Dich!“

Wie ein Hauch war die erste Erscheinung verflogen, während die, welche an der Thüre der königlichen Zimmer erschienen war, erschöpft zusammenbrach, sich aber aufraffte und, wie von einer unsichtbaren Macht gejagt, floh.

XXI.

# Das Reich der Zukunft.

Auf ihrem Bette lag die Fürstin, matt, entkräftet, mit den fliegenden grauen Haaren und dem weißen Kleide, so geisterhaft aussehend wie die gespenstige Erscheinung in der Residenz. Ihr schwarzes Auge rollte bald wild umher, bald schlossen sich die müden Deckel, während ein krampfhaftes Zucken durch ihren Körper fuhr. Zuweilen öffnete sie die Lippen und lispelte kaum vernehmlich: „Die Gräfin von Orlamünde — die weiße Frau!“ dann sah sie erschreckt um sich und drückte das Gesicht in die Kissen.

Der getreue Milizius stand bei ihr, trocknete ihr den kalten Schweiß von der Stirne und suchte durch Essenzen und Tinkturen, die er abwechselnd reichte, die zerrütteten Lebensgeister der Gebieterin zurückzurufen.

„Wie befinden sich Madame?“ fragte er nach einer Weile theilnehmend, als die Patientin ruhiger wurde.

„Ist der Sturm los, Milizius? Braust es heulend durch die Stadt? Hat der verbannte König das Volk begrüßt?“ fragte Louise.

„Es ist nichts geschehen, Madame, und Alles so ruhig wie vorher. Das Märchen hat sich in Dunst aufgelöst und der verbannte König —“

„Nichts — nichts!“ unterbrach die Fürstin die Antwort ihres Rathes. „O, erbärmliche, feige Männer! Helden wollen sie sein, Knaben, unreife Jungen sind sie. Ich habe

als Weib das Aeußerste gewagt, was man wagen kann und sie haben mich schmählich im Stich gelassen. Ich habe mit Lebensgefahr mich an dem Blitzdraht vom Schlosse des Unsichtbaren herabgelassen, um der Sache gegenwärtig zu sein, ich habe mit Lebensgefahr meinen Sohn befreit, mit welchen Aufopferungen und Schwierigkeiten habe ich die ganze Zeit an dem Werke mitgearbeitet und jetzt ist das Ganze eine Seifenblase, die ohne das mindeste Geräusch platzte. O, pfui, jeder Schritt, den ich that, soll mich zehntausendmal reuen!" — sie hatte sich erhoben und senkte bei den letzten Worten erschöpft den Kopf. „Aber", fuhr sie leise, wie mit sich selbst redend fort: „ich habe ja einen Sohn, einen jungen, feurigen, kräftigen Sohn; er wird vollenden, was mir so schmählich mißglückte — er wird die Sache, die mir so sehr am Herzen liegt, zum Ziele führen."

„Friedrich wird der Weltenstürmer sein, der wahre Bote einer glorreichen Zukunft!" erwiderte Milizius ebenso leise.

„Glauben Sie das, glauben Sie das wirklich? Nicht wahr, Sie glauben es auch?" rief Louise aufflammend. „Wo ist Friedrich?" fragte sie.

„Er wird noch in der Versammlung des Bundes sein, wo es heiß hergegangen sein wird", antwortete Milizius.

„Gehen Sie, holen Sie mir ihn. Er soll kommen, mir es in die sterbende Hand geloben, dann gehe ich in Frieden und scheide ruhig. Milizius!" drängte die Fürstin.

„Wenn Madame —", zögerte der Doctor.

„Fürchten Sie nichts für mich", unterbrach ihn die Dame, „mir geschieht nichts, aber kommen Sie bald wieder und bringen Sie ihn!" —

Milizius verneigte sich stumm und ging.

Er gelangte mittelst eines eigenen Schlüssels in das Haus und den Saal des geheimen Bundes.

Als er dort eintrat, fuhr er erschreckt zurück! Wie auf einem verlassenen Schlachtfelde lag eine schwere schwüle Luft, eine bange trübselige Stille über dem Raume. Herabgebrannte Lichter und flackernde Lampen beleuchteten ein gräßliches Bild.

Bei einem umgeworfenen Stuhle lag lang ausgestreckt die Leiche des erwürgten Doppelgängers des verstorbenen Königs, man hatte sie ohne Aufsehen nicht fortbringen können, und ein Mann, der sie bewachte, saß dabei, er war eingeschlafen. Umgeworfene Stühle, zertrümmerte Tische lagen umher, Papierfetzen und Bluttropfen.

„Was ist hier geschehen?“ murmelte Milizius besorgt und schritt in dem halbdunklen Raume umher.

Da rief aus der hintersten Ecke des Saales eine Stimme: „Wer ist hier?“

Milizius horchte auf.

„Wer ist hier, den Namen?“ rief die Stimme lauter.

„Ich bin es, Milizius“, antwortete der Rath, sind nicht Sie es, Herr Friedrich, der ruft? um Gotteswillen, wo sind Sie?“

„Kommen Sie daher, Doctor, ich kann nicht weg!“ antwortete Friedrich.

Milizius nahm eines der halb herabgebrannten Lichter von einem Armleuchter und ging dem Rufe nach. Friedrich saß mit wirrem Haare, verstörtem Aeußeren und zerfetztem Anzuge auf einem Stuhle und hielt das Haupt eines Mannes im Schooße, der wie leblos halb auf der Erde lag, halb an Friedrich hing.

„Heiliger Gott, was ist das?“ rief Milizius zurücktretend.

„Es ist Mazzini!“ antwortete der Weltenstürmer leise.

„Todt?“ fragte der Rath.

„Er ist wahnsinnig, geistesabwesend — sehen Sie?“ sagte Friedrich.

Er drehte den Kopf Mazzini's etwas seitwärts, dieser lächelte blöde mit starren Augen vor sich hin.

„Hier muß es scharf zugegangen sein“, meinte Milizius.

„In Wahrheit ein Kampf auf's Messer“, sagte Friedrich, „helfen Sie mir den Mann wenigstens auf der Erde zurechtlegen, denn ich bin ganz ermattet, ich kann ihn nicht mehr halten.“

Milizius faßte Mazzini, der Alles willenlos mit sich geschehen ließ, unter den Armen und legte ihn langsam auf die Erde.

„Haben Sie die Leiche da vorne gesehen?“ fragte Friedrich. „Es ist die traurige Figur, die der Professor aus Italien mitgebracht hat und die die Rolle des Königs Max spielen sollte, sie wurde im Tumulte erdrückt oder erwürgt.

Milizius schwieg, denn er hatte hier kein reines Gewissen. Seine Leidenschaft, Allen gefällig zu sein, hatte ihn veranlaßt, den Professor zu Veloccino zu führen, der, wie bekannt, die Comödie mit dem Manne auf der Insel leitete.

„Es war fürchterlich“, fuhr Friedrich fort, „die Hälfte des Bundes habe ich herüber gebracht, ich bin dennoch aus dem Kampfe glorreich hervorgegangen. Die Andern haben nur schwache geistlose Köpfe zu Führern, der Professor fühlte sich zuletzt so geschlagen, daß er zu mir trat und mir in die Hand gelobte, er sähe den Irrthum ein und ziehe sich auf immer von Allem zurück. Simeon versprach, die Leiche des unglücklichen Menschen dort abzuholen und ihn auf eine geheime Art in seinem Garten zu beerdigen, damit nichts in die Oeffentlichkeit komme; er ist sonst ein ganz guter, tüchtiger Mann, aber für politische Zwecke taugt er nicht, er ist zu schwach; Morgenstern ist ein Egoist, ein schmutziger Jude, dem sein Geld Alles ist und der bei dem ganzen Handel möglicher Weise seinen Profit suchte.“

„Und jetzt?“ fragte Milizius bedenklich.

„Jetzt ist der Kampf aus, ich bin der Weltenstürmer, auf die Ruinen dieses Babel baue ich mein Reich der Zukunft. Das Gewitter hat nicht geschadet, der Sturm hat abgekühlt.“

„Wissen Sie, warum ich hieher kam?“ entgegnete der Rath. „Ich soll Sie abholen, zur Mama!“

„Meine Mutter!“ rief Friedrich. „Wo ist sie?“

„Zu Hause, auch sie hat bei dem Kampfe gelitten und ich glaube, dießmal wird ihr Tod Ernst.“

„Wie so?“ fragte der junge Mann.

„Sie hat sich von dem Wahne fortreißen lassen, der sie in ihrem abenteuerlichen Leben führte — sie war den Abend in der Residenz“, flüsterte Milizius heimlich.

„Um Gotteswillen — und —“ fuhr Friedrich auf.

„Ich weiß weiter selbst nicht, gegen zwölf Uhr kam sie ganz außer sich zurück und ich hatte Mühe, sie in den Wagen und nach Hause zu bringen. Kommen Sie nur!“

„Schrecklich!“ seufzte Friedrich. „Aber was machen wir mit Mazzini, so können wir ihn nicht lassen.“

„Was ist eigentlich mit ihm geschehen?“ fragte Milizius.

„Ich glaube, daß die fürchterliche Aufregung und das Entsetzen bei dem Tumulte den alten Mann geistig und körperlich gelähmt hat. Als Alles fort war, fand ich ihn hier so wie er jetzt liegt, regungslos. Haben Sie einen Wagen bei sich?“ sprach Friedrich.

„Nein“, entgegnete der Rath, „wo sollen wir ihn auch hinschaffen? Es wird das Beste sein, wir lassen ihn bis zum frühen Morgen.“

„Dann lasse ich ihn in meine Wohnung bringen“, setzte Friedrich hinzu. „Jetzt kommen Sie zu meiner Mutter!“ —

---

Milizius öffnete leise die Thüre und gab Friedrich ein Zeichen, ebenso leise einzutreten. Louise lag mit dem Gesichte gegen die Wand gekehrt. Ein Fieberfrost schüttelte ihre Glieder, während die Hände und das Gesicht glühten.

Milizius trat an das Lager und faßte sie bei der Hand, indem er sie ansprach.

Langsam wandte sich die Kranke herüber und sah den Doctor befremdet an, als kenne sie ihn nicht.

„Herr Friedrich ist hier!“ sagte Milizius, auf denselben zeigend.

„Friedrich? Mein Sohn?“ wandte sich die Fürstin an den jungen Mann, der nun näher trat. „Wo warst Du in der entscheidenden Stunde, warst Du auf Deinem Platze,

wozu ich Dich mit Gefahr meines Lebens aus der Gewalt des Unsichtbaren befreite? Warst Du im Bunde?"

„Ich war dort", antwortete Friedrich, „und ich bin aus einem fürchterlichen Kampfe als Sieger, als Gründer eines neuen Weltreiches. als Weltenstürmer hervorgegangen. Jetzt ist Alles geklärt, aber der Sturm hauste fürchterlich. Milizius überzeugte sich, als er kam, mich zu holen."

„Ein Sturm sagst Du?" fragte Louise. „Hat es doch einen Kampf gegeben, hat doch ein Aufstand stattgefunden?"

„Nicht wie Du meinst, Mutter", entgegnete der junge Mann, „im Bunde unter den Brüdern selbst war der Streit ausgebrochen, der sie in zwei Hälften schied. Es kämpfte die wahre vernünftige Anschauung mit dem blöden, wüthenden Fanatismus; der falsche König war der Anfang zum Streite und worin die Tollen ihr Heil erwarteten, darin fanden sie ihren Untergang. Die Puppe liegt erwürgt im Saale und die, welche sie anbeteten, sind zerstreut."

„Was sprichst Du da, ich verstehe Dich nicht", sprach die Dame. „Ich begreife wohl, daß Alles anders ging als es berechnet war, aber es war nicht meine, nicht unsere Schuld. Es mußte so kommen."

Sie fiel wieder in die Kissen zurück und gab kein Zeichen mehr.

„Was ist das?" wandte sich Friedrich an Milizius.

„Es sind ihre letzten Todeszuckungen", bemerkte der Rath — „ich kenne das, der Streich von dortmals wird sich wiederholen und sie wird ihm dießmal nicht entrinnen. Macheu Sie sich kein Leid darüber, es ist das größte Glück für diese arme Frau, die sich wohl aus Leidenschaft und einem verfehlten Lebenszwecke einer so beschwerlichen Sache mit aller Aufopferung hingab."

„Sie irren, mein Freund", sprach die Fürstin leise und ohne sich zu regen. „Sie glaubten wohl, ich sei geistesabwesend, weil ich nichts mehr sagte? O, ich habe Alles verstanden, aber nicht aus einem verfehlten Lebenszwecke habe ich die Bahn betreten, auf der ich wohl mein Leben lassen

werde, nicht Leidenschaft hat mich geleitet auf derselben, tiefe Einsicht, klare Ueberlegung haben in mir den Trieb erweckt, mein eigenes Leben hat mir ein Beispiel gegeben.

„Sehen Sie mich an. Bin ich nicht das Opfer einer schrecklichen menschlichen Verirrung. Wären die Ansichten der Welt, die Schranken des bürgerlichen Rechtes nicht gewesen, ich läge jetzt nicht arm, geächtet, als Gefallene hier, ich wäre eines edlen Mannes Weib und eine gute Mutter geworden. Aber die bürgerlichen Gesetze, die Schranken der Convention, welche mich umgaben, duldeten nicht, daß der Mann, der mich liebte und den ich liebte, mich zu seinem Weibe vor Gott machte. So wurde er ein elender, ein unglücklicher Mensch und ich — — —, alle Menschen haben nicht die gleiche Lammsseele, daß sie sich, ohne ein Glied zu regen, ohne einen Schrei der Entrüstung auszustoßen, auf dem steinigen Abhange des widersinnigsten Lebensgeschickes fortschleifen lassen — — —“

Friedrich sah Milizius mit einem Blicke an, der sagen wollte, „sie hat recht“.

„Mutter“, wandte er sich an die Kranke, „ich billige Ihre Ansicht, ich verstehe Sie jetzt und deßhalb fühle ich mich gedrungen, Ihnen am Abend Ihres bewegten Lebens noch den Trost zu bieten, daß Sie nicht ganz umsonst gewirkt haben. Ich werde die Idee, die Sie ergriffen, fortführen in einer anderen veredelteren Form, ich werde fortbauen an dem Reich der Zukunft und den Sturm fortführen gegen das Bestehende, bis ein eingewurzeltes Vorurtheil nach dem andern fällt.“

„So gelobst Du mir, Sohn? O, daß ich Dich an meinem Sterbebette habe, daß Du aus eigenem Antriebe mir das gelobst, dafür segne Dich Gott mit allen Freuden des Lebens!“

Indem die Fürstin dieß sprach, erhob sie sich langsam, ein unheimlich leuchtendes Feuer blitzte aus ihren Augen und eine eigenthümliche Röthe flammte auf dem graufahlen Ge=

sichte auf. Bebend reichte sie dem Sohne die feine magere Hand und sank wieder zurück.

Jene schwere drückende Stille, wie sie in ähnlichen Fällen immer eintritt, legte sich nun auf die drei Menschen, die einander so düster und beengt anblickten, die Herzen so voll hatten und sich doch nichts sagen konnten.

Mitten in dieser Stille öffnete sich plötzlich die Thüre.

Der schwarzgekleidete Dominik trat ein und hinter ihm der sonderbare Greis in der halb orientalischen Kleidung, diesem folgte ein großer Mann von schlankem Wuchse und edlem Anstande. Er sah gegen den Alten, der ihn geleitete, fast jugendlich aus.

„Kennst Du mich, Louise", fragte er beim Eintreten.

Die Fürstin erhob sich und ein Blick auf den Nahenden machte sie, wie von einem übernatürlichen Feuer belebt, aufspringen.

„Du bist es, o wie sollte ich Dich nicht kennen, bist Du ja fast noch wie damals, der schöne ritterliche Prinz!" rief sie und ging ihm einige Schritte entgegen, brach aber vor ihm zusammen.

Der Prinz hob sie auf und führte sie zum Lager, indem er sprach: „Ich habe mir geschworen damals in der bitterst n, härtesten Stunde meines Lebens, als ich Dich untreu wähnte, daß Du mich nie mehr und das Kind unserer Liebe mich niemals sehen sollte, doch überzeugte ich mich später von Deiner Unschuld, mein Gelöbniß aber sollte bleiben, nur schützend und leitend wollte ich um Euch sein, so ward ich zum „Unsichtbaren".

„Die Nachricht, daß Dein letzter Streich mißlungen und er Dich dem Ende näher brachte, hat den Schwur zerrissen, da bin ich. Louise, über Alles, was wir seitdem uns bekämpfend, uns nähernd und uns meidend, je nachdem die Dinge waren, denen es galt, erlebten, über Alles einen Schleier, es ist vorbei. Ich vergebe Dir Alles. Scheide ruhig. Vor einigen Tagen noch, wenn Du mir gefolgt und von Deinem wilden Drange abgelassen hättest, wären wir

noch am Abend unseres Lebens glückliche Menschen geworden. Du wolltest nicht und hast Dir in Deinem Wahne Dein Schicksal selbst gefügt. Nichts mehr darüber. Es ist vorbei."

Friedrich stand in einer Ecke, den Mann betrachtend, der so räthselhaft und so besorgt über ihm gewacht, den er zu kennen sich so oft gesehnt hatte. Jetzt stand er vor ihm; aber die Freude des Anblicks ward ihm durch den Gedanken verbittert, daß ihm der Mann, den er seinen Vater nennen durfte, feindlich, zürnend gegenüberstand.

„Friedrich", fuhr der Unsichtbare fort, „Dein jugendlicher Feuereifer hat Dich fortgerissen und es ist Dir verzeihlich, Du folgtest ja der Mutter, da Du flohst, Du handeltest nach Deinem Gutdünken, da Du unternahmst, was Du bisher thatest, ich selbst bin zu weit gegangen, indem ich Dinge zuließ oder herbeiführte, die Dich und die um Dich waren, in dem Wahne bestärken mußten, daß die Sache des Bundes auch die meine sei; aber dem ist nicht so und kann nicht so sein. Dennoch sei Dir verziehen, alle meine väterliche Liebe, meine ganze Macht und was ich bin und habe, soll Dir, mit und bei Dir sein. Du wirst jetzt abschließen mit dem thörichten Abenteurerleben und umkehren."

„Niemals, Vater, niemals!" rief Friedrich, die Hand des Prinzen, die er eben erfaßt, fahren lassend. „Ich kann nicht, um den Preis der ganzen Erde nicht. Eben habe ich es der sterbenden Mutter in die Hand gelobt, das Reich der Zukunft fortzubauen, vor einer Stunde habe ich es dem neuen Bunde feierlich gelobt und geschworen, daß ich den Sturm führen werde durch die Welt, mit der Welt, zu einer neuen, besseren Welt. Möchtest Du einen Meineidigen zum Sohne haben, Vater?"

„Thörichter Knabe!" rief hohnlachend der Prinz. „Du weißt nicht, warum Du nicht darfst. Du willst Sturm führen gegen die bestehende Ordnung, ein Reich willst Du aufbauen auf den Trümmern des Bestehenden. Du willst das neue deutsche Reich vernichten, Du gräbst an dem Ruin der Hohenzollern und weißt Du, wer ich bin, wer Du bist?

— Ich bin ein Fürst von Hohenzollern, aus einer Seitenlinie, aber mit dem Kaiserhause verwandt und Du bist eines Hohenzollern Sohn!"

Friedrich war nahe daran, umzusinken. Die Sinne vergingen ihm. Das war mehr, als er je denken konnte. Einige Minuten stand er sprachlos, dann faßte er sich gewaltsam und entgegnete:

„Und wäre ich des Kaisers Sohn, ich habe mit der Geburt nicht das Recht des freien Willens verkauft. Daß ich der Sohn eines Mannes bin, der mit dem Hause verschwägert ist, unter welchem die Welt nie glücklich sein wird, ist Zufall; daß es noth thut, mit aller Kraft dem armen Volke und den Menschen überhaupt eine bessere freiere Zukunft zu schaffen, ist meine Ueberzeugung, in der ich lebe und sterbe. Hier liegt die Mutter sterbend; ich gelobe es ihr noch einmal, daß ich meinen Schwur halten werde und auf die Gefahr hin, daß, wenn nicht anders, wir uns als Feinde gegenüberstehen sollten, Vater, das ist mein Letztes!"

„Dafür bin ich!" rief der Unsichtbare wild. „Du bist in meiner Macht und mag Dein Bund Zehntausend zählen, ich allein bin im Stande, Dich wie auf Sturmesflügeln hinweg zu tragen. Ben Ali!" rief er dem Orientalen zu, „Prinz Friedrich von Hohenzollern reist in einer Stunde mit Dir nach Malta ab und dort erwartest Du meine weiteren Anordnungen. Wenn es nicht anders geht, so fesselt den Wildfang!"

Ben Ali hatte mit über der Brust gekreuzten Armen den Befehl des Gebieters hingenommen und trat an Friedrichs Seite, welcher knirschend dastand, da er kein Mittel sah, sich aus der Falle zu befreien.

Louise erhob sich langsam und sprach in feierlichem Tone mit erhobenen Armen:

„Geh immer nach Malta, Sohn, und von da, wohin man Dich schickt. Du wirst der Weltenstürmer sein da wie dort. Ein Tag kommt doch, wo Dein Werk gekrönt und der Sieg der guten Sache zu Theil wird.

„Dieß deutsche Reich! Wie lang wird's halten? Ich weiß es, denn ich sehe die Zukunft mit den klareren Augen einer Sterbenden. Nicht stürzen wird das neue Reich, mächtig wie eine gefällte Eiche auf einen Schlag, es wird abdorren, wie ein Baum, der im Innern krank ist. Wir haben die Zeichen schon jetzt. In Jahren ist kein Kaiser mehr von Deutschland, kein Graf von Hohenzollern sitzt mehr auf dem Welt gebietenden Throne. Der Hohenzollern Glanz erbleicht mit ihrer Zukunft, sie gehen hinab, wie jedes Reich, jedes Geschlecht in sich selbst zerfällt und wenn der Tag kommt, so ist es eben. Keiner hält ihn auf, es ist die Ordnung der Dinge.

„Darum Muth, mein Sohn, Du wirst Dein Ziel erreichen, wenn auch Jahre dazwischen liegen und Meere Dich vom Vaterlande trennen. Ich sterbe. Der Mutter Geist wird mit Dir sein und mit dem Geiste der Mutter der allmächtige Gott! Leb' wohl, Gott segne Dich und das Reich der Zukunft!"

Mit dem letzten Worte fiel sie zurück und regte sich nicht mehr.

Milizius trat an das Lager und fühlte den Puls der schlaff herabhängenden Hand.

„Es ist vorbei!" rief er mit feuchten Augen, „sie ist todt!"

„Gott sei ihr gnädig!" sagte der Prinz, ihr ist besser so. „Ben Ali, thue Deine Pflicht!" wandte er sich an den Orientalen. Dieser winkte Friedrich, ihm zu folgen.

Friedrich stürzte nochmal zur Leiche der Mutter, aber er riß sich nach wenig Augenblicken selbst von ihr los.

„Ich habe zwei Wesen noch, die ich zärtlich und innig liebe", sprach er bewegt, „darf ich sie noch zum Abschied sehen?"

„Du gehst von diesem Hause weg auf die Reise nach Malta!" rief der Prinz kurz und streng.

Friedrich sandte einen langen schweren Blick nach ihm.

„Vater, Dir sag' ich kein Lebewohl", sprach er, „wir sehen uns wieder, wenn der Weltenstürmer das Reich der Zukunft einsetzt!"

Er wandte sich und ging mit Ben Ali und Dominik der Thüre zu.

## XXII.

# Schluß.

Therese hatte zu Hause lange vergeblich gewartet. Die Nacht schlich hin nnd der Morgen. Die trübbrennende Lampe erlosch, und die Sonne schien in's Zimmer. Von einer bangen Ahnung gequält erhob sie sich.

„Meine Befürchtung ist wahr geworden, Friedrich ist ein Opfer seiner unseligen Thätigkeit!“ rief sie mit gepreßtem, von Angst erstickten Tone.

„Was aber beginne ich, wo suche ich ihn? Wo werden sie seinen Leichnam hingeschleppt haben — oder wo sitzt er in Gefangenschaft?“ Es war gestern etwas Außerordentliches, das gab mir sein düsterer Blick und sein auffallend ernstes Wesen kund. Alles deutete darauf hin, daß er mich wahrscheinlich nicht mehr sehen werde; aber wo ihn suchen?“

Müde und angegriffen von der durchwachten Nacht, schleppte sie sich auf die Straße, um vielleicht bei Bekannten irgend etwas zu hören, denn es schien ihr, als ob das drückende Gefühl der Ungewißheit im Hause nur noch um so lastender sei.

Die frische Morgenluft weckte sie auf, und instinktmäßig schlug sie den Weg nach dem Versammlungslokale in der Vorstadt ein, wohin sie Friedrich einmal spähend gefolgt war.

Still, ruhig und alltäglich war es um das Haus, wie immer und Nichts deutete auf die furchtbaren Ereignisse der vergangenen Nacht, die sich dort abgespiegelt hatten.

Sie wagte das Haus nicht zu betreten, ein unüberwindliches Grauen befiel sie, und wenn vorgefallen war, was immer mochte, konnte sie in das Innere der verhängnißvollen Räume dringen, die jedem Uneingeweihten verschlossen waren.?

Einige Zeit schlich sie vor dem Hause auf und ab, um vielleicht einem Freunde Friedrich's zu begegnen.

Nach einer Stunde vergeblichen Wartens, wollte sie eben wieder gehen, als Milizius langsam die Straße herankam. Sie eilte auf ihn zu.

„Was wollen Sie hier?" fragte der Rath gedrückt und schwermüthig.

„Ich suche Friedrich," antwortete Therese.

Der Mann lächelte schmerzlich. „Armes Kind, den werden Sie wohl nimmer finden," sagte er. Geben Sie sich keine Mühe darum."

„Er ist todt?" schrie das Mädchen auf.

„Still um Gotteswillen!" entgegnete Milizius flüsternd. „Er ist nicht todt; aber — "

„Aber" fragte das Mädchen, und sah mit verzweifeltem Blicke in das Gesicht des Alten, der selbst in ziemlicher Verlegenheit zu sein schien.

„Er ist doch nicht mehr unter den Lebenden, wenigstens für uns nicht," flüsterte er geheimnißvoll.

„Reden Sie, erlösen Sie mich aus dem Zweifel. Was ist mit Friedrich geschehen?" drängte Therese.

„Ich darf es nicht sagen, ein ebenso trauriges, als unverbrüchlich bindendes Gelöbniß verbietet es mir," entgegnete der Freund Friedrichs.

Wie in sich zusammengesunken stand die Geliebte des Agitators da, leichenblaß, mit bebenden Lippen, ohne fähig zu sein, ein Wort aus der gepreßten Brust hervorzubringen. Langsam entrannen einzelne schwere Thränen den matten Augen, und das Haupt sank auf die Brust herab.

Milizius legte mitleidig seine Hand auf die Theresens und sagte: „Armes Kind, ich begreife Ihren Schmerz wohl,

aber es läßt sich nichts, leider gar nichts thun, selbst ich, sein bester Freund, vermag nichts zu unternehmen. Gehen Sie nach Hause, und hüten Sie sich, daß Sie nicht ernstlich krank werden. Denken Sie, daß Sie noch einen alten Vater haben, der ihrer Pflege und Sorge bedarf. Sie werden am Besten thun, sobald als möglich abzureisen und ihr Asyl aufzusuchen."

„Abreisen?" fragte Therese mechanisch. „Ein Asyl? Wo habe ich ein solches?"

„Friedrich sagte mir einmal früher, daß er für alle Fälle daran gedacht habe, Ihnen bei einem Freunde ein sicheres Asyl zu gründen, hat er Ihnen darüber Nichts mitgetheilt?"

„Ich weiß nichts — gar nichts, ich erinnere mich auf nichts," entgegnete Therese, wie stumpfsinnig der drängenden Frage des Rathes.

Immer schwächer schien sie zu werden und der Freund mochte befürchten, daß sie ernstlich erkranke. Er nahm sie an dem Arm und geleitete sie bis zur nächsten Droschke, wo er sie einsteigen, und nach ihrer Wohnung fahren ließ. „Thun Sie mir und ihrem Vater die Liebe, und halten Sie sich. Ich komme heute Nachmittags zu Ihnen, dann wollen wir Alles in Ordnung bringen," rief er ihr zu, indem er den Wagen schloß, dann ging er zurück, und verschwand rasch in dem Hause des Versammlungslokales.

---

Es war später Abend. Die Wohnung der Fürstin war verschlossen und darinnen lag die Todte noch wie sie in der vorigen Nacht verstorben war.

Der Tod hatte die interessanten Züge der Frau nicht berührt. Sie lag, als ob sie nicht ausgesprochen und die letzten Worte noch auf den Lippen hätte, das Auge stand glanzlos weit auf, und schien den Beschauer starr anzublicken.

Nachdem Friedrich abgeführt worden war, hatte der Unsichtbare Milizius einen Eid abgenommen bei den fürch=

terlichsten Dingen, die ihn treffen würden, Jemand über das hier Vorgefallene etwas mitzutheilen, dann hatte auch er die Wohnung Louisens verlassen, und endlich auch der Rath.

Milizius war wiedergekommen, und dachte daran, Anordnungen zur Bestattung der Todten zu treffen; aber er konnte zu keinem Entschlusse kommen, weil ihm der Fürst, von dem er glaubte, daß er ebenfalls Bestimmungen treffen würde, der aber nichts darüber geäußert hatte, im Wege war.

So stand der treue Rath am andern Abend ganz allein vor der Leiche, die noch auf dem Bette ruhte. Er hatte ihr die losen herabhängenden Haare aus der Stirne nach rückwärts gestrichen, die Hände gefaltet, und zwischen denselben ein Krucifix gesteckt. Zu Häupten des Bettes brannte auf einem kleinen Tischchen zwei Lichter, das war Alles, was er hatte thun können.

„Wenn nur der Fürst käme,“ sagte er ängstlich umhergehend.

„Ich glaube, daß er Anordnungen treffen wird, aber es ist hohe Zeit. Wenn nicht, so muß doch ich etwas unternehmen, obwohl die Sache sehr schwierig ist, da im Hause und überhaupt Niemand etwas davon erfahren soll. Wie schafft man einen Sarg so ohne Geräusch und ohne Jemand zu begegnen hier herauf und hinab und schließlich dann wohin damit?“

Die Verstorbene hatte nur mehr wenig Habseligkeiten an Pretiosen und Werthsachen, sie lagen im Zimmer an verschiedenen Plätzen umher. Ihre wichtigen Papiere, vielleicht Dokumente von großem allgemeinen Werthe waren in einer Cassette verschlossen, deren Schlüssel sie noch an einer seidenen Schnur um den Hals trug. Mehrmals war Melizius im Begriffe gewesen, den Schlüssel abzunehmen, und damit die Cassette zu öffnen, um die Papiere an sich zu nehmen; aber eine eigenthümliche Scheu hielt ihn ab. Sinnend lehnte er sich an das kleine Tischchen zu Häupten der Todten und sah in das Gesicht derselben.

„Armes Weib!“ sagte er mitleidig lächelnd. Was hast Du in deinem Leben durchmachen müssen, was hast Du in Deinen letzten Jahren gelitten, gekämpft und gewirkt — es waren freilich seltsame, räthselhafte Verhältnisse, in die Du vom Schicksal geworfen wurdest, aber viel, sehr viel hast Du Dir selbst gethan! Denke ich an Veloccino.“

„Veloccino!“ Er hielt an, als fasse ihn ein eigenthümlicher Gedanke.

„Wenn er wüßte, daß Louise gestorben ist — aber wie sollte ich ihm es zu wissen machen, da er wie von der Erde verschwunden scheint.

In seinem Hause zu Salzburg leben wahrscheinlich die jungen Leute noch, die Tochter Veloccinos und Louisens, Karoline und jener Robert — vielleicht hat er mit ihnen geheime Verbindung und es sollte doch sein, daß man die Tochter von dem Tode der Mutter benachrichtigte. Ich werde morgen hinschreiben,“ aber indem er dieß sprach, hielt er sogleich, wie von einer unsichtbaren Gewalt gehemmt, an. „Enthält mich nicht der Eid des Fürsten jeder Mittheilung über das hier Vorgefallene an irgend Jemand?“ rief er aus. „Aber ich muß den Fürsten darauf aufmerksam machen,“ murmelte er dann, „wenn er nur käme oder Jemand schickte!“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als ein Wagen vor dem Hause hielt.

„Er kann es sein!“ sagte Milizius aufhorchend.

Das Hausthor wurde geöffnet und wieder geschlossen. Schritte kamen die Treppe herauf und die Wohnung Louisens öffnete sich. Der Fürst, der sich die Schlüssel verschafft hatte, trat ein.

„Ich dachte, daß Sie hier sind, Herr Rath!“ sagte er im Eintreten.

„Ich fand es für meine Pflicht, Durchlaucht, als einziger Diener der Verblichenen, bis zur Bestattung bei ihr zu bleiben,“ antwortete der Alte.

„Sie haben Recht," erwiderte der Fürst und trat an das Bette, die Leiche lange Zeit besehend. Es war ein düsteres, peinliches Schweigen, das sich wie ein Alp au das Herz des alten Dieners legte.

Der Fürst mußte tief ergriffen sein, er hatte die Hände gefaltet, und sah gedankenvoll in die starren Züge der Todten.

„Louise," rief er endlich gepreßt — wir hätten ein schönes, herrliches Leben haben können auf Erden, wir wollten es nicht, wir haben es uns selbst verdorben — wir sollten nicht glücklich sein — es ist Eins jetzt, es ist nun gleich!"

Er sah nach Milizius hinüber und da er sich von diesem unbemerkt glaubte, wischte er rasch eine Thräne aus dem Auge.

„Was denken Sie, daß Sie so schweigsam sind, Herr Rath?" fragte der Fürst dann diesen, um seine Rührung, die er andern gegenüber für eine Schwäche hielt, zu bemänteln.

„Ich denke, Durchlaucht, daß Sie nicht Ursache haben, die Trauer um die Dahingeschiedene zu verbergen. Ich bin der einzige überlebende Diener derselben und ich traure von Herzen um die Fürstin, antwortete der Rath.

Der Fürst sah ihn mit einem kalten, stolzen Blicke an, ohne etwas zu erwidern.

„Ich weiß nicht, ob Durchlaucht in Hinsicht der Bestattung bereits etwas beschlossen haben und was?" fuhr Milizius fort; „ich habe daher für den Fall noch nichts gethan. Wir werden bezüglich des zu anschaffenden Sarges und der Fortbringung desselben einige Schwierigkeit haben, da Alles im Stillen und ohne Aufsehen vor sich gehen soll."

„Sie machen sich wirklich viel unnöthigen Kummer, mein Lieber!" entgegnete der Fürst sarkastisch lächelnd. „Es ist kein Sarg nöthig, ich habe übrigens bereits Alles arrangirt, und komme eben, den Leichnam abzuholen."

Er nahm die herumliegenden Pretiosen zusammen, einige Ringe, eine Uhr und sonstige Kleinigkeiten, und legte sie in die Hände des alten Dieners.

„Wollen Sie diese Dinge als Andenken an die Verstorbene zu sich nehmen," sagte er.

Milizius dankte stumm, und konnte seine Freude über diese Aufmerksamkeit des Fürsten kaum verbergen. „So viel ich weiß, Durchlaucht," sprach er dann, auf die Cassette deutend, hat „Madame ihre geheimen, jedenfalls sehr wichtigen Papiere in dieser Chatoulle verschlossen, der Schlüssel, dazu befindet sich an einer Schnur, die um den Hals hängt.

„Ich brauche weder den Schlüssel noch die Papiere," erwiderte Jener, die Cassette gleichgültig bei Seite setzend. Er trat in das anstoßende Zimmer hinaus und kam sogleich mit zwei Dienern wieder zurück. Diese schlossen auf seinen Befehl den Reisekoffer der Fürstin auf und packten Alles an Kleidungsstücken und dergleichen herumliegende in denselben.

Noch einmal warf er einen längeren Blick auf die Leiche, nahm dann einen großen Shawl, den die Fürstin immer getragen hatte, deckte ihn über Gesicht und Leib derselben, sie einhüllend und befahl sie in den Wagen hinabzubringen.

Staunend sah Milizius diesem Vorgehen zu.

„Sie werden morgen sagen, daß die Dame plötzlich verreist ist, und die Wohnung nicht mehr braucht, die Schlüssel zurückgeben und die allenfalls noch rückständige Miethe bezahlen," sagte der Fürst zum Rathe. Dieser nickte stumm. „Fänden es Durchlaucht nicht für nöthig, die Tochter der Verstorbenen, welche sich in Salzburg befindet, von dem Tode der Mutter in Kenntniß zu setzen?" bemerkte er.

„Das finde ich nicht nöthig," entgegnete Jener. Die Diener kamen wieder zurück, und der Fürst bedeutete ihnen, den Koffer ebenfalls hinabzubringen. Dann nahm er die Cassette unter den Arm, setzte den Hut auf und sprach: „Somit sind wir fertig, wollen Sie die Lichter auslöschen, Herr Milizius!"

„Durchlaucht," sagte dieser fast schüchtern, „es wäre mir eine große Gunst gewesen, wenn es mir gestattet werden

konnte, bei der Bestattung der Fürstin, wo es immer sei, zugegen sein zu dürfen."

„Das habe ich nie anders gedacht", entgegnete der Fürst „und ich ersuche Sie sogar darum. Sie werden mir zu dem Ende sogleich folgen."

Ohne ein Wort zu erwidern, löschte Milizius die Lichter, nachdem er vorher einen Wachssack angezündet hatte, sperrte die Wohnung ab und stieg hinter dem Fürsten die Treppe hinab.

Der Wagen mit Louisens Leiche und dem Koffer fuhren, von den Dienern begleitet, weg; ein zweiter Wagen, welcher ganz geschlossen war, so daß man nicht die Gegend, in der man fuhr, beobachten konnte, hielt nicht weit entfernt. In diesen stieg der Fürst mit Milizius.

Sie mochten wohl eine gute Stunde im scharfen Trabe gefahren sein, als der Wagen hielt. Der Schlag wurde geöffnet und die Herren stiegen aus. Sie befanden sich im Hofe des geheimnißvollen Schlosses des Unsichtbaren.

Zwei Männer mit Fackeln standen vor dem erstangekommenen Wagen, aus welchem eben die Leiche gehoben und auf einer Bahre ins Schloß getragen wurde, während die Fackelträger voranschritten.

Milizius folgte dem Fürsten in seine Zimmer. Eleganz und Reichthum sah aus Allem, wenn auch nebenbei ein eigenthümlicher, bizarrer Geschmack sich nicht verläugnen konnte.

„Es ist spät geworden und Sie werden den Abend noch Nichts genossen haben, Herr Rath," sprach der Herr des Hauses, indem sie die Treppe hinaufstiegen, „wir werden wohl thun, uns auf die Fahrt erst etwas zu erfrischen."

Er führte den Alten durch eine Flucht von Zimmern nach einem kleinen Gemach, wo bereits ein Tischchen mit zwei Gedecken servirt stand.

„Wir wollen nun ein kleines Todtenmahl halten", sprach er, sich setzend und Milizius einladend, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Schweigend, ohne daß ein Wort von einer Seite gewechselt wurde, soupirten die Herren; nicht ein Diener störte die Mahlzeit, die bereits vollständig servirt gewesen war. Nach einer halben Stunde etwa sah der Fürst auf die Uhr. „Es ist spät geworden“, bemerkte er, „wissen Sie, daß es nahe an zwölf Uhr ist. Nun wollen wir zur Leichenfeier schreiten.“

Er stand auf und Milizius folgte seinem Beispiel.

Der Fürst öffnete die Thüre, jener gegenüber, durch welche sie eingetreten waren und winkte dem Rath. Sie schritten eine breite, mit einem dichten Teppiche von dunkler Farbe belegte Treppe hinab in einen kleinen matt erleuchteten Saal.

In Mitte desselben befand sich ein schwarzüberdeckter Tisch, an welchem ein Herr in schwarzer Kleidung bei Papieren und Schreibtisch saß. Schwarze Vorhänge waren über die Fenster geschlungen und ein großer schwarzer Vorhang schloß ein Kabinet oder was sonst dahinter sich befinden mochte, ab.

Der Fürst trat an den Tisch und sprach einige Worte leise mit dem Herrn, worauf ihm dieser ein Papier reichte, das Jener nahm und durchlas, dann ergriff er eine auf dem Tische stehende Glasglocke, und gab ein Zeichen. Ein Mann in der Art der griechischen Priester gekleidet mit einem Buche im Arm, gefolgt von den zwei Dienern, welche Fackeln trugen, trat ein und stellte sich an dem Vorhang seitwärts auf. Zu beiden Seiten standen die Diener.

Der Priester hielt einen kurzen Vortrag aus dem Buche, und sprach Todtengebete, während dem theilte sich der Vorhang. In einer Art Nische lag die Leiche und der Reisekoffer Louisens. Der Fürst legte die Cassette mit den Papieren, welche er mitgebracht, in den Schoos der Leiche, trat dann zurück und gab einem Diener einen Befehl, dieser brachte ein großes Gefäß voll Flüssigkeit von starkem Geruch, welches er über die Leiche und die Gegenstände, welche bei ihr lagen, ausgoß, dann nahm der Fürst die Fackel aus der Hand des anderen

Dieners und entzündete damit den brennbaren Stoff. Eine grelle Flamme, genährt von dem Gewande der Leiche, dem Koffer und dessen Inhalt und einer Unterlage rasch verbrennenden Holzes schlug auf, ein weißer dichter Dampf, der durch den Kamin, des wie es sich nun zeigte, eigens construirten Heerdes abzog, qualmte auf, der Priester las fort Gebete und eine einförmige Melodie tönte aus einem anderen abgeschlossenen Gemache herein. Kurze Zeit dauerte dieser Act. Die Flamme erlosch und der Qualm war verzogen. Einer der Diener löschte die Glut durch ein Gefäß voll Wasser und der Vorhang schloß sich. Die beiden Fackelträger gingen hinaus und brachten eine werthvolle, schön gearbeitete Vase, welche sie auf den Tisch setzten, während ein Dritter auf einer Silberplatte die durchglühten Gebeine der Verstorbenen hereintrug und sie neben die Vase stellte.

„Ich bestatte hier die letzten Ueberreste meiner vielgeliebten Prinzessin Louise zur Ruhe,“ sagte der Fürst feierlich, indem er die Knochen langsam von der Platte in die Vase legte und diese mit einem Deckel schloß. Der Herr am Tische legte eine Schnur über die Vase so, daß sie den Deckel festhielt und der Fürst versiegelte sie eigenhändig mit seinem Ringe. Eine düstere, beinahe schauerliche Stimmung herrschte während dieses Actes, Milizius stand regungslos am Tische und hörte und sah Alles mit an, wie ein Träumender. Er wußte im Augenblicke nicht, was er von alledem denken sollte.

Jetzt nahm der Fürst die Schrift, welche ihm der Herr am Tische früher überreicht hatte, wieder und gab sie diesem zurück. Derselbe stand auf und las laut: „Heute in der Nacht zwischen zwölf und ein Uhr im Uebergange vom elften zum zwölften März des Jahres eintausend achthundert drei und siebzig ist vor anwesenden Zeugen die Leiche der verstorbenen Prinzessin Louise feierlich und in gebührender Weise durch mich, Endesunterzeichneten bestattet worden, dieß bestätigen —“

Er legte das Protokoll hin und reichte dem Prinzen eine Feder, dieser setzte seine Unterschrift unter das Document

und reichte die Feder Milizius, dieser unterzeichnete mit etwas zitternder Hand; ihm nahm der Priester die Feder ab, um seinen Namen darunter zu setzen und dann folgte der Secretär, welcher die Schrift faltete und dem Fürsten übergab. Dieser winkte die Diener herbei, welche die Vase aufnahmen und die Treppe hinauf trugen. Ihnen folgte der Herr des Hauses und diesem alle Uebrigen. Die Vase wurde im Schlafzimmer des Prinzen aufgestellt und das Document in einer Cassette verschlossen.

„Der Akt ist vollzogen, ich danke den Herren für ihre Assistenz," sprach der Fürst, „Sie sind entlassen." Alle verabschiedeten sich, Milizius zuletzt. „Seien Sie des Gelöbnisses eingedenk und besorgen Sie morgen, was ich gewünscht habe," sagte der Fürst noch leise zu ihm, „von mir werden Sie sobald nicht mehr Etwas hören."

Im Hofe stand der verschlossene Wagen bereit, der die Herren aufnahm und nach der Stadt zurückbrachte, wo er an einer der größeren Straßenkreuzungen hielt. Die Herren stiegen aus und gingen stumm grüßend ihre Wege, wohin sie sie führten, der Wagen wandte um und fuhr rasch davon.

---

Als Therese ihre Wohnung erreicht hatte, wankte sie die Treppe hinauf und sank, im Zimmer angekommen, erschöpft auf einem Stuhle zusammen.

„Er ist nicht todt und für uns auch nicht mehr unter den Lebenden", flüsterte sie wie geistesabwesend. „Was ist mit ihm geschehen? Wenn ich nur das wüßte. Es müssen fürchterliche Geheimnisse sein, welche diese Menschen haben!"

Der alte Joachim, welcher nach seinem Erwachen Therese vermißt hatte, kam ängstlich ins Zimmer geschlichen und fragte, was die Ursache ihres Ausganges und ihrer Traurigkeit sei.

„Friedrich ist fort und wird nicht mehr kommen", schrie das Mädchen im entfesselten wilden Schmerz.

„Wer sagt das?“ fragte der Alte, der in letzter Zeit geistig sehr entkräftet, nur ganz lose mit den ersteren Begebenheiten zusammenhing.

„Wer das sagt? Herr Milizius sagt es und der weiß es gewiß!“ rief Therese. „Mächtige Feinde oder furchtbare Geheimnisse haben ihn uns entrissen. Er sei durch einen schrecklichen Eid gebunden“, sagt der Doktor, „Nichts zu verrathen, was mit Friedrich vorgegangen sei.“

„Ich habe es immer gedacht, es nimmt so ein Ende mit den Geschichten und Geheimbündeleien“, entgegnete Joachim, indem er zu seiner Tochter trat und sie tröstend streichelte, während ihm selbst die Thränen über die Wangen herabliefen.

Lange saßen die beiden Leute in stumpfsinnigem Harme beisammen. Die Thränen versiegten und Worte fehlten ihnen für den Schmerz. Endlich erhob sich die Tochter. Ein Blick auf den Zustand des alten Vaters riß sie aus ihrer stummen Verzweiflung selbst. Der schwache Greis hatte sich neben Therese gesetzt auf den Schemmel, der zunächst dem Stuhle, den diese inne hatte, stand. Allmälig entkräftet durch den Jammer, der dem Manne das Herz unterwühlte, war er über den Schemmel hinabgeglitten und da kauerte er auf dem Boden, das kahle Haupt an die Knie der Tochter gelehnt.

Mühsam richtete diese den Vater auf und führte ihn in die Kammer, wo sie ihm half sich der Kleider entledigen und zu Bette gehen. Es war aber Mittag bereits vorüber und der alte Mann in Folge der Verwirrung ohne Frühstück geblieben. Das fiel Therese ein. Die Sorge für den Vater riß sie einen Moment aus der Betäubung. Wie halb im Schlafe richtete sie etwas Speise zu und nachdem der Greis sich gestärkt hatte, fühlte er sich wieder wohler. Er umfaßte jetzt erst aber auch den ganzen Zustand, in dem sie sich befanden.

Therese hatte sich aus der Kammer geschlichen und war instinktmäßig die schmale Treppe hinaufgewandelt in das

Zimmer, das sie dortmals in der ersten Zeit ihres glücklichen Verhältnisses zu dem Geliebten inne gehabt.

Ihr war so wehe ums Herz, wie an dem Morgen, da Friedrich sie zum ersten Male verlassen, wie im Schlafwandeln öffnete sie das Fenster und unwillkürlich sang sie mit leiser, bebender Stimme:

„Die hohen, hohen Berge,
Das tiefe, tiefe Thal,
Heut seh' ich mein fein Liebchen
Zum allerletzten Mal — —"

— — —

„Ich habe ihn nimmer gesehen, nimmer zum letzten Male Abschied von ihm genommen, er ist mir entflohen ohne Abschiedskuß und Abschiedsthränen, wie dortmals," schrie sie auf, die Hände schmerzvoll ringend. Weit über die Brüstung gebeugt machte sie eine Bewegung, als wolle sie sich auf die Straße stürzen; aber sie wankte zurück und sank mit dem Kopfe auf's Fenstersims, indem sie kaum hörbar hinsummte:

„Laß ab von der Liebe, sie ist Dir nicht gesund,
Laß ab von der Liebe, sie ist Dir nicht gesund".

Da kam Milizius, wie er versprochen hatte, nachzusehen. Er trat ans Haus und grüßte hinauf, weil er Therese am offenen Fenster sah. Aber diese stierte mit verstelltem Auge herab und schien den bekannten Alten weder zu sehen noch zu kennen. Milizius zog die Klingel und wartete, aber Therese bewegte sich nicht vom Fenster.

„Was ist das?" rief der Rath erschreckt und zog die Klingel zum zweiten Male. Ein unbeholfenes Schlürfen ließ sich endlich hören und der alte Joachim kam die Treppe herab, um zu öffnen.

„Warum kommen Sie herab, Meister", sagte Milizius verwundert, „es wird ja doch sonst von oben aufgezogen und was ist denn mit Ihrer Tochter? Sie sieht oben aus dem Fenster ohne sich zu regen."

Der alte verstand nicht, er lächelte blos und schleppte sich wieder die Treppe hinauf. Der Rath betrat das Zimmer

und der zur Geistesabwesenheit gesteigerte Schmerz der beiden Leute gab sich in Allem kund.

„Das ist grausam“, seufzte er, „und man kann nichts thun.“ Der Alte hatte sich in seine Kammer zurückgezogen und die Thüre hinter sich geschlossen. Milizius ging eine Treppe höher, um zu Therese zu gelangen. Er fand sie halb knieend, halb im Fenster liegend und mit starrem Auge gerade hinsehend. Beim Eintritte des Mannes fuhr sie zusammen, richtete den Kopf nach der Thüre, sah aber gleich wieder weg.

Der Rath ging zu ihr, fragte sie um Verschiedenes über Friedrich und machte ihr Mittheilungen über ihr nächstes Verhalten, aber sie gab keine oder so sinnlose Antworten, daß der Mann einsah, es sei mit dem besten Willen für jetzt nichts zu richten.

„Das ist fatal“, brummte er und es wäre sehr nöthig, im Interesse dieser armen Leute gewesen, ihnen manchen Wink zu geben. Ich will morgen nochmal nachsehen.“ Damit stieg er die Treppe hinab. Im Vorübergehen wandte er sich nach den rückwärtigen von Friedrich innegehabten Zimmern, aber sie waren verschlossen. Traurig schlich er aus dem Hause fort.

---

Der Abend kam und Milizius war bereits in der Wohnung der todten Fürstin, als endlich Therese sich erhob vom Abendfrost aufgerüttelt und schnell die Treppe hinabeilte.

Hastig trat sie in die Stube und öffnete die Thür von Joachims Kammer.

„Vater“, rief sie, „war nicht eben Herr Doctor Milizius hier?“

„Der ist schon ein gut Weil hier gewesen und lange wieder fort“, sagte der Alte apathisch.

„Mir ist doch, als war er bei mir oben und hätte allerlei mit mir gesprochen.“

„Das kann schon sein, er hat sich lange im Hause aufgehalten, ich habe ihn wieder fortgehen hören.“

„So weiß ich nicht, habe ich geschlafen oder wo meine Gedanken waren“, sprach das Mädchen verlegen lächelnd.

„Was hast Du denn da für einen Brief in der Hand?“ fragte Joachim.

„Einen Brief? Ich weiß es nicht, was ist denn das für ein Brief?“ entgegnete sie, denselben in der Hand herumdrehend.

„Hat Dir ihn Herr Milizius gegeben?“

„Ich kann mich nicht erinnern.“

„Mach' doch Licht an und sieh' nach“, sagte Meister Joachim.

Mechanisch gehorchte Therese und besah die Aufschrift. Es war die Hand Friedrichs und die Adresse an Peter Kurz. Jener Brief, den Friedrich für alle Fälle in einer Nacht an seinen Freund geschrieben hatte, um ihn als Empfehlung Therese, die er an ihn wies, mitzugeben. Unter der Adresse standen die Worte:

„Wenn Du in vierundzwanzig Stunden meiner Abwesenheit nichts von mir erfährst oder gewiß bist, daß ich nicht mehr komme, so reise dahin, wohin dich die Adresse weist. Lebwohl. Für das andere wird Milizius sorgen.“

„Ich kann mich nicht besinnen, hat mir Friedrich den Brief selbst gegeben oder habe ich ihn irgendwo liegend gefunden oder hat ihn der Doctor mir überbracht,“ sprach Therese immer die Aufschrift des Briefes ansehend.

„Du wirst doch nicht von Sinnen sein?“ brummte der Alte unwillig.

„Ich glaube, ich war es; aber Gott wird geben, daß ich mich nach und nach erhole und es wird mir auch darüber die Erinnerung kommen. — Vier und zwanzig Stunden müssen bald vorüber sein, seit er fort ist“, begann sie nach einer Pause wieder und durch den Herrn Milizius weiß ich gewiß, daß er nimmer kommt. Vater, wollen wir die Reise antreten, dahin, wo die Adresse hinweist. Es ist nicht weit

von hier und zu einem guten Freunde Friedrichs, ein braver, ebenfalls unglücklicher Mann, von dem er oft erzählte."

„Jetzt ist Nacht und hast auch nichts in Ordnung," antwortete der Alte. „Müssen wir doch erst die Nacht vorübergehen lassen und Herr Milizius wird schon auch noch einmal kommen."

Während dem klingelte es und Therese öffnete. „Es wird der Doctor sein!" sagte sie.

Indeß traten zwei Männer ein, in lange dunkle Mäntel gehüllt. Der Eine war der Mann, der sich Dominique nannte, der Andere sein Begleiter, jener räthselhafte Milaner.

Dominique gab Therese einen Zettel, welcher die Worte enthielt:

„Diese beiden Männer haben den Auftrag, den Nachlaß „Friedrichs zu sich zu nehmen, insoferne derselbe in Papieren „und Schriften besteht. Sie werden Ihnen nichts in den Weg „legen und nichts verheimlichen, es geschieht in Ihrem Interesse, da sich Dinge darunter befinden werden, welche Sie „in Unannehmlichkeiten bringen könnten. Ueber Friedrich „selbst seien Sie außer Sorgen, er ist unter meinem Schutz."

„Der Unsichtbare."

„Er!" flüsterte Therese mit heimlichem Grauen. Obwohl sie das Verhältniß Friedrichs zu dieser seltsamen Macht nicht genau kannte, so ahnte sie doch immer irgend eine ähnliche Beziehung des Geliebten zu Jemand. Ohne Weigerung gab sie die Schlüssel und Dominique öffnete mit dem Milaner die Zimmer des Agitators. Es war Grundsatz Friedrich's gewesen, möglichst wenig Schriftliches zu besitzen und dieß war immer so geordnet, das im Falle schnell beseitigt, verbrannt oder verpackt werden konnte. Die Nachforschenden hatten leichte Mühe, einige Packete Briefe und einige Bündelchen Schriften zu sammeln und heraus zu tragen. Dominique entzündete einen Bündel der Papiere und steckte ihn in den Ofen, um die anderen folgen zu lassen und vollständig den Flammen zu übergeben.

„Ich bin beauftragt, sie zu fragen, was Sie für Ihre Zukunft vorhaben oder ob Sie irgend welcher Hülfe bedürfen", wandte sich der Diener des Unsichtbaren dann an Therese.

„Ich habe eben erst diesen Brief von Friedrich gefunden", antwortete diese und zeigte die Adresse. „Ich werde seinem Rathe folgen."

Dominique las die Aufschrift und die Bemerkung und zeigte sie dem Milaner. „Es ist gut so," sagten Beide, aber Sie werden gut thun, sobald als möglich das Haus zu verlassen. Vielleicht heute noch." Dann verließen sie wieder das Haus.

„Es wäre doch am Ende besser, wenn wir heute noch fortgingen, meinte Therese nach einigem Ueberlegen. An dem Rathe der Männer könnte doch etwas sein und mir ahnt es so sonderbar, als wären wir außen sicherer."

„Wenn Du meinst, so will ich nicht dagegen sein," sagte Joachim, „obwohl ich nicht leicht aus meinem alten Hause gehe, indeß, es ahnt mir selbst, als wolle es bald zusammenstürzen."

Es hatte in dem Auftreten der beiden Abgesandten des Unsichtbaren und in dessen Versicherung, daß Friedrich in seinem Schutze sich befinde einiger Trost für die Geliebte gelegen und einiger wirklicher Trost in der gedrücktesten Lage gibt Muth, wenn auch nur wenigstens soviel moralische Kraft, als nöthig ist, um sich aus der ersten Lage, in die das Unglück uns versetzt hat, zu reißen.

Rasch packte Therese einen Koffer mit dem Nöthigsten für sich und den Vater und mit wehmüthigen Gedanken, aber dennoch von der Nothwendigkeit überzeugt, verließen Vater und Tochter das Haus.

---

Am Morgen nach der fürchterlichen Nacht, in welcher die schreckliche Verwirrung im Kreise der geheimen Bundes-Brüder stattgefunden, sammelten sich die Zerstreuten, und

die in der Aufregung kopflos auseinandergeeilten Anführer allmälig bei Simeon.

Am frühen Morgen kam der Professor bleich und verstört an.

„Was hältst Du von dem Ganzen?“ fragte Simeon. „Es ist ein Unglück, nicht wahr?“

„Es ist etwas Schreckliches!“ antwortete der Partei-Führer. „So habe ich mir den Ausgang nicht gedacht. — Alles ging vortrefflich und in einer Stunde konnte der flammende Aufstand unser langes, schweres Mühen krönen. Die Telegramme waren bereit und mit Tagesanbruch flackerte es durch's ganze Land, durch's ganze Reich.“

„Da kam der verwünschte Friedrich —“ fiel Simeon ein.

„Der Dämon!“ knirschte der Professor. „Hat man es nicht gesagt, früher schon, der Mensch spinnt Verrath. Er hat ihn vom Auslande eingeschleppt, und ist von unsern Gegnern beeinflußt worden. Aber er soll nun seinen Lohn haben, er entgeht uns nicht, laß uns nur erst wieder gesammelt sein.“

„Es ist noch gut, daß der Tumult sich nicht auf die Straße zog, wir konnten Alle verrathen sein!“ sagte Simeon.

„Verrathen?“ Wissen wir denn, ob wir es nicht sind. Wer steht uns dafür, daß der Bube den ganzen Handel auf die Gefahr hin, sich selbst zu compromittiren, nicht heute denunzirt?“

„Das wird er wohl bleiben lassen, er mußte es nur im Anfalle äußerster Kopflosigkeit thun, oder selbst in die Hände der Polizei gelaufen sein, die in letzter Nacht gewiß nur mit offenen Augen schlief.“

„Ich traue jenem Milizius, dem alten abgeschliffenen Doctorchen eigentlich noch mehr oder besser gesagt noch weniger zu. Er spielte mit Friedrich und Mazzini letzte Zeit ganz sicher unter einer Decke, und war so ein Duckmäuser, der nie viel sprach.“

„Das glaube ich wieder weniger, Milizius stand mit der Prinzeß Louise in Verbindung und diese —“

„Diese hat uns ebenso betrogen, wie Friedrich und die Anderen, wir waren in einer Kette von Verrath!"

„Das ist gewiß, aber man that auch Nichts, dem Verräther früher auf die Spur zu kommen."

„Laß es, die Schuld daran liegt an Jedem. Jeder konnte den Machtspruch des Bundes: „Tod dem Verräther", zur Geltung bringen, warum that es Keiner. Man munkelte und vermuthete und scheute sich in den Knaul hineinzugreifen. Ein Exempel hätte die Anderen zurückgeschreckt, sie hätten sich verrathen und man wußte woran man war", eiferte der Professor mit giftigem Blicke auf den Bundesgenossen.

„Du kanntest die Haltung Mazzini's seit der Rückkehr von der Italien-Reise; Du hörtest seine ungeschminkten Ansichten, die er offen in der Versammlung aussprach; Du wiederlegtest ihm; Du wußtest, daß Mazzini geheim seine eigene Partei hatte, warum thatest Du Nichts dagegen?" erwiderte ihm Simeon.

Der Professor senkte den Kopf und schwieg.

„Du meintest, ich sollte Mazzini eines Tages erdolchen oder ihn meuchlings aus dem Wege schaffen lassen?" entgegnete er dann im Tone der Bitterkeit.

„Ich weiß, daß Dir trotz Allem Mazzini ein lieber Freund war, daß Du ihn aus vielleicht zu billigenden Gründen achtetest und es noch thust", sagte Simeon kalt, „aber vor den Gesetzen des Bundes sollte kein Ansehen der Person, keine verwandtschaftliche und keine sonstige Verbindung schützen, das: „Tod dem Verräther", war für Alle gleich geschrieben."

„In dem Sinne zeihst Du mich also so gut des Verrathes am Bunde, als Andere?" fragte der Parteiführer schneidig.

„In dem Sinne gewiß!" entgegnete der Gelehrte trocken.

Dies Gespräch wurde durch Morgenstern unterbrochen, welcher nicht weniger deprimirt als der Professor ankam.

„Was bringst Du Neues?" fragten die Beiden.

„Was soll ich bringen?" antwortete der Israelite gedrückt. „Ich komme, um hier etwas zu erfahren. Wie steht es?"

„Man kann jetzt noch Nichts wissen und ebensowenig

unternehmen, bis sich nicht der größere Theil der Häupter zusammengefunden hat", antwortete Simeon.

„Das war eine schreckliche Nacht, etwas Crasses!" rief Morgenstern, sich in einen Stuhl werfend und mit der Hand den Kopf stützend.

„Seien wir zufrieden", erwiderte ihm der Professor, „wenn auf die schreckliche Nacht nicht noch schrecklichere Tage kommen und noch Crasseres geschieht."

„Du glaubst?" rief der Jude ängstlich. „Was könnte zum Beispiel geschehen?"

„Was könnte zum Beispiel geschehen, wenn die ganze Sache bekannt würde und man uns zur Massenaufreizung, des Hochverrathes, der höchsten Majestätsbeleidigung, des Mordes, denn es ist ein Menschenopfer gefallen, — anklagte?" fragte der Professor, indem er sich vor Morgenstern stellte.

Morgenstern bebte leise. „Du glaubst, daß man uns diese Verbrechen zur Last legen könnte?"

„Ich glaube, daß nicht drei unter Euch Allen — Mazzini, Friedrich und Milizius ausgenommen, eigentlich gewußt oder nachgedacht haben, was denn eigentlich geschieht!" antwortete ihm der Parteiführer in einer sonderbaren Tonmischung von Ironie und Mitleid. „Ihr wäret füglich alle freizusprechen wegen Unzurechnungsfähigkeit."

„Ich wußte wohl, was man wollte, und was man that," warf Simeon dazwischen, „die Wände meines Hauses haben es oft genug gehört, ich glaubte auch die Sache in so guten Händen, daß sie nicht so elend scheitern ginge, wie gestern. Freilich konnte ich nicht ahnen, daß die Sache so faul bis auf den Kern sei." Er schleuderte dem Professor einen vernichtenden Blick zu. „Meine Idee war die einer großen Zukunft, eines hellen Sonnenscheines am Völkerglück, selbst wenn er, wie wir oft gesagt, hinter Leichen und Trümmern aufgehen würde. Aber da es nun so ist, habe ich auch noch die moralische Kraft, auf den Ruinen unseres eingestürzten Baues sitzen zu bleiben und laufe vor Deinem

Hochgerichtsgespenst, vor dem Du dich übrigens mehr zu fürchten scheinst, nicht weg!"

„Was willst Du damit gesagt haben?" fragte der Professor verletzt.

„Daß ein Parteiführer, der, wie Du, mit solcher Energie die Zügel in die Hand genommen hat, nicht beim Ausbruch der Katastrophe kopflos davon gerannt sein soll," warf der Gelehrte ihm hin. Damit hast Du Dich nicht gut documentirt."

„Was konnte ich in der wüthenden Menge beginnen, was ließ sich mit dem Schwarm Tollsüchtiger anfangen?" fragte der Professor kühl.

„Nachdem Dein Popanz, mit dem Du übrigens die plumpste Farce dargestellt hast, da Du uns den wirklichen König versprochen hattest — doch das lassen wir — aber nachdem Deine Puppe gefallen war, konntest Du trotzdem, oder mußtest Du erst recht die Menge hinausführen, der Schlag konnte dennoch losgehen und wer weiß, ob nicht jetzt schon der Kampf auf offener Straße wüthete und von den Berichten nach auswärts angefacht, der Sturm dahinfegte. Aber dazu gehört Kopf, mein lieber Professor, Kopf und Geistesgegenwart."

Simeon sagte dieß so verbissen und spitz, daß der Professor nur mit einem niedergeschlagenen Blicke und zusammengekniffenen Lippen ohne Worte erwiderte.

„Ich sage Euch," nahm Morgenstern wieder das Wort, „ich würde die Anleihe bei dem alten Levi Meier nicht gemacht haben, wenn ich geahnt hätte, was der Schluß des ganzen Handels würde. Ich hätte meine Hand nicht geboten — ich."

„Nicht mehr, es war ein schlechtes Geschäft," fand jetzt der Professor wieder Gelegenheit, ihm zu erwidern. „Du dachtest wohl, das Ganze sei ein großer Handel, an dem etwas Gutes zu verdienen ist. Die herrlichen Aussichten auf eine bessere Zukunft verlockten Dich und die Anspielungen auf glückliche Zeiten, die Du in Deinem Sinne auffaßtest,

begeisterten Dich. Armer Jude, du hättest freilich nicht mitmachen sollen."

Ein weiterer Gast hob die unerquickliche Debatte auf. Er trat ruhig ein und betrachtete die Männer Einen nach dem Andern.

„Was ist Neues?" fragte Simeon.

„Alles ist ruhig," sagte der Mann. „Ich war vor einer Stunde im Saale. Was ist es mit der Leiche des traurigen Puppen-Mannes, der im Kampfe um's Leben gekommen ist? Das ist Deine Rache, Professor, er ist Deine Kreatur, Du mußt um ihn Näheres wissen und ihn versorgen."

„Wo ist er?" fragte der Professor rasch.

„Gut aufgehoben, will Dir den Platz schon zeigen," antwortete Jener, mit einem zweifelhaften Blick auf Morgenstern. „Den Herrn hier hätte ich gestern mit guter Lust und gutem Grunde aufknüpfen können, wenn nicht jetzt so Alles aus Rand und Band wäre."

„Was that er?" fragten Simeon und der Professor zugleich.

Der Mann erzählte: „Als der Tumult sich gelegt hatte, trat ich auf die Straße, da stand der feine Herr und ich hörte, wie er zu einem Andern sagte: „Mein Schwager hat die Kasse von dem Bund bei sich im Hause, es ist Geld genug für uns zwei, ich hol's und damit gehen wir schnell fort, das ist das Klügste."

„Tod dem Verräther", rief ich ihm im Vorübergehen zu und ich glaube, daß ihn das doch anderen Sinnes gemacht hat."

„Du wärst also, den Trubel benützend, mit dem anvertrauten Gelde flüchtig gegangen?" fragte Simeon.

„Das ist schon möglich!" entgegnete der Professor.

Morgenstern erwiderte kein Wort, stand auf, nahm seinen Hut und wollte gehen.

„Halt, Du gehst nicht allein!" rief Simeon. „Du bleibst, bis darüber beschlossen ist."

„Mazzini ist auch todt,“ sagte der Mann, als setzte er voraus, daß es die Anderen bereits wissen.

„Mazzini!“ rief der Professor. „Todt, Mazzini!“ Er wurde kreideweiß und hielt sich mühsam an der Wand aufrecht.

„Was ist ihm geschehen?“ fragte Simeon.

„Er ist im Gedränge erdrückt oder erschlagen worden, oder es hat ihn vielleicht auch die heftige Aufregung getödtet,“ erwiderte der Neuangekommene. „Ich sprach Milizius vorhin, welcher ihn heute Nacht, als er nochmal nachsah, fand.“

„Wo ist er jetzt?“ fuhr der Professor auf.

„Man hat ihn heute Nacht noch in seine Wohnung gebracht, Milizius hat ihn am frühen Morgen wieder besucht — er ist todt.“

„Milizius war dort?“ fragte Simeon.

„Er ist eben wieder hin, er glaubt es selbst kaum, daß es möglich ist, aber er kann kein Lebenszeichen entdecken,“ erwiderte der Mann.

„Wer begleitet mich, ich muß hin!“ rief der Professor wie außer sich.

„Du willst jetzt gehen?“ fragte Simeon in einem Tone, der nicht ohne Vorwurf klang.

„Ich muß!“ rief Jener und griff nach seinem Hute, indem er dem, der die Nachricht gebracht, zuwinkte, ihm zu folgen. „Wenn etwas Besonderes ist, so lasse mich rufen, ich bin bei Mazzini!“ wandte er sich im Gehen an Simeon.

Dieser gab keine Antwort, sondern nickte bloß mit dem Kopfe. Mazzini's Wohnung war nicht sehr weit von dem Hause Simeons entfernt. In einigen Minuten hatten die Männer dieselbe erreicht. Eilig schritt der Professor die Treppe hinauf und stürzte in das Zimmer des ehemaligen Freundes und nunmehrigen Gegners; mit starrem Blick suchte er den für todt Erklärten. Mazzini noch in der Kleidung und in dem Zustande, wie man ihn im Lokale der Bundesbrüder gefunden, lag ausgestreckt auf der Erde auf einem Teppiche. Die Augen halb geschlossen, den Mund krampf-

haft zugeklemmt, die Hände angezogen und die Finger eingekrümmt. Das noch im Tode schöne, würdige Gesicht zeigte außer einigen unbedeutenden Verletzungen, sowie der ganze Körper keine Spur einer gewaltsamen Tödtung. Das Haar lang und schlicht, sowie der Bart waren verwirrt und zerzaust in Folge des Herumstoßens. So lag er, ohne daß das klare Auge noch zu brechen (sich zu zersetzen) anfing, was für Milizius immer noch ein schwaches Hoffnungszeichen war.

Der Professor trat auf Mazzini zu und betrachtete ihn lange.

„Armer Freund, wer hat Dir das gethan?" rief er und bitterer Schmerz zeichnete sich auf seinem Gesichte.

Milizius stand seitwärts und beobachtete die Gruppe.

„Glaubt nicht", wandte sich der Parteiführer an den Arzt und den anderen Bundesgenossen, „glaubt nicht, daß Parteirücksichten mich und diesen zu Feinden, zu persönlichen Feinden machten oder daß wir heimlich einer Ansicht waren, wenn wir uns im Bunde auch bekämpften. Nein, unser Streben ging seit der Rückkunft von jener verhängnißvollen Reise, die wir Beide besser nicht gethan hätten, auseinander, aber die Kluft hinderte uns nicht, persönlich intime Freunde zu sein und wenn auch von Mazzini's Seite jene Wärme für mich nicht mehr da war, so weiß ich, wem ich es zu verdanken habe; jüngere Leute haben sich in sein Vertrauen zu stehlen gewußt."

Der Professor sah bei diesen Worten Militius scharf an, als wolle er sagen: „Du weißt, wen ich meine; ich aber," fuhr er fort, „habe für den Mann, den ich jetzt für den edelsten, besten Menschen unter Gottes Sonne erkläre, immer eine tiefe Freundschaft, eine innige Verehrung gefühlt."

„Ich kann, was Sie da sagen, bestätigen," erwiderte Milizius; „Mazzini ist ein durch und durch wahrer, edler Charakter gewesen, vielleicht zu edel für die Zwecke, die er verfolgte, was aber seine Ansicht über die Wirksamkeit der Gesellschaft in der letzten Zeit anlangt, so gestehe ich offen,

daß sie in meinen Augen nicht die unrichtigsten waren. Ich mache kein Hehl daraus, es zu bekennen."

Der Professor sah Milizius mit großen Augen an. „Also ist es wahr?" fragte er. „Was man leise munkelte, ist wirklich war? Sie und Mazzini hatten gemeinsame Sache gegen den Bund. Mazzini, Sie und Friedrich?"

„Nicht gegen den Bund arbeiteten wir," antwortete der Rath. „Das ist falsch behauptet. Für den Bund wollten wir wirken, nur in einer anderen, jedenfalls besseren Weise, in der es zu der gestrigen Catastrophe nicht gekommen wäre, aber wir wollten die Zeit abwarten, wo wir mit Erfolg auftreten konnten und dies Zurückhalten brachte uns in den Ruf als Verräther der gemeinsamen Sache."

Der Professor sah Milizius an mit einer Miene, wie man Jemand ansieht, dem man nicht gerne Recht läßt, aber auch nicht unrecht geben will.

„Friedrich?" fragte er dann, „wo ist Friedrich, wissen Sie nichts von ihm?"

„Ich traf ihn heute Nacht beim Verscheiden der Fürstin", antwortete der Rath ruhig und sicher, „seitdem habe ich ihn nie wieder gesehen."

„Beim Verscheiden der Fürstin von Friedrichsdorf? Louisens? Ist sie —?

„Gestorben, heute Nacht!" antwortete Milizius; aber indem er dieß aussprach, erstickte das letzte Wort fast auf seinem Munde. Er gedachte des fürchterlichen Gelöbnisses, das er dem Fürsten gegeben hatte."

„Was ist das? Wie ging das zu?" forschte der Professor! aber Milizius antwortete nur mehr: „ich weiß nichts Näheres darüber. Ich war heute Morgen wieder dort, fand aber Alles verschlossen und ging wieder fort. Es scheint ein Familiengeheimniß im Spiele zu sein."

„Gewiß," entgegnete Jener, „es herrscht eine gewisse Beziehung zwischen ihr und einer sehr geheimnißvollen Persönlichkeit, die auch dem Bunde ziemlich nahe steht; doch das

kümmert uns jetzt wenig. Sagen Sie was mit unsern armen Mazzini zu machen ist. Halten Sie ihn wirklich für todt?"

„Ich hielt ihn heute Nacht sofort für todt, sowohl nach den eingetretenen Symptomen, als in Folge der verschiedenen Verletzungen, die er an sich trug," sagte Milizius; „aber heute Morgen bei näherer Untersuchung fand ich die Verletzungen nichts weniger als tödtlich, auch läßt mich das noch frische Auge über den eingetretenen Tod im Zweifel, obwohl alle angewandten Wiederbelebungs-Mittel wirkungslos blieben. Ich mochte alleine ohne irgendwelche Zeugen keine weiteren Untersuchungen anstellen, jetzt aber würde ich es in Ihrer Gegenwart. Wollen Sie mir behülflich sein, ihn auf das Bett zu bringen und zu entkleiden?"

Der Professor und sein Begleiter faßten Mazzini und hoben ihn auf das Bett; dabei griff der Professor zufällig in die eine Tasche der Kleider des Verunglückten und nahm einen Zettel daraus. Er wickelte ihn auf und las.

„Lieber Rath, wir sind im Reinen und unser Freund ist, wenn auch nicht todt, doch jedenfalls verloren, hören Sie!" Er las laut:

„Liebe Freunde! Gebt Euch um mich keine Mühe. Ich „habe für alle Fälle ein wenig bekanntes, aber intensives „Gift genommen, das mich aus diesem qualvollen Leben „führen wird, indem ich keine Veränderung zum Besseren „mehr sehen kann. Folgt meinem Rathe und gebt Alles „auf. Es ist zu Nichts!"

„Das ist so!" rief Milizius. „Es ist jenes Gift, das den Körper in jenen Zustand des Starrkrampfes versetzt, aus dem er selten mehr erwacht, sondern gleich in den Tod übergeht. Er ist verloren."

Der Professor sah noch lange in die Züge des Freundes, auf einmal winkte er Milizius heran und zeigte auf die Muskeln des Gesichtes. „Regt sich da nicht Leben?" fragte er leise.

Milizius sah hin.

In der That, die Gesichtsmuskeln schienen zu zucken, die Augenlieder öffneten und schlossen sich ein Paar Mal, der Mund ging langsam auf und dann preßte er sich so fest zusammen, wie vorher.

„Jetzt ist er todt!“ sagte der Rath. „Jetzt ist er verschieden.“

---

Peter Kurz war in Folge der Zeit von seinem Liebesgram so ziemlich geheilt. Der schwärmerische, übertriebene Hang zur Einsamkeit hatte sich verloren. Der Besuch Friedrichs, dessen Zureden und seine späteren Briefe hatten viel gethan und die Zeit selbst heilt viele Wunden.

Zwar pflegte er das Andenken an die Verstorbene noch mit inniger Zärtlichkeit und die kleinen Reliquien Victors, die Friedrich ihm mitgebracht, verehrte er mit gleicher, unveränderter Liebe. Er ging noch oft in den Wald, sein trautes Plätzchen besuchte er noch, aber er gab sich nicht mehr so dem aufgelösten Schmerze hin. Ueber die Wunde war eine feine Haut gezogen, sie war verheilt, wenn auch nicht ganz verschwunden.

Er war körperlich und geistig gesundet und sein Geschäft blühte, vom Vertrauen seiner Mitbürger und der Umgegend genährt, alle Tage mehr auf. In der kurzen Zeit hatte Peter Kurz eine weit größere Berühmtheit in weiteren Kreisen erlangt, als sonst bei Anwälten kleinerer Provinzstädte der Fall ist und selbst in der Hauptstadt war sein Name und sein Wirken nicht unbekannt geblieben.

Nichts war erklärlicher, als daß dem jungen, schnell wohlhabend gewordenen Manne Anträge aus den besten Familien zu Theil wurden und selbst höher gestellte Beamte hätten den wackeren Anwalt mit Vorzügen in ihre Familie aufgenommen.

Kurz schien von alledem keine Notiz zu nehmen; er lebte außer seinen Berufs-Geschäften still fort, mied fast alle

Gesellschaft und führte ein kleines, aber anständiges Haus, welches eine ältliche Person besorgte.

In andern Fällen hätte man den Sonderling für stolz, menschenscheu oder überhaupt von unverträglichen Eigenschaften ausgeschrieen, sein Wohlstand hätte ihm Neider und seine Vorzüge Feinde gemacht; indeß Kurz war, so zurückgezogen er lebte und so wenig er außer seinen Geschäften mit der Welt verkehrte, dennoch durchweg beliebt; es konnte ihm Niemand zu nahe treten und Niemand Feind sein. Er war einer der wenigen Glücklichen, die von sich rühmen können, keinen Feind zu haben.

Er war der Anwalt der Armen, wie der Reichen und suchte das Recht da wo es war um jeden Preis zu finden. Er scheute keine Mühe, wenn es galt auf eine mögliche Weise den Gegner bei Zeiten von seinem Unrecht zu überzeugen und mancher schöne Zug, der seinem edlen Herzen entsprang, söhnte ihn selbst mit Solchen aus, die über einen verlorenen Prozeß momentan nicht gut auf ihn zu sprechen waren.

Das war das Bild und die Lage des jungen Anwaltes zu der Zeit, als Friedrich, sein Freund im Gegensatz zu seinem stillglücklichen Provinzleben, in die wildesten Lebensstürme in der Hauptstadt verwickelt war.

So fand Kurz eines Tages, als er von einer auswärtigen Gerichts-Verhandlung zurückkehrte, Therese und Vater Joachim.

Mit großen Augen betrachtete Peter Kurz die Fremden, die sich ihm als von Friedrich an ihn empfohlen vorstellten, mit noch größerem Staunen las er den Brief des Freundes, aus dem ihm freilich die Sachlage ziemlich klar wurde.

„Armer Friedrich!" sagte er halb für sich. „Ich habe das längst gedacht und habe ihn auch oft genug gewarnt; aber der Mensch war in den Wahn verrannt, es nützte nichts."

Er musterte mit einem freundlich mitleidigen Blicke den alten Mann und das vor Gram und Kummer in der kurzen Zeit furchtbar herabgekommene Mädchen.

Für Einen, der selbst unglücklich geliebt, ist der Anblick eines andern unglücklich Liebenden von doppelter Wirkung. Er sieht das Leid mit einem viel feineren Verständnisse und fühlt sich durch die Gleichheit des Schmerzes gehoben. Peter Kurz betrachtete vom ersten Augenblicke an Therese als innige Freundin im edelsten Sinne.

„Was ist aber aus Friedrich geworden, wissen Sie das nicht?" fragte er theilnahmsvoll.

Therese erzählte soviel sie von Milizius wußte, was freilich wenig war uud berichtete die Ankunft der beiden Männer, welche ihr den Zettel überbracht und Friedrichs Papiere verbrannt hatten.

„Haben Sie den Zettel noch?" fragte Friedrich.

Therese gab ihm denselben.

Er las die wenigen Worte, welche ihm ebensowenig Aufklärung geben konnten, als sonst Jemanden.

„Es wird eine Vorsicht seiner politischen Freunde gewesen sein," bemerkte er, „aber eine Spur unseres Friedrich läßt sich daraus nicht entdecken. Indeß scheint er geborgen zu sein und wird gewiß nach einiger Zeit wieder zum Vorschein kommen. Jetzt bleiben sie in Gottes Namen bei mir und das Weitere wird sich finden."

Mit den letzteren Worten geleitete er die Ankömmlinge in das Wohnzimmer und hieß es sich bequem machen, wie zu Hause.

Es war für die beiden gedrückten Gemüther von Vater und Tochter eine anheimelnde Luft in dem Hause des Mannes und sie fühlten bald, daß sie sich hier erholen würden.

---

In diesen Tagen schlich ein alter, grauer Mann in nachlässiger Kleidung und anscheinend mit Allem zerfallen in Rom umher. Er besuchte die Kirchen, stand auf den öffentlichen Plätzen und wanderte unermüdet den ganzen Tag umher. Niemand wußte woher er gekommen, noch weßhalb er hier sei und er schien Niemand anzusehen, wie er sich um

Niemand kümmerte. Er war seit kurzer Zeit plötzlich aufgetaucht und schon kannte ihn jedes Kind. Das Volk hatte ihm auch schon einen Namen beigelegt und sagte, daß dieß der ewige Jude sei.

Leute, die schnell volksthümlich werden, sind auch immer der Gegenstand von allerlei, mitunter sehr seltsamen und oft unmöglichen Geschichten.

So erzählten die Einen, der Alte, der so gebückt am Stabe daherschleiche und Niemand recht in die Augen schaue, sei in Wahrheit der ewige Jude Ahasveros. Andere sagten, daß es ein Priester von höherem Range sei, der aber wegen allerlei Vergehen der kirchlichen Aemte und Würde entsetzt worden war und in Folge dessen halb irrsinnig nach Rom kam, wo er sich umhertreibe um Buße zu thun und von der Milde früherer Freunde zu leben. Dritte wollten wissen, daß hinter dem gebrechlichen Alten einer der verwegensten Briganten-Anführer stecke, der in dieser Verkleidung sich aufhalte und herumtreibe um seine Beobachtungen zu machen. So liefen eine Menge der seltsamsten Gerüchte über den sonderbaren Mann herum; in Wahrheit aber war der gealterte vernachlässigte Mann Niemand anderer, als der — Abbé Veloccino.

Damals hatte der Abbé, nach jener Scene mit Louise und dem Unsichtbaren, plötzlich und so geheim den Schauplatz verlassen, daß er in der That für verschwunden und verschollen galt. Man hatte vermuthet, daß er sich vielleicht nach Rom gewandt, aber weder unter dem Namen Veloccino, noch unter seinem eigentlichen Familiennamen, gelang es, ihn zu erforschen und doch lebte er in Rom und befand sich tagtäglich auf offener Straße in den Kirchen und an öffentlichen Orten.

Als er das Haus, in dem dortmals die heimliche Zusammenkunft stattgefunden, verlassen hatte, stürzte der Abbé in seine Wohnung. Ein wilder Sturm, der das leichterregte Gemüth durchfegte, machte bald ruhigerem Nachdenken und einem reiferen Entschlusse Platz.

„Meine Rolle ist ausgespielt", sagte er für sich, „hier und in all' den Kreisen, in denen ich jetzt bekannt bin. Ich fühle, daß ich nicht mehr die Macht habe, mich auf der schwindligen Höhe zu erhalten und ich will lieber selbst hinabsteigen von der Bühne, als verhöhnt hinabgestoßen werden. Was will ich überhaupt noch. Sie, die mich um Glück und Ruhe meines ganzen Erdenlebens gebracht hat, ist nun trotz allen jahrelangen Ringens für mich verloren, die Verbrechen selbst, die ich um das Glück ihres Besitzes beging, sind umsonst geschehen. Jetzt rechne ich im Stillen ab mit meinem Gott und mir, ernstlich, aufrichtig und was von Ueberschuß an Schuld zum großen Theil auf meine Seite fallen wird, das will ich büßen, so gut ich kann. — Jetzt gehe ich nach Rom."

Was der seltsame Mann einmal fest bei sich beschlossen, das führte er mit einer Festigkeit aus, der nichts widerstehen zu können schien.

So verschwand der schwarze Herr noch in der Stunde aus dem Kreise, den er bisher beherrscht und unerkannt tauchte er in Rom wieder auf.

Eines Morgens trat ein gebeugter alter Mann von unscheinbarem Ansehen an jene Pforte des Hauses, wo am Klingelzuge auf dem Messingblättchen der Name „Aurelia Munstara" stand und läutete.

Die Alte sah heraus und fragte nach dem Begehr.

„Ich habe den Auftrag, bei der Signorina den Monsignor, meinen guten Freund, zu erwarten," sagte der Fremde.

„Welche Signorina und welch' ein Monsignor?" fragte die Schließerin mißtrauisch.

„Wollen Sie mich nur zu Signora Munstara führen; sie kennt mich schon," erwiderte der Mann lächelnd, „oder wollen Sie ihr erst diesen Brief zeigen, dann wird sie mich sicher vorlassen." Er schob der Alten einen Brief, der Aurelias Schriftzüge trug, durch's Schubfenster und diese verschwand damit; kehrte jedoch bald wieder und öffnete dem geduldig Harrenden die Thüre, um ihn nach den Gemächern des Fräuleins zu geleiten.

„Gott segne Sie meine Tochter!“ rief der Mann im Eintreten und küßte demüthig die Fingerspitzen der Dame, indem er leise flüsterte: „Sind wir ganz allein, Fräulein?“

„Wir sind es!“ antwortete Aurelia, ohne ihre Verwunderung über den Besuch unterdrücken zu können.

„Ich bin der Abbé Veloccino!“ erwiderte der Fremde. „Sie werden das ohnedem errathen haben.“

„Ich ahnte es aus dem Briefe, den Sie mir heraufschickten und den ich einst im Auftrage Monsignors an Sie schrieb, aber —“

„Sie haben sich den Abbé anders vorgestellt? Läugnen Sie es nicht!“ unterbrach Veloccino. „Ich war auch anders, noch vor kurzer Zeit; aber der Mensch ist wie die Pflanze, die heute noch blüht und morgen vertrocknet, vielleicht in's Feuer geworfen wird.“

Es lag in dem Ausdrucke des Gesichtes und in den Worten des alten Abbé so viel Weichheit und harmlose Einfalt, daß die Dame seine Erscheinung mit dem Bilde, das sie sich nach den Mittheilungen ihres Gönners von ihm gemacht, nicht zusammenreimen konnte. Sie sah Veloccino immer noch staunend und mit sichtlicher Unentschlossenheit an.

„Sie erlauben mir wohl, daß ich mir die Freiheit nehmen darf, meinen Freund hier zu erwarten, denn ich liebe es, hier wie überall unerkannt zu bleiben. Ich weiß, daß dieses Haus schweigt und darum habe ich es vorgezogen und die Wohnung Monsignors zu betreten vermieden,“ sagte der Abbé, der den Zweifel der Dame an seiner Identität wohl merkte.

„Monsignor wird bald erscheinen,“ entgegnete Aurelia, „es ist seine Stunde, belieben Sie wohl Platz zu nehmen.“

Indeß ward die Glocke gerührt und einige Augenblicke darauf trat der Erwartete ein.

Veloccino hatte der Dame mit den Augen ein Zeichen gegeben, ihn nicht zu verrathen und erhob sich demüthig, als Monsignor eintrat.

Erstaunt betrachtete dieser den Fremden. Er sah mit prüfendem Blicke an ihm hinab, wie man thut, wenn man Jemand zu kennen glaubt und sich doch nicht recht bewußt ist. Mit einem fragenden Winke gegen die Dame zeigte er auf den vor ihm Stehenden.

„Ein fremder Herr, Monsignor, der ein sehr guter Bekannter von Ihnen sein soll", antwortete Aurelia.

„Ich sollte den Herrn allerdings kennen," meinte der Geistliche, „aber —"

„Es ist allerdings auch lange, daß wir uns nicht mehr gesehen haben, die Menschen verändern sich sehr, namentlich wenn sie alt werden wie ich," sagte Veloccino in dem früheren bescheidenen Tone.

„Veloccino, das ist Veloccino!" rief Monsignor. „Die Sprache, ich kenne die Sprache!"

„Ich bin es, Freund, ja," erwiderte der Abbé, dem Bekannten die Hand reichend.

Währenddem hatte sich die Dame in das Kabinet hinter der Gardine zurückgezogen und Monsignor fuhr mit leiser Stimme fort: „Was ums Himmelswillen Freund, ist Dir begegnet? Du siehst sehr leidend und unglücklich aus?"

„Begegnet," erwiderte Veloccino, „mancherlei, doch darüber ist nicht jetzt die Zeit zu sprechen. Ich bin nicht leidend und nicht unglücklich, und doch in einem Sinne Beides. Diese Räthsel zu lösen, haben wir ein andermal Zeit. Weißt Du mir irgend ein stilles Plätzchen in oder außerhalb Rom, wo ich ungestört und unerkannt von der großen Welt meine Tage verbringen kann?"

„Dafür ist Rath, wenn Du dessen bedarfst", antwortete ihm der Freund, „aber es drängt mich, über Deine Lage beruhigt zu sein. Du lebst, wie es scheint, in sehr gedrückten Verhältnissen, Du hast Mangel?"

„Ich bin sogar reich, Freund", entgegnete der Abbé, ich habe noch über bedeutende Mittel zu verfügen, die ich zu guten Zwecken anwenden werde. Nein, ich danke Dir für Deine Theilnahme. Ich habe freiwillig das Kleid der

Armuth und den Weg der Buße gewählt, um Manches aus meinem früheren Leben vergessen zu machen. Es ist Zeit, daß ich den Weg betrete, sonst wird's für meine Tage zu spät."

Der Geistliche betrachtete den intimen Freund, den er wohl früher anders gekannt, noch immer mit Staunen und die Erklärungen desselben hoben dieses nicht auf.

„Ich habe gegen Dich allein kein Geheimniß", fuhr Veloccino nach einigen Augenblicken fort, „ich werde Dir mit der Zeit Alles mittheilen, wie es kam, daß ich und warum ich so nach Rom pilgerte. Ich bitte Dich für heute nur um Einiges. Ein stilles Obdach wo ich verborgen bleiben kann und um das Versprechen, daß Niemand erfährt von Veloccino's Anwesenheit. Ich bin in der Welt verschollen und will es sein."

Der Herr versprach die Erfüllung dieser Bitten und Veloccino entfernte sich.

So hatte der räthselhafte Mann sich in Rom eingeführt.

Oft traf er Morgens mit seinem Freunde bei Aurelia zusammen. Die Zeit der kühnen Ideen und geistreichen Gespräche, die Zeit des imponirenden Auftretens und der bestechenden Manieren waren für den Mann vorüber. Wie ein Kleid, eine Maske, hatte er Alles freiwillig abgelegt und wie er kein Interesse mehr erwecken wollte, so schien er auch für nichts mehr Interesse zu haben. Er hatte ausgelebt, es war nur mehr die leere Hülse der Raupe, der Schmetterling, der glänzende, war fort.

Eines Morgens, einige Zeit nach seinem geheimnißvollen Auftreten kam er wieder zu Aurelia Mustava, um seinen Freund den Monsignor zu erwarten.

Still und schweigend, wie immer, setzte er sich in einen Stuhl; aber an dem Morgen sah er noch gebeugter aus, sein Gesicht hatte etwas Düsteres, fast Erschreckendes und sein Blick, der sonst gedrückt auf dem Boden haftete, schweifte wie von Angst getrieben, unruhig hin und her.

Mit aufrichtigem Mitleid fragte Aurelia: „Was haben Sie heute, Herr Veloccino. Sind Sie krank oder ist Ihnen etwas begegnet?“

„Ja wohl begegnet, Fräulein“, antwortete der Mann mit düsterm Lächeln, „es ist mir heute Nacht etwas Seltsames begegnet“.

Die Dame hielt es für Unbescheidenheit, weiter zu fragen, da Veloccino selbst nicht erzählen wollte. Sie schwieg, aber verstohlen haftete ihr Blick immer auf dem gebückt Dasitzenden, der in Gedanken weit entfernt zu sein schien.

Wie für sich, ohne von der Anwesenheit der Dame Notiz zu nehmen, murmelte er dann: „Es ist für mich keine Ruhe mehr auf der Welt, ich muß schon sein wie Ahasver bis meine Knochen einmal irgendwo liegen bleiben.“

Aurelia hatte die Worte gehört und mit Bedauern daraus den Schluß gezogen, daß Veloccino wieder fort wollte, was ihr bei seinem körperlich und geistig schwachem Zustande ein peinlicher Gedanke war; doch wagte sie nicht, ihn näher über seine Absicht zu fragen.

Nach längerem Warten, das von keiner Seite mehr durch ein Wort unterbrochen ward, erschien endlich Monsignor ungewöhnlich spät.

„Ich habe heute lange auf mich warten lassen, lieber Freund“, sagte er freundlich lächelnd, nachdem er die Dame begrüßt hatte. „Aber was hast Du, wie siehst Du aus?“

„Sie ist gestorben heute Nacht“, antwortete Veloccino tonlos.

„Wer?“ fragte Monsignor.

„Sie, Du weißt es ja, Louise —“ entgegnete der Alte.

„Louise? Jene Dame, von der Du mir erzähltest —? Hast Du Nachricht bekommen?“

„Sie hat es mir selbst gesagt. Sie war bei mir, ist mir erschienen. Es war eine fürchterliche Stunde, an die ich noch den Rest meines Lebens denken werde. Sie hat mir schreckliche Dinge gesagt, o Gott, wenn das wahr wird,

Freunde! Der Mensch soll nicht freveln und ich habe so viel gefrevelt in anderen Tagen."

„Du hast eine Erscheinung gehabt? Ein Traumgesicht?"

„Kein Traumgesicht. Sie war wirklich bei mir; ich fühlte die eiskalte Hand auf der meinen und sah den Blick der erloschenen Augen und die starren fahlen Züge einer Leiche. Ich hörte die Stimme, die ihre natürliche Stimme nicht war. Ich hörte und sah die Verstorbene — —."

Der Erzähler brach ab und stand auf, es war, als ob ein Fieberfrost ihn schüttelte, und von innerer Angst getrieben, heftete sich das unheimlich spähende Auge nach der Thüre.

„Lebt wohl, meine Freunde," sagte er plötzlich mit dumpfer klangloser Stimme, „ich muß fort jetzt — ich muß gehen, um Euch nie mehr zu sehen."

„Was hast Du, Veloccino?" fragte ihn der Geistliche. „Wo willst Du hin?"

„Ich weiß nicht — fort, fort von hier!" antwortete dieser, „wohin es mich treibt, weiß ich nicht. Ich danke Euch für alle Liebe und Freundlichkeit, lebt wohl!"

Mit diesen Worten hatte er die Thür geöffnet und wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, verließ er rasch und ohne noch umzusehen das Haus.

---

Robert und Caroline bewohnten Veloccinos Haus, das dieser ihnen zum bleibenden Besitze bestimmt hatte. Sie waren aus allen vielleicht die Glücklichsten geworden.

Die Fürsorge des Vaters hatte die durch die Ehe Vereinten mit hinlänglichen Mitteln ausgestattet und Robert, der unter des Meisters Hand Tüchtiges gelernt hatte, arbeitete aus gewohnter Thätigkeit mit Eifer und Fleiß, um nicht von dem Vermögen des „Herrn", wie er Veloccino immer noch nannte, leben zu müssen.

Seit dem Tage des Verschwindens Veloccinos erfuhren auch sie keine Silbe mehr von ihm. Wohin sie sich wandten und welche Mühe sich Robert gab, der in Veloccinos Ver-

hältnisse einigermaßen eingeweiht war, es blieb unmöglich, eine Spur vom „schwarzen Herrn“ zu entdecken.

Zudem kamen Zuschriften aller Art in Veloccinos Hause an, zum Theil entferntere Verbindungen, welche nur die Adresse an das von ihm seit Jahren bewohnte Haus hatten, zum Theil auch Solche, welche in kürzester Zeit mit ihm verkehrt und ihn plötzlich nach Hause zurückgekehrt wähnten.

Robert wagte die Zuschriften, die, wie er den „Herrn“ kannte, oft nur für ihn bestimmte Geheimnisse enthalten konnten, nicht zu öffnen und sandte, wo er es bestimmt thun konnte, die Briefe wieder an ihre Adressen zurück. Andere, von denen er vermuthen durfte, daß der Absender nicht zu ermitteln sei, behielt er vorsichtiger Weise zurück.

Auch Besuche kamen. Leute, die Robert wohl kannte von früherem Sehen und Verkehr. Sie staunten, den „Abbé“ nicht zu treffen und zu erfahren, daß der ehemalige Famulus nun der Herr des Hauses sei. Auf weitere Fragen mußte dieser aber immer zur Antwort geben, daß er selbst keine Spur von seinem ehemaligen Gebieter habe.

Das erweckte manchen Zweifel und viele Verlegenheit. In wie vielerlei Angelegenheiten und Verwicklungen der sonderbarsten Art, mit den höchsten Personen oft selbst war der Abbé verflochten und wie viel regierte er von dem schwermüthigen, düsteren Arbeitszimmer aus.

Alle diese Fäden waren nun mit einem Male abgeschnitten, das ganze groß ausgebreitete Netz zerrissen. Er wollte es, er hatte es absichtlich gethan. Wie Manches ging dadurch fehl, wie manches Andere kam zu Stande. Der Mann beging eine große Grausamkeit, indem er sich so plötzlich aus seinem Wirkungskreise zog. Leben konnten auf dem Spiele stehen, standen vielleicht auch wirklich, Hoffnungen erstarben zu nichts und lang und mühsam aufgebaute Unternehmungen scheiterten.

Er wollte nicht mehr und wenn das Weltgebäude über ihm eingestürzt wäre; er wollte nicht mehr! —

Eines Abends saßen Robert und Karolina in einem der Zimmer, die sie für sich eingerichtet hatten, ruhig beisammen, aus ihrer reichen hochbewegten Vergangenheit sich unterhaltend.

Still und traulich, die Wohlthat der Ruhe nach den rauhen Stürmen, die sie umbraust, genießend, waren sie in sich glücklich.

Einige Male horchte Robert auf und von Karoline darum befragt, antwortete er, es sei ihm vorgekommen, als wäre Jemand durch die hintere Pforte ins Haus getreten. Er höre und sehe aber nichts mehr. In der That, wie sie lauschten, es rührte sich nichts und sie riethen auf den alten Diener, der im Erdgeschosse wohnte.

Eine eigenthümliche Unruhe trieb jedoch den jungen Mann, dennoch die Thüre zu öffnen und hinauszugehen. Beim ersten Schritte aber trat er zurück und winkte Karoline, ihm zu folgen.

„Hörst Du's?" flüsterte er. „Es ist der Ton von des Herren Instrument in seinem Arbeitszimmer, hörst Du's?"

Leise, auf den Zehenspitzen schlichen sie den Gang vor und öffneten möglichst geräuschlos die Thüre.

Es war Veloccinos Clavierspiel. Eines jener ergreifenden Tonstücke seiner eigenen Erfindung, gleich schön wie immer, nur schwächer, matter gespielt, aber mitten im Takte, als wäre ein elektrischer Strom durch die Annäherung der beiden Personen unterbrochen, riß die Melodie ab und summte in einem widerlichen Mißton fort. Der Vorhang, der das Kabinetchen abschloß, hob sich und Veloccino trat hervor.

Beide glaubten einen Geist zu sehen, als ihnen der altgebeugte Mann im Dämmerlichte gegenüberstand.

„Fürchtet Euch nicht, ich bin es, Veloccino — ich bin es wirklich", sprach er ruhig. „Ich komme nur um Euch zu sagen, daß Karolinens Mutter gestorben ist. Louise ist todt!" —

Ein leiser Schauer befiel die jungen Leute, aber Veloccino ging an ihnen vorüber, wie ein Gespenst. Sie sahen ihn

den Gang entlang schreiten, die Treppe hinabsteigen, ohne daß sie ihn anzureden oder aufzuhalten fähig waren.

Sie vernahmen, wie er die Thüre des Hauses auf und wieder zuschloß und ebenso die Thüre der Gartenmauer, als sie in das Zimmer zurückkehrten. Einen Augenblick stand er, das Haus betrachtend jenseits, dann warf er die Schlüssel über die Mauer zurück ins Gras und ging fort.

Lange sprachen die beiden Leute kein Wort. Wie eine unheimliche Botschaft durch einen unheimlichen Boten gebracht, wirkte diese sonderbare Begegnung.

„Die Mutter ist todt!“ flüsterte Karoline endlich.

„Der Herr gebe ihr die ewige Ruhe!“ entgegnete Robert.

„Amen“, sprachen Beide zusammen tief bewegt. „Aber der Herr, Veloccino!“ sagte Robert leise und schüchtern um sich sehend. „War er es oder eine Erscheinung? Das Clavierspiel wenn nicht gewesen wäre, glaubte ich an eine solche.“

„Wie er gealtert ist in den wenigen Monaten, seit wir ihn nicht gesehen — kaum zu erkennen!“ entgegnete Karoline.

„Eine schwere Vergangenheit, eine bewegte und nicht immer lichtumflossene Vergangenheit liegt auf den Schultern dieses Mannes, ich weiß es“, sprach Robert, „und das mag altern.“

„Hast Du gesehen, wie er die Schlüssel über die Mauer zurückwarf?“ bemerkte Karoline, „das bedeutet wohl, daß er nie wieder kommt.“

„Wohin er geht und was er beginnt“, sagte Robert leise seufzend, „der Herr sei mit ihm und segne seine Schritte, es gehe ihm gut. Er hat Manches auf sich, das Keines von uns verantworten möchte, er hat auch Manches gethan, wofür ihm Segen blühen mag, wir sind glücklich geworden durch ihn.“

Ueber den Fluß herüber aus der Stadt trug der Abendwind das Geläute der Ave-Maria-Glocken. Karoline und Robert knieten still betend im Zimmer hin und beteten, jedenfalls auch für eine Verstorbene und den Mann, der im Leben noch als todt gelten wollte.

---

Der geheime Bund war bald zerstoben. Das Haus Simeons wurde leer, ein Genosse um den andern verlor sich und der Besitzer des gastfreien Hauses zog mit seiner Familie fort.

Dem Leichenzuge des alten Mazzini waren wenige Freunde gefolgt, unter ihnen der Professor. Er machte noch einige Zeit vergebliche Anstrengungen, wenigstens die Elemente der Gesellschaft zusammenzuhalten. Es ging nicht mehr, der Wahn hatte mit dem Gipfelpunkte, der ein so luftig aufgebautes Werk krönen sollte, seinen vernichtenden Stoß erhalten.

Muthlos wanderte auch der Professor, dessen Kenntnisse und Fähigkeiten einer bessern Sache würdig gewesen wären, vielleicht durch Mazzini's Ende zur Einsicht gebracht, weiter. Er mochte indeß wirklich kein bestimmtes Ziel im Auge haben oder verheimlichte es seinen Bekannten, kurz er verscholl.

Morgenstern war Einer von den Ersten, die zurücktraten, es war kein gutes Geschäft für ihn. Milizius erfüllte seine Angelegenheiten, die er den Personen, an die Versprechen ihn banden, zu erfüllen schuldig war. Er besorgte die Sachen der Fürstin auf Wunsch des Unsichtbaren und leitete die Veräußerung des Besitzthums der Joachims ein.

Er hatte endlich Ruhe und der müde Körper, der abgehetzte Geist des bejahrten, durch so vielerlei seltsame Ereignisse und Erlebnisse gezogenen Mannes bedurfte der Ruhe wohl.

Milizius war nie eine selbst handelnde eigenmächtig auftretende Natur gewesen; er war durch seine Unterwürfigkeit für die, denen er gut war, durch seine Bescheidenheit und seinen Diensteifer in die Affairen der Fürsten, Friedrichs und Aller derer, die ihn als Werkzeug gebrauchten, hineingezogen worden.

Der Mann hätte mit seinem Wissen und Fleiße eine Stellung in der Welt erlangen können, die ihn weit von den nicht gefahrlosen Abentheuerlichkeiten, zum angesehenen Gelehrten oder Beamten gemacht hätten, während er in den dunklen Sphären unterging.

Veloccino blieb, nachdem er sein Haus zum letzten Male verlassen, spurlos verschwunden. Er tauchte nimmer auf, in Rom nicht und anderswo. Auch dieser seltsame Mensch, vielleicht mit Geistes-Kräften ausgerüstet, die ihn im andern Falle an die Spitze der deutschen Wissenschaft berufen hätten, strauchelte an einem Wahne. Eine verrechnete That erzeugte die andere, denn:

„Das ist der Fluch der bösen That',
„Daß sie fortzeugend Neues stets gebäre".

Vielleicht büßte der Mann, der über sich bei allen Ausschreitungen doch stets viel vermochte, wirklich manche seiner Fehltritte und Verirrungen in stiller Zurückgezogenheit ab, vielleicht lebt er noch ein gebessertes Leben.

Der Unsichtbare, jener eigenthümliche, ursprünglich hochangelegte Charakter, der in der Schwäche eine Art Vorsehung üben zu wollen, wohl auch zu Manchem griff, was seine edleren Thaten wieder verdunkelten, ging unter in der Zeit. Sein Feld des Wirkens war abgeerntet, er ging, vielleicht an andern Orten Ersprießlicheres zu beginnen, vielleicht um das Schicksal seines Sohnes, der theils ein Spielball seiner Launen, theils das Opfer einer schwärmerischen Weltverbesserungs-Idee wohl nie im ruhigen Besitze eines wirklichen Glückes gewesen war, zu bestimmen. Möglicherweise war die Verbannung Friedrichs durch den Unsichtbaren erst der Anfang eines anderen glücklicheren Lebens.

---

# Epilog.

So sind sie alle hinabgetaucht, die Gestalten dieser eigenthümlichen Menschen, wie Schatten in das Reich der Schatten. Ihr Walten, das sich zu den seltsamen Ereignissen fügte, welche die Blätter dieses Buches füllen, war kurz gesagt, ein Wahn. Große Gedanken leiteten die Einen auf Abwege, die Anderen auf die Bahn des Verbrechens selbst, — so viel Mühe, so viele Aufopferung, um am Ende wie ein Schatten zu verduften!

Das Bestehende bleibt bestehen, so lange es muß. Kein noch so feiner Geist zersetzt das Werk der Zeit, keine noch so kräftige Faust schlägt das Bestehende in Trümmer; gegen die Dinge, welche außer dem Bereiche von Menschenwitz und Menschenkraft liegen, vermag kein Einzelner, keine Gesellschaft einen Streich zu führen.

Dagegen handeln wollen ist Vermessenheit und Irrwahn. Es sind die Früchte an dem Baum der Weltgeschichte, die reifen und von selbst abfallen, wenn sie reif sind. Nie forscht ein Sterblicher ungestraft in die Zukunft, nie hebt er ohne sich zu schaden den Vorhang von dem Tempel, in dem das Buch der kommenden Ereignisse liegt. Das Leben der einzelnen Menschen, das Leben der Fürsten und Völker, was geschieht und geschehen wird, liegt in Gottes Hand!

Wenn dieses Buch, das fast unter dem Auftauchen und Verschwinden der geschilderten Ereignisse entstand, in andern Tagen der Vergessenheit auch eingefallen und nur einzeln

einem späteren Leser vielleicht in Jahrzehnten in die Hand fällt, so mag er allerdings über Manches Staunen und Befremden tragen; es ist ihm aus der Zeit gerückt und fremd, was er da verzeichnet findet und wenn er es vergleicht mit den Blättern der Geschichte, so sucht er nach Mancherlei dort wohl vergebens, denn was er in diesem Buche liest, ist nicht am offenen Tageslicht geschehen — was der Theil der Weltgeschichte ist — sondern es sind die Handlungen, die zwischen das Licht fielen; hinter dem offenen Schauplatz dargestellt, die zur Folie der Geschichte dienen.

Und wenn auf hundert Blätter dieses Buches nur Eines trifft, das dem spätern Leser wie dem heutigen das Auge öffnet über das, was der Zweck und die Absicht desselben ist, so ist es werth, nicht ganz vergessen zu werden, so erfüllt es seine Mission, die eine edlere, eine aufrichtiger gemeinte jedenfalls ist, als sich auf den ersten Blick beurtheilen läßt; erst prüfen — recht prüfen und dann urtheilen. Mit diesem Mahnrufe sei es der ganzen Welt in die Hand gegeben!

Bettler und Fürstensohn Roman aus unseren Tagen

Bd.: 2. Band

München [1876]